

# BREMISCHES JAHRBUCH

Band 71 · 1992



BREMISCHES JAHRBUCH · BAND 71 · 1992



# BREMISCHES JAHRBUCH

In Verbindung mit der  
Historischen Gesellschaft Bremen  
herausgegeben vom  
STAATSARCHIV BREMEN

Band 71 · 1992

SELBSTVERLAG DES STAATSARCHIVS BREMEN

Das BREMISCHE JAHRBUCH erscheint seit 1863

REDAKTION:

Wilhelm Lührs

REDAKTIONSAUSSCHUSS:

Karin Hackel-Stehr, Adolf E. Hofmeister, Hartmut Müller,  
Reinhard Patemann, Eugen De Porre, Andreas Röpcke, Bettina Schleier

Die Redaktion bittet, Zuschriften, Manuskripte und Rezensionsexemplare an  
das Staatsarchiv Bremen, Am Staatsarchiv 1, 2800 Bremen 1, zu richten

Gesamtherstellung: H. M. Hauschild GmbH, Bremen

ISSN 0341 – 9622

# Inhalt

	Seite
Titelbild und Erläuterung: Im Columbusjahr 1892 Von <i>Hartmut Müller</i> .....	9

## Aufsätze

Phabiranon und Fabaeria — Auf der Suche nach antiken Stätten im Watt Von <i>Horst Banse</i> .....	15
Geld und Gewissen — Raimund Peraudi und die Ablassverkündung in Norddeutschland am Ausgang des Mittelalters Von <i>Andreas Röpcke</i> .....	43
Johann Heinrich Eggeling (1639—1713): Eltermann, Ratssekretär, Gelehrter und Sammler — Aspekte der Antikenrezeption in Bremen im 17. Jahrhundert Von <i>Thomas Elsmann</i> .....	81
Eine Frage der politischen Existenz — Hanseatische Überlegungen hinsichtlich eines Beitritts zum Rheinbund 1806—1810 Von <i>Christiane Matzen</i> .....	103
Zur Erinnerung an Magdalene Thimme (1880—1951) Von <i>Diether Koch</i> .....	123

## Arbeitsberichte

Zur archäologischen Mittelalterforschung in Bremen Von <i>Karl Heinz Brandt</i> .....	191
Die Denkmalpflege in der Freien Hansestadt Bremen 1989 bis 1991 — Sechster Bericht des Landesamtes für Denkmalpflege Von <i>Hans-Christoph Hoffmann</i> mit <i>Peter Hahn</i> .....	223

## Rezensionen und Hinweise

<i>Helling, Wilfried</i> : Gleichschaltung und Ausgrenzung. Der Weg der bremischen Anwaltschaft ins Dritte Reich ( <i>Herbert Schwarzwälder</i> ) .....	285
---	-----

	Seite
Strafjustiz im totalen Krieg. Bearb. von <i>Hans Wrobel (Bernt Roder)</i> . . . . .	291
<i>Butterwegge, Christoph</i> u. a. (Hrsg.): Bremen im Kalten Krieg ( <i>Günther Rohdenburg</i> ) . . . . .	293
<i>Mohrmann, Günter</i> : Liberale in Bremen ( <i>Reinhard Patemann</i> ) . . . . .	297
<i>Kröning, Volker</i> u. a.: Das Land Bremen in Deutschland und Europa ( <i>Hartmut Roder</i> ) . . . . .	298
Für Bremen. Eine kritische Standortbestimmung. Von <i>Kurt Rossa</i> u. a. ( <i>Hartmut Roder</i> ) . . . . .	298
<i>Spichal, Reinhold</i> : Jedem das Seine. Markt und Maß in der Geschichte am Beispiel einer alten Hansestadt ( <i>Adolf E. Hofmeister</i> )	301
<i>Löbe, Karl</i> : Seeschifffahrt in Bremen ( <i>Hartmut Müller</i> ) . . . . .	303
<i>Kludas, Arnold</i> : Die Seeschiffe des Norddeutschen Lloyd. 1857 bis 1919 ( <i>Christian Ostersehlte</i> ) . . . . .	304
<i>Bretting, Agnes</i> und <i>Hartmut Bickelmann</i> : Auswanderungsagenturen und Auswanderungsvereine im 19. und 20. Jahrhundert ( <i>Lars U. Scholl</i> ) . . .	306
<i>Just, Michael</i> u. a.: Auswanderung und Schifffahrtsinteressen ( <i>Lars U. Scholl</i> ) . . . . .	306
<i>Andersen, Arne</i> und <i>Uwe Kiupel</i> : IG Metall in Bremen ( <i>Peter Kuckuk</i> ) . . . . .	308
Wellblech und Windkanal. Arbeit und Geschäfte im Bremer Flugzeugbau von 1909 bis 1989. Red. <i>Dieter Pfliegensdörfer (Hartmut Pophanken)</i> . .	311
<i>De Porre, Eugen</i> und <i>Peter Naujokat</i> : 200 Jahre öffentliches Badewesen in Bremen ( <i>Günther Rohdenburg</i> ) . . . . .	313
<i>Ellerkamp, Marlene</i> : Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht ( <i>Karin Hackel-Stehr</i> ) . . . . .	315
Bremer Frauen von A bis Z. Hrsg. von <i>Hannelore Cyrus</i> u. a. ( <i>Bettina Schleier</i> ) . . . . .	317
<i>Meyer-Braun, Renate</i> (Hrsg.): Frauen ins Parlament! ( <i>Inge MarBolek</i> ) . . . . .	318
<i>Meier-Hüsing, Peter</i> : Religiöse Gemeinschaften in Bremen ( <i>Gerhard Schmolze</i> )	321
<i>Breitenfeldt, Martin</i> : Bremens fromme Szene ( <i>Gerhard Schmolze</i> ) . . . . .	321
<i>Reinhardt, Klaus</i> : Eine Musiker-Jugend in Bremen. Die Wiederentdeckung des Komponisten Wilhelm Berger (1861–1911) ( <i>Gerhard Schmolze</i> ) . . . . .	322
<i>Scheper, Burchard</i> : Bremerhaven so wie es war ( <i>Reinhard Patemann</i> ) . . . . .	323
<i>Grapenthin, Elke</i> : Künstler und Künstlerinnen in Bremerhaven und Umgebung 1827–1990 ( <i>Alfred Löhr</i> ) . . . . .	324

	Seite
<i>Hucker, Bernd Ulrich: Kaiser Otto IV. (Dieter Hägermann)</i> . . . . .	325
<i>Weiberg, Elke: Das Niederkirchenwesen in der Erzdiözese Bremen im Mittelalter (Bernd Ulrich Hucker)</i> . . . . .	326
Zur Hilfe verbunden. 550 Jahre St. Antonii-Brüderschaft zu Stade 1439–1989 ( <i>Andreas Hedwig</i> ) . . . . .	328
<i>Eichberg, Henning: Festung, Zentralmacht und Sozialgeometrie (Lars U. Scholl)</i>	330
<i>Mütter, Bernd: Agrarmodernisierung als Lebenserfahrung (Klaus Schaap)</i> . . . .	331
<i>Oltmann, Joachim: Wieder in die Gänge kommen. Die Gemeinde Stuhr in der Nachkriegsgeschichte 1945–1950 (Hartmut Müller)</i> . . . . .	333
<i>Borger-Keweloh, Nicola und Hans-Walter Keweloh: Flößerei im Weserraum (Adolf E. Hofmeister)</i> . . . . .	334
<i>Gihl, Manfred und Harry Braun: Feuerwehr im Hafen (Christian Ostersehlte)</i> .	335
Jahrbuch der Wittheit zu Bremen. Bd. 32, 1991 . . . . .	337
Hospitium Ecclesiae. Forschungen zur Bremischen Kirchengeschichte. Bd. 18, 1991 . . . . .	337
Beiträge zur Sozialgeschichte Bremens. H. 13, 1992; H. 14, 1991 . . . . .	338
Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. Bd. 77, 1991 . . . . .	338
Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde. Bd. 70, 1990 . . . . .	338
Stader Jahrbuch. Bd. 80, 1990 . . . . .	339
Oldenburger Jahrbuch. Bd. 91, 1991 . . . . .	339
Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte. Bd. 63, 1991 . . . . .	339
Hansische Geschichtsblätter. Jg. 109, 1991 . . . . .	340
Deutsches Schifffahrtsarchiv. Bd. 14, 1991 . . . . .	340
Weitere Neuerscheinungen zur bremischen Geschichte und Landeskunde . . . .	341
Historische Gesellschaft Bremen:	
Jahres- und Rechnungsbericht (1991) . . . . .	343
Mitgliederverzeichnis (Stand: August 1992) . . . . .	349
Anschriften der Autoren und Rezensenten . . . . .	367



# KÜNSTLER-VEREIN.

Mittwoch, den 12. October er.,  
Abends 7 Uhr:

## COLUMBUS-FEIER

veranstaltet für die  
Mitglieder des Künstler-Vereins, der Geographischen Gesellschaft,  
des Naturwissenschaftlichen Vereins und deren Damen.

### Programm.

- 1) „*Meeresstille und glückliche Fahrt*“ von *Felix Mendelssohn-Bartholdy*.
- 2) *Zwei Arien* aus „Columbus“ von *Brambach*,  
gesungen von den Herren *Fritz Ernst* und  
*Ludwig Piechler* vom hiesigen Stadttheater.
- 3) *Festrede* des Herrn Professor *Dr. Siegmund Günther* aus München.
- 4) „*Sinfonia eroica*“ von *Ludwig van Beethoven*.

Das Philharmonische Orchester unter Leitung  
des Herrn Professor *Max Erdmannsdörfer*.



## Im Columbusjahr 1892

Von Hartmut Müller

Wenn im Jahre 1992 die Welt der 500. Wiederkehr des Jahrestags der Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus gedenkt, wird man sicherlich auch nicht in Bremen abseits stehen.

Das war auch schon 1892 so, als die Alte wie die Neue Welt gleichermaßen des Mannes gedachten, der am 12. Oktober 1492 mit dem Betreten der Insel Guanahani einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Menschheit eingeleitet hatte.

„Dieser Gedanktag ist gewiß einer der merkwürdigsten im Kalender, und es befremdet nicht, daß er in allen civilisierten Ländern ohne Unterschied der politischen und kirchlichen Parteien gefeiert wird als ein Fest, das der Menschheit gehört. Heute vor vierhundert Jahren wurde durch die kühne Tat eines Mannes der Wohnraum, den die Vorsehung dem menschlichen Geschlechte angewiesen hatte, die Bühne der Weltgeschichte gleichsam, plötzlich verdoppelt und für nie geahnte neue Entwicklungen ein neuer Horizont eröffnet. Der Augenblick, wo Columbus das Gestade der Insel Guanahani betrat, war ein Abschnitt von so schicksalvoller Bedeutung, wie kaum ein anderer in den Annalen der Vergangenheit sich findet. [. . .] Die Welt hat den Tag nicht für ausreichend gehalten, um allein die Fülle seiner Erinnerungen zu tragen. Schon vor Wochen und Monaten hat eine Columbusfeier mit glänzenden Flotten- und Kirchencereemonien und namentlich mit zahllosen literarischen und rhetorischen Huldigungen, mit Rückblicken, historischen Novitäten, Bildwerken und Gedichten ihren Anfang genommen, und erst nach Jahresfrist wird sie mit ihrem Haupteffekte ihr Ende erreichen in Chicago. Selten ist ein Centenarium mit so viel Aufwand geistiger und materieller Mittel begangen worden: vielleicht ist schon eine gewisse Übersättung eingetreten.“

Mit u. a. diesen Worten gedachte die Weser-Zeitung am 12. Oktober 1892 des 400. Jahrestags der (Wieder)Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus.

Auch in Bremen hatte man schon lange vor diesem Tag Pläne zur Feier dieses Ereignisses geschmiedet. Da war von der Vorführung „Transparenter Bilder“ zur Entdeckungsgeschichte die Rede gewesen und von einem „großartigen Costümfest“. Schließlich hatte der Naturwissenschaftliche Verein am 7. März 1891 angeregt, die Aktivitäten des Vereins mit denen der Geographischen Gesellschaft und des Künstlervereins zusammenzulegen<sup>1</sup> und eine gemeinsame Erinnerungsfeier zu gestalten. Die Columbusfeier des Künstlervereins sollte die einzige dieser Art in Bremen bleiben. Unter den Mitglie-

1 StAB 7,5190 – 6.

dern der ausrichtenden Vereine fand sie lebhaften Zuspruch. Für das Konzert- und Vortragsprogramm wurden über 1000 Eintrittskarten verkauft, und auch für das anschließende „Zwanglose Beisammensein in den Vereinsräumen“ mit Abendessen hatten sich am Vorabend der Feier noch über 400 Personen angemeldet<sup>2</sup>. So waren die Säle des Künstlervereins an der Domsheide gut gefüllt, als die Columbusfeier am Abend des 12. Oktober 1892 um 19 Uhr mit der Ouvertüre „Meeresstille und glückliche Fahrt“ von Mendelssohn-Bartholdy, gespielt vom philharmonischen Orchester, begann. Es folgten zwei Arien aus der Kantate „Columbus“ von Casper Joseph Brambach, gesungen von Mitgliedern des Stadttheaters, sowie die Festrede Professor Dr. Siegmund Günthers aus München über die Gestalt Christoph Columbus’.

„Reicher Beifall des Publikums lohnte den Redner. Dann entrollte sich vor dem Geiste der Anwesenden ein Werk der allerhöchsten Künstlerschaft, das einer der Riesen musikalischer Schöpferkraft der durch Kampf und Noth zum Sieg gelangenden Heldenlaufbahn gewidmet hat: Beethovens Eroica. Hier ist nicht der Ort musikalischer Kritik, aber so viel muß doch gesagt werden, daß die Aufführung unter Professor Erdmannsdörfers Leitung hinreißend war, noch einmal die volle Bewunderung und das Mitgefühl mit dem Manne der unsterblichen Tat entfachend. Mit diesem Gefühl mischte sich der Beifall für die Aufführung zu stürmischen Kundgebungen.“<sup>3</sup> Die Columbusfeier klang aus im geselligen Beisammensein der Vereinsmitglieder. „Zweifel und Kritik sollen uns am heutigen Tage die Festfreude nicht trüben.“<sup>4</sup> —

Es versteht sich, daß eine solche Feier nicht den Rahmen abgeben konnte für eine kritische Auseinandersetzung mit der Persönlichkeit Columbus oder den Folgen, die seine Entdeckungsfahrten für die Völker Mittel- und Südamerikas haben sollten. Gefeiert wurde hier, wie auch im Kommentar der Weser-Zeitung zum 12. Oktober, der phantasievolle und kühne Mann der Tat, der der Alten Welt die Neue schenkte, so wie es die Bremer Nachrichten in ihrer dreiteiligen Serie über die Entdeckung Amerikas ausdrückten<sup>5</sup>: „[. . .] und alles Gute, was die Tat in ihren unabsehbaren Folgen mit sich gebracht hat, empfindet die Welt als Wohltat, als ein Geschenk des Glücklichen“.

Nun, nicht überall in Bremen hat man offensichtlich so empfunden. Zum einen beherrschten im Oktober 1892 weniger Columbus und die ihm gewidmeten Feiern die Schlagzeilen der Tagespresse als eher die Berichte über die Cholera, die in Europa ausgebrochen war und besonders in Hamburg täglich ihre Opfer fand. So hatte man an der Elbe die Columbusfeiern abgesagt und auf das nächste Jahr verschoben.

Zum anderen wies der Bremer Courier darauf hin, daß Columbus ja durchaus nicht der gewesen war, der Amerikas Küsten als erster erreicht hatte:

2 StAB 7,5142 — D.IV.a.27.

3 Weser-Zeitung, 14.10.1892.

4 Bremer Nachrichten, 14.10.1892.

5 Bremer Nachrichten, 2., 9. und 11.10.1892,

„Aus dem vollen Ruhmeskranze, den heute die ganze civilisierte Welt dem Andenken des großen romanischen Seefahrers widmet, gebührt ein Reis auch jenen germanischen Seefahrern, die mit unvergleichlicher Kühnheit und nur durch geringe Mittel unterstützt, dem Genuesen auf dem Wege nach Westen voraufgegangen waren.“<sup>6</sup>

Und da gab es noch die Stimmen, die zum Jahrestag der Entdeckung Amerikas offen für die Völker Amerikas Partei ergriffen.

Hatte die sozialdemokratische Bremer Bürgerzeitung zum 12. Oktober 1892 selbst noch geschwiegen, so erschien in ihrer Sonntagsbeilage am 16. Oktober ein Beitrag über „Die Entdeckung Amerikas“, der im krassen Gegensatz zur bürgerlichen Presse Bremens stand<sup>7</sup>.

Zwar würdigte er die Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus ebenfalls als ein geschichtliches Ereignis, das kaum wie ein zweites auf die Entwicklung der modernen Menschheit eine so tiefgehende Wirkung ausgeübt habe, stellte Columbus jedoch in eine Reihe mit den Kolonialpionieren Stanley und Carl Peters und meinte:

„Es ist ein großes Siegesfest, das die Bourgeoisie in diesen Tagen der Kolumbusfeier diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans begeht. Aber nicht um Kolumbus handelt es sich dabei in erster Linie, in seiner Person huldigt sie vielmehr sich selbst, verherrlicht sie ihre Zivilisation, die so große glänzende Triumphe errungen hat. Mit Achselzucken wird man der Millionen und Abermillionen von hingeschlachteten Rothäuten gedenken, der ausgerotteten Kulturvölker von Mittelamerika und Peru, welche eine in mancher Beziehung weit höhere Gesittung aufzuweisen hatten, als die spanischen Abenteurer, die unter dem Vorwande, diesen armen Heidenvölkern das Christentum zu bringen, nur auf Raub und Greuelthaten bedacht waren. Eine geläuterte Auffassung darf diese Kehrseite der Medaille nicht übersehen, darf sich an wohlfeiler Selbstberäucherung nicht genügen lassen.“

In Bremen nahm man das offenbar alles nicht ganz so wichtig. Weder Senat noch Handelskammer hatten sich an den Feiern beteiligt, und so ging man schnell wieder zu den Problemen des Alltags über. Die Zeitungen berichteten noch hin und wieder über die einzelnen Columbusfeiern in aller Welt, wie zuletzt über die große Veranstaltung in Madrid, die wegen Erkrankung des spanischen Königs verschoben werden mußte<sup>8</sup>. Dann erlosch das Interesse an Columbus gänzlich. Die am 15. November zunächst mit einigem Wohlwollen aufgenommene Aufführung der Tragödie „Christoph Columbus“ von Karl Kösting im Bremer Stadttheater<sup>9</sup> wurde bald wieder abgesetzt, und auch die Ausstellung einer Kreidezeichnung der drei Karavellen des Columbus in der Halemschen Buchhandlung wird deren Geschäft nicht sonderlich belebt haben.

Und so wird mancher mit Schmunzeln die Geschichte der Entdeckung Amerikas als Abgesang auf das Columbusjahr empfunden haben, wie sie von

6 Bremer Courier, 12.10.1892.

7 Bremer Bürgerzeitung, Illustrierte Unterhaltungsbeilage, Nr. 42, 1892.

8 Weser-Zeitung, 23. und 25.11.1892.

9 Weser-Zeitung, 23.11.1892.

einem unbekanntem Geschichtsphilosophen, plattdeutsch und auf wenige Zeilen verkürzt, in der Bremer Bürgerzeitung zu lesen stand<sup>10</sup>: Et wör ens en Minsch, de was so klauk, dat he kunn de Eier stahn laten, de het Klumbumbus. To den säd de Künnig von Spanien: „Klumbumbus, kannst Du nich Amerika entdecken? Hier hest Du en Schep, sett Di dal un föhr hen.“ — „Jan,“ säd Klumbumbus, „dat kümmt mi got to pass.“ Nu gung et los. Na drie Dage kam de Stuermann von't Schep to Klumbumbus und säd: „Klumbumbus, ik seh noch keen Land.“ — „Dat Ei steit auk noch nich,“ säd Klumbumbus, „kik man von frischen to.“ — Na viertein Dag kem he wedder: „Klumbumbus, ich seh noch keen Land.“ — „Dat Ei steit auch noch nich, kik forts wier to.“ — So gung et noch en Stücker tein mol. Mit ens kem de Stüermann: „Klumbumbus, Klumbumbus, ik seh Land!“ — „Heww ik dat nich immer seggt,“ säd Klumbumbus, „dat Ei steit auk.“ — Un se föhrden ant Land, da wören luter swarte Minschen. — „Gun Dag auk,“ säd Klumbumbus, „is dat hier Amerika?“ — „Jau,“ säden de Swarten. — „Sünd ji denn Negers?“ — „Jau, dat sünd wi! Denn büst Du woll Klumbumbus?“ — „Stimmt,“ säd Klumbumbus. — „Dunnerslag . . . denn helpt dat nich,“ saden die Swarten, „denn sünd wi entdeckt!“

10 Bremer Bürgerzeitung, 21.10.1892.

# Phabiranon und Fabaeria

*Auf der Suche nach antiken Stätten im Watt*<sup>1</sup>

Von H o r s t B a n s e

Fast fünf Jahrhunderte reichen die Bemühungen neuzeitlicher Historiker zurück, das antike Phabiranon im Elbe-Weser-Dreieck zu lokalisieren und seinen Namen zu verstehen. Doch die Spur, die der griechische Mathematiker und Astronom Ptolemäus um 150 n. Chr. im fernen Ägypten legte<sup>2</sup>, ist nicht leicht lesbar. Das darf nicht verwundern, obwohl er mit seiner „Geographie“ ein und ein halbes Jahrtausend lang das Weltbild der Menschen prägte<sup>3</sup>. Denn weder bereiste er unsere Gegend noch erstellte er überhaupt ein Kartenwerk. Vielmehr hinterließ er uns mit seiner Erdbeschreibung vornehmlich astronomische Lagebestimmungen von mehr als 8000 Ortschaften der damaligen Ökumene, will sagen: der bekannten nördlichen Erdhälfte. Und seine Anleitung zur konischen Kartenprojektion ist leider nicht sicher zu entschlüsseln.

Selbst Artur Schöning, der sich mit Geschick daran versuchte, räumt ein, daß die geographischen Längen Ptolemäi für die Identifizierung der Siedlungen unbrauchbar sind<sup>4</sup>. Trotz der von ihm vorgelegten Umrechnungsmethode bleiben unauflösbare Unstimmigkeiten. Ausgerechnet für die Ostsee und die östliche Nordseeküste stellt er Verzerrungen fest, so daß hier seine Fehlerkritik, wie jede andere zuvor, partiell unbefriedigend bleibt, wovon noch zu reden sein wird.

Die Unschärfen lassen sich nicht widerspruchsfrei systematisieren, weil sie nicht einheitlich auftreten, sondern beliebig gestreut. Das ist seit langem bekannt. In Bremen hat schon vor 100 Jahren W. O. Focke darauf aufmerksam gemacht, daß mit den an sich für verlässlicher geltenden Breitenangaben auch nicht viel leichter umzugehen ist. Ohne Nachprüfung erwähne ich, daß er für Rom eine Abweichung von 10 Bogenminuten festgestellt haben will, und Athen rutschte angeblich gar 40' zu weit nach Süden. Wie dem auch sei:

- 1 Im Text vorkommende Abkürzungen: ags. = angelsächsisch, ahd. = althochdeutsch, an. = altnordisch, as. = altsächsisch, germ. = germanisch, gr. = griechisch, idg. = indogermanisch, ill. = illyrisch, lat. = lateinisch, mhd. = mittelhochdeutsch, mnd. = mittelniederdeutsch, nd. = niederdeutsch, nhd. = neuhochdeutsch.
- 2 Klaudios Ptolemaios, \* Ptolemäus (Oberägypten) um 100, † um 160, wohl in Conopus; wirkte in Alexandria. Ich verwende, wie üblich, die latinisierte Namensform.
- 3 Claudii Ptolemaei Geographiae libri octo, gr. u. lat. Fassung, hrsg. v. Friedrich Wilhelm Wilberg, Essen 1838. Ptolemäus stützte sich auf die kurz vor 114 verfaßte „Diorthosis tabulae geographicae“ des gr. Geographen Marinus von Tyros.
- 4 A(rtur) Schöning, Germanien in der Geographie des Ptolemaeus, Detmold 1962, S. 20 u. 108 ff.

Die Abweichungen bei den Längen sind bei weitem bedeutender. So hat Ptolemäus Mainz westlicher fixiert als Köln und selbst Xanten (= Vetera), woraus zu folgern ist, daß die Verzerrungen in Germanien nach Nordosten streben, was auf der Landkarte eine groteske „Schieflage“ und gewaltige Vergrößerung von Jütland bewirkt<sup>5</sup>.

Augenfällig ist, daß Phabiranon vom Anfang der Nachforschungen an und bis heute zwar nicht einhellig, aber doch überwiegend an der Unterweser gesucht wird. So vermutete es Sebastian Münster bereits 1542 da, wo Wremen liegt<sup>6</sup>. Willem Janszoon Blaeu dagegen versetzte es auf einer Karte von 1617, die ein Bild des ptolemäischen Germanien konstruiert, in die Gegend von Rechtenfleth. Und schon vorher wurde es in der Dilich-Chronik von 1602 noch weiter nach Süden verschoben, an die Stelle von Bremen<sup>7</sup>. Dabei mischten sich Versuche, den Namen zu deuten, auf eigenwillige Weise in die regen Bemühungen besonders bremischer Gelehrter, Phabiranon in ihrer eigenen Stadt zu erkennen — offensichtlich, um ihr einen antiken Rang zu verleihen. Beinahe immer aber ist es in der Vorstellung der Adepten rechts der Weser gelegen.

Meines Wissens hat 1518 Franciscus Irenicus als erster die Phabiranon-Bremen-Gleichung formuliert<sup>8</sup>, die noch viele in seiner Nachfolge billigen sollten<sup>9</sup>, beispielsweise der Bremer Ratsherr Heinrich Meyer 1653 in Merians Topographie von Niedersachsen<sup>10</sup>, ehe um 1700 Widerspruch aufkam. Ich nenne hier nur Jakob Carl Spener, der 1717 Freiburg an der Unterelbe für Phabiranon hielt<sup>11</sup>. Er führte die Partei der „Elbe-Phabiraner“ an, deren Mitglieder bis auf den Tag beachtliche Gründe für ihren Standpunkt vorzubringen wissen, so der genannte A. Schöning, der Pinneberg als ptolemäisches Phabiranon errechnete.

Vom 19. Jahrhundert an erschöpfte sich allmählich der akademische Streit mangels plausibler neuer Indizien. Während Franz Buchenau 1862 in seiner

5 Mainz 27° 20', Köln 27° 40', Vetera 27° 30'. Die Nordseeküste könnte um 1,5° bis 2° zu weit südlich angegeben sein. Vgl. W. O. Focke, Die ältesten Ortsnamen des deutschen Küstenlandes, in: Abhandlungen d. naturwiss. Vereins Bremen, Bd. IX, Bremen 1887 (3. Heft 1886).

6 Hier nach: Otto Knechtel, Wo lag Fabiranum?, in: Brem. Jb., 51. Bd., Bremen 1969, S. 167.

7 Wilhelm Dilich, Urbis Bremae Typus et Chronicon . . ., Kassel 1602.

8 Elard Hugo Meyer, Der Name Bremen, in: Brem. Jb., 1. Bd., Bremen 1863, S. 272 ff.

9 U. a. Joachim Meister (1595), Rektor Esychius (1598), Matthis Quade (1609), Philipp Clüver (1616), Johann Schildius (1649), Nic. Meier (1675), Joh. Hinrich Eggeling (1695). Vgl. E. H. Meyer, a.a.O.

10 Topographia Saxoniae inferioris. Bei Matthaeus Merian d. Ä. Erben, Frankfurt/M. 1653, S. 51 ff. Die erste Beschreibung Bremens darin stammt von M(artin) Z(eiller), die zweite vom Bremer Ratsherrn Heinrich Meyer.

11 Als Vorläufer ist der Stader Pastor Joh. Faes zu nennen (1692), dann Joh. Georg Eccardus (1750), J. H. von Seelen (1757). Im 19. Jh. verlegten A. B. Wilhelm Phabiranon nach Bremervörde, C. G. Reichard nach Varel, L. v. Ledebur auf die Insel Borkum, während F. Donandt (1830) und J. H. Duntze (1845) an Bremen festhielten u. W. O. Focke Wremen vorzog. Vgl. E. H. Meyer, a.a.O., S. 274 f.

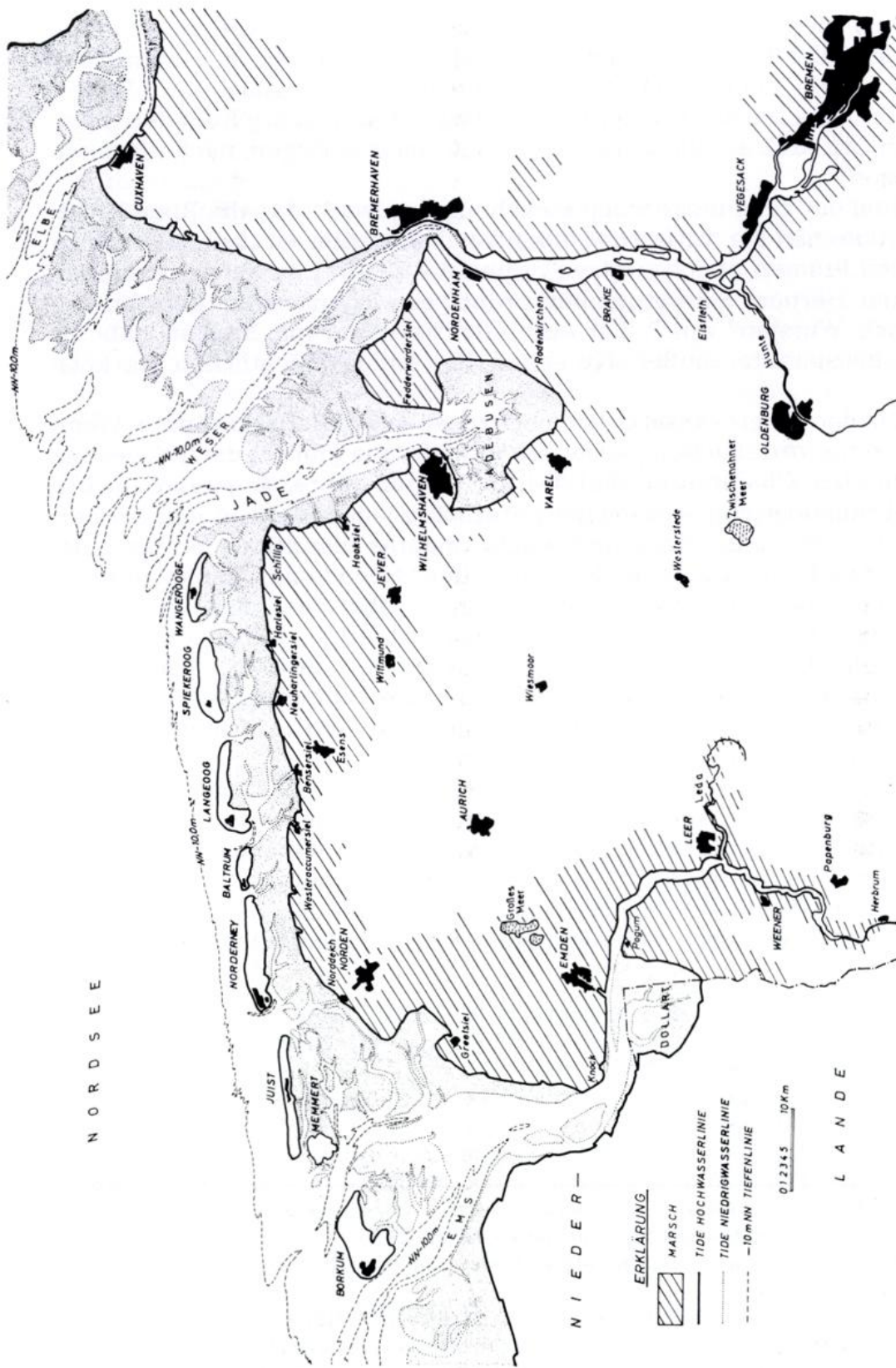


Abb. 1 Nordseeküstengebiet zwischen Ems und Weser. Aus: Johann Kramer, Sturmflut 1962, Norden 1967 (Copyright 1967 by Arbeitsgemeinschaft der Sparkassen Ostfrieslands und Oldenburgs, Norden. Gestaltung u. Druck: Fa. Heinrich Soltau, Norden)

bremischen Heimatkunde die Bremen-These vertrat, suchte er in deren 2. Auflage 1882 Phabiranon „bemerlich nördlicher“ als Bremen, nämlich in Wremen — wie noch 1934 Diedrich Steilen<sup>12</sup>. Als einziger der „Weser-Phabiraner“ mochte der Bremer Bibliothekar Johann Georg Kohl den ptolemäischen Ort 1862 auf die linke Seite des Stromes verlegen, nach Blexen in Butjadingen<sup>13</sup>.

Der Stand der zeitgenössischen Forschung<sup>14</sup> spiegelt das alte Ringelspiel: Werner Kloos hält die Auffassung lebendig, Phabiranon sei „lautmalend dem Ortsnamen Bremen gleichzusetzen“, ohne die Zweifel daran zu verschweigen<sup>15</sup>, und Herbert Schwarzwälder ordnet es wegen seiner Koordinaten „eher nach Wursten“ ein<sup>16</sup>. Für eine Gleichsetzung mit Bremen gäbe es keine Anhaltspunkte, „außer sehr schwachen lautgeschichtlichen Merkmalen“.

Das ist in der Tat ein Ansatz, dem nachzugehen sich lohnen könnte. Wenn es schon keine verlässlichen geodätischen Maßstäbe gibt für die Ortsbestimmung „unseres“ Phabiranon, statt dessen nur ungefähre, so geraten historische und philologische Argumente natürlich wieder mehr in den Vordergrund. Falls nicht neuerdings auch solche anderer Disziplinen mit herangezogen werden können zu einer kombinierten Methode der Spurensuche!

An dieser Stelle muß notwendig an eine antike Überlieferung erinnert werden, die noch ungefähr 100 Jahre früher anzusetzen ist, an die von Fabaria. Der ältere Plinius, der beim Ausbruch des Vesuvs im Jahre 79 n. Chr. als Befehlshaber der römischen Flotte umkam, hat den Namen dieser damaligen Nordseeinsel in seiner „Naturgeschichte“ erwähnt, und zwar in verschiedenen Büchern, Formen und Zusammenhängen<sup>17</sup>.

Merkwürdigerweise wurde, soweit ich sehe, Phabiranon bisher nicht mit dem Namen Fabaria in Verbindung gebracht. Der kommt auch in der Lesart Fabaeria vor<sup>18</sup>, während für das griechische Phabiranon lange die neulateinische Form Fabiranum üblich war, im Bremischen Jahrbuch zuletzt 1936 und 1969. Dabei ist die verwandte und geradezu verwechselbare Lautung der beiden Örtlichkeitsnamen auffällig genug, wenn wir ablautende Spielarten

12 Franz Buchenau, Die freie Hansestadt u. ihr Gebiet, Bremen 1862, S. 48; ders., 2. Aufl., Bremen 1882, S. 50; ders., Die Freie Hansestadt Bremen, 4. Aufl., hrsg. v. Diedrich Steilen, Bremen 1934, S. 161.

13 J. G. Kohl, Der Name Bremen u. seine Bedeutung, in: Bremer Sonntagsblatt, 10. Jg. Nr. 12 u. 13, 1862, S. 96.

14 Anhänger der Bremen-These sind in jüngerer Zeit Alwin Lonke, Des Ptolemäus Tuliphurdon, Phabiranum u. Treva, in: Brem. Jb., 36. Bd., Bremen 1936, S. 362 ff.; Alfred Meyer, Die ersten Städte zwischen Ems u. Elbe, Bremen 1964.

15 Werner Kloos, Bremer Lexikon, Bremen 1977, S. 238.

16 Herbert Schwarzwälder, Geschichte d. Freien Hansestadt Bremen, Bd. 1, Bremen 1975, S. 19.

17 C. PLINI SECUNDI NATURALIS HISTORIAE LIBRI IV, XVIII, XXXVII, hrsg. v. Carolus Mayhoff, Stuttgart 1967. IN C. PLINI SECUNDI NATURALIS HISTORIAE LIBROS INDICES, zusammengestellt v. Otto Schneider, Hildesheim 1967. Plinius wurde 23/24 n. Chr. in Como geboren.

18 Plinius, a.a.O., lib. IV.97 u. Fußnote. Vgl. Codicem Leidensis Vossianum.

unterstellen, wie sie in der Onomastik, der Namenkunde, ganz gewöhnlich sind, und die griechische wie die lateinischen „Endungen“ als wort- und namenbildende Suffixe ausklammern: Phabir(anon) oder Fabir(anum) einerseits sowie andererseits Fabaer(ia) oder Fabar(ia).

Ganz gewiß soll nichts damit voreilig bewiesen werden. Aber angesichts der außerordentlichen Ähnlichkeit der beiden Namen liegt es nahe, ihre Identität wenigstens arbeitshypothetisch zu erwägen. Soviel Zufall kann bei ihrer Bildung, Weitergabe oder Übersetzung kaum im Spiel gewesen sein, jedenfalls dann nicht, wenn zur sprachlichen Nähe noch die räumliche käme, wofür es allerdings Anzeichen gibt.

Vorab ist indessen die Frage zu erörtern, warum es nicht zu einer Gleichstellung kam. Einleuchtende Gründe lassen sich denken. Denn stets in der Neuzeit ist Phabiranon bzw. Fabirànium als ein Kompositum angesehen worden, wobei die meist unterschiedliche Akzentuierung der beiden Formen noch zusätzlich irritierte, der gräzisierten des Ptolemäus und der relatinisierten der deutschen Humanisten.

Um ein paar Beispiele zu nennen, quer durch die Jahrhunderte: Joachim Meister leitete um 1585 den Namen schlicht und einfach von „van Bremen“ her; Johann Hinrich Eggeling wollte 1695 „Furtbiranum“ (= Überfahrt bei dem Flusse)<sup>19</sup> herauslesen; Ferdinand Donandt endlich bemühte um 1830 den „Fahrt-Prahm“ zur Erklärung<sup>20</sup>, bis vor einigen Jahrzehnten Förstemann-Jellinghaus aus linguistischen Gründen für eine gar nicht dokumentierte verlorene Insel eintraten: Vorwerrenoge. An dieser etymologischen Spielerei interessiert der Umstand, daß Phabiranon kein Ort, sondern eine Insel „vor Neuwerk“ gewesen sein soll<sup>21</sup>, bei Scharhörn also.

Auch die zahlreichen Versuche, *Bremen* in Phabiranon zu erkennen, setzen stillschweigend den Verlust eines Wortteiles voraus. *Biranum* heißt die geschrumpfte Form einmal bei Merian und später bei W. O. Focke<sup>22</sup>, der „Pha-“ für eine ungeklärte Vorsilbe hielt. Ich werde unten daran anknüpfen, daß Phabiranon über vier Jahrhunderte hinweg ununterbrochen als Kompositum aufgefaßt wurde: Pha-bir(anon) oder Pha-bira(non) — je nach der Beurteilung der „Endung“. Dabei wurde die Liquida *r* stets dem Stamm des Grundwortes zugerechnet und das angebliche Bestimmungswort Pha- als untergeordneter Bestandteil einer Zusammensetzung behandelt oder fallengelassen.

Wir wissen leider nicht, wie Ptolemäus — wenn überhaupt — den Bau des Namens strukturiert sah, der für ihn fremder war als *Fabaria* für Plinius. Der sprach dieselbe Sprache wie die römischen Soldaten, die der Insel ihren lateinischen Namen gaben, eben *Fabaria*. Er hatte sichtlich keine Zweifel, daß sie nach der dort in Mengen wachsenden Bohne hieß — lat. *faba*, Mehrzahl *fa-*

19 E. H. Meyer, a.a.O.

20 Ferdinand Donandt, *Geschichte des Bremischen Stadtrechts*, Bd. I, S. 4. Prahm ist erst im 13. Jh. entlehnt aus slaw. Sprachen.

21 Fabiranon <Fa(ur)wirranan = Vorwerren(oog). Vgl. Ernst Förstemann, *Altdeutsches Namenbuch*, hrsg. v. H. Jellinghaus, Bd. 2, Bonn 1913 u. 1916.

22 Merian, a.a.O., S. 52, u. Focke, a.a.O.

bae: *Bohnhausen* oder *Bohnenland* etwa, *Fabaria* oder *Fabaeria*<sup>23</sup>. Seiner Meinung nach war das ein Simplex mit einem namenbildenden Suffix. Auch die Lesart *Fabaeia* scheint es zu geben<sup>24</sup>, die den Plural mit einer einfacheren Ableitung zur Namenbildung verbindet: ohne die Epenthese *r*. Ausdrücklich registriere ich hier, daß bis heute in der Marsch die Saubohne und, vor allem im Alten Land, Obst und Gemüse reichlich gedeihen.

Noch ein weiteres Faktum dürfte dazu beigetragen haben, daß Kundigen die Sicht verstellt blieb. Ein Menschenalter vor Plinius d. Ä. hat der griechische Geograph Strabo<sup>25</sup> in seiner Erdbeschreibung einen im Rahmen dieser Untersuchung wichtigen Inselnamen für uns bewahrt. Bei der Schilderung der Kriegszüge des Drusus führte er aus, daß dieser nicht nur die meisten Stämme in Germanien unterwarf, sondern auf der Küstenfahrt auch die Inseln, „unter welchen *Burchanis* ist, die er durch Belagerung eroberte“<sup>26</sup>. Der mittelbare Zusammenhang mit *Faba(e)ria* bedarf der Erläuterung.

Ich vermute, daß es sich um ein militärisch bedeutsames Objekt gehandelt hat, weil es ausdauernd belagert und zäh verteidigt wurde, geeignet zur Kontrolle einer Flußmündung, z. B. der der Ems. Tatsächlich wird das strabonische *Burchanis* der Namensähnlichkeit wegen mit dem vorgelagerten *Borkum* gleichgesetzt<sup>27</sup>.

Dagegen hat Plinius in seiner Naturgeschichte, *unübersehbar*, eine andere Gleichung festgeschrieben, die nicht zuletzt deswegen schwer wiegt, weil er, was das Gestade der Nordsee anlangt, nicht allein das Wissen seiner Zeit referierte, sondern aus eigener Erfahrung berichtete. Es ist freilich nicht unbestritten, daß er Germanien und die Küste kannte.

Unter den 23 meist namenlosen Nordseeinseln, die nach Plinius den römischen Truppen bekannt und womöglich einmal von ihm selbst gezählt waren, gilt als eine der hervorragendsten — *earum nobilissimae* — *Burcana*, deren andere Lesart *Burchana* lautet. Sie ist, immer nach Plinius, *identisch* mit *Fabaria*: „*Fabaria insula ab aliis Burcana appellata*“<sup>28</sup>.

Manchmal verwandte er den Nominativ pluralis „*fabariae*“ oder den Akkusativ „*fabarias*“<sup>29</sup>. Demgemäß sind die *Faba(e)ria* auch eine ganze Inselgruppe oder -kette, und *Faba(e)ria* dürfte die größte Insel darunter gewesen und gelegentlich eben nach ihrem Hauptort benannt worden sein. Plinius

23 „... a frugis multitudine sponte provenientis“. Vgl. Plinius, a.a.O., lib. XVIII, 119 u. 121.

24 Vgl. J. Svennung, Skandinavien bei Plinius u. Ptolemäus, Uppsala 1974, S. 56. Den Gleitlaut *r* haben *Fabae-r-ia* und *Phabi-r-anon*.

25 Strabon, gr. Geograph, \* *Amaseia* (*Amasya*) in Pontos 63 v. Chr., † 26 n. Chr.

26 Strabons Erdbeschreibung, verdeutscht v. Christoph Gottlieb Groscurd, Berlin u. Stettin 1831, 7. Buch, 1. Abschn., § 3, S. 512.

27 *Borkna* (17. Jh.). Vgl. Adolf Bach, Deutsche Namenkunde, 2. Bd., Heidelberg 1953. Nach Förstemann-Jellinghaus schon 1227 *Borkna*.

28 Plinius, a.a.O., IV.97 u. Fußnote. Vgl. auch *Plini Indices*, a.a.O., S. 333. „Die Insel *Fabaria* [wurde] von anderen *Burcana* genannt.“

29 Plinius, a.a.O., XVIII.121. Vgl. auch *Plini Indices*, a.a.O., S. 333. „*Fabariae insulae septemtrionalis oceani*.“

sagte jedoch nicht, worin er ihre besondere Bedeutung sah. Möglich, daß sie für den Offizier und Naturforscher militärischer *und* agrarischer Art war — wegen der einstigen Stationierung *und* Versorgung römischer Soldaten vor zwei benachbarten Flußmündungen am Elbe-Weser-Dreieck. Ob das strabonische Burchanis und das plinische Burchana oder Burcana ein und derselbe Platz waren, bleibt vorerst offen.

Von seinem lateinischen Suffix getrennt, weist der sichtlich germanische Name Burc(ana) auf die idg. Wurzel \*bhrgh- (= befestigte Anhöhe), mit silbischem r. In germanischer Urzeit war so eine Anlage eine Volks- oder Fluchtburg mit offener Siedlung. Häufig gehörte ein Herrensitz dazu. Doch erst ahd. burg oder bur(u)c bezeichnet Burg *und* Stadt<sup>30</sup>.

Da die auf die Germania magna gerichteten Anstrengungen der Römer in erster Linie militärischer Natur waren, dürfte die Kontrolle aller großen Flußmündungen an der Südküste der Nordsee zumindest zeitweilig erstrebt worden sein, mit allen Implikationen antiker Logistik. Tacitus schilderte in seinen „Annalen“ den Fußmarsch zweier Legionen längs der Küste bis zur Wesermündung, wohin Germanicus anno 15 n. Chr. mit seiner Flotte vorausgesegelt war<sup>31</sup>. Auch gibt es glaubhafte Nachrichten von Florus, wie immer man ihn sonst einschätzt: Danach verlegte schon einige Jahre vorher der siegreiche Drusus, der Vater des Germanicus, zum Schutze der ganzen Provinz überall an Mosel, Elbe und Weser Besatzungen und Wachen — praesidia atque custodias<sup>32</sup>.

Jeder römische Stützpunkt von beabsichtigter Dauer bedurfte geeigneter Einrichtungen zu seinem Schutz und überdies zur Sicherung der Nachschub- und Nachrichtenwege, die auch über die Küsten- und Flußschiffahrt zum Ziel führen mochten. Das strabonische Burchanis war ein zur Verteidigung geeigneter Platz, wohl an der Mündung der Ems. Das plinische Burcana wird eine vergleichbare Inselfestung auf Faba(e)ria gewesen sein inmitten oder am Rande der Faba(e)rien, gegebenenfalls mit vergänglichen Holz-Erde-Bauten ausgestattet, die von den Chauken zwischen Ems und Elbe sicherlich „Burg“ genannt wurden.

Ihre geographische Position zu bestimmen, ist nicht einfach. Es hilft aber, alle von Plinius tradierten Inselnamen der Nordsee zu sammeln und zu ordnen<sup>33</sup>. Sie finden sich fast vollständig im 4. Buch seiner Naturgeschichte, doch gibt es Bestätigungen und Ergänzungen auch an anderer Stelle. Im 18. Buch beschrieb der Naturforscher die Saubohne, „die in einigen Gegenden von selbst wächst, so auf den Inseln der Nordsee, die die Unsrigen deswegen die Fabarien nennen“ — nostri Fabarias appellat. Und im 37. Buch kommt der Römer auf den Bernstein zu sprechen. Die Passage betrifft nicht

30 Got. baurgs; anfr., afrs., ags. burg; mndl. burch, borch(t). Vgl. Julius Pokorny, Indogermanisches Wörterbuch, 1. Bd., Bern u. München 1959; Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 21. Aufl., Berlin u. New York 1975.

31 Publius Cornelius Tacitus, Annalen, 1. Buch, Kap. 70.

32 L. Annaei Flori Epitome rerum Romanorum, Leipzig 1827, lib. IV, cap. 12, Nr. 26.

33 Plinius, a.a.O., lib. IV. 94, 97, 103; lib. XVIII. 119, 121; lib. XXXVII. 42. Vgl. auch Plini Indices, a.a.O., S. 158 u. 333.

nur die Vorkommen der Ostsee, sondern auch die früher reichhaltigen der Nordsee. Wissenschaftlich heißt der Bernstein Succinit, und er gefiel bekanntlich der antiken Welt so sehr, daß er wie Edelstein geschätzt und gehandelt wurde.

Die Germanen bezeichneten den brennbaren Polyester als „Glaesum“<sup>34</sup>. Darum wurde eine Nordseeinsel seines Vorkommens — a sucino — von Plini Landsleuten Glaesaria genannt. Der Name begegnet, wie der von Faba(e)ria, mehrfach im Plural<sup>35</sup> und scheint dann ebenso auf einen Archipel bezogen. Die zu jener Zeit „neueren Griechen“ sprachen von den Elektriden, gleichfalls nach dem Bernstein, gr. elektron. Ein dritter — plinischer — Terminus ist Actania, worin wieder ein Begriff für Bernstein enthalten ist, diesmal lateinischer Herkunft, der als Lehnwort bis in unser Jahrhundert gebräuchlich blieb, nämlich Agtstein, auch Agstein oder Augstein<sup>36</sup>. Bei den Barbaren, wie Plinius sich ausdrückt, bei den Chauken also, die als Viehzüchter, Fischer und Seefahrer den Küstenstrich zwischen Ems und Elbe bewohnten, hieß die Bernsteininsel(-gruppe), viertens, Austeravia oder, mit einem anderen Suffix versehen, Aust(e)rania. Damit ist ihre Lage im Osten der Nordsee sprachlich gekennzeichnet, denn noch as. ostar und an. austr heißt „im Osten“<sup>37</sup>. Plinius selbst bestätigte anderwärts, daß sich die „Glaesien“, von Britannien aus gesehen, auf der anderen Seite des „Germanicum mare“ befanden, wenn schon „verstreut“<sup>38</sup>.

Auf diese Weise haben wir Kriterien gewonnen für die Lage zweier Inselgruppen zueinander. Die Bernsteininseln schmückten, sozusagen, das östliche Gestade der Nordsee. Doch wissen wir nicht, wie weit nach Westen hin die Fundstellen verteilt waren. Raum für die Bohneninseln, die Faba(e)rien, bleibt mithin nur längs der Südküste, von der Spitze des damaligen Elbe-Weser-Dreiecks bis äußerstenfalls zur Mündung der Ems.

Ein glücklicher Umstand fügt es, daß Plinius den Namen einer weiteren Nordseeinsel überlieferte: Baunonia<sup>39</sup>. Im 4. Buch handelte er, der Systematik seiner Zeit entsprechend, die Inseln in einem gesonderten Kapitel ab<sup>40</sup>. Das erklärt, warum er von denen des Mittelmeeres abrupt hinübersprang zu denen des „Oceanus septentrionalis“, d. h. der Nordsee, nicht der Ostsee, für die er das Wort „Codanus“ benutzte. Sie werden in ost-westlicher Richtung vorgeführt, angefangen bei den Grenzen „Skythiens“, und so lag Bauno-

34 Noch ahd. glas u. as. glas, gles meinen Bernstein. Dieses Wort (= Brennstein) kam erst im 14. Jh. auf, als „glas“ für Glas gebraucht wurde. Vgl. Kluge, a.a.O.

35 Die Lesarten sind: Glaesariae, glesariae, glesarie u. glaesiae. Vgl. Plinius, a.a.O., IV. 97, 103.

36 Aus dem Flußnamen Achates wurde alat. \*acata, rom. \*agata, ahd. agat(stein). Nhd. Achat wurde mhd. neu entlehnt. Vgl. Kluge, a.a.O.

37 Osten < ahd. ostan; dazu das Ortsadverb ahd. u. as. ostar, an. austr (= im Osten).

38 „... ab adversa in Germanicum mare sparsae Glaesiae.“ Vgl. Plinius, a.a.O., IV. 103.

39 Lesarten sind: baunoniana u. bannomanna. Vgl. Plinius, a.a.O., IV. 94. Förstemann-Jellinghaus erwägen Identität mit Fabaria u. Borkum.

40 Detlef Detlefsen, Die Anordnung der geographischen Bücher des Plinius und ihre Quellen, Berlin 1909, S. 65 f.

nia auf der „linken Seite“ der Nordsee, an ihrer Südküste. In diesem Paragraphen referierte er erklärtermaßen das Wissen seiner Zeit, noch bevor er, wie oben gesagt, aus eigener Nachforschung erzählte — und er berief sich dabei ausdrücklich auf ältere Autoren.

Der entscheidende Abschnitt lautet: „*insulae complures sine nominibus eo situ traduntur, ex quibus ante Scythiam quae appellatur Baunonia unam abesse diei cursu, in quam veris tempore fluctibus electrum eiciatur, Timaeus prodidit.*“

Ich übersetze wie folgt: „Es wird von ziemlich vielen namenlosen Inseln in dieser Gegend berichtet; unter ihnen, eine Tagereise vor Skythien, nennt Timäus eine, die Baunonia heißt, wo zur Frühlingszeit von den Fluten Bernstein freigespült werde.“<sup>41</sup>

Timäus von Tauromenium auf Sizilien war ein griechischer „Schreibtischgelehrter“, der sich u. a. auf Pytheas stützte<sup>42</sup>. Der seinerseits hatte um 330 v. Chr. den Nordwesten Europas bis hin zur Deutschen Bucht tatsächlich bereist. Da der Name Baunonia bei Plinius nur in diesem einen Satz vorkommt — auch seine „Indices“ nennen ihn nicht — können wir davon ausgehen, daß er wirklich der ältesten Schicht historischer Überlieferung entstammt. Es ist ein Name germanischen Ursprungs, und er meint nichts anderes als „Bohnenland“ — nach germ. \*bauna (= Bohne)<sup>43</sup>.

Es ist eigentlich ein seltsamer Name oder wäre es für griechische und römische Besucher gewesen, die wildwachsende Bohnen aus ihrer mediterranen Heimat zur Genüge kannten. Anders für eine frühe, aus Skandinavien immigrierte germanische Bevölkerung!

Noch im 1. vorchristlichen Jahrtausend war das Elbe-Weser-Dreieck eine markante kulturelle Scheide<sup>44</sup>. Auch drangen die Germanen bei ihrer Einwanderung zuerst in Küstennähe weiter nach Westen vor, bis sie um 650 v. Chr. die Ems erreicht und überschritten hatten, vor Pytheas und Timäus. Der Name, den offenbar sie ersannen für die bedeutendste, jedenfalls einzig nennenswerte Insel von den vielen, die der Nordseeküste vorgelagert waren, Baunonia, mag ihrer „nördlichen“ Überraschung über das unerwartete „Freiland-Gemüse“ zugeschrieben sein. Die Römer übersetzten ihn demnach nur: Fabaria oder Fabaeria.

Wenn es sich so verhält, ist das von erheblichem Gewicht für diese Untersuchung. Denn Plinius hat auf Grund seiner Quelle aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. die geographische Lage der Insel(n) Baunonia mit den Mitteln jener Zeit definiert, indem er sie in Beziehung setzte zu „Skythien“. Das ist ein Aus-

41 Svennung (S. 6) übersetzt: „... eine Tagereise vom sogenannten Bohnen-Skythien entfernt, liegt nach Timaios eine Insel (= Helgoland?) . . .“

42 Timaios \* um 345 v. Chr. in Tauromenion; vertrieben, lebte er in Athen, † 250 v. Chr. Die Datierung nach Olympiaden stammt von ihm. Pytheas stammte aus Massilia (= Marseille).

43 Mhd. u. mnd. bōne, ahd. u. as. bona, afrs. bāne, ags. bean, an. baun <germ. \*baunā, mit „durchgestrichenem b“, dissimiliert <idg. \*bhabhā-. Vgl. Kluge, a.a.O.

44 Hans Kuhn, Vor- u. frühgerm. Ortsnamen in Norddeutschland u. den Niederlanden, in: Westfälische Forschungen, Bd. 12, Köln u. Graz 1959, S. 31 f.

druck für Asien, der im 1. Jahrhundert n. Chr. schon als veraltet galt. Nur: Wo war die Grenze dessen, was im frühen Altertum „Skythien“ hieß?

Die Skythen sind uns Heutigen als ein Nomadenvolk iranischer Abstammung bekannt, das zwischen Don und Donau umherstreifte, *nördlich* von den alten Griechen. Deswegen übertrugen die den Namen auf alle nördlichen Völker und Landstriche. In der Vorstellung dieser Griechen und auch der älteren Römer reichte Skythien bis an die Ostsee und westlich bis an die Elbe<sup>45</sup>.

Nach Timäus und Plinius lag Baunonia „eine Tagereise“ von Skythien entfernt, vor der südlichen Küste der Nordsee. Die Angabe ist nicht gerade präzise, aber sie sagt doch mehr aus als der erste Anschein zugestehen möchte. Plinius und sein Gewährsmann dürften die Grenze zu Skythien wirklich nahe oder direkt an der Unterelbe gezogen haben. Denn „eine Tagereise“ führte bei den damaligen Wegeverhältnissen in Germanien wahrhaftig nicht weit. Zur Illustration sei vermerkt, daß die durchschnittliche Tagesleistung einer römischen Legion sich auf 18 bis 20 km beziffert, allerdings mit ca. 1 Zentner Gepäck. Ein Einzelreisender wird kaum mehr bewältigt haben als 25 oder 30 km, soviel wie römischen Soldaten als Übungsleistung mit der leichten Last von „nur“ 30 kg abverlangt wurde<sup>46</sup>.

„Eine Tagereise“, das ist für die Elbmündung als Ziel ein wenig zuviel und viel zuwenig für die der Ems. Hier lag Baunonia nicht. Da die Entfernungsangabe sich auf eine Insel bezieht, ist die Strecke, die sie mißt, nicht irgendwo im Binnenland zu suchen, sondern zwangsläufig in Nähe der damaligen Küstenlinie. Exemplifiziert reicht „eine Tagereise“ von Neuwerk oder Scharhorn bis in die Gegend der Tegeler Plate.

Außerdem teilte uns Plinius mit, daß auf Baunonia im Frühling Bernstein an den Strand geworfen wurde. Nach alledem war Baunonia eine Bohneninsel mit Bernsteinfunden. Das ist einleuchtend für eine Position am Elbe-Weser-Dreieck, wo die Gläsarien und Faba(e)rien einander berührten oder sich gar ineinander verschränkten nach der unscharfen Nomenklatur der antiken Geographie. Die Angabe harmoniert mit einer Standortbeschreibung in Plini „Indices“ für die Insel Burcana<sup>47</sup>, an sich identisch mit Faba(e)ria, hier aber separat erwähnt „dicht bei den Wohnstätten der Kimbern“: Burcana insula prope Cimbros, unde Fabaria et Glaesaria appellatur. Damit ist geklärt, daß das plinische Burcana nicht an der Ems lag wie allenfalls das strabonische Burchanis.

Bei der Suche nach Faba(e)ria und Phabiranon wird man sich freilich über den derzeitigen Küstenverlauf hinauswagen müssen, was bislang versäumt wurde. Wie er sich zur Zeit von Plinius und Ptolemäus darstellte, ist wenig bekannt und kaum ganz erforschlich. Doch darf man eines fraglos behaupten: Die Küstenlinie war nicht da, wo die Land- und Seekarten sie jetzt zeichnen, sondern seewärts versetzt. Ein ungefähres Bild der damaligen Verhältnisse läßt sich immerhin skizzieren.

45 Der Große Brockhaus, 17. Bd., Leipzig 1934.

46 Rudolf Pörtner, Mit dem Fahrstuhl in die Römerzeit, Düsseldorf 1962, Kap. 1 u. 3.

47 Plini Indices, a.a.O., S. 158.

Vermutlich lag die Nordsee am Ende der letzten Eiszeit, vor etwa 10 000 Jahren, trocken bis zur Dogger- und Jütlandbank. Nur allmählich schob sie sich nach Süden vor, in einem Wechselspiel von Trans- und Regressionen. Die ersteren wurden wesentlich verursacht vom Anstieg des Meeresspiegels und teilweise auch von einer in Schüben verlaufenden Senkung des Küstengebietes, unterbrochen aber von zwischenzeitlichen Hebungen<sup>48</sup>.

Wichtig zu wissen wäre es nun, wie sich die Alternanz von Meeresvorstößen und -rückzügen in den Jahrhunderten um Christi Geburt gestaltete. Einmal können wir davon ausgehen, daß Ems, Weser und Elbe getrennt entwässerten und die letzteren beiden längst nicht mehr über einen gemeinsamen Mündungsarm in ein vorgelagertes Haff. Die ostfriesischen Düneninseln existierten wahrscheinlich noch gar nicht. Sie sollen erst später aus dem Meer herausgewachsen sein auf Grund veränderter Strömungsvorgänge und dürfen nicht als Einbruchreste angesehen werden wie die Nordfriesischen Inseln an der Westküste Schleswig-Holsteins. Vermutlich erstreckte sich Marschenland bis an die gegenwärtigen Ostfriesischen Inseln oder sogar darüber hinaus, was Marscheninseln noch vor der Festlandkante durchaus nicht ausschließt<sup>49</sup>. Schon Timäus hat von „ziemlich vielen Inseln in der Gegend“ gesprochen. Das weist darauf hin, daß sein Baunonia zu einer Inselgruppe gehörte wie Plini Faba(e)ria. Es gibt Grund zu der Ansicht, daß sich die Küstenlandschaft jahrhundertlang kaum veränderte.

Die sogenannte Subatlantische Transgression erfuhr nämlich eine Unterbrechung von etwa 300 v. Chr. bis über die Zeitwende hinaus, personifiziert: von Pytheas bis Plinius. Die besiedlungsgeschichtliche Konsequenz kann nicht leicht überschätzt werden. Denn die Marsch war geeignet zur Viehhaltung und zum Ackerbau, ganz zu schweigen von den Möglichkeiten des Fischfangs und augenscheinlich der Jagd — nach Ausweis der gefundenen Überreste von Auerochs, Hirsch und Reh. So zog sie Neusiedler an. Und weil sie einigermaßen menschenleer war, entwickelte sich geradezu ein „Rush“, wie wir nach dem Muster von Entdeckungen der jüngeren Vergangenheit sagen. Die Wurtenforschung belegt es und widerspricht gewissermaßen Plinius, der an der Küste ein elendes Geschlecht in kargen Umständen ausgeglichen haben will — *misera gens*.

Diese armen, nach Plinius jedoch stolzen Menschen sind gewiß chaulkische Fischer, die von ihrem Fang leben. Sie halten kein Vieh, und ihr Getränk ist nicht Milch, sondern Regenwasser, das sie in „Gruben“ aufbewahren, d. h. in Zisternen. Auch kochen sie mit „luftgetrockneten Erdschollen“, wie er die ihm unbekanntere Verwendung von Torf bildhaft umschreibt. Vor allem aber bezeugt er im 1. Jahrhundert n. Chr. die Existenz von Wurten an der damaligen Nordseeküste und bescheinigt, indirekt, die Abwesenheit von Sanddü-

48 Karl Heinz Sindowski, *Das ostfriesische Küstengebiet*, Berlin u. Stuttgart 1973, S. 22 ff., 51 ff., 55 ff.; Johann Kramer, *Sturmflut 1962*, Norden 1967, S. 18 ff.

49 Werner Haarnagel, *Das Alluvium an der deutschen Nordseeküste*, Hildesheim 1950, S. 3 ff., S. 50 ff., S. 61 ff.

nen: „illic, misera gens, tumulos optinent altos aut tribunalia exstructa manibus . . . casis ita impositis.“<sup>50</sup>

Um 300 v. Chr., zur Reisezeit des Pytheas etwa, entstanden, zögernd noch, die ältesten Niederlassungen unmittelbar auf dem gewachsenen Boden, ein Beweis, daß sie hier sturmflutsicher waren. Auch Einswarden in Butjadingen wurde um 200 v. Chr. zunächst „ebenerdig“ errichtet. Diese Gründung fiel ungefähr auf den Höhepunkt der allgemeinen Marschenbesiedlung von Eiderstedt bis Flandern, die erst im 1. Jahrhundert v. Chr. allmählich vererbte, vor Plinius und Ptolemäus.

Die Dörfer lagen so dicht wie derzeit noch binnendeichs. Man darf annehmen, daß es ab und an auf vorgeschobenen Posten sommerliche Provisorien gab, Schutzhütten vielleicht der Fischer und Jäger, die Plinius oder sein Informant observiert haben mag, wenn es sich nicht überhaupt um Sturmflutgeschädigte handelte. Die Regel aber waren feste Bauernhäuser, die zuweilen sogar Ausmaße von 6 x 24 m erreichten und in ihrer Inneneinteilung dem Niedersachsenhaus ähnelten. Seit der Entdeckung von Sodenbrunnen und Keramiken auf dem Hohen Weg und mit den Funden von E. Krüger im Raum von Langlütjensand besitzen wir einen recht sicheren Anhalt dafür, daß zumindest das Nordbutjadinger Watt bis ins Mittelalter hinein besiedelt war<sup>51</sup>.

Die Butjadinger Sagen spiegeln den zerronnenen Reichtum von Land und Leuten jenseits der heutigen Seedeiche: Dort wohnten die Herren vom Hohen Weg, sehr wohlhabende und üppige Bauern, die die Siele mit Kupfer verkleideten, silberne Pflugscharen besaßen und ihre Pferde mit goldenen Hufeisen beschlugen. Ihre nun unterseeische Kirche, versteht sich, war zudem voll von Schätzen<sup>52</sup>.

Das Alter historischer Sagen läßt sich meist schwer taxieren, zumal das zeitliche Gewand, das ihren Kern umhüllt, häufig genug jüngerer Machart ist. So haben sie lediglich eine begrenzte Aussagekraft, obschon ihre Ausstrahlung zuweilen weit reicht. Hier können sie nur paradigmatisch für einen ähnlichen älteren Sachverhalt eintreten. Irgendwann müssen die 23 gezählten Bohneninseln ja untergegangen und irgendwo die von Plinius beschriebenen Chauken geblieben sein.

In den Sagen verschulden die Menschen ihren Untergang gewöhnlich selber. In der Wirklichkeit dieses Sammelgebietes gingen sie mitsamt ihrem Besitz verloren, weil sich seit der Zeitwende wieder vermehrt Sturmfluten und Überschwemmungen einstellten. Die zwangen die Überlebenden zur Anlage von Wurten oder zur Abwanderung und mitunter zu überstürzter Flucht, je-

50 „Dort wählt das elende Volk hohe Erdhaufen oder in Handarbeit aufgeworfene Anhöhen . . . für seine unter solchen Umständen errichteten Hütten.“ Vgl. Plinius, a.a.O., lib. XVI. 3 u. 4.

51 Friedrich v. Alten, Die Kreisgruben in den Watten der Nordsee, Bericht d. oldenburg. Landesvereins f. Altertumskunde, 1881; E. Krüger, Kulturspuren im nordbutjadinger Watt, o.O. 1941; Karl Heinz Sindowski, Zwischen Jadebusen und Unterelbe, Berlin u. Stuttgart 1979, S. 88 ff.

52 Ludwig Strackerjan, Aberglaube u. Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, 2 Bde., Oldenburg 1901, Nr. 34c, 197c, 583 u.a.

denfalls zur ständigen Verlagerung der Wohnstätten landeinwärts. Der Vorgang der Dorf-Verlegung ist uns aus jüngerer Zeit, vergleichsweise, von Juist her bekannt.

Die Archäologie weiß solches Geschehen längst vergangener Epochen mit ihren Methoden aufzudecken. Die Butjadinger Flachsiedlung Einswarden, in der Höhe von durchschnittlich + 0,90 m NN, wurde um Christi Geburt aufgegeben, und eine erste Wurtauftragung erreichte + 1,20 m NN, der weitere folgten, übrigens im gesamten Marschengürtel an der Nordsee, bis zum 6. Jahrhundert. Am Ende des 2. Jahrhunderts, des „ptolemäischen“, lag der Siedlungshorizont von Einswarden bei + 2,00 bis + 2,40 m NN, so daß die Wurt das umliegende Land um 1,50 m überragte<sup>53</sup>.

Als Beispiel von der anderen Weserseite mag die Feddersen Wierde im Lande Wursten dienen. Sie trat im 1. Jahrhundert v. Chr. als Flachsiedlung in Erscheinung, auf einem niedrigen Strandwall. Aus dem „plinischen“ 1. Jahrhundert n. Chr. sind dann kleine Kernwurten von 1 m nachgewiesen, die im 2. Jahrhundert auf 2 m und im 3. auf 3 m erhöht wurden. Im 5. Jahrhundert erreichten sie schließlich + 3,50 bis + 3,80 m<sup>54</sup>.

Die Verhältnisse damals auf dem Hohen Weg oder rechts der Weser in dem Areal von der Tegeler Plate über den Großen Knechtsand bis hin nach Neuwerk oder Scharhörn müssen vergleichbar gewesen sein, eher noch härter. Wenn Teile der Faba(e)rien, namentlich Burcana oder Phabiranon, im heutigen Außenweser- oder Außenelbe-Gebiet gelegen waren, haben sie sich sicherlich eine gute Weile behaupten können, wie so viele Wurten und Wierden, dürften jedoch vor 600 n. Chr. aufgegeben worden sein. Dafür spricht die Tatsache, daß von ungefähr 600 bis 900 die Wurtkerne kaum noch erhöht werden mußten.

Erst zum Hochmittelalter hin, vom 10. Jahrhundert an, sind erneut bemerkenswerte Auftragungen erfolgt, weil die Sturmfluten, nach Jahrhunderten relativer Ruhe, die Küste wieder stärker angriffen<sup>55</sup>, nun also in altdeutscher Zeit. Die Namen der von jetzt an verlorenen Dörfer sind recht umfangreich dokumentiert<sup>56</sup>. Faba(e)ria und Phabiranon fehlen aber in der langen Liste der Verluste. Wenigstens in ihrer *vollständigen* Form sind sie nirgends auszumachen. Keine *geschriebene* Urkunde zeigt den wahrscheinlich prähistorischen Untergang der Örtlichkeiten an.

In namenkundlichen Nischen haben sich jedoch sprachliche Reste erhalten. Das läßt sich erst einmal mit dem „Agstein“ belegen, und zwar an Hand der beiden jeverländischen Dörfer Accum im ehemaligen Revier der Kleinen

53 Haarnagel, a.a.O. Vgl. auch ders., Die Grabung Feddersen Wierde, Wiesbaden 1979.

54 Sindowski, Jadebusen, S. 97 f.

55 Haarnagel, Alluvium, S. 72.

56 W. O. Focke, Untergegangene Ortschaften an der deutschen Nordseeküste, in: Abhandlungen, hrsg. v. Naturwiss. Verein Bremen, XV. Bd., Bremen 1901, S. 60 ff.

Chauken, deren eines anno 1200 Westeragheim hieß und davor, im frühen 12. Jahrhundert, Westrachem<sup>57</sup>.

Der neuzeitliche Küstenrückgang im jeveländischen und Nordbutjadinger Abschnitt wurde von der einst hart längs der Wattküste fast von Ost nach West verlaufenden Weser oder von ihrem bedeutendsten Arm verursacht, vom Fedderwarder Fahrwasser, als dessen geringer Rest der Fedderwarder Priel übrigblieb<sup>58</sup>. Auf der Wurster Seite ist desgleichen Land verlorengegangen. Doch ist der Abbruch hier wohl vor dem 7. Jahrhundert erfolgt, wie Carl Wuebcken aus dem Verlust der Ortsnamen schließt. Er äußert sich zudem ziemlich dezidiert, daß die Weser „vor Zeiten“ in ihrem Mündungsgebiet schmaler war als jetzt<sup>59</sup>. Das stimmt, wieder einmal, eigentümlich überein mit dem, was die Sage behauptet, daß nämlich die Leute von (Bremerhaven-)Wulsdorf einst zur Blexer Kirche gehörten. Die Weser sei so eng gewesen, daß man einen Steg hinüberlegen konnte. Deshalb heiße ein Weg in Wulsdorf Blexer Pfad<sup>60</sup>.

Ob die Wesermündung auch in der Antike von Ost nach West oder mehr nach Norden gerichtet war und wie schmal sie je gewesen sein mag, weiß niemand mit Bestimmtheit zu sagen. Sicher ist, daß sich das „germanische Meer“ in der Spanne von Pytheas bis Plinius halbwegs ruhig hielt. Werner Haarnagel geht davon aus, daß die angenommenen Marscheninseln um die Zeitwende nur durch kleine Wasserläufe voneinander und vom Festland getrennt waren<sup>61</sup>, ein wichtiger Faktor, denn deren Namen scheinen sich erhalten zu haben, wie noch begründet werden soll.

Vorderhand ist festzuhalten, daß die Deutsche Bucht vor 2000 Jahren nach Süden und Osten hin noch weit weniger tief aufgerissen war als heute. Der junge Jadebusen, die Trichter von Weser und Elbe sowie die eingebrochene Küste der Kimbern sollten unsere Vorstellung nicht beeinflussen. Ein Blick auf die Seekarte veranschaulicht das. Der Verlauf der 6-m- oder 10-m-Isobathen vermittelt beiläufig ein ungefähres Bild, mehr nicht, wo das Festland oder wo die vorgelagerte Inselkette vermutet werden darf<sup>62</sup>.

Bei solchen Gedanken empfiehlt es sich, Ptolemäi Koordinaten noch einmal zu betrachten, und zwar in engerem Rahmen und mit der Lupe. Denn un-

57 Ostfriesisches Urkundenbuch, hrsg. v. E. Friedländer, Emden 1874, Nr. 12 u. 607; Copialbuch des Bremer Domkapitels, hrsg. v. G. Möhlmann, hier zit. nach Gerhard Lohse, Geschichte d. Ortsnamen im östlichen Friesland zwischen Weser u. Ems, Oldenburg 1939. Auch das um 1360 verlorene Akenbull auf Nordstrand u. Agethorst in Holstein gehören hierher, ebenso Glarum, da mnd. glar Baumharz meint.

58 Sindowski, Jadebusen, S. 88 ff.

59 Carl Wuebcken, Deiche u. Sturmfluten an der deutschen Nordseeküste, Bremen u. Wilhelmshaven 1924, S. 138 u. 145.

60 Strackerjan, a.a.O., Nr. 581c.

61 Zuletzt wurde das Wurster Fahrwasser 1825 wiedergewonnen. Vgl. Sindowski, Jadebusen, S. 88 ff., u. Haarnagel, a.a.O., S. 71.

62 Eine Graphik der Wurtenauftragungen u. ein Ausschnitt aus der Deutschen Seekarte (1:300 000) in: Topographischer Atlas Niedersachsen u. Bremen, Neumünster 1977, S. 24 u. 44. Das Seekartennull entspricht dem mittleren Springtiden-niedrigwasser, also -2,18 NN.

geachtet der erheblichen Verzerrungen seiner geographischen Längen im Osten unserer Region, gewinnen wir ein hinreichend zuverlässiges Bild aus der Relation mehrerer Örtlichkeiten zueinander, wenn zwei von ihnen bekannt sind und insgesamt vier so nahe beieinander liegen, daß es erlaubt ist, antike geodätische Ungenauigkeiten zu tolerieren<sup>63</sup>.

Für die Bestimmungsgleichung dienen die ptolemäischen Längen (L) und Breiten (B) von Elb- und Wesermündung sowie von dem jetzt einzuführenden antiken Tekelia und von Phabiranon. Da zwei „Bekannte“ sich nicht fundamental ins Ungewisse verändert haben können, die Flußmündungen nämlich, müßten die beiden „Unbekannten“ wenigstens annähernd zu lokalisieren sein. Im einzelnen stehen folgende Koordinaten zu Buche:

Elbmündung	31°	L und 56° 15' B
Wesermündung	31°	L und 55° 15' B
Tekelia	31°	L und 55° B
Phabiranon	31° 30'	L und 55° 20' B

Auf einen Blick läßt sich konstatieren, daß für die beiden Flußmündungen sehr unterschiedliche Breiten angegeben sind, aber dieselbe Länge wie für das geheimnisvolle Tekelia. Da Neuwerk genau nördlich von Butjadingen liegt, wenn auch weniger als 1° selbst ptolemäischer Vermessung, stellen sich die heutigen Verhältnisse in bezug auf die Flüsse kaum anders dar. Bemerkenswert bleibt, daß Phabiranon zwar nur 5' nördlicher bestimmt ist als die Wesermündung, aber doch um 30' ostwärts versetzt, auch von Tekelia. Das sind ca. 30 km, wie Artur Schöning rechnet.

So verdienstvoll sein Versuch ist, die geodätischen Daten des Ptolemäus zu decodieren, so nachteilig wirkt es sich *im einzelnen* aus, daß er mit generellen Annahmen arbeiten muß. Nach seiner Ansicht habe Ptolemäus seine Ortsbestimmungen durch Wegemaße gewonnen, die in Germanien vom Rhein bis zum 400. Meilenstein an der Elbe reichten — wo immer da und dort das sein kann. Außerdem gelte für jedes Land eine Mittelparallele, eine ausgesuchte Breitenkreislinie, in deren nächster Nähe — ausschließlich — die Ortsangaben zuträfen. Angesichts solcher Imponderabilien können die von ihm selbst bedauerten Unstimmigkeiten nicht ausbleiben und die Umrechnungen nicht ohne Zufälle.

Sie betreffen Phabiranon und Tekelia, die 200 bis 300 km von der als gültig erkannten oder gesetzten Mittelparallele entfernt sind. Phabiranon verlegt er nach Pinneberg, nicht 30 km weit von der Tegeler Plate oder dem Wurster Watt, sondern 100, und Tekelia will er, gestützt auf eine ziemlich abwegige Systematik, in Treya erkannt sehen. Das liegt an der Treene in Schleswig-Holstein, östlich von Husum. Die Fehlerquote ist so groß, daß ich mich für den Zweck dieses Aufsatzes mit der überlieferten Lage der vier Örtlichkeiten zueinander bescheide.

Was sagen nun die ptolemäischen Koordinaten aus? Ohne hier schon die nach Nordosten hin sich wieder stärker auswirkenden Verzerrungen zu diskutieren, ist die Feststellung ein und derselben Länge für Tekelia und die bei-

63 Vgl. Ptolemäus, a.a.O.; Focke, Ortsnamen, a.a.O.; Schöning, a.a.O., S. 15, 17, 18 ff., 24, 37, 104, 106, 110.

den Flußmündungen aufschlußreich, weil die dazugehörige Breite des Ortes seine Nähe zur Weser signalisiert, nur um die 20 km von der damaligen Mündung entfernt. Auf Grund der ptolemäischen Angabe allein wissen wir natürlich nicht, ob Tekelia an ihrem rechten oder linken Ufer lag. Die rechte Seite ist wahrscheinlicher.

Weit schwieriger noch zu beurteilen sind die Koordinaten von Phabiranon, das nicht nur 30' östlicher angesiedelt ist, sondern stattliche 55' südlicher als die damalige Elbmündung. Das Problem ließe sich dem Versuch einer Klärung zuführen, wenn es gelänge, Spuren von Tekelia zu entdecken, und seien sie dem ersten Anschein nach vage, um einen zusätzlichen Fixpunkt bei der Identifikation von Phabiranon zu gewinnen. Die Onomastik bietet die Gelegenheit dazu.

Bekanntlich haben sich römische Ortsnamen in Deutschland über bald 2000 Jahre hinweg erhalten, wenn sie dabei auch mancherlei Verstümmelung, Umgestaltung oder Anpassung an anderes Namengut erfuhren. Köln und Mainz mögen als Beispiele dienen oder Augsburg, weil es in kompositorischer Bindung ein deutsches Grundwort erhielt<sup>64</sup>. Seit den fundamentalen Arbeiten von Hans Krahe wissen wir ferner, daß sich in der Hydronomie Mitteleuropas noch viel ältere Sprachreste verbergen, vorgermanische, besonders in Nordwestdeutschland und den Niederlanden, wo sich die Wirren der Völkerwanderung weniger auswirkten als anderswo<sup>65</sup>. Vor diesem Hintergrund sollte die Suche nach Tekelia geschehen.

Sie hat im Unterwesergebiet bislang nur einen Ortsnamen in Verdacht gebracht: Teklenburg bei Altenesch. Doch liegt das Dörfchen zu weit südlich, um ernsthaft in Betracht zu kommen. Auch liest es sich 1402 Tekeneborch<sup>66</sup>. Das antike Tekelia hingegen ist lediglich 15' landeinwärts von der damaligen Wesermündung lokalisiert, und zwar exakt auf deren Meridian. Wenn wir berücksichtigen, daß sie zur Zeit Ptolemäi ein Stück weiter nördlich anzunehmen ist, müßten wir auf Reste von Tekelia stoßen, so es sie gäbe, querab Wursten und nördlich Butjadingen, Sprachreste vielleicht.

In diesem Kontext möchte ich einen oder zwei diffizile Örtlichkeitsnamen beiderseits des Großen Knechtsandes ins Gespräch bringen — Tegeler Plate und Krumme Tögel<sup>67</sup>. Sie können durchaus, in ihrem Schriftbild zwar niedersächsischen Ausdrucksweisen angeglichen, Residua von Tekelia sein, das just in dem Seegebiet gelegen haben mag, wenngleich vielleicht nicht punktgenau an den genannten Stellen im Watt. Vermutlich sind die Namen beide uralt, viel älter als die zu volksetymologischen Umdeutungen so gut geeigneten nd. Wörter Tegel und Tögel — Ziegel und Zügel — erwarten lassen. Leider gibt es keine ausreichend frühen Seekarten unseres Untersuchungsgebietes. Auf der ältesten von Lucas Janszoon Waghenaer (1588) ist die Tegeler Plate

64 Colonia Claudia Ara Agrippinensis >Köln; Mogontiacum >Magenza >Mainz; Augusta Vindelicorum >Augsburg. Vgl. Pörtner, a.a.O., S. 445 ff.

65 Hans Krahe, Sprache und Vorzeit, Heidelberg 1954; Kuhn, a.a.O.

66 Vgl. Focke, Ortsnamen, a.a.O., und Brem. Urkundenbuch, hrsg. v. R. Ehmck u. W. v. Bippen, Bremen 1873 ff., Bd. IV, Nr. 295.

67 „Krumme Tögel“ auf einer Ravensteinkarte (1:300 000) von ca. 1949.

ebenso wenig eingezeichnet wie der Krumme Tögel. Bei Merian heißt es (1653) auf der Karte „Nobilis Saxoniae Fl. Visurgis“: Teyeleers plaat — mit vokalisiertem Verschlußlaut [g].

Die Tegeler Plate liegt gegenwärtig da, wo um Christi Geburt, nach grober Schätzung, das Festland endete. Und wo jetzt auf der Seekarte die 10-m-Tiefenlinie eingezeichnet ist, hatte womöglich Plinius oder sein Gewährsmann längst die vorgelagerten Marscheninseln in Sicht, vor fast 2000 Jahren. Nur ein halbes Säkulum später schickte sich Marinus von Tyros an, seine geographischen Verzeichnisse zu verfassen<sup>68</sup>, die Ptolemäus alsbald dienlich waren.

In diesem knappen Jahrhundert zwischen Plinius und Ptolemäus mag sich die Küstenlandschaft, auf Grund der Zunahme von Sturmfluten, schon etwas verändert haben, viel nicht, wenn wir von Plinius bis Marinus rechnen. Die Namen indes sind sicher nicht verschwunden. Einen ersten Eindruck, wie bejahrt Namen der Gegend tatsächlich sein können, auch der der Tegeler Plate, liefern uns die benachbarten Baljen Norder, Oster und Wester Till, weil deren gemeinsames Grundwort nicht nur vorgermanisch klingt, sondern zweifellos so alt ist. Das überrascht, denn solche Sprachreste vermutet man nicht im Watt.

Natürlich ist es grundsätzlich nicht ausgeschlossen, daß der Zügel und erst recht der Ziegel am geeigneten Ort unter entsprechenden Umständen zu Namenbildungen beitragen<sup>69</sup>. Aber beide lautähnlichen Wörter zugleich — Tegel und Tögel — als Bezeichnungen zweier Örtlichkeiten auf so engem Raum? Das ist unwahrscheinlich. Ich halte dafür, daß sich hier die immer latente Neigung zu volksetymologischer Umdeutung bemerkbar macht und eine ältere Sprachschicht verdeckt.

Ohnehin ist der Nachweis, daß in der Nähe der Knechtsände oder unmittelbar auf der Tegeler Plate zu geschichtlicher Zeit Ziegel gebacken oder nicht gebacken wurden, aus Mangel an einschlägigen Archivalien gleicherweise schwierig, ganz zu schweigen davon, daß auch noch ein Zügel synchron seinen namenschöpferischen Einfluß ausgeübt haben müßte<sup>70</sup>. Der Örtlichkeitsname „Tegeler Rinne“ nahebei zeigt an, daß „Tegel“ als Ort empfunden wurde und nicht als Backstein.

Im Bremer Blockland existiert ein merkwürdiges Pendant, eine Flur, die amtlich Tegel-Kampe genannt wird, mundartlich jedoch Täg-Kampe<sup>71</sup>. Damit ist klar, daß hier vormals keine Ziegelei stand und kein Ziegler den Taufpaten spielte. Vielmehr handelt es sich, erkennbar, um ein früher sumpfiges

68 Der griech. Geograph Marinus von Tyros verfaßte vor 114 n. Chr. eine „Diorthosis tabulae geographicae“.

69 Tögel <mhd. tegel (= Tiegel) ist als FN in Bayern nachgewiesen, Tegeler (= Ziegler) in Norddeutschland. Vgl. Hans Bahlow, Deutsches Namenlexikon, suhrkamp taschenbuch, 6. Aufl., 1981.

70 Mnd. u. nd. tōgel, mndl. togel, nndl. teugel (= Zügel) <germ. \*tugila; ahd. ziagal(a), as. tiegla, mndl. tiegel(e), nd. tegel <lat. tegula (= Ziegel). Vgl. Kluge a.a.O.

71 Bremer Flurnamenverzeichnisse, Staatsarchiv Bremen z-ad Q.1.a.1. (Nr. 2a), Teil Oberblockland, bearb. v. H. Bischof 1930–31.

Stück Wiese in der Nachbarschaft von gleichartigen — Baarlake und Leußen — die alteuropäische Namen tragen, wie eventuell die Täg- oder Teg-Weiden auch.

Ich verdächtige das Wort, ursprünglich ein Appellativum gewesen zu sein, ein Gattungsname vorgermanischer Provenienz. Denn Julius Pokorny hat eine für die Auflösung des Rätsels höchst interessante idg. Wurzel \*tek<sup>u</sup>- erschlossen, die eine eilige Bewegung ausdrückt. Daraus erwachsen später in den germanischen Sprachen hauptsächlich Läufer- und Botenwörter, wie ahd. deo (= Diener), sonst aber weithin Fließwörter, was meine Beispiele in den Anmerkungen belegen<sup>72</sup>. Bei uns, wo sich in Derivaten die eine Grundbedeutung — laufen — in den Vordergrund schob, dürfte die andere — fließen — in namenkundliche Verstecke abgedrängt und lediglich in alteuropäischen Örtlichkeitsnamen aufzuspüren sein, vornehmlich von *Wasserläufen*.

In Verfolg dieses Gedankens möchte ich zunächst auf die vielen Flußnamen aufmerksam machen, die ein l-Suffix enthalten. Das ist ein Morphem, das vielfach, jedoch nicht immer, einen diminuierenden Charakter besaß. Die Fülle der mitteleuropäischen Vorkommen ist beträchtlich. Ich beschränke mich exemplarisch auf geläufige wie die Namen der Weichsel (<Vistula), der Havel (<Havela), der Ijssel (<Isala) und der Diemel (<Timella), eines Zuflusses der Weser<sup>73</sup>. Es bietet sich geradezu an, den Örtlichkeitsnamen Tek-el-ia nach seinem Bau hier einzureihen.

Wesentlich ist die wahrscheinliche Betonung der 2. Silbe. Dieser Umstand erlaubt es, den Ortsnamen Tekelia, wenn er von den Germanen so oder ähnlich gebraucht wurde, lautgeschichtlich mit der Tegeler Plate in Beziehung zu bringen, und zwar vermittelt der 1. Lautverschiebung, der germanischen, die um 500 v. Chr. begann und erst im 3. nachchristlichen Jahrhundert abgeschlossen wurde.

Die Veränderungen, denen dadurch u. a. die stimmlosen Verschlußlaute (p, t, k) unterworfen waren, betreffen das labiovelare [k<sup>u</sup>] in der für meine Argumentation so wichtigen idg. Wurzel \*tek<sup>u</sup>- (= laufen, fließen). Dieser mit Lippenrundung gesprochene Konsonant wurde germanisch im allgemeinen zu einem sogenannten Ach-Laut<sup>74</sup>. Es ist wahrscheinlich, daß Ptolemäus und erst recht Marinus diesen Reibelaut, falls er um 100 n. Chr. überhaupt schon ausgebildet war, in jedem Falle aber [k<sup>u</sup>] mit dem griechischen Kappa [k] wiedergegeben haben. Es ist hingegen nicht wahrscheinlich, daß dieser Faktor die Sprechgewohnheiten der Chauken und Sachsen beeinflusste. Im Germanischen entwickelte sich nämlich unter gewissen Bedingungen, die Tekèlia er-

72 Pokorny, a.a.O., S. 1059, z. B. aw. tači-āp (= fließendes Wasser), toch. B cake (= Fluß), lit. tekù (= laufen, fließen, rinnen), aksl. teko (= fließen).

73 Bach, a.a.O., § 246 ff. Weitere Beispiele u.a. Amel, Baarle, Düssel, Getel, Güll, Kahl, Diehl, Dill. Vgl. Bahlow, Ortsnamen, a.a.O.

74 Nach Verners Gesetz wurden aus inlaut. idg. Tenues stimmlose Spiranten (ahd. dann hw, h), falls der Wortakzent unmittelbar voraufging; wenn nicht, entstanden stimmhafte (ahd. dann g, w), z. B. idg. \*sek<sup>u</sup>- (lat. sequor = folgen) > ahd. sehan (= sehen), aber: idg. \*sek<sup>u</sup>- (lat. insequor = tadeln, höhnen) > as. seggian, ahd. sagen, nhd. sagen.

füllt, jener stimmlose Spirant [X] weiter zu einem stimmhaften<sup>75</sup>, der die Tendenz zu [g] hatte.

Doch nicht nur die lautgeschichtlichen Merkmale rücken Tekèlia in die Nähe der Tègeler Plate. Auch ohnedies ist fast zwangsläufig eine Anpassung an das Lehnwort Ziegel — nd. Tegel — anzunehmen. Denn volksetymologische Umdeutungen unverständlich gewordenen Wortgutes sind eher die Regel als die Ausnahme. Es geriet also der Akzent auf die erste Silbe dessen, was heute Tègeler Plate heißt und nicht etwa Tekèlier Plate. Auch entstand das Lehnwort Tegel (= Ziegel) in der römischen Kaiserzeit aus lat. *tegula* vor dem mutmaßlichen Untergang von Tekelia<sup>76</sup>.

Das alles hört sich kompliziert an. Es erlaubt aber vielversprechende Folgerungen, vor allem die Hypothese, daß Tekelia seinen Namen dem eines Wasserlaufs vorgermanischer Prägung verdanken und wirklich in der unmittelbaren Nachbarschaft der Tegeler Plate gelegen haben dürfte — an der Tegeler Rinne oder an einer der Till-Baljen. Dazu möchte ich noch weiteres Material vorlegen.

Als vorgermanische, freilich indogermanische Bezeichnung des gedachten Gewässers habe ich \*tek<sup>u</sup>l erschlossen, gräzisiert etwa „Tekel“ und chaukisch „Techel“. Nun ist es bekanntlich weithin üblich, Namen von Wohnstätten oder Landstrichen von dem eines Flusses oder Baches abzuleiten<sup>77</sup>. Alles was „Tèkel“ dazu brauchte, war ein geeignetes Suffix, in diesem Falle -ia, um einen Ortsnamen zu produzieren: Tekèlia. Mit den vorgetragenen linguistischen Gesichtspunkten verdichtet sich der Verdacht, daß Tekelia vor dem 7. oder gar 6. Jahrhundert unterging, wie ich vorne aus den sich wandelnden hydrologischen Verhältnissen folgerte. Sonst hätte sich der Name anders verändert.

Er mag aber, wofür ich eintrete, an der Stelle der Katastrophe haften geblieben sein, an einem der Sände im Watt, wie der des strabonischen Burchanis, vielleicht, an Borkum. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß neben dem Ortsnamen Tekèlia auch der eines längst verschwundenen Wasserlaufes „Tèkel“ aus einem anderen onomastischen Schlupfwinkel ans Licht geholt werden kann. Wegen der unterschiedlichen Akzentuierung des tradierten Tekèlia, mit welcher chaukischen Endung immer, und des vermuteten Gewässers namens „Tèkel“ ist nämlich mit einer unterschiedlichen Lautentwicklung zu rechnen. Denn aus „Tek<sup>u</sup>èlia“ konnte unter den beschriebenen Modalitäten zwar „Tegel“ werden, aus „Tèk<sup>u</sup>el“ aber im Deutschen „Tehl“. Diese Form liegt klanglich so nahe bei unseren Till-Baljen, daß Überkreuzungen nicht auszuschließen sind, daß also *Tehl* und *Till* (oder *Tiel*) gelegentlich zusammenfielen.

Der Name Till stammt aus der idg. Wurzel \*ti- (= fließen, dahinschwimmen, schmelzen), mit kurzem oder langem Vokal, die unter passenden Gege-

75 Dieser Konsonant, das „durchgestrichene g“, klang etwa so, wie wenn ein Berliner „Oge“ (= Auge) sagt.

76 Vgl. Kluge, Wörterbuch, a.a.O., S. 882.

77 Als nicht zufällige Beispiele nenne ich Diebach (Unterfranken) u. Tilbeck (Westfalen).

benheiten ebenso ein l-Suffix erwarb, nach Julius Pokorny beispielsweise Till in England oder ill. Tilurius<sup>78</sup>, der jetzige Ziller. Wir müssen so weit nicht suchen. Die Wurzel steckt wahrscheinlich in dem bremischen Örtlichkeitsnamen Tie-fer<sup>79</sup>. Mit einem l-Suffix ist sie in unserer Gegend mehrfach nachzuweisen. So läßt sie sich leicht aus Tilli auf Pellworm herauslesen sowie aus Tielen an der Tielenau in Dithmarschen, als deren alte Schreibweise (1447) Tyle und Tilen erhalten sind und (1598) überdeutlich „dat Water Tiele“<sup>80</sup>. In Merians Topographie von Niedersachsen (1653) findet sich die vokalische Variationsbreite bestätigt. Denn neben der schon genutzten Karte mit dem Eintrag Wester Till gibt es eine weitere, die diese Rechtschreibung gleich doppelt modifiziert: Wester Til und Ooster Tiel<sup>81</sup>.

Appellativa aus der idg. Wurzel \*ti- (= fließen, dahinschwinden, schmelzen) waren ausnehmend gut geeignet, die schlammige Beschaffenheit eines fließenden Gewässers auszudrücken, gerade auch eines Priels. Deshalb ist es vorstellbar, daß der Gattungsname „Ti-l“ die schmalen Wasserläufe bezeichnete, die nach Werner Haarnagel einzig das Festland von den vorgelagerten Marscheninseln und diese voneinander schieden. Die Till-Baljen wären dann deren „legitime“ Nachfolger, ein alteuropäischer Sprachrest im Watt, wo solches Namengut zu Unrecht als verschollen galt.

Es gibt einen frappierenden Beleg dafür, daß Ableitungen aus den idg. Wurzeln \*tek<sup>u</sup>- (= laufen, fließen) und \*ti- (= fließen, dahinschwinden, schmelzen) tatsächlich einmal zusammengefallen sind. Den liefert Tiel in Geldern. Der Name dieses Ortes ist von alters her häufig und in mancherlei Form überliefert, doch 925 schon Tiele. Anno 889 aber dokumentierte ein Schreiber noch die ältere und eigentlich obsolete Schreibweise *Tecele* dafür. Kein Geringerer als der akribische Maurits Gysseling brachte dieses *Tecele sprachlich* in Verbindung mit dem ptolemäischen *Tekelia*<sup>82</sup>.

Um abschließend die lange anhaltende Wirkung der schillernden Qualität des idg. Konsonanten [k<sup>u</sup>] nach den beiden Lautverschiebungen, der germanischen und der deutschen, und seine orthographische Umsetzung noch einmal zu verdeutlichen, will ich eine eindrucksvolle Parallele aus dem Wend-

78 Vgl. Pokorny, a.a.O., S. 1053.

79 Der ON Tiefer läßt sich mit Hilfe der Wurzel \*ti- als Zusammensetzung mit dem Moor-Wasser-Wort var, ver deuten wie vergleichsweise in den ON Var-losen u. Verlüß-moor. Vgl. W. v. Groote, Zur Bedeutung des Namens „Tiefer“, in: Brem. Jb., 53. Bd., Bremen 1975, S. 217 ff.

80 Vgl. Alfred Holder, Alt-celtischer Sprachschatz, 2. Bd., Leipzig 1904; Maurits Gysseling, Toponymisch Woordenboek van België, Nederland, Luxemburg, Noord-Frankrijk en West-Duitsland, o.O., 1960; Hans Bahlow, Lexikon deutscher Fluß- u. Ortsnamen alteuropäischer Herkunft, Neustadt a. d. Aisch, 1981; Wolfgang Laur, Historisches Ortsnamenbuch von Schleswig-Holstein, Schleswig 1967; Förstermann-Jellinghaus, a.a.O.; Beispiele: Tilques (Dep. Calais) <Tylach (1147) u. Tillaka (1175), die Tille (Frankr.) <Tile (830), Tilbeck (Westf.), <Tilbeki (890), Till (Kleve) <Tylia (1188).

81 Merian, a.a.O., S. 21 u. auf der Karte „Nobilis Saxoniae Fl. Visurgis“.

82 Tiel in Geldern <Dioli (ca. 855), Tiale (896), Tecele (889, Kop. d. 15. Jh.), Tiele (925 u. 977), Theole (14. Jh.). Vgl. Gysseling, a.a.O.

land beiziehen: Teichlosen<sup>83</sup>. Im Winsener Schatzregister von 1450 wird der Name Techelhusen geschrieben, 1670 Teglosen und 1750 Teichlosen. Hier hat sich die Unsicherheit in der Wiedergabe des Mitlautes bis in die Gegenwart fortgesetzt. Während zur Erklärung früher eine hybride Form angenommen wurde, bestehend aus einem deutschen und einem slawischen Bestandteil, schob sich später die nd. Deutung in den Vordergrund: Tegel-hus, nhd. Ziegelei.

Ich nehme dagegen einen alteuropäischen Ursprung des Kompositums an, das mit dem schon bekannten Bestimmungswort Tech- (<idg. \*tek<sup>u</sup>-) und dem vorgermanischen Sumpf- und Wasserwort -los(en), ähnlich dem breimischen Moorlosen, gebildet wurde, mit und ohne l-Suffix, also „Techel-los(en)“ und „Teg-los(en)“. Die Lage des Dorfes am Wasser spricht nachdrücklich für volksetymologische Bemühungen seit 1450! Beide Glieder des Namens Teichlosen bilden eine leicht verständliche Zusammensetzung. Nur paßt sie nicht in die Landschaft. Denn gewässer-los sind die Niederungen der Jeetze oder Jeetzel mitnichten.

Wer sich nun auf der Suche nach Phabiranon von Tekelia in Gedanken um 30' nach Osten versetzt und um 20' des gleichen ptolemäischen Zuschnitts nach Norden, der findet sich in der Außenelbe wieder, etwa da, wo seit 1854 die Insel Trischen aufkam. Das ist jetzt auf der rechten Seite des Stromes, aber so weit im Süden seiner ptolemäischen Mündung, daß wir die wer weiß wo suchen müßten, wenn nicht die hier schon sehr groben Nordost-Verzerrungen der Längengrade ebenso starke Korrekturen nach Westen hin erforderten. Dadurch verringern sich die Entfernungen logischerweise. Obendrein beziffert A. Schöning den Abstand zweier ptolemäischer Breitenkreise mit 500 Stadien zu je 185 m, also nur mit 92,5 km gegenüber den 111,1 km heutiger Vermessung. Ein geeignetes Indiz zur Aufhellung der undurchsichtigen Zusammenhänge ist zur Hand.

Die Entstellung der korrekten Karte von Germanien durch die Koordinaten Ptolemäi hat bereits die von Sebastian Münster gefertigte nachhaltig demonstriert. Beim Anblick von Dänemark wird verständlich, daß das antike Phabiranon in Wirklichkeit weniger als 30' ostwärts von der Tegeler Plate oder Tekelia anzusetzen ist und die Elbmündung weniger als 1° nördlicher als die der Weser. Für die Richtigkeit dieser Einlassung sind hilfsweise zwei Anhaltspunkte zu gewinnen, wenn es gelingt, die beiden ptolemäischen Örtlichkeiten desselben Namens „Marionis“ glaubwürdig in Nordelbien zu identifizieren — zugegeben ein strittiges Problem.

Gleichviel, als unumstritten gilt, daß Marionis (A) und Marionis (B) jenseits der Elbe zu suchen sind. Ihrem gemeinsamen Namen nach, wie ich ihn verstehe, kommt für ihre Lage nur die Nähe des Meeres in Betracht: Mari-

83 P. Kühnel, Die slaw. Orts- u. Flurnamen im Lüneburgischen, in: Zs. d. Hist. Vereins f. Niedersachsen, Jg. 1903, II. T., S. 47 ff., sowie Bückmann, in: Lüneburger Heimatbuch, hrsg. v. Otto u. Theodor Benecke, 2. Aufl., Bremen 1927, 2. Bd., S. 93 ff. Vgl. auch Horst Banse, Moorlosen, in: Brem. Jb. 1981, Bd. 59.

onis<sup>84</sup>. Auf diese Weise ist die Stadt Marne, die noch auf einer Karte des Ducatus Holsatiae von Willem Blaeu aus dem 17. Jahrhundert an die Elbe stößt, vornehmlich aus linguistischen Gründen in die Kontroverse verstrickt, wobei fast vergessen wird, daß es hier zwei Marne gibt, geradeso wie zwei antike Marionis im Land der Kimbern.

Ich meine Marne (A) in Dithmarschen und, 50 km *nordwestlich* davon, Marne (B) in Eiderstedt, zwei küstennahe Orte. Es fällt auf, daß Marne (A) nicht „500 Stadien“ von Marne (B) entfernt liegt, sondern bloß halb soviel, ein kräftiger Hinweis auf die ptolemäische Überdehnung der Distanz. Eine Bestätigung liefert die fällige geodätische Überlegung dazu, wofür zu Buche stehen:

	Marionis (A)	34° 30' L und 54° 50' B
	Marionis (B)	36° L und 55° 50' B
und zum Vergleich	Phabiranon	31° 30' L und 55° 20' B
sowie die	Elbmündung	31° L und 56° 15' B

Hieraus erhellt, daß Marionis (B) in der Vorstellung Ptolemäi *nordöstlich* von Marionis (A) gelegen hat. Das fügt sich in das Kartenbild, das die „Schräglage“ Jütlands nachzeichnet. Wenn wir nun den ptolemäischen Fehler zu berichtigen unternehmen, also die Halbinsel gleichsam aufrichten und ihre vergrößerte Fläche wieder schmälern, geraten Marionis (A) und Marionis (B) quasi in eine nord-südliche Anordnung übereinander, womöglich an der Westküste, wie Marne (A) und Marne (B), wobei die Strecke zwischen ihnen sich selbstverständlich verkürzt.

Gerade weil die beiden Marionis an der östlichen Nordseeküste aufgefunden wurden, wo die ptolemäischen Längen, anders als an der Weser, die Wirklichkeit arg verzerren, rechts von der damaligen Elbe, gerät Phabiranon, nach seinen *interpretierten* Koordinaten, auf ihre linke Seite. Wenn nicht alle Zeichen trügen, lag Phabiranon im Berührungsbereich der plinischen Bohnen- und Bernsteininseln, dort, wo vor 80 Jahren Förstemann-Jellinghaus „Vorwerrenoge“ wähten, jenes fiktive Konstrukt vor Neuwerk, nicht weit von der einstigen Mündung des Stromes. Phabiranon gehörte somit, auf Grund geodätischer Überlegungen, geographisch zu den Faba(e)rien, was philologisch ohnehin kaum zu bezweifeln ist.

Sogar das Iota in seinem Namen ist erklärlich, wenn man fragt, wie die römischen Soldaten, die „Baunonia“ übersetzten, „Fabaeria“ ausgesprochen haben, speziell ae. Zu Plini Zeiten war das in Rom noch ein Diphthong, doch außerhalb der Stadt, z. B. in Pompeji, schon ein Monophthong, der wie das gr. Eta klang<sup>85</sup>. Zu Ptolemäi Zeiten hinwiederum lautete das gr. Eta in der Koine, der Volkssprache, längst wie [ĩ] — eine Folge des Itazismus — und

84 Idg. \*mari (= Meer) > lat. mari, ahd. mari u. meri, an. marr, ags. mere, dän. mar. Vgl. Kluge, a.a.O.

85 Vgl. Veikko Väänänen, LE LATIN VULGAIRE DES INSCRIPTIONS POMPÉIENNES, Berlin 1959, S. 22 f.

wurde, zumal in Ägypten, auch so geschrieben<sup>86</sup>. Dergestalt unterscheidet sich Phabir-anon von Fabaer-ia allein durch das austauschbare Suffix.

Sicherlich hat Ptolemäus mit Phabiranon einen Ort gemeint. Doch ist anzunehmen, entsprechend dem großzügigen Umgang der Antike mit geographischen Begriffen, daß der Name im allgemeinen auch auf die Insel und die Inselgruppe oder -kette übertragen wurde, also auf „Phabirien“. Förstemann-Jellinghaus haben mit ihrer „Vor-Weser-Insel“ den Gedanken antizipiert. Aber ein solcher Vorgang ist uns aus der Antike bereits bekannt: Plinius hat ihn 100 Jahre vor Ptolemäus dokumentiert. Denn Burcana war dem Namen nach ein befestigter Platz, in der Terminologie Plini allerdings gleichzeitig die Insel Faba(e)ria, deren Namen er außerdem auf die ganze Schar von 23 Bohneninseln übertrug, die Faba(e)rien – wie „Glaesaria“ auf die Glaesien.

Man darf folgern, daß die Bevölkerung des Küstenstrichs genauso verfuhr. Sonst wären nämlich die „ziemlich vielen Inseln der Gegend“ laut Timäus einzeln nicht namenlos gewesen, außer Baunonia; ebenso wenig, 300 Jahre danach, die 22 restlichen plinischen Bohneninseln, außer Faba(e)ria. Den Namen *und* ihrer geographischen Lage wegen waren die beiden Inselgruppen oder -ketten identisch. Und da die Chauken später im Verband der Sachsen aufgingen, darf man sprachliche Kontinuität voraussetzen, auch bei adaptierten lat. und gr. Namen.

Tekelia war ein nennenswerter Ort, ein Handelsplatz vielleicht, dessen Name an einem Sand im Watt hängen blieb. Wenn er da lag, wo die Tegeler Plate die Stätte anzeigt, am südwestlichen Zipfel der Hauptinsel von Faba(e)rien oder „Phabirien“, dann blieb Raum für den gleichermaßen nennenswerten Vicus Phabiranon nur an deren nordwestlichem Ende – ungefähr, wo W. Blaeu 1628 auf einer Karte der Elbmündung mnd. „Schorhorn“ einzeichnete, d. h. Wattzunge. Dahin verweisen ihn auch die gedeuteten Koordinaten Ptolemäi. Genau hier, „prope Cimbros“, könnte das plinische Burcana gelegen haben, dessen „Burg“ in dem verflossenen Säkulum, weil inzwischen ohne militärischen Wert für die Römer, wohl verfallen oder verwandelt war. Die Idee ist nicht abwegig, daß an seiner Stelle das gesuchte Phabiranon ent- oder bestand bis es unterging, ein Handelsplatz vielleicht wie Tekelia.

Natürlich kennen wir die Größe jener Inseln nicht. Wir wissen nicht sicher, ob so längliche Gebilde darunter waren, wie sich heute Juist (15 km) oder Sylt (35 km) darbieten, deren Entstehung freilich von der der Faba(e)rien unterschieden ist. Ich kann mir vorstellen, daß die mehrfach ausdrücklich hervorgehobene Hauptinsel Baunonia oder Faba(e)ria, gegebenenfalls auch Phabiranon, sich von der Elb- bis zur Wesermündung erstreckte. Sie darf füglich auch dort gesucht werden, zumal ein Teil ihrer 22 kleineren Trabanten unter ihrem Gruppennamen als Inselkette gewiß noch westwärts darüber hinaus verteilt war. Denn die Grenze der Faba(e)rien ist nur nach Norden hin durch die Gläsarien bestimmt. Wieder wären Sprachreste in Ermangelung anderer Fundstücke geeignet, diese Vermutung zu stützen.

86 Ludwig Radermacher, *Koine*, Wien 1947, S. 18 ff.

Im Lande Hadeln habe ich nichts dergleichen entdeckt. Das war auch nicht zu erwarten angesichts der Tatsache, daß die Elbe, wegen der Vorarbeit ihres Urstromes, den Meeresboden noch erheblich kräftiger aushobelte als ihrerseits die Weser und das Material spurenlos verteilte. Ähnlich verhält es sich mit dem Lande Wursten, dessen Küstenkante nach C. Woebcken weit eher abbrach als die von Butjadingen. Auch Werner Haarnagel rechnet erst vom 7. Jahrhundert an mit neuen Verlandungen in Wursten<sup>87</sup>. So bleibt nur übrig, den östlichen Teil des historischen Rüstringen in die Sondierung einzu beziehen.

Das ist insofern zulässig, als die Weser „vor Zeiten“ in ihrem Mündungsgebiet enger war als heute und kleinere Marscheninseln der Faba(e)rien oder „Phabirien“ vor dem Festland lagen, auch vor Butjadingen. Namenübertragungen, wenn sie sich denn aufspüren lassen, geschahen unter den geschilderten Umständen jedenfalls leichter als später über die breite Trichteröffnung hinweg.

Der Wunsch, Namen zu verstehen, entspricht einem Grundbedürfnis der Menschen. Das Namengeheimnis in Mythen und Märchen bezeugt es wie auch die Fülle oft unentschlüsselter volksetymologischer Umdeutungen, die früher schon gang und gäbe waren. Ebenso beweisen es die fleißigen Versuche der humanistischen Forscher, die akzentuierte 2. Silbe von Pha-bir-anon als eigenes Wort zu verstehen.

Auf andere Weise, unter Umständen wirklichkeitsnäher, könnten die bäuerlichen Küstenbewohner den betonten Namensteil von Phabiranon oder Faba(e)ria — bir, bar oder baer — übernommen und stufenweise hinter die jeweilige Küstenlinie verbracht haben. Die Namenübertragung von einem Ort auf einen neuen ist eine vertraute Erscheinung. Wir kennen sie als eine Gewohnheit der Auswanderer voriger Jahrhunderte und der Vertriebenen des gegenwärtigen. Aus anderen Gründen haben sich Flucht und Vertreibung an der Nordseeküste abgespielt und sprachliche Spuren hinterlassen.

Die Fundstellen liegen in und vorab Butjadingen. Um sie, mit gebührender Vorsicht, für die Argumentation zu nutzen, müssen wir den germanischen und deutschen Küstentämmen zubilligen, was die Humanisten und Historiker mit Selbstverständlichkeit beanspruchten: die Konzession, die antiken Namen Phabiranon und ggf. Faba(e)ria nicht als simplizite Formen mit namenbildenden Suffixen aufzufassen — nach dem möglichen Modell von Fabae-ia oder Tekel-ia — sondern als zusammengesetzte mißzuverstehen, also Pha-bir(anon) oder Fa-bar(ia) respektive Fa-baer(ia), natürlich ohne Verständnis des Gleitlautes r.

Wenn es erlaubt ist, nach einem Bir-, Bar- und Baer- auch an und in der Außenweser zu fahnden — nach den lautgeschichtlichen Merkmalen also, die Herbert Schwarzwälder zufolge Phabiranon sogar mit Bremen verbinden — so muß man sich wirklich fragen, warum niemand fündig wurde. Noch in recht jungen Urkunden erscheint mehrfach Bire (1220, 1334, 1369) und ein-

87 Werner Haarnagel in: Erich von Lehe, Geschichte des Landes Wursten, Bremerhaven 1973, S. 19 ff.



Abb. 2 Ausschnitt aus einer von Sebastian Münster gezeichneten Karte der GERMANIA MAGNA aus dem Jahre 1542

mal Byre (1315). Gustav Rütthing setzt den Ort mit Burhave gleich, das übrigens keinen Hafen-, vielmehr einen Hofnamen trägt, wie einige Schreibweisen belegen: Birhove(n) (1418, 1422), Byrhove (1432), Burhove (1411, 1418), auch bald schon Beerhave (1424)<sup>88</sup>.

Anlaß zu dieser Auffassung gibt es. Bire und Bir- oder Burhove treten in den Dokumenten nie nebeneinander in Erscheinung, sondern zeitlich nacheinander, freilich nicht nachweisbar als ein und derselbe Ort. Deshalb sind die Zweifel verständlich, die allmählich aufkamen. Schließlich ist im Bremer Archidiakonsregister von 1420 ein Byredycke erwähnt<sup>89</sup>, das Gerhard

88 Oldenburgisches Urkundenbuch, Bd. II, hrsg. v. Gustav Rütthing, Oldenburg 1926, Nr. 53, 270, 321, 434, 597, 643, 670, 725, 791; Brem. UB., a.a.O., Bd. II, Nr. 153, 374; Ostfries. UB., a.a.O., Nr. 322.

89 Die Diözese Bremen u. ihre Gaue in Sachsen u. Friesland, hrsg. v. W. v. Hodenburg, Celle 1858.

Lohse für das im Bereich der Außenweser untergegangene Bardieck hält. Den Namen des Dörfchens Bärdeich, zwischen Blexen und Burhave, versteht er als eine Reminiszenz daran<sup>90</sup>.

Auf einer von dem Amsterdamer Verleger Willem Blaeu im frühen 17. Jahrhundert verbreiteten Karte der Grafschaft Oldenburg<sup>91</sup> findet sich nun überraschenderweise in Butjadingen *außer* „Burhaue“ noch eine Ansiedlung namens „Ber“, eingezeichnet zwischen Tettens und Waddens<sup>92</sup>. Ist Ber Bire? Ich scheue mich, das ohne weiteres anzunehmen. Eher darf man wohl an onomastische Reflexe denken, die von außerhalb der ältesten bekannten Deichlinie in Butjadingen das Festland an verschiedenen Stellen erreichten. Die verlief von Blexen in nordwestlicher Richtung bis ins Watt vor Langwarden und bog dann nach Südwesten. Sie wurde markiert durch untergegangene Ortschaften, darunter Alt-Bardiek (vor 1625) und Neu-Bardiek<sup>93</sup>.

Die im Bereich der Außenweser verlorene Siedlung Byredycke von 1420 und das von Georg Sello beigebrachte Byredieke von 1470 dürften so wenig identisch mit Alt-Bardiek und Neu-Bardiek sein wie diese beiden miteinander. Das jetzige Bärdeich wäre dann das letzte Dörfchen dieses Namens in einer Kette, von der wir nicht wissen, wo und wann sie seewärts begann. Sie ist, immerhin, ein Nachweis von Namenübertragungen, die auf einem zweiten Weg, vom selben Ursprung her oder auch nicht, über Bire nach Birhove, Beerhave oder Burhove gelangten, also nach Burhave.

Die Merkmale des Butjadinger Örtlichkeitsnamens stimmen nachdenklich, hauptsächlich sein so überaus variables Bestimmungswort. Es muß in all seinen Formen immer „verständlich“ gewesen oder gemacht worden sein. Denn es verband sich leicht anderem homonymen Wortgut und konnte auf diese Weise in gewechselter Zuflucht überdauern<sup>94</sup>. Zu beweisen ist das nicht.

Denn die zweimal auftretende Schreibweise Byre (1315) und Byrhove (1432) rückt den Namen in die Nähe von ags. *bȳre* (= Stall, Schuppen, Hütte). Das ist eine Nebenform zu ags., an. und ahd. *bur* (= Hütte, Kammer, ahd. auch Haus), woraus sich bei uns Ortsnamen wie Beuron oder Beuern im Süden und Bu(e)r, Büren und Beer im Norden herleiten.

Solche Ortsnamen liegen uns zeitlich näher und dünken uns wahrscheinlicher. Doch die unaufhörlichen Schwankungen der Vokalqualität verraten ein gehöriges Maß unsicherer Sprechgewohnheiten und erhebliche Irritationen der Schreiber. Der schier unaufhörliche Wechsel des Selbstlautes – von Bir- über Byr-, Bar- und Ber oder Beer- bis hin zu Bär- und Bur – spricht eher

90 Lohse, a.a.O., S. 56, 107, 127.

91 „Oldenburg Comitatus“, gezeichnet v. E. Symonsz(oon) Hamersveldt.

92 Auch „Beer“ ist überliefert (17. Jh.). Vgl. Sindowski, Jadebusen, S. 88.

93 Georg Sello, Ostringen u. Rüstringen, Oldenburg 1928, S. 343 u. Anlage.

94 Bär- eignet sich für junge Anlehnungen. Bir(e) ist ein verbreiteter Gewässername, z. B. ein Nebenfluß der Mittelweser, Bierbeken in Brabant u. Bier(en)bäche vom Sieger- bis zum Saarland. Vgl. Förstemann-Jellinghaus, a.a.O., u. Bahlow, Ortsnamen, a.a.O. Baar ist noch heute ein Begriff für Woge, Strudel. Vgl. Friedrich Kluge, Seemannssprache, Kassel 1911, u. Horst Banse, Die Baar, in: Schriften d. Vereins f. Geschichte u. Naturgeschichte der Baar, 35. Bd., Donaueschingen 1984, S. 17 ff.

für ein hohes Alter der Sprachreste. Es ist denkbar, daß sie durch Haus- und Siedlungsnamen neuerer Zeit überlagert wurden. Dann stellte dies einen weiteren Beitrag zur Problematik der Homonymie dar<sup>95</sup>.

Wenn nun die Faba(e)rien samt Phabiranon sprachliche Spuren im Watt hinterlassen haben sollten, ähnlich Tekelia, so ist zu fragen, ob derartige Fingerzeige nicht auch für Baunonia aufzustößern wären. Die Erwartung trägt nicht, und es verblüfft schon nicht mehr, daß es Anzeichen dafür gibt, Reflexe, deren Alter und Ursprung sich aber kaum schätzen lassen: Im Jeverland und in der verlorenen Marsch der heutigen Außenweser häufen sich die Bohnen-Dörfer wie nirgends sonst<sup>96</sup>.

Da sind Bonnhausen bei St. Joost und Bonnhausen bei Fedderwarden, eines davon 1495 Bonhusen geschrieben, und dazu noch Bohnenburg, direkt an der jeveländischen Küste, das 1497 Bonenborch hieß<sup>97</sup>. Auch Nordbutjadingen besaß ein sagenhaftes Bohnenhausen, das vom Wasser verschlungen wurde. Das müßte sehr früh geschehen sein, in heidnischer Zeit, denn es fehlt in der oben abgehandelten Verlustliste von W. O. Focke. Es habe, nach dieser oldenburgischen Sage<sup>98</sup>, zum Kirchspiel Waddens gehört, das sich bis an die Küste von Wursten erstreckte. Das ist vielleicht eine Interpolation in christlichem Gewande, um die Lage des verlorenen Dorfes „weit draußen“ — bei den Bohneninseln — zu kennzeichnen. Dieser sagenhafte Bericht bestätigt nochmals, daß die Durchfahrten zwischen den Marscheninseln einst eng waren. Damit kann nur eine weit zurückliegende Periode gemeint sein.

Nicht unerwartet lassen sich die Bohnen-Namen auch anders erklären. Die Homonymie spielt in der Entwicklung einer Sprache eben unvermeidlich eine Rolle, eigens auch in der Namenkunde. So sind sich die mnd. Wörter *bōne* (= Bohne) und *bōnen* (= schimmern, bohnen) in ihrer Lautgestalt verwechselbar nahe, obwohl sie unterschiedenen Wurzeln entstammen<sup>99</sup>. Der Knoten, der hier geschlungen ist, läßt sich nicht leicht lösen. Es ist denkbar, aber wieder nicht zu beweisen, daß die Schößlinge aus zweierlei Wurzeln *nacheinander* zum Erhalt eines uralten, aber lange gebräuchlichen Namens beitrugen, zuerst die Bohne und später ein von ferneher noch schimmerndes Licht.

Es muß folglich fraglich bleiben, ob Sprachreste sowohl germanischer als auch lateinischer und griechischer Provenienz sich unter Umständen *nebeneinander* behauptet haben. Die zunehmende Zersplitterung des Inselreiches vor dem Lande Wursten schließt das nicht aus.

95 Alteres, obsoletes Wortgut wird oft von jüngerem, lautähnlichem überlagert u. verdrängt. Vgl. Elise Richter, Über Homonymie, in: Festschrift f. Paul Kretschmer, Wien u. Leipzig 1926, S. 87 ff.

96 An der Unterelbe fand ich kein „Bohnen-Dorf“, in der Emsmarsch ein Bohnenburg, 1440 Bonenborch. Vgl. Ostfr. UB., a.a.O., Nr. 516.

97 Oldenb. UB., Bd. VI, Oldenburg 1932, Nr. 344, 375.

98 Strackerjan, a.a.O., Nr. 582. Vgl. auch Hermann Lübbing, Oldenburgische Sagen, Oldenburg o. J., S. 123.

99 1. idg. \*bhā-, bhō-, bhe- (= glänzen, leuchten, scheinen); 2. idg. \*bhā- (= sprechen), redupl. bhabhā- (= Bohne). Auch lat. faba stammt aus dieser Wurzel.

Zudem zeigt die Überlieferung einmal mehr eine merkwürdige Unsicherheit, diesmal der Namengebung. Das sagenhafte Bohnenhausen, das in der Außenweser unterging, wird von manchen Erzählern nämlich Boienburg genannt<sup>100</sup>. Mag der Gehalt von Sagen oft unscharf und mögen ihre Gestalten manchmal wenig verlässliche Boten sein, so berührt es doch eigenartig, daß das Bestimmungswort Boje<sup>101</sup>, das auf Umwegen zu uns kam, desselben germanischen Ursprungs ist wie die Bake, das Wahr- und Feuerzeichen der Küste<sup>102</sup>.

„Im ganzen Jeverland sprach man vom Sengwarder Licht<sup>103</sup>, das bald als schimmernde Laterne, bald als kleine Flamme gesehen wurde. Es soll der Geist eines Landmessers gewesen sein, der zu *klein* vermessen habe im *Bohnenburger Groden*.“ Es ist beinahe, als ob ein unfäßliches Licht uns noch erreicht vom einst *größeren* Bohnenland her.

Glücklicherweise sind wir nicht ausschließlich auf Sagen angewiesen, obwohl manche sich als sehr alt und hilfreich erwiesen haben. Nach Werner Haarnagel<sup>104</sup> war das Land Wursten in den Jahrhunderten vor der Zeitwende ein ausgedehntes Wattengebiet: „Als letzter Rest eines ehemaligen Festlandes blieb eine schmale langgestreckte Insel erhalten, die durch ost-west-verlaufende Tiefs oder Baljen noch in Inseln halligartigen Charakters aufgegliedert wurde.“

Phabiranon lag nach alledem nicht *im* Elbe-Weser-Dreieck, es lag vielmehr *am* Elbe-Weser-Dreieck – Ortschaft, Insel und Archipel, identisch mit Fabaeria/Burcana und Baunonia. Das ist der bedeutsamste Befund meiner Annäherungen. Er ergibt sich mit objektiver Wahrscheinlichkeit aus dieser Spurensuche im Watt<sup>105</sup>.

100 Beide Namen bei Strackerjan, a.a.O., Nr. 582; nur Bohnenhausen bei Lübbling, a.a.O., S. 123 f.

101 Afrz. boye u. nhd. Bake < germ. \* baukna > nfr. bōkan (= Zeichen), afrs. bāken u. mnd. bāke (= Leuchtfeuer). Vgl. Kluge, Wb., a.a.O.

102 Vgl. R. Hennig, Zur Frühgeschichte der Leuchttürme, in: Internationales Archiv f. Verkehrswesen, Jg. 5, Mainz 1953, S. 421–425. Vgl. auch Plinius, a.a.O., XXXVI.

103 Nach „Das Sengwarder Licht“, vgl. Lübbling, a.a.O., S. 101 f.

104 Werner Haarnagel in: Erich von Lehe, a.a.O., S. 27 ff.

105 Für eine intensive Beschäftigung seien empfohlen: „Archäolog. u. naturwiss. Untersuchungen an ländlichen u. frühstädt. Siedlungen im deutschen Küstengebiet v. 5. Jh. v. Chr. bis z. 11. Jh. n. Chr.“, 2 Bde., 1984.

# Geld und Gewissen

*Raimund Peraudi und die Ablaßverkündung  
in Norddeutschland am Ausgang des Mittelalters\**

Von A n d r e a s R ö p c k e

Eine Abrechnung mit der Ablaßlehre in der Nachfolge Luthers wird es in diesem Beitrag nicht geben, auch keine theologische Auseinandersetzung mit ihr. Dogmengeschichtliche und kirchenpolitische Fragen werden nur gestreift. Es geht vielmehr um den Versuch, Geschichte im klassischen Sinne beim Wort zu nehmen, Geschichte zu erzählen, vergangene Vorgänge und Situationen jedenfalls stellenweise zum Leben zu erwecken. Um den ungewöhnlichen Reichtum der Überlieferung nach Kräften auszubeuten, wird die Schilderung weniger Tage im Mai 1503 breiten Raum einnehmen, Tage, die sich farbig und detailreich fast wie ein Historiengemälde darstellen lassen. Diese Maitage sind Teil und Station einer Reise durch Norddeutschland, die den weiteren Rahmen der Erzählung abgibt. Sie wird unternommen von der Hauptperson der Geschichte, einem zum Kardinal und päpstlichen Gesandten aufgestiegenen französischen Geistlichen, dem wir uns nun zuwenden wollen.

Raimundus Peraudi — so die durchweg gebrauchte latinisierte Namensform — wurde am 28. Mai 1435 in Surgères in der westfranzösischen Diözese Saintes geboren<sup>1</sup>. Er war zunächst als Lehrer in seiner Heimatstadt und in La Rochelle tätig, um dann ein Studium in Paris aufzunehmen. Ab 1470, also als bereits 35jähriger, studierte er Theologie an der Sorbonne und schloß sein Studium mit der Promotion ab. 1476 wird er als Dekan des Domkapitels von Saintes genannt, und der Zusammenhang, in dem er bekannt wird, sollte für die restlichen fast 30 Jahre seines Lebens bestimmend werden: Es geht um Ablaß. Der Domkirche von Saintes wird am 3. August 1476 eine erneuerte Ablaßbulle gewährt, als Ablaßkommissar fungiert Peraudi. Die Hälfte des Er-

\* Für den Druck bearbeitete Fassung eines Festvortrages zu Ehren von Ltd. Archivdirektor i. R. Dr. Karl H. Schwebel anlässlich seines 80. Geburtstages am 5. September 1991.

1 Hierzu u. zum folgenden Nikolaus Paulus: Raimundus Peraudi als Ablaßkommissar, in: *Histor. Jb.* 21, 1900, S. 645–682, hier S. 646 f. In den bisher vorliegenden Spezialstudien zu Peraudi findet die Reise nach Norddeutschland entweder gar nicht oder nur kurz Erwähnung, s. J. Schneider: Die kirchl. u. polit. Wirksamkeit des Legaten Peraudi 1486–1505, 1882; A. Gottlob, in: *Histor. Jb.* 6, 1885, S. 438–461; Gebhard Mehring: Kardinal Raimund Peraudi als Ablaßkommissar in Deutschland 1500–1504 und sein Verhältnis zu Maximilian I., in: *Forschungen und Versuche zur Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit* (Festschrift f. Dietrich Schäfer), Jena 1915, S. 334–409. Für zahlreiche Hinweise auf urkundliche Überlieferung bin ich Prof. Brigide Schwarz, Universität Hannover, zu Dank verpflichtet.

löses soll an den Papst abgeführt werden für einen Feldzug gegen die Türken. Die Bulle war so formuliert, daß der Ablass zehn Jahre lang nicht nur in Saintes, sondern in ganz Frankreich und auch den angrenzenden Ländern gepredigt werden durfte, und sie enthielt die Aufsehen erregende Vollmacht, auch bereits Verstorbenen Ablass von ihren Sündenstrafen zu ermöglichen und dadurch ihre Verweildauer im Fegefeuer zu verkürzen. Um Unsicherheit und Zweifeln zu begegnen, ob das überhaupt möglich und zulässig sei, bestellte Peraudi zwei theologische Gutachten bei angesehenen Gelehrten aus Paris und Poitiers und ließ dann selbst eine Erklärung verbreiten, die „Summaria declaratio“, in der er die wesentlichen Elemente der Ablasslehre des ausgehenden Mittelalters darlegte<sup>2</sup>. Das mag Anlaß sein, kurz innezuhalten und sich diese Elemente zu vergegenwärtigen, um Klarheit darüber zu erhalten, wie das Ablassangebot von der Glaubenslehre her begründet wurde. Manchem Leser mag es ein Trost sein (mir ging es so), daß Luther, immerhin ein studierter Theologe, im Rückblick auf den Ablassstreit bekannte: „So wahr mich mein Herr Christus erlöset hat, ich wußte nicht, was der Ablass wäre, wie es denn kein Mensch nicht wußte.“<sup>3</sup>

Nikolaus Paulus, der Verfasser des dreibändigen Standardwerkes über den Ablass, auf das ich mich hier stütze, beschreibt ihn eingangs so<sup>4</sup>: „Seinem Wesen nach ist der Ablass eine von der Kirche außerhalb des Bußsakraments erteilte und vor Gott gültige Nachlassung der zeitlichen Sündenstrafen, ... ein Ausfluß der alten Idee, daß die Kirche die kanonischen Bußstrafen mildern oder auch ganz nachlassen kann“. Reue und Beichte sind wesentliche Voraussetzungen für den Ablass als partiellen oder vollständigen Straferlaß. Er entwickelte sich aus der kirchlichen Praxis, die Theologie hinkte, so gut sie konnte, hinterher.

Nachdem sich der Ablass vom 11. Jh. an über die Zeit der Kreuzzüge herausgebildet hatte, festigte die scholastische Theologie im 13. Jh. mit der Lehre vom Kirchenschatz das dogmatische Fundament der Ablassgewährung: Als Schatz der Kirche wurden die unermesslichen guten Werke Christi und der Heiligen definiert, die über das hinaus, was als Sündenausgleich bereits festgelegt war, von der Kirche unter bestimmten Bedingungen den Gläubigen zugewendet werden konnten — als Ablass z. B. Die Kirchenschatzlehre, von Thomas von Aquin maßgeblich formuliert, fand schnell allgemeine Verbreitung, wenn auch gelegentlich Widerspruch<sup>5</sup>. Die päpstliche Bulle zum Jubiläumsablass von 1343 legt sie der Ablassgewährung zugrunde<sup>6</sup>.

2 Paulus (wie Anm. 1), S. 648 f. Siehe auch Nikolaus Paulus: Geschichte des Ablasses im Mittelalter Bd. 1—3, Paderborn 1922/23 (künftig zit.: Paulus I, II, II), wo III, S. 382 Anm. 3 die neue Passage aus der Bulle für Saintes abgedruckt wird. Gutachter waren der Franziskaner Johann von Fabrica, Leiter der Ordensschule in Paris, und Nikolaus Richardi, Rektor der Universität Poitiers, ebd., S. 382 f.

3 1541 in „Wider Hans Worst“, zit. nach Paulus III (wie Anm. 2), S. 418 f.

4 Paulus I (wie Anm. 2), S. 1.

5 Paulus II (wie Anm. 2), S. 184 ff., 198 ff.

6 Ebd., S. 202 f.

Nicht einhellig war die Meinung der mittelalterlichen Theologen, was bei einer Ablaßgewährung von 40 Tagen, wie sie häufig vorkam, eigentlich bewirkt wurde: Eine Minderheit vertrat die Auffassung, daß damit 40 Tage Fegefeuer eingespart würden, während die Mehrheit argumentierte, es müsse sich um 40 Tage kanonischer Buße bzw. deren Entsprechung handeln; wieviel Tage Fegefeuer das genau ausmache, wisse Gott allein<sup>7</sup>.

Seit dem 14. Jh. wurde der Ablaß oft in Form eines sog. Beichtbriefes gewährt, der dem Inhaber die Wahl seines Beichtvaters freistellte und diesen ermächtigte, mit der Absolution den Ablaß zu erteilen. Das Beste war natürlich ein vollständiger Ablaß aller Sündenstrafen, wie ihn Peraudi in doppelter Form anbieten konnte in der Formel „Semel in vita et in mortis articulo“, einmal im Leben sowie in der Todesstunde<sup>8</sup>. Mit dem Ablaß für bereits Verstorbene wurde 1476 eine neue Dimension erreicht. Das Pariser Gutachten bejahte zweifelsfrei die Möglichkeit, den Seelen im Fegefeuer aus dem Kirchenschatz Gutes zu tun, da sie noch der päpstlichen Autorität unterstünden. Der zweite Gutachter war vorsichtiger, meinte aber, *per modum suffragii*, als Fürbitte, könne der Ablaß den Seelen im Fegefeuer nützen. Dies vertrat auch Peraudi mit Entschiedenheit in seiner Zusammenfassung der Ablaßlehre, die er gedruckt verteilen ließ, um dem neuen Ablaß den Boden zu bereiten<sup>9</sup>. Der Ablaß für Verstorbene gewann dadurch weiter an Attraktivität, daß er auch ohne Beichte und Absolution der erwerbenden Person wirksam wurde, also den eigenen Stand der Gnade nicht zwingend voraussetzte<sup>10</sup>. Die theologisch nicht mehr abzusichernde Vorstellung breitete sich aus, man könne nun auch bestimmte Personen aus dem Fegefeuer herausholen, so daß Maximilian z. B. mit dem Wunsch an den Papst herantrat, seine Eltern, seine verstorbene Frau und seinen Sohn aus dem Fegefeuer zu befreien<sup>11</sup>. Das bekannte Sprüchlein „Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegefeuer springt“ blieb im Ablaßgeschäft populär, obwohl ein Theologenkongreß an der Sorbonne 1482 die Parole als unhaltbar verworfen hatte<sup>12</sup>.

Peraudi, der Ausgangspunkt dieses Exkurses, wird 1479 Archidiakon von Aunis und zieht 1481 mit einer französischen Gesandtschaft nach Rom, wo er als päpstlicher Protonotar an der Kurie Beschäftigung findet<sup>13</sup>. Als 1486 der für Saintes gewährte Ablaß verlängert wird, jetzt allein mit dem Ziel, Geld für einen Krieg gegen die Türken zu sammeln, erscheint als verantwortlicher Kommissar — neben dem spanischen Karmeliter Gratian von Villanova — wieder Peraudi. Ende 1486 dehnt er seine Aktivitäten nach Deutschland aus, taucht 1487 in Hamburg auf, 1488 u. a. in Braunschweig, Er-

7 Ebd., S. 213 f.

8 Paulus III (wie Anm. 2), S. 303 ff.

9 Ebd., S. 383 ff.

10 Ebd., S. 386.

11 Ebd., S. 389 Anm. 3.

12 Ebd., S. 386.

13 Paulus (wie Anm. 1), S. 656 f.

furt und Frankfurt/M.<sup>14</sup>. Er nutzt dabei geschickt das noch junge Medium der Druckkunst für seine Zwecke — nicht nur im Sinne der Öffentlichkeitsarbeit, indem er gedruckte Erklärungen zur Ablasslehre verbreiten läßt, sondern besonders auch zur Rationalisierung von Arbeitsabläufen und damit zur Verbesserung der Gewinnsituation: Er verwendet für persönliche Beichtbriefe formularmäßige Vordrucke, in die von Hand nur noch Name und Datum einzutragen sind — ein gegenüber der vollständig von Hand ausgefertigten Urkunde, wie sie das Mittelalter hindurch üblich war, enormer Zeitgewinn. Das Verfahren bot auch die Möglichkeit, Bevollmächtigte mit Stößen von Blankoformularen durch das Land zu schicken und so die eigene Wirksamkeit zu vervielfachen. Peraudi hat diese Möglichkeit genutzt<sup>15</sup>.

In Hamburg erhielt er übrigens ideologische Schützenhilfe von dem Lektor der Theologie an der Domschule, Johann Hane, der in einer veröffentlichten Abhandlung die Wirksamkeit des Ablasses ganz in Peraudis Sinn bekräftigte<sup>16</sup>. In der Folge schließen sich Tübinger Theologen seiner Sicht der Dinge an<sup>17</sup>.

Im Spätsommer 1488 nach Rom zurückgekehrt, wird er bereits Ende 1489 erneut zum Ablasskommissar für die am 11. Dezember 1489 herausgegebene Ablassbulle berufen. Ablasspredigten u. a. in Erfurt, Bamberg und Nürnberg folgten<sup>18</sup>. Hinzu kamen diplomatische Missionen für den Apostolischen Stuhl, die sich um die Türkenfrage und Finanzierungsprobleme drehten<sup>19</sup>. 1491 schließlich wird er Bischof von Gurk in Kärnten, auf Betreiben Maximilians 1493 Kardinal<sup>20</sup>. 1498 wird ihm das Bistum Maguelonne in Südfrankreich übertragen, das er gegen eine jährliche Pension von 500 Francs sogleich wieder aufgibt; mit dem Bistum Toul verfährt er 1501 ebenso. Seine Wünsche richten sich auf das Bistum Metz, das er sich vom Papst reservieren läßt, ohne jedoch zum Zuge zu kommen. Zwischendurch hatte er sich *instantissimis precibus* — mit inständigsten Bitten — Ansprüche auf das Bistum Besançon erworben und wieder abgetreten<sup>21</sup>.

Dennoch gilt Peraudi als Vorzeigepälat unter den Kardinälen Papst Alexanders VI.<sup>22</sup>, dessen Amtszeit, wie auch von katholischer Seite nicht bestritten wird, wohl den Tiefpunkt des Verfalls des Papsttums markiert. Es gibt im Rom dieser Jahre Geschichten von Geld, Gewalt und Liebe, an denen

14 Paulus III (wie Anm. 2), S. 213 u. 393.

15 Ebd., S. 213 f. Es hat sich eine ganze Reihe als Einblattdrucke nachgewiesene Ablassbriefe Peraudis aus dieser Zeit erhalten. Die ältesten vorgedruckten sog. Beichtbriefe datieren von 1454/55, ebd., S. 319.

16 Ebd., S. 393.

17 1488 Gabriel Biel, ebenso sein Nachfolger auf dem theologischen Lehrstuhl, Wendelin Steinbach, ebd., S. 390 ff.

18 Paulus (wie Anm. 1), S. 662 f.

19 Ludwig Pastor: Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters Bd. 3, 5.—7. Aufl. Freiburg 1924, S. 258.

20 Ebd., S. 377; Paulus (wie Anm. 1), S. 673.

21 Conrad Eubel: Hierarchia Catholica Medii Aevi Bd. 2, Münster 1914, S. 22, 54, 162, 183, 258.

22 Vgl. Pastor (wie Anm. 19), S. 71.

die Boulevardpresse unserer Zeit ihre Freude gehabt hätte. Unter den zahlreichen Kindern dieses Papstes erlangten insbesondere Cesare und Lucrezia Borgia Berühmtheit und reizten auch die künstlerische Phantasie von Malern, Schriftstellern und Dramatikern. Der noch nicht 20jährige Papstsohn Cesare, ein skrupelloser und gewalttätiger Mann, wurde zusammen mit Peraudi zum Kardinal erhoben, wie auch der Bruder einer Geliebten des Papstes. 1497 soll Peraudi gegenüber florentinischen Gesandten geäußert haben: „Wenn ich an das Leben des Papstes und einiger Kardinäle denke, so schaudert mir vor dem Aufenthalt an der Kurie; ich will nichts davon wissen, wenn Gott nicht seine Kirche reformiert.“<sup>23</sup> Der Ablaßprediger hofft auf die Reformation der Kirche – eine im Nachhinein seltsam anmutende Verbindung.

Das runde Jahr 1500 wurde vom Papst zum Anlaß genommen, einen großen Jubiläumsablaß auszurufen. Um die Nachfrage zu beleben, wurden bis dato erworbene vollkommene Ablässe kurzerhand annulliert, was natürlich auch Unmut hervorrief<sup>24</sup>. Aus päpstlicher Sicht wurde das Jubiläumsjahr überschattet von der Furcht vor den türkischen Erfolgen auf dem Balkan, die zu erneuten Anstrengungen führten, die Christenheit im Kampf gegen die osmanischen Eroberer zu vereinen. Eine Bulle vom 1. Juni 1500 erklärt in scharfer Form dem Erbfeind der christlichen Völker den Krieg und verkündet, zur Bestreitung der Kosten solle drei Jahre lang der Zehnte von allen geistlichen Pfründen eingezogen werden<sup>25</sup>. Tatsächlich hat sich eine Liste erhalten, aus der hervorgeht, daß die Kardinäle bezahlt haben. Peraudi rangiert mit einem Pfründerertrag von 3000 Dukaten im unteren Drittel der Einkommenskala des Kollegiums<sup>26</sup>.

Am 5. Oktober wird er zum päpstlichen Legaten für Deutschland und die nordischen Länder ernannt, um die Gelder für den Türkenkreuzzug einzuziehen. Die Ermächtigung, den sonst nur in Rom erhältlichen Jubiläumsablaß auch in Deutschland und Skandinavien anzubieten, soll die Kriegskassen füllen. Ungeachtet seines Alters – er ist ja bereits 65 und leidet an der Gicht – bricht Peraudi noch im Oktober auf in der Hoffnung, Maximilian und die deutschen Fürsten für eine Zusammenarbeit zu gewinnen. Doch das Mißtrauen gegen die Kurie ist groß. Man mag dem Papst nach den zurückliegenden Erfahrungen nicht glauben, daß es ihm dieses Mal Ernst ist mit dem Zug gegen die Türken. Maximilian geht soweit, Peraudi die Einreise ins Reichsgebiet zu verweigern, so daß dieser den Winter in Rovereto am Südrand der Alpen verbringen muß. Nach schwierigen Verhandlungen kommt es schließlich am 11. September 1501 auf dem Nürnberger Reichstag zu einer Einigung. Als Regelsatz für den Erwerb des Ablasses wird der Familienunterhalt für eine Woche angesetzt, standardisierte Beichtbriefe haben einen Fest-

23 Ebd., S. 378 f. u. 442.

24 Paulus III (wie Anm. 2), S. 192 u. 477.

25 Pastor (wie Anm. 19), S. 550 f.

26 Ebd., S. 552 Anm.

preis. Peraudi soll ein Drittel des Ertrages der Ablaßverkündigung erhalten zur Bestreitung seiner Unkosten. Der Rest der erzielten Einkünfte soll zweckgebunden zur Führung des Türkenkrieges im Reich unter Verschuß bleiben. Damit war der Weg frei, und die Ablaßpredigten begannen<sup>27</sup>.

Während sich Peraudi selbst zunächst im süd- und südwestdeutschen Raum aufhielt, zogen von ihm bevollmächtigte Subkommissare durch die Lande und boten den Ablaß an. Wieder kamen vorgedruckte Beichtbriefe zum Einsatz, mit Spezialsiegeln bekräftigt: *Sub sigillo nostro ad hoc ordinato* lautet die Formel auf dem Vordruck, „mit unserem hierzu bestimmten Siegel“ (s. Abb. u. Anh. 3). Daß sich von der großen Zahl dieser persönlichen Ablaßbriefe nur vergleichsweise wenige erhalten haben, ist nicht verwunderlich, denn sie waren ja sozusagen ein nicht übertragbarer Seelengutschein für die betreffende Person und für die Nachwelt ohne Belang. Es wird also nicht erst des reformatorischen Umschwungs bedurft haben, um die Bestände zu lichten. So ist es als ein Glücksfall anzusehen, daß jedenfalls bis ins 18. Jh. der Ablaßbrief vorhanden war, den der Bremer Bürgermeister Daniel von Büren 1502 für sich und seine Frau Beke von Borken erwarb<sup>28</sup>. Von Büren war ein kluger Mann, der später zu den Wegbereitern der Reformation in Bremen gehörte. Das gibt diesem Ablaßwerb seine besondere Bedeutung als Zeichen für das noch ungebrochene Vertrauen zu den Gnadenmitteln der Kirche. Ein Bremer Geistlicher, der Stiftsherr Johann Wedemeier von St. Ansgarii, ist auch bereits 1502 als Ablaßkäufer aktenkundig<sup>29</sup>. Aus dem Sommer 1502 gibt es weiterhin einen Ablaßbrief für das Kloster Wienhausen<sup>30</sup>, im November erwarb eine Hamburger Witwe einen Ablaß Peraudis, im Dezember ein Osnabrücker Ehepaar wie auch die Mönche des Klosters Cismar in Holstein<sup>31</sup>. Anfang Januar 1503 erscheint in Lüneburg der von Peraudi für die Diözese Verden bestellte Ablaßkommissar, der Koblenzer Kanoniker Johannes Lindeck, macht mit dem Rat der Stadt zusammen Inventur der gesammelten Gelder und entnimmt einen Teil für seine Auslagen<sup>32</sup>. Wir dürfen

27 Ebd., S. 555 f.; vgl. Paulus III (wie Anm. 2), S. 215 f. u. 453, wo ein üblicher Preis von 2 Gulden für einen Beichtbrief zu Beginn des 16. Jh. genannt wird. Nach Aloys Schulte: Die Fugger in Rom 1495–1523, Bd. 1, Leipzig 1904, S. 42, wurde am 11. Sept. 1501 ein Preis von 1 Gulden für 3 Beichtbriefe vereinbart.

28 Siehe Anh. 3.

29 StA Stade, Rep. Möhlmann I, Nr. 2831.

30 1502 Juni 17, Vordruck, Archiv Kl. Wienhausen Nr. 537. Christian Schlopken: Chronicon oder Beschreibung der Stadt und des Stifts Bardewick vor und nach der Zerstörung, Lübeck 1704, erwähnt S. 353 einen Ablaß Peraudis für Bardowiek *sub sigillo ad hoc ordinato* vom Sonnabend, d. 22. Juli 1502; für 1503 würde der Wochentag passen. Auch der Besuch Peraudis in Lüneburg am Palmsonntag 1503 wird von Schlopken fälschlich in das Jahr 1502 verlegt.

31 Siehe Anh. 3.

32 Notariatsinstrument StadtA Lüneburg b 1503 Jan. 2. Als Subkommissar fungiert der Lüneburger Propst Joh. Sartoris. Von dem Betrag von 48 Mark 13 Schilling Lübisch erhält der Kommissar 12 für seine Auslagen, den Rest nimmt der Rat in Verwahrung. Ein Kommissar muß es auch gewesen sein und nicht Peraudi selbst, der am 12. Juni 1502 in Verden feierlichen Einzug hält, wie die Verdener Bischofschro-

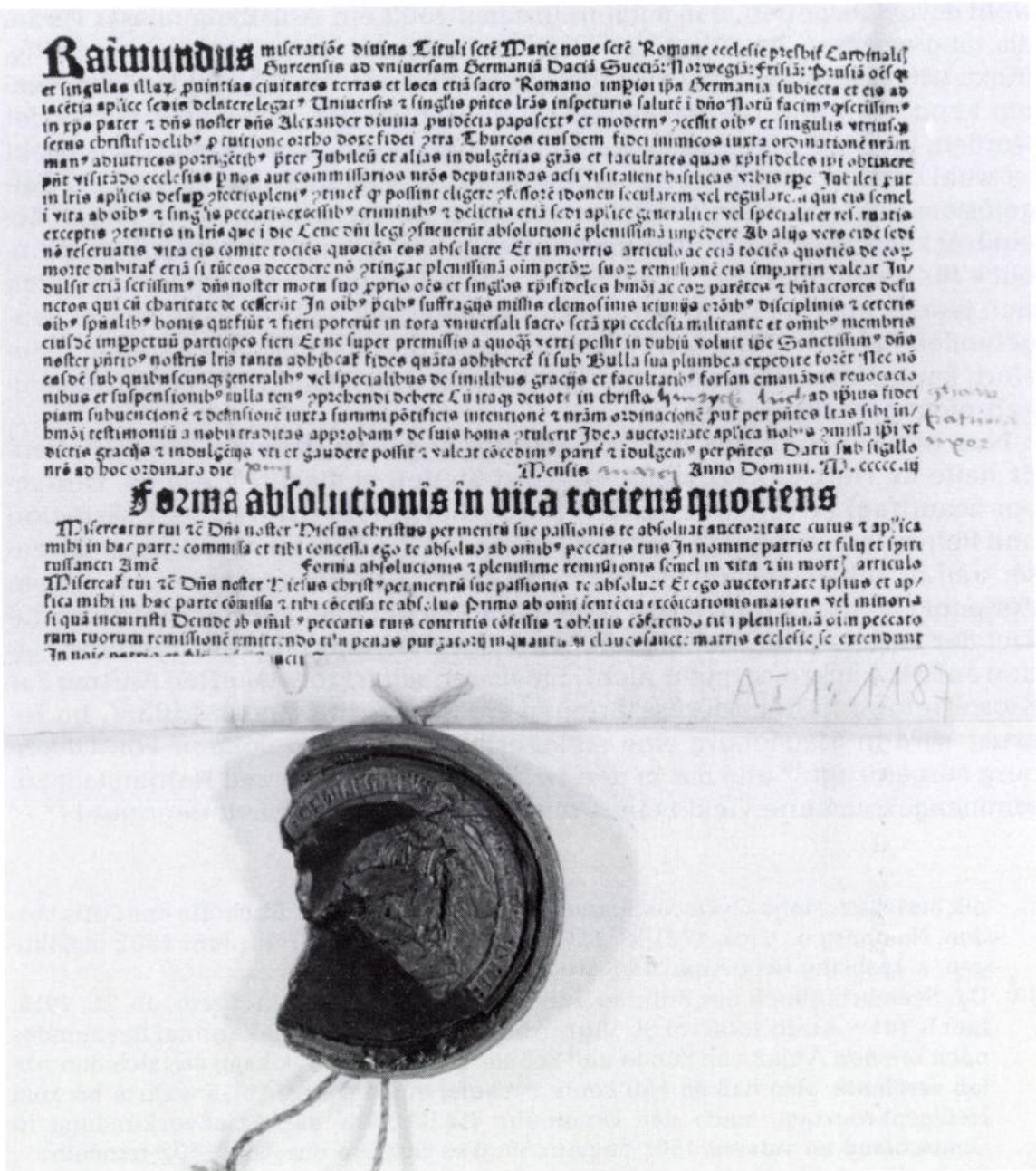


Abb. 1: Ablassurkunde als formularmäßiger Vordruck, Text siehe Anh. 3 (Foto: Stadtarchiv Braunschweig)

wohl davon ausgehen, daß auch in Bremen 1502 ein Ablaßkommissar Peraudis tätig gewesen ist. Die Urkundenüberlieferung ist nicht ganz eindeutig, hinzu tritt aber eine Notiz an abgelegener Stelle<sup>33</sup>, die ich nicht anders deuten kann: Von Mai bis September sei in Bremen der Jubelablaß verkündet worden, und 450 Büßer seien nackt durch die Straßen gezogen. Unter nackt ist wohl barfuß und mit freiem Oberkörper zu verstehen, die Frauen mit aufgelöstem Haar. Bei aller Vorsicht gegenüber derartigen Zahlenangaben: Beindruckend viele müssen es gewesen sein, ein gewiß nicht alltäglicher Anblick für die Bremer. Bei Ablaßverkündungen in Bern 1476 und 1478 sollen sich jeweils über tausend Menschen zu einem solchen Bußgang zusammengefunden haben<sup>34</sup>. Wer den Ablaß auf seine rein fiskalischen Aspekte reduziert, kann dieser Wechselwirkung mit Ausdrucksformen der Volksfrömmigkeit nicht gerecht werden.

Nun ist es aber an der Zeit, daß wir uns enger an Peraudis Fersen heften. Er hatte im Herbst 1502 lange in Erfurt Station gemacht<sup>35</sup>. Am 21. Dezember beauftragt er von dort aus den Erzbischof von Bremen mit der Visitation und Reform des Klosters Harsefeld und anderer Klöster in der Bremer Diözese, weil er selber verhindert sei<sup>36</sup>. Ein Besuch in Bremen stand zu diesem Zeitpunkt wohl noch nicht auf dem Terminplan. Lübeck war das eigentliche Ziel der anstehenden Reise nach Norddeutschland, und Bremen wurde Station auf der Rückreise, mehr nicht. Ein neuer, scharf formulierter Auftrag zur Klosterreform in der Diözese Bremen ergeht am 15. Januar 1503<sup>37</sup>. Im Februar wird in Magdeburg eine Ablaßurkunde für Graf Johann von Oldenburg ausgefertigt<sup>38</sup> und das in den Diözesen Magdeburg und Halberstadt zusammengesammelte Geld beim Domkapitel von Halberstadt deponiert<sup>39</sup>.

nik berichtet, siehe Cyriacus Spangenberg: *Chronica aller Bischöffe des Stifts Verden*, Hamburg o. J. (ca. 1721), S. 156. Peraudi weilte am 13./14. Juni 1502 in Eßlingen, s. Mehring (wie Anm. 1), S. 364.

33 Das Seefahrtenbuch des Brüning Rulves, bearb. v. J. Focke, in: *Brem. Jb.* 26, 1916, hier S. 141: „Anno 1500 vor St. Vitus Abend [14.6.] sandte der Kardinal Raymundus nach Bremen Ablaß von Sünde und Schuld, so daß viel Volk kam, das sich den Ablaß verdiente, also daß da 450 Leute nackend gingen. Der Ablaß währte bis zum Heiligenkreuztage nach der Domweihe [14.9.]“ Da die Ablaßverkündung in Deutschland im Advent 1501 begann, muß es sich um das Jahr 1502 handeln.

34 Paulus III (wie Anm. 2), S. 546 ff.

35 Mehring (wie Anm. 1), S. 369.

36 Abschr. Landesbibl. Hannover, Mscr. XXIII, 1079, S. 332–341.

37 *Bremer Geschichtsquellen*, hrsg. v. W. v. Hodenberg, Bd. 3, *Zevener Urkundenbuch*, Celle 1857, Nr. 161. Peraudis Kanzlei datiert wie die Kurie nach florentinischem Stil, so daß bis zum 25. März die Urkunden das Jahresdatum 1502 tragen, nach unserer Rechnung aber in das Jahr 1503 gehören.

38 Für die Kapelle der 5 Wunden vor der Burg Oldenburg, Oldenburg. *Urkundenbuch* Bd. I, bearb. v. Dietrich Kohl, Oldenburg 1914, Nr. 370 (zu 1502).

39 1503 Feb. 17. Das Domkapitel Halberstadt bescheinigt Peraudi den Empfang von 896 Mark 14 Gr. Ablaßgelder, die in den Diözesen Magdeburg u. Halberstadt gesammelt wurden u. in Verwahrung genommen werden. *Regest StA Hannover, Göttingen Dipl. App.* 343.



Abb. 2: Siegel an etwa gleichlautender Ablaßurkunde Peraudis für Paul und Claus Widdirke, 1503 Mai 4, Westphalen III, Taf. II (nach S. 550), Nr. 18. Siehe Anh. 3

Abb. 3: Siegel an etwa gleichlautender Ablaßurkunde Peraudis für Cismarer Mönche, 1502 Dezember 16, siehe Anh. 3. Durchmesser: 5 cm. An Hanfschnüren anhängend, zeigt es den kreuztragenden Christus über einem Kardinalshut und dem Wappenschild Peraudis. Umschrift: R(AIMU)NT S(ANCTE) MARIE NOVE P(RES)B(ITE)R CARDINALIS GURCE(NSIS) (ET)/LEGATUS

(Foto: Landesarchiv Schleswig-Holstein)

Für den 21. Februar war der feierliche Einzug in Braunschweig angesetzt, für den der Rat detaillierte Vorkehrungen traf: Tore und Türme sollten besetzt, die Stadt gereinigt und geschmückt werden. 100 Paar schwarz gekleideter Ehrenjungfrauen mit ungeflochtenem Haar waren vorgesehen, die brennende Kerzen tragen und von einem Bannerträger angeführt werden sollten<sup>40</sup>. Mit Entschiedenheit hatte sich der Rat dagegen verwahrt, einem notorischen Feind der Stadt den Einzug mit dem Kardinal zu gestatten. Bei sieben anderen Geächteten ließ man es zu, daß sie mit einzogen und ihren Frieden mit der Stadt machten. Am Sonntag darauf gab es eine Fastnachtsfestlichkeit im Altstadtrathaus, an der Herzog Christoph von Braunschweig, Coadjutor des Erzbischofs von Bremen und Administrator des Bistums Verden, ferner Hartmann Graf von Kirchberg, der Dolmetscher Peraudis, und sein Kanzler teilnahmen. Die Stadtrechnung vermerkt 6 Gulden für Hähnchen, Hechte, Butter, Karpfen, Milch, Honig, Speck, Eier, Rosinen, Mandeln, Konfekt und gewürzten Wein<sup>41</sup>. Peraudi wird als Teilnehmer nicht erwähnt.

40 Die Chroniken der dt. Städte vom 14. bis ins 16. Jh., Bd. 16 (Braunschweig Bd. 2), 2. Aufl. Göttingen 1962, S. 531 f.

41 Ebd., S. 533.

Es ging ihm nicht gut. Ein Kälteeinbruch begleitete seine Ankunft in Braunschweig, es gab Frost, dann fing es an zu schneien. Die Gicht plagte ihn so heftig, daß er den Aufenthalt in der Stadt länger ausdehnen mußte als geplant<sup>42</sup>. Obwohl schon am 6. März über die Deponierung der gesammelten Ablaßgelder in St. Blasien geurkundet wird<sup>43</sup>, befindet er sich noch am Ende des Monats in Braunschweig<sup>44</sup>, und als er schließlich zur Weiterreise aufbricht, geschieht das gegen den Rat seiner Ärzte<sup>45</sup>. Auffällig unter den in Braunschweig ausgestellten Ablaßurkunden ist eine zur Förderung des Straßen- und Wegebbaus<sup>46</sup>. Meist werden ja kirchliche Baumaßnahmen durch Ablaßprivilegien begünstigt. Die Fachliteratur kennt Straßenablässe besonders aus England, während zugunsten von Brücken häufiger Ablässe erteilt wurden<sup>47</sup>.

Über Celle<sup>48</sup> reist Peraudi nach Lüneburg, wo er am Palmsonntag eine festliche Messe liest, bei der die Äbte der Klöster Scharnebeck und St. Michael in Lüneburg assistieren und die Palmen weihen<sup>49</sup>. Lübeck avisiert er seine Ankunft für Gründonnerstag, den 12. April<sup>50</sup>. Für den 24. April waren Verhandlungen angesetzt, bei denen der Legat versuchen wollte, den bevorstehenden Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen Lübeck und Dänemark zu verhindern und den Konflikt auf dem Verhandlungswege beizulegen. Lübeck hatte schon Kriegsvolk angeworben und Schiffe ausgerüstet, sich dann aber doch noch auf die angebotene Vermittlung Peraudis eingelassen. Der Lübecker Chronist meint, der dänische König und sein Bruder, Herzog Friedrich von Holstein, hätten Peraudi mit Geld und Geschenken zu dieser Friedensmission bewegt, die offenbar ihren Interessen entgegenkam, und Lübeck habe sich beschwatzen lassen<sup>51</sup>. Wie dem auch sei, zwei Ratsherren empfangen den Legaten in Mölln und geleiteten ihn zum Krummesser Baum, wo ihn eine Abteilung Berittener in Empfang nahm und zur Stadt brachte. Im Stadtteil St. Jürgen erwarteten ihn Rat und Geistlichkeit. Peraudi nahm in der

42 Lübecker Chronik des Reimar Kock, 3. Bd., S. 38, Kgl. Bibl. Kopenhagen, Ny kongelige Samling 303 b. Ich danke Dr. Antjekathrin Graßmann, Lübeck, für den Auszug aus Kocks Chronik, den sie mir kollegial zur Verfügung stellte.

43 Genannt wird eine Summe von 2597 Gulden ohne das Drittel, das der Kardinal erhalten hat, s. C. Hessenmüller: Heinrich Lampe, der erste ev. Prediger, Braunschweig 1852, S. 141 f.

44 Am 30. März ergeht ein Aufruf an die Reichsstände von Braunschweig aus, Mehring (wie Anm. 1), S. 370.

45 Hanserecesse III. Abt., 4. Bd., bearb. v. Dietr. Schäfer, Leipzig 1890, Nr. 395.

46 1503 März 5, Hessenmüller (wie Anm. 43), S. 142 f. Die Braunschw. Ablaßurkunden Peraudis genannt u. aufgelistet bei R. Piekarek: Die Braunschweiger Ablaßbriefe, in: Braunschw. Jb. 54, 1973, S. 107 u. 112 ff., jedoch für 1502, siehe Anm. 37.

47 Paulus III (wie Anm. 2), S. 439, 443, z. B. auch für die Weserbrücke bei Hameln.

48 Urkunden aus Celle von 1503 April 4, StA Hannover, Celle Or. 12, Nr. 181 u. Celle Or. 8, Nr. 794.

49 Schlopken (wie Anm. 30), S. 351 (fälschlich datiert 1502).

50 Wie Anm. 45.

51 Kock (wie Anm. 42), S. 38.

Domdekanei Quartier, wohin der Rat ein paar Faß Hamburger und Einbecker Bier hatte bringen lassen sowie einen Kahn voll lebender Fische — Hechte, Barsche usw.; es war ja Fastenzeit. Peraudi bot Bezahlung an und, wie der Chronist Reimar Kock ironisch bemerkt, „hat ihnen vergönnt, seine gichtigen Füße und Hände zu küssen und ließ sie gehn“<sup>52</sup>.

Am Sonntag nach Ostern gab es in Lübeck eine große Prozession, bei der Peraudi getragen werden mußte, weil er nicht laufen konnte. Zwei Bürgermeister hielten außerdem seine Arme, weil er auch die Monstranz vor Schwäche nicht tragen konnte. Er zelebrierte jedoch die anschließende Messe im Freien unter Beteiligung des Bremer Coadjutors Christoph, der Bischöfe von Lübeck und Ratzeburg sowie des Abtes von Cismar. Die Predigt, vom Grafen von Kirchberg aus dem Lateinischen übersetzt, hatte folgenden Grundtenor: Der Legat sei vom Hl. Vater nach Deutschland gesandt, um das Goldene Gnadenjahr zu verkündigen, um die Menschen mit Gott zu versöhnen und allen Zwist und Streit zwischen Königen, Fürsten und Städten beizulegen, den Satan, der Friedensfeind, ausgesät habe. Er sei an diesen kalten Ort nicht um ihres Geldes, sondern um ihrer Seligkeit willen gekommen (Anmerkung des Chronisten: nahm aber ein paar tausend Gulden mit). Er wolle allen, arm und reich, jung und alt, reumütig oder nicht die Gnade des Goldenen Jahres mitteilen, die Vergebung aller Sündenstrafen. Als der Kardinal dann seine gichtige Hand ausstreckte, um ein Kreuz zu machen, da konntest du viele tausend Menschen auf der Erde liegen sehen, berichtet unser Chronist. Der Rat schenkte dem Legaten neben Wein und Futter für die Pferde einen lebenden Hirsch und einen vergoldeten Schauer, d. i. eine Art Deckelpokal, was dankbar angenommen wurde; zurück erhielten die Ratsherren, wie es heißt, ganze Körbe voller guter Worte<sup>53</sup>.

Peraudi gelang die Friedensvermittlung tatsächlich, auf die hier nicht näher einzugehen ist, obwohl er in deren Verlauf einen Ratgeber des dänischen Königs, den Bischof von Odense Jan Andersen, als unvernünftig und ungebildet abkanzelte und ihm schließlich gar wegen ungebührlichen Verhaltens die Tür wies<sup>54</sup>.

Eine Kleinigkeit möchte ich noch erwähnen, obwohl sie etwas „anrücklich“ ist: Dem in dem Städtchen Eckernförde an der Ostsee gebrauten Bier war offenbar eine abführende Wirkung eigen. Peraudi, dem vielleicht der in Lübeck anwesende Schleswiger Bischof Detlev Pogwisch eine Probe davon mitbrachte, soll das Gebräu nach dem Genuß mit den Worten „caca bella“ kommentiert haben — auf die Übersetzung kann wohl verzichtet werden. Die Apostrophierung war so einprägsam, daß sie dem Eckernförder Bier von da

52 Ebd., S. 39 f.

53 Ebd., S. 40 ff. Die in Lübeck ausgestellten Ablaßurkunden müssen hier außer Betracht bleiben.

54 Ebd., S. 44. Zu den Friedensverhandlungen s. Hanserecesse (wie Anm. 45), Nr. 399 ff.; ferner G. Waitz: Streitigkeiten u. Verhandlungen Lübecks mit König Johann von Dänemark, in: Zeitschr. d. Vereins f. Lüb. Gesch. u. Alterthumskunde 1, 1860, S. 138 ff.

an anhing, welches den Traditionsnamen Kakebille schließlich mit Stolz führte<sup>55</sup>.

Am 7. Mai 1503, am Sonntag Jubilate, reist Peraudi unter großer Anteilnahme der Bevölkerung aus Lübeck ab, zunächst nach Mölln. Der Lübecker Chronist kann es nicht lassen, die süffisante Bemerkung nachzuschreiben: Wenn der Kardinal deutsch verstanden und vom Heiligenleben St. Eulenspiegels gehört hätte, und wenn Geld vorhanden gewesen wäre, so hätte er Eulenspiegel noch in des Papstes Heiligenkalender befördern können<sup>56</sup>.

Von Mölln geht die Reise nach Hamburg, wo erneut ein feierlicher Empfang auf dem Programm steht. Der ganze Klerus, angetan mit weißen Gewändern, zieht ihm entgegen, während die Prominenz aus Rat und Bürgerschaft ihn am Tor erwartet und in den Dom geleitet, wo er zum Gebet niederkniet. Eine dort vorgesehene lateinische Ansprache läßt er, von der Reise erschöpft, verschieben und begibt sich in sein Quartier in der Kurie des Domkantors. Am darauffolgenden Sonntag gibt es eine Prozession und einen Festgottesdienst, bei dem der Bremer Coadjutor Christoph erneut assistiert und der Graf von Kirchberg wie gewohnt übersetzt. Anschließend spendet der Kardinal dem versammelten Volk Segen und Ablass<sup>57</sup>. Der Hamburger Rat investiert eine stattliche Summe für Geschenke, denn nicht nur Peraudi wird bedacht (er erhält eine vergoldete Silberschale), sondern aus seiner Begleitung auch der künftige Bremer Erzbischof Christoph (er bekommt eine silberne Amphore), der als Rechtsbeistand geschätzte Hildesheimer Prälat Dr. Tilman Brandis und der Graf von Kirchberg, die eine kleine Silberschale bzw. -dose erhalten. Außerdem vermerkt die Kämmereirechnung Ausgaben für Bier, einen Hecht, einen Stör u. ä.<sup>58</sup>. Eine Aussage zum Hamburger Bier wird dem Kardinal auch zugeschrieben: Er habe, nachdem er sich daran gütlich getan, ausgerufen: *O quam libenter esses vinum*, was Otto Beneke frei übersetzt mit „O Bier, wie schmeckst du fein, wie gerne wärest du Wein“<sup>59</sup>. Albert Krantz, Hamburgs hervorragender Gelehrter und Humanist, der bereits an den Lübecker Verhandlungen maßgeblich beteiligt war, weiß über den Besuch des Legaten ferner zu berichten, daß er Mönche visitiert und zur Ordnung gerufen habe und den Hamburger Klerikern bei Androhung der Ex-

55 Bereits der Text im Städtebuch von Braun und Hogenberg führt den Namen des Eckernförder Biers auf Peraudi zurück, s. Heimatbuch des Kreises Eckernförde, hrsg. v. W. Jessen u. Ch. Kock, 2. Aufl. Eckernförde 1928, S. 502. Siehe auch E. J. v. Westphalen: *Monumenta inedita Rerum Germanicarum praecipue Cimbricarum et Megapolensium*, 4 Bde., Leipzig 1739–1745, hier I, Sp. 53 u. III, Sp. 1778. Die Verknüpfung mit dem Lübecker Aufenthalt 1503 ist hypothetisch.

56 Kock (wie Anm. 42), S. 45.

57 Albert Krantz: *Wandalia XIV*, 31; A. Tratziger: *Chronica d. Stadt Hamburg*, hrsg. v. J. M. Lappenberg, Hamburg 1865, S. 250.

58 Kämmereirechnungen der Stadt Hamburg Bd. 5, hrsg. v. Karl Koppmann, Hamburg 1883, S. 27 f.

59 Otto Beneke: *Hamburgische Geschichten und Sagen*, 5. Aufl. Stuttgart/Berlin 1903, S. 157 f.

kommunikation auferlegte, binnen eines Monats die Beischläferinnen aus ihren Häusern zu weisen<sup>60</sup>.

Peraudi hat in Hamburg etwa ein halbes Dutzend Urkunden ausgestellt, von denen wir noch wissen<sup>61</sup>. Auch der Rat gehörte zu den Empfängern. Ein Versuch, den Streit um die Deichrechte in Gamme zwischen den Städten Hamburg und Lübeck sowie dem Herzog von Lüneburg zu schlichten, blieb vergeblich.

Am 20. Mai noch in Hamburg bezeugt, finden wir Peraudi am 22. Mai in Stade und am 24. Mai im Kloster Osterholz, wo er sich gleich der Klosterreform annahm<sup>62</sup>. Hier nun bereitete sich der Kardinal mit seinem Gefolge auf den Einzug in die Stadt Bremen vor. Unser wichtigster Gewährsmann für die Geschehnisse der nächsten Tage ist der Bremer Bürgermeister Daniel von Büren, der sie aus eigenem Erleben kannte. Er hat eine gediegene Bildung, in Rostock die Universität besucht<sup>63</sup> und geht mit Latein so selbstverständlich um, daß sich immer wieder lateinische Brocken in seinen persönlichen Aufzeichnungen finden — so selbstverständlich, wie wir heute englische Worte und Redewendungen einstreuen. Sein sog. Denkbuch, in das er Dinge eintrug, die ihm des Andenkens wert erschienen, ist vor wenigen Jahren erst wieder nach Bremen zurückgekehrt<sup>64</sup> und nicht nur für diesen Zweck mit Gewinn zu benutzen.

Irgendwie hatte der Bremer Rat Nachricht erhalten von der Absicht des Kardinals, bei seinem Einzug in die Stadt zu Verbannung verurteilte Straftäter mit sich zu führen und deren Begnadigung zu erwirken als Impuls für Buße, Versöhnung und Neubeginn. Der Rat war darüber tief beunruhigt und schickte Gesandte nach Osterholz, um Peraudi zu einem Verzicht auf dieses Vorhaben zu bewegen. Die Frage war für beide Seiten von grundsätzlicher Bedeutung. Der Rat hob hervor, daß man so etwas niemals zuvor — nicht dem Erzbischof und nicht anderen Fürsten gegenüber — zugelassen habe und

60 Wie Anm. 57.

61 1503 Mai 13: bestätigt den Beginnen bei St. Jacobi ihre Privilegien, StA Hamburg Cl. VII. Lit. Q. b. Nr. 1, vol. 1. — 1503 Mai 15: bestätigt die Gründung einer neuen Kapelle im Kloster Medingen, StA Hannover, Kl. Medingen Nr. 410. — 1503 Mai 17: Expektanz für Heinrich Töbing, Kleriker der Verdener Diözese, auf 2 Pfründen, StA Hannover Celle Or. 100, Nr. 280. — 1503 Mai 20: urkundet über die Gründung des Nonnenklosters Hemmingstedt, StA Hamburg, Trese O, Nr. 40. Eine Urkunde für d. Rat erw. in d. Kämmereirechnung (wie Anm. 58), eine Bestätigung der Statuten der Hamburger Kirche erw. Staphorst: Hamburg. Kirchengesch. aus glaubwürdigen und mehrentheils noch ungedruckten Urkunden, Teil I, 1, Hamburg 1723, S. 510.

62 Urkundenbuch der Stadt Hildesheim Bd. 8, hrsg. v. Richard Doebner, Hildesheim 1901, Nr. 451; Urkundenbuch d. Kl. Osterholz, bearb. v. H.-H. Jarck, Hildesheim 1982, S. 363 (Quellen u. Unters. z. Gesch. Niedersachsens im MA 5).

63 Neue Dt. Biogr. Bd. 2, Berlin 1955, S. 742.

64 1987 im Zuge eines Archivalienaustauschs mit der ehemaligen DDR, s. Anh. 1. Auf die Darstellung in Anh. 1 u. 2 stützt sich das folgende, sofern nicht anders angemerkt; bei divergierenden Angaben der Überlieferung z. B. in der Chronologie wird dem Denkbuch gefolgt.

pochte auf das beschworene Recht der Stadt. Peraudi setzte die Autorität seines Amtes und seine diplomatische Erfahrung dagegen. Er stünde an dieser Stelle mit solchen Vollmachten, als wäre er der Papst selber, ließ er dem Rat antworten, und da doch Kaiser und Papst oberhalb allen Rechts stünden, würde das beschworene Bremer Recht nicht berührt. Er habe die Vollmacht zu Gnade vor Recht vom Papst erhalten und müsse davon Gebrauch machen. Dann, mit gezielter Spitze und massiver Drohung: Die größten Fürsten und Herren, auch weit bedeutendere Städte als Bremen hätten den Gebrauch dieser Vollmacht in ihrem Gebiet zugelassen; wenn Bremen ihm das nicht zustehen wolle, werde er andere Wege finden und nicht in die Stadt einziehen. Dermaßen unter Druck gesetzt, sah sich der Rat zum Nachgeben gezwungen, um die Peinlichkeit einer kurzfristigen Absage des Legatenbesuchs zu vermeiden. Das wurde ihm dadurch erleichtert, daß Peraudi nach der Härte im Grundsätzlichen Entgegenkommen in der praktischen Handhabung der Amnestie zeigte: Er wolle niemanden mit in die Stadt nehmen, der ein besonderer Feind des Rates sei, und ausgewiesene Unruhestifter auch nicht. Es ginge ihm um das Prinzip und die Ehre des Römischen Stuhls; er sei mit einem oder zwei Begnadigten zufrieden. Damit war der Rat gewonnen. Daniel von Büren notierte: Als die Ratsherren hörten, daß er [der Kardinal] so wohlgesonnen war, ließen sie alles zu, was er erbat<sup>65</sup>. Der Versuch des Rates, die Autorität des Stadtrechtes und damit auch seine eigene Autorität vor Eingriff und Beschädigung zu schützen, war unter dem Druck universaler päpstlicher Ansprüche zusammengebrochen.

So waren es dann nicht ein oder zwei, sondern 32 Verbannte, die mit dem Kardinal nach Bremen einzogen, darunter auch verurteilte Totschläger. Verfahrenstechnisch hatte man sich darauf geeinigt, daß eine Kommission, bestehend aus den vier Bürgermeistern und vier weiteren Ratsherren, alle Verbannten einzeln nach ihren Verfehlungen befragen und dann, auch unter Berücksichtigung des Willens zur Besserung, über die Amnestie entscheiden sollte. Auch die Rückerstattung der Bürgerrechte sollte geprüft werden, wie der Lübecker Dompropst<sup>66</sup> vorschlug, der hier für den Kardinal die Verhandlungen führte. Auf Bitten Peraudis kam es schließlich sogar zur Freilassung zweier zum Tode verurteilter Frauen, die im Hurrelberg, dem Ratsgefängnis, einsaßen. Eine von ihnen, Geseke Brunnes, war wegen Hexerei zum Tod auf dem Scheiterhaufen verurteilt. Sie sollte nun für ein Jahr aus der

65 S. u. S. 74. Auch vor dem Einzug in Braunschweig u. Lübeck hatte es harte Verhandlungen um die Mitnahme Verbannter gegeben, s. Chroniken (wie Anm. 40), S. 403 f., u. Kock (wie Anm. 42), S. 40.

66 Hinrich Bockholt, der wenig später auch als Kanoniker von St. Willehadi-Stephani in Bremen genannt wird. Er wurde nach dem Tod Peraudis päpstlicher Kollektor u. a. für das Erzstift Bremen und Dänemark und war 1523–1535 Bischof von Lübeck, s. biograph. Angaben bei W. Jannasch: Reformationsgeschichte Lübecks vom Petersablaß bis zum Augsburger Reichstag 1515–1530, Lübeck 1958, S. 347 f. (Veröff. z. Gesch. d. Hansestadt Lübeck 16) u. A. Röpcke: Das Eutiner Kollegiatstift im Mittelalter 1309–1535, Neumünster 1977, S. 145 f. (Quellen u. Forsch. z. Gesch. Schl.-Holst. 71).

Stadt verbannt werden. Soweit, wie er bei den Totschlägern gegangen war — nämlich bis zur Aufhebung auch der Verbannungsstrafe —, wagte er sich bei der angeblichen Hexe nun doch nicht. Immerhin bleibt die bemerkenswerte Tatsache bestehen, daß hier ein hochrangiger Vertreter der Amtskirche einer als Hexe abgeurteilten Frau das Leben rettet und die Freiheit schenkt. Gegenüber den allseits bekannten, der Kirche mit Recht angelasteten Fällen, in denen das Gegenteil geschah, ist das schon der Rede wert.

Um den Rat weiter zu beschwichtigen, versprach Peraudi ihm eine urkundliche Bestätigung aller herkömmlichen Rechte und Privilegien, verbunden mit der Versicherung, daß diesen Rechten aus dem Begnadigungsakt kein Schaden entstehen solle.

Am Tage vor Himmelfahrt, am 24. Mai 1503, vollzieht sich dann die feierliche Einholung des päpstlichen Legaten. Eine Begleitmannschaft von etwa 70 Pferden nimmt den Kardinal und sein Gefolge in Burgdamm in Empfang. Sie wird angeführt von Stadthauptmann Erp Bicker und dem Ratsherrn Claus van Reden, begleitet von dem Domherrn Segebade Clüver und zwei Kanonikern von St. Stephani, Johann Swagmann und Hinrich Bockholt. Die Geistlichkeit der Stadt, die Zünfte und die Kaufleute gehen dem hohen Gast bis nach Walle entgegen, um ihm Geleit zu geben. Vor dem Stephanitor erwarten ihn Bürgermeister und Rat in festlichen Gewändern. Sie sinken bei seiner Ankunft in die Knie, und man heißt ihn durch den Ratssyndikus Johann von Rheine<sup>67</sup>, einen gelehrten Geistlichen, mit einer kurzen lateinischen Ansprache willkommen. Peraudi dankt.

Die Häuser vom Stephanitor auf der einen bis zum Ostertor auf der anderen Seite sind mit Wandbehängen, mit goldenen, seidenen und flämischen Tüchern sowie mit Maigrün geschmückt, die Straßen mit Gras bestreut, als der Zug sich unter Glockengeläut auf den Weg durch die Stadt macht: Am Anfang die Zünfte mit Fackeln und brennenden Kerzen, dann Schüler aus drei Schulen in ihren weißleinenen Chorgewändern, die Mönche von St. Paul, St. Katharinen und St. Johann mit Monstranzen und Reliquien wie bei der Fronleichnamsprozession, dann die Dom- und Chorschüler, die Vikare, Kapläne und Meßpriester, danach die Kapitelsgeistlichkeit vom Dom, von St. Willehadi-Stephani und St. Ansgarii mit ihren Heiligtümern. Nun kommt Gerhard Wempe, Abt des Paulsklosters<sup>68</sup>, in einem seidenen Gewand mit dem Abtsstab in der Hand; ihm folgen das Ablaßkreuz und dann der Kardinal, der in herrlichen roten Kleidern auf einer Mauleselin reitet, flankiert von Erzbischof Johann Rode und dem jungen Herzog Christoph von Braunschweig, dem künftigen Nachfolger des Erzbischofs. Der Legat reitet unter einem seidenen Baldachin, den die vier Ratsherren Hinrich Vasmer, Radeke

67 Johann von Rheine (Trippenmaker de Renis) studiert 1474 in Köln, Kleriker der Diöz. Münster und Notar kaiserl. Autorität, 1489—1507 Pfarrer in Lengerich b. Lingen (Emsland), ca. 1496—1507 Syndikus des Bremer Rats.

68 1497—1504, L. Michaelsen: Das Paulskloster vor Bremen, II. Teil, in: Brem. Jb. 47, 1961, S. 55.

van Lyne, Friedrich Hoed und Albert Graue tragen. Es schließt sich Peraudis Gefolge an, dann der Bremer Rat, die Bürger und das übrige Stadtvolk.

An der Natel, also etwa am Brill, warten die Stadtmusikanten und spielen auf mit Posaunen, Trompeten, Krummhörnern, Schalmeien, Flöten und allerhand anderen Instrumenten — es handelt sich offenbar im wesentlichen um eine Blaskapelle. Dann geht es über die Langenstraße und über den Markt bis zum Dom. Dort wird abgesehen, der Dompropst besprengt den Kardinal mit Weihwasser, der seinerseits den Weihrauch segnet, und beim Einzug in den Dom durch ein Spalier der Geistlichkeit spielen die Orgeln „Te Deum laudamus“. Die mit Verbannung bestrafte 32 Missetäter, die ebenfalls brennende Kerzen tragen, ziehen vom Dom vor das Richthaus, wo sie aufgrund der Fürbitte des Kardinals begnadigt werden. Im Chor des Doms begrüßt der Theologe Dr. Gerd Brandis den Legaten mit einer in Latein gehaltenen Laudatio, und es folgt ein Gottesdienst mit Lesungen und Gesang unter Beteiligung des Erzbischofs und des Kardinals — mit großen Freuden, wie der nachreformatorische Chronist vermerkt. Im Anschluß daran begibt sich Peraudi zum Paulskloster vor dem Ostertor, das ihm als Herberge dienen soll. Der Rat gibt ihm noch bis zur Domsheide Geleit.

Am nächsten Morgen, am Himmelfahrtstag, beginnt das Programm früh um 6 Uhr mit einer Messe im Dom für die dort versammelte Geistlichkeit. Man trägt den Kardinal auf einem Stuhl um den Dom herum, weil er immer noch nicht laufen konnte — über den Baumhof im Osten und durch die Willehadikapelle südwestlich des Domes. Danach beginnen die letzten technischen Vorbereitungen für das große Ablaßgeschäft: Zwischen den beiden Domtüren wird eine etwa 20 m breite Bühne errichtet, deren Kosten auf Bitten des Domkapitels die Stadt übernommen hatte, obwohl es Sache des Domkapitels gewesen wäre, dafür zu sorgen. Der Ton dieser Anmerkung des Bürgermeisters ist schwer zu interpretieren — es kann Selbstzufriedenheit sein mit der Großzügigkeit des Rates, es kann aber auch ein eher kritischer Hinweis auf diejenigen sein, die eigentlich hätten für die Kosten aufkommen müssen. Auf dem Podium wird ein mächtiger Altar errichtet, so groß wie der Hauptaltar im Dom selbst, um den herum sich diejenigen sammeln, die sich für etwas Besonderes halten: die geistlichen Würdenträger, die Herren des Domkapitels, die von Adel und die Bremer Ratsherren. Der Prominenz zu Füßen gruppiert sich die übrige Geistlichkeit. Das zu dieser Freiluft-Veranstaltung zusammengekommene Publikum füllt den ganzen Markt, und selbst die Dächer der angrenzenden Häuser sind voller Menschen. Es ist schwer, sich das heute auszumalen. Fernsehbilder von manchen Papstbesuchen unserer Tage helfen der Vorstellungskraft wohl am ehesten.

Peraudi zelebriert eine lange, glanzvolle Messe und steht dann bereit, um Opfergaben entgegenzunehmen und Segen zu erteilen. An den Treppenaufgängen zur Bühne entsteht ein derartiges Gedränge von Leuten, die ihm die Hand küssen und Segen erbitten wollen, daß Entlastungsmaßnahmen notwendig werden. Zwei oder drei andere Bischöfe werden als Gnadenspender aktiviert, indem Peraudi ausrufen läßt, diese seien bevollmächtigt, ebenso wirkungsvollen Ablaß zu gewähren, wie er selber. Sie werden auf und auch am Fuße der Bühne plazierte. Wie lange man dem Opfern und Segnen Raum

gab, wissen wir nicht. Nach dem Ende der Veranstaltung war jedenfalls ein gemeinsames Essen der Honoratioren in der Dompropstei vorgesehen, das durch eine diplomatische Panne belastet wurde: Auch der Rat hatte an dem Essen teilnehmen sollen, aber die Einladung war nicht angekommen, weil der vorgesehene Überbringer das im allgemeinen Trubel vergessen hatte. Der Bericht im offiziellen Ratsdenkelbuch, der auch von der Hand Daniels von Büren stammt, läßt dieses etwas unerfreuliche Detail übrigens aus. Es erfolgte dafür eine Einladung zum Essen in das Paulskloster für den nächsten Tag, den 26. Mai, der die vier Bürgermeister sowie vier Ratsherren und der Syndikus Folge leisteten. Die Formulierung des Textes läßt darauf schließen, daß die Bürgermeister ihre Begleitung auswählten und auf diesen Kreis beschränkten. Als Gastgeschenk überreichte der Rat einen innen und außen vergoldeten Silberpokal „na wyse eyner blomen gemaket“ – nach Art einer Blume gemacht –, also vielleicht einen sog. Akeleipokal, im Wert von 87 Gulden, dazu vier Stübchen, das sind knapp 13 l gewürzten Wein. Zur Ankunft Peraudis hatte der Rat bereits ein Faß Einbecker Bier, 6 Tonnen Bremer Bier, 1 Ohm (= ca. 150 l) Weißwein, drei frische Lachse und einen Stör zum Paulskloster schicken lassen, was der Kardinal mit Wohlgefallen aufnahm. Aus anderer Quelle werden noch zwei Ochsen und zwölf Lämmer als Ratsgeschenke aufgezählt<sup>69</sup>. Vielleicht war es die Freude über die Großzügigkeit der Geschenke gewesen, die Peraudi veranlaßt hatte, den Fuhrleuten, die sie gebracht hatten, ein fürstliches Trinkgeld von vier Goldstücken mitzugeben. Sicher hat er nicht mit dem gerechnet, was daraufhin geschah: Als der Rat davon erfuhr, bestand er darauf, daß die Gulden am nächsten Tag zurückgegeben wurden und ließ ausrichten, man habe den Kardinal mit den Gaben nicht beschweren wollen, und für Geschenke pflegten Bremer Ratsdiener kein Geld zu nehmen. Diese stolze Geste war für Peraudi wohl eher brüskierend als erfreulich, und die betroffenen Fuhrleute werden, so darf man vermuten, deftig geflucht haben. Die Episode ist ein frühes Beispiel dafür, daß man im öffentlichen Dienst mit der Annahme von Geschenken vorsichtig sein muß.

Aber zurück zur Einladung ins Paulskloster am Freitag, wo die Tafel an zwei langen Tischen bereitet war. Die vier Bürgermeister Borchard Vaged, Hinrich Stenow, Daniel von Büren, Hinrich Zierenberg und der Syndikus Johann von Rheine, der sich als Dolmetscher nützlich machen konnte, saßen mit dem Lübecker Dompropst bei dem Kardinal zu Tische und mußten mit ihm aus einer Schüssel essen, wie Daniel von Büren berichtet. Am anderen Tisch saß der Abt von St. Paul mit den Ratsherren Gerd Hemeling, Hinrich Vrigge, Johann Oldegges und Claus van Reden. Über den Verlauf des Gastmahls hüllt sich unser Gewährsmann leider in Schweigen, aber wir dürfen wohl davon ausgehen, daß man sich nach der verpatzten Einladung in die Dompropstei Mühe gegeben hat, den Ratsherren angenehme Stunden zu bereiten.

69 S. u. S. 73 u. S. 77. In Osnabrück, wo Peraudi am 1. Juni Station machte, legten Rat u. Kapitel zusammen für ein Geschenk von 2 Ohm Wein und 12 Malter Hafer, was den Rat nicht einmal 16 Mark kostete, StA Osnabrück Dep. 3 b II, Nr. 2, S. 222.

Für den nächsten Tag, den Sonnabend, ist kein offizielles Programm bekannt. Das gibt uns Gelegenheit, uns in der Reisegruppe des Legaten ein wenig umzusehen und uns den Beurkundungen zuzuwenden, die bisher nur am Rande erwähnt wurden. Insgesamt sind noch 15 Privilegien nachzuweisen, die während der Bremer Tage von Peraudis Schreibstube ausgefertigt wurden, davon fünf an diesem Sonnabend. Selbst wenn die Texte weitgehend formelhaft waren, so mußte doch über den Urkundeninhalt Einvernehmen hergestellt werden, der Text entworfen, von einem Schreiber auf Pergament ins reine geschrieben und schließlich das Siegel des Kardinals angehängt werden. Peraudis Kanzlei unterstand dem Notar Lucas Slepp, einem Geistlichen der Speyerer Diözese<sup>70</sup>, der auch in Magdeburg<sup>71</sup>, Lüneburg und Lübeck für ihn in dieser Funktion tätig war und dessen Kanzleivermerke wir auf den in Bremen ausgefertigten Urkunden durchgängig finden. Dasselbe gilt für den Registrator Jacoti, während als Schreiber mehrere Personen gebraucht wurden<sup>72</sup>. Sie gehörten zum Gefolge des Legaten und zogen mit ihm durch das Land.

So ein Privileg gab es natürlich nicht umsonst. Es sollte, wie die Standardablässe, als Einnahmequelle dienen mit festgelegten Taxen u. a. auch für Besiegelung und Registrierung<sup>73</sup>.

Am Himmelfahrtstag entstanden in Bremen zwei Urkunden, die vermutlich im Entwurf bereits vorlagen: Eine bestätigt die Verlegung des Klosters St. Marien vor Stade und geht sicher auf einen Wunsch zurück, der während des Aufenthalts dort vorgebracht worden war<sup>74</sup>. Die andere beruft den Hildesheimer Bürgermeister Henning Brandis und dessen Bruder Johann in den Kreis der Familiaren des Kardinals, der beständigen Haus- und Tischgenossen, ein Status, der entsprechende Vergünstigungen mit sich brachte<sup>75</sup>. Die Hildesheimer Familie Brandis hatte sich besonders in Person des rechtskundi-

70 Hanserecesse (wie Anm. 45), Nr. 403.

71 StA Oldenburg Best. 23-5 Urk. 1502 Feb. 9 (richtig: 1503).

72 Jeor. Fridawer ist als Schreiber von Februar bis Juni 1503 durchgängig nachzuweisen (Magdeburg, Febr. 9: StA Oldenburg, Best. 23-5 Urk.; Braunschweig, März 4: Ph. J. Rehtmeyer, Der berühmten Stadt Braunschweig Kirchen-Historie II (Beil.), Braunschweig 1707, S. 238 f.; Lübeck, Mai 7: StadtA Lübeck, Tr. Bullae papales Nr. 46; Hamburg, Mai 20: StA Hamburg, Thr. O. Nr. 40; Osnabrück, Juni 1: StA Oldenburg, Best. 109 Urk. Nr. 155), Hois. Gwilhi (?) in Braunschweig u. Osnabrück (Febr. 25, Rehtmeyer a.a.O., S. 236 ff.; Juni 1, StA Oldenburg Best. 23-5 Urk.), Jo. Bernefelt in Braunschweig, Lüneburg u. noch im August in Köln (StadtA Braunschweig A.I.1, Nr. 1169 u. 1174; StadtA Lüneburg b 1503 April 7; StadtA Lübeck Sacra B2, Nr. 132), der in Bremen schreibende P. Sybolt auch in Lübeck (Mai 4, StadtA Lübeck, Sacra A1, Nr. 53).

73 Hamburg bezahlt 8 Schillinge für Besiegelung und Registrierung eines Peraudi-Privilegs, s. Kämmereirechnung (wie Anm. 58).

74 Urkundenbuch der Stadt Stade, bearb. v. Jürgen Bohmbach, Hildesheim/Stade 1981, Nr. 398 (Veröff. aus d. StadtA Stade 1).

75 BistumsA Hildesheim F III 2b. Zur Familie Brandis s. Henning Brandis' Diarium. Hildesheimische Geschichten aus den Jahren 1471–1528, hrsg. v. Ludwig Haenselmann, Hildesheim 1896, hier S. vi ff.



Abb. 4: Großes Siegel Peraudis, 1503 Mai 26. Höhe 10,7 cm, Breite 7 cm.  
Umschrift: S(IGILLVM) RAIMVNDI TITVLI SANCTE MARIE  
NOVE SANCTE ROMANE ECLESIE PRESBITER CAR(DINALIS)  
GVRGEN(SIS) (Foto: Staatsarchiv Bremen)

gen Dr. Tilman Brandis, Propst des Heiligkreuzstifts und Domherr in Hildesheim, Verdienste für die Sache des Legaten erworben. Bei den Friedensverhandlungen in Lübeck gehörte er zum engsten Kreis der Verhandlungsführer und zeichnete für die Schlußredaktion des Vertragsdokuments mit verantwortlich<sup>76</sup>. Ein in Stade aufgesetztes Privileg bezeichnet ihn als Auditor und Referendar des Kardinals; ihm wird mit seinen Brüdern Henning und Johann die Grablege in der Hildesheimer Stiftskirche St. Andreas gesichert einschließlich des Rechts, ihre Wappen an den Gräbern anzubringen<sup>77</sup>. Die weiteren Beurkundungen machen es sehr wahrscheinlich, daß Tilman Brandis Peraudi auch nach Bremen begleitete. Am 26. Mai nämlich wurde das eben genannte Stader Privileg über die Grablege in St. Andreas noch erweitert, indem Rechtsstreitigkeiten darüber dem Apostolischen Stuhl reserviert und mit einem hohen Streitwert belegt wurden<sup>78</sup>.

Am selben Tag, es war der Tag der Einladung ins Paulskloster, erhielt der Rat die versprochene urkundliche Bekräftigung der Bremer Stadtrechte, die ja durch die Begnadigung der Verbannten jedenfalls theoretisch keinen Schaden nehmen sollten. Die repräsentativ gestaltete Urkunde ist mit anderen erst 1990 aus Moskau zurückgekehrt und wieder im Staatsarchiv Bremen zu bewundern<sup>79</sup>. An ihr hängt das spitzovale Siegel des Kardinals, ein liebevoll gestaltetes Kleinkunstwerk der Renaissance (s. Abb.). In einem Rundbogen steht die Mutter Gottes mit dem Jesuskind auf dem Arm, ein bildlicher Tribut an die römische Titularkirche des Kardinals, Sancta Maria Nova. Die Bogenarchitektur ist seitlich von ornamentalen Ranken begleitet. Über Maria ist in einem Bogenfeld Gottvater segnend dargestellt, unter ihr das Wappen Peraudis unter einem Kardinalshut.

Man mag sich im Paulskloster beim gewürzten Wein auch über den Ärger ausgelassen haben, den der Rat mit dem friesischen Ritter Hero Omecken aus Dornum hatte, denn am folgenden Tag entstand eine auf Veranlassung des Rates aufgesetzte Urkunde Peraudis, die den Bremer Dompropst Franz Grambeke, den Hildesheimer Stiftspropst Tilman Brandis und den Verdener Domherrn Johann Sartoris auffordert, den widerspenstigen Friesen vor ihr Gericht zu zitieren und zur Rason zu bringen<sup>80</sup>. Von diesem 27. Mai datieren ferner ein Ablassprivileg für die Bremer Martinikirche, eines für die St.-Georgs-Brüderschaft an der Willehadikapelle beim Dom sowie eines für das von der Großen Garde verwüstete Nonnenkloster Neuenwalde südlich von Cuxhaven<sup>81</sup>. Dem Kloster Heiligenrode wurde das Recht der freien Ab-

76 Hanserecesse (wie Anm. 45), Nr. 398 § 76.

77 1503 Mai 22, UB Stadt Hildesheim 8 (wie Anm. 62), Nr. 451.

78 BistumsA Hildesheim F III 2a.

79 StA Bremen 1-Ca 1503 Mai 26.

80 StA Bremen 1-Bo 1503 Mai 27.

81 StA Bremen 2-T.4.a.3.b. (8); StA Stade, Rep. Möhlmann I, Nr. 2836; Urkundenbuch des Kl. Neuenwalde, bearb. v. Heinrich Rüter, Hannover/Leipzig 1905, Nr. 182. Ein Ablass Peraudis für die Beginen von St. Katharinen wird erw. in deren Gebetbuch, hrsg. v. A. Puls, Altona 1898, S. 24 (StA Bremen 2-ad T.1.b. [6]); es kann jedoch nicht gesagt werden, ob er — wie zu vermuten — im Rahmen des Bremer Aufenthalts erteilt wurde.



Abb. 5: Angebliches Siegel Peraudis, 1503 April 24, Westphalen III, Taf. II (nach S. 550), Nr. 19. Ein zweites großes Siegel ist nicht anzunehmen. Vermutlich handelt es sich um eine stark vereinfachte Wiedergabe des Siegels auf Abb. 4

tissinnenwahl bestätigt<sup>82</sup>. Während des Bremer Aufenthaltes gab es weitere Ablaßprivilegien für das Paulskloster und andere genannte Klöster der Bursfelder Kongregation<sup>83</sup>, für Herzog Magnus von Mecklenburg und seine Hofkapellen in Schwerin und Güstrow<sup>84</sup>, für die Pfarrkirche in Weddingstedt/Dithmarschen<sup>85</sup> und für Gebet und Andacht vor der Passion Christi, die der Bremer Ratsherr Heinrich von Rheine unter dem Domturm hatte aufrichten lassen<sup>86</sup>. Auch das herkömmliche Mittagsläuten der Domglocken ließ sich der Rat urkundlich absegnen und in dem Zusammenhang geleistete Spenden und Frömmigkeitsübungen durch Ablaß belohnen<sup>87</sup>. Daß Peraudi

82 1503 Mai 27, Hoyer Urkundenbuch, hrsg. v. W. v. Hodenberg, 5. Abt. Archiv des Kl. Heiligenrode, Hannover 1848, Nr. 193.

83 1503 Mai 28, Herzog-August-Bibl. Wolfenbüttel, Hs. I 46 (Dombibl. Hildesheim), fol.30r-33r.

84 1503 Mai 28, Westphalen IV (wie Anm. 55), Sp. 1096 f. u. III, Sp. 1775.

85 1503 Mai 29, Westphalen III (wie Anm. 55), Sp. 1777 f.

86 1503 Mai 26, StA Stade, Rep. Möhlmann I, Nr. 2837.

87 StA Bremen 1-Ca 1503 Mai 29.

die Zustände in den Klöstern besonders am Herzen lagen, beweist schließlich eine Urkunde, die den Abt von St. Paul, den Propst des Bremer Willehadi-Stephani-Stifts und den Domscholasten Bernhard von Luneberg auffordert, die Klöster in der Diözese Bremen zu besuchen und nach dem Rechten zu sehen<sup>88</sup>. Es wird hier also an die Urkunden zur bremischen Klosterreform vom Jahresanfang angeknüpft.

Der Sonntag vor Pfingsten sah den Kardinal wieder im gottesdienstlichen Einsatz. Diesmal war eine Messe unter freiem Himmel vor St. Paul angesetzt, an der die Honoratioren wiederum teilnahmen, wie sie es am Himmelfahrtstag getan hatten. Die Kollekte stellte der Legat dem Paulskloster zur Verfügung — wohl als kleine Entschädigung für die Last der Beherbergung der Gesandtschaft. Am kommenden Morgen in der Frühe bat er die vier Bürgermeister zu sich, versicherte sie seiner Gnade und Gunst und versprach, ihre Anliegen zu fördern — sowohl hier im Lande als auch nach seiner Rückkehr in Rom. Dieses Gespräch bereitete den Abschied vor. Zur Vesperzeit verließ der Kardinal die Stadt in Richtung Delmenhorst. Der Rat begleitete ihn bis zum Burgwall links der Weser, und etwa 40 Berittene unter Führung des Stadthauptmanns Erp Bicker und des Ratsherrn Claus van Reden gaben ihm Geleit bis zum Varrelgraben, wo ihn der Amtmann von Delmenhorst mit seinen Leuten in Empfang nahm. Vermutlich über Wildeshausen ging die Reise weiter nach Osnabrück, wo er am 1. Juni urkundend anzutreffen ist<sup>89</sup>. Weiter wollen wir aber jetzt seinen Spuren nicht folgen.

Noch am Abreisetag Peraudis erhielten die Bürgermeister von den leitenden Herren des Domkapitels die Zusicherung, daß das Domkapitel von dem Ablaßgeld nichts ohne Wissen und Willen des Rates herausgeben werde. Das wollten sie dem Rat auch noch schriftlich geben. Bereits am nächsten Tag gab es den großen Kassensturz. Zugegen waren Propst Franz Grambeke, Dekan Cord Clencke und Dr. Gerd Brandis von seiten des Domkapitels sowie die Bürgermeister Hinrich Stenow, Daniel von Büren und Hinrich Zierenberg. Der vierte, Borchert Vaged, war wegen einer Geschäftsreise verhindert. Die Ablaßkiste wurde geöffnet, das Geld gezählt und gestapelt. Summa summarum ergab sich die ungeheure Summe von 6740 Gulden und 18 Grote, von der vereinbarungsgemäß ein Drittel dem Osnabrücker Dompropst Hinrich Manegold als Vertreter Peraudis ausgehändigt wurde. *Pinguis est panis Christi* — nahrhaft ist das Brot Christi —, heißt es an dieser Stelle spöttisch im Ratsdenkelbuch. Der verbleibende Rest, etwa 4490 Gulden in Gold- und Silbermünzen, sollte in der Tresekammer des Domes verwahrt werden, bis Papst, Kaiser und Kurfürsten sich tatsächlich auf einen Türkenfeldzug verständigt hätten — was übrigens wieder nicht geschah. Die Geldzähler erhielten pro Person fünf Gulden Aufwandsentschädigung, womit der Dompropst, wie das Ratsdenkelbuch vermerkt, nicht zufrieden war. Es ist nicht leicht, sich einen Eindruck von der Menge des gesammelten Geldes zu verschaffen.

88 1503 Mai 29, Zevener UB (wie Anm. 37), Nr. 163a.

89 Oldenburg. Urkundenbuch Bd. 4, bearb. v. G. Rühning, Oldenburg 1928, Nr. 1169 u. desgl. Bd. 5, 1930, Nr. 882.

Nach den wenige Jahre später einsetzenden Stadtrechnungen erhielt der Turmwächter auf St. Ansgarii einen Jahreslohn von 12 Gulden, der neu eingestellte Ratsphysikus einen Jahreslohn von 40 Gulden, und ein ansehnliches Pferd, das 1512 als Huldigungsgeschenk für Herzog Christoph diente, kostete 60 Gulden<sup>90</sup>. Von dem Bremer Ablaßgeld hätte man also mehr als 150 Ärzte ein Jahr lang bezahlen oder 100 stattliche Pferde kaufen können.

Bei den fast 7000 Gulden kann es sich nicht nur um die Einnahmen der Maitage handeln. Darauf deutet auch die Bemerkung hin, daß man ein Notariatsinstrument über das Ablaßgeld vom vergangenen September nunmehr besiegelt habe, dem Rat wird ein Zweitexemplar der Urkunde zugesichert. Der Erlös aus dem Verkauf von Ablaßbriefen im Sommer 1502 ist also auch darin enthalten. Trotzdem ist die Summe erstaunlich. Die Lüneburger Abrechnung weist ganze 48 Mark aus<sup>91</sup>, für die Diözesen Halberstadt und Magdeburg waren knapp 900 Mark<sup>92</sup>, für Ratzeburg 1603 Mark<sup>93</sup> in Verwahrung genommen worden. In Braunschweig verbleiben nach Abzug des Drittels für den Legaten 2597 Gulden<sup>94</sup>, also fast 2000 weniger als in Bremen. Eine bündige Erklärung für diese Differenzen habe ich nicht. Wahrscheinlich liegt der Schlüssel, für uns nicht mehr auffindbar, irgendwo im Abrechnungsverfahren.

Von dem später verbreiteten Unmut über die Mißstände im Ablaßwesen, der Luthers Kritik enorme Schubkraft gab, ist bei Peraudis Jubelablaßverkündigung in Norddeutschland noch nichts zu spüren. Kein Zweifel, die Leute wollten ihn<sup>95</sup>. Es kann überhaupt keine Rede davon sein, daß der Bremer Bevölkerung die 6740 Gulden „abgepreßt“ worden seien, wie der sonst um die bremische Kirchengeschichte verdiente Pastor Iken es 1876 in einem Aufsatz ausdrückt<sup>96</sup>. Es gibt keinerlei Hinweis auf irgendwie erzwungene Ablaßkäufe, und die 450 öffentlichen Büßer von 1502 erlauben ganz andere Rückschlüsse. Ablaß war um 1500 wie die Reliquienverehrung ein Teil der gelebten Volksfrömmigkeit, der elementare menschliche Bedürfnisse ansprach und bediente. Berechtigtes Mißtrauen gab es bei den Machthabern, was die dem angekündigten Zweck entsprechende Verwendung der gesammelten Gelder anging. Nach so vielen proklamierten Türkenzügen, die dann nicht stattfanden, nimmt das nicht wunder. Es störte Fürsten und Städte, daß andere im fernen Italien die Ablaßgelder mißbrauchten; wenn die Gelder schon zweckfremd verwendet wurden, dann wollte man auch selber profitieren.

90 Rhederbuch für 1511/12, StA Bremen 2-R.1.A.3.b.3., S. 49 ff., S. 56.

91 S. Anm. 32.

92 S. Anm. 39.

93 Friedrich Techen: Geschichte der Seestadt Wismar, Wismar 1929, S. 463 Anm. 17.

94 S. Anm. 43.

95 In gleichem Sinne B. Moeller: Frömmigkeit in Deutschland um 1500, in: Archiv f. Reformationsgesch. 56, 1965, S. 5 ff., u. G. Zimmermann: Spätmittelalterliche Frömmigkeit in Deutschland: Eine sozialgeschichtliche Nachbetrachtung, in: Zeitschr. f. Hist. Forsch. 13, 1986, S. 67.

96 J. Fr. Iken: Die erste Epoche der Bremischen Reformation, in: Brem. Jb. 8, 1876, S. 46.

Maximilian hat in der Tat ziemlich rüde versucht, in diesem Sinne zu verfahren und an verschiedenen Stellen, wo er es durchzusetzen vermochte, Gelder des Jubelablasses zugunsten seiner Schatulle eingezogen – so auch z. B. den in Lübeck gesammelten Betrag<sup>97</sup>. Wer den Erlös des Jubelablasses in Bremen letztlich verjubeln konnte, ist nicht bekannt.

Peraudi ist mit dem Kaiser über dessen Vorgehensweise ernsthaft in Streit geraten. Von Straßburg aus, wo er Quartier genommen hatte, griff er im Februar 1504 Maximilian öffentlich als „gottesräuberisch“ an, ohne damit jedoch viel auszurichten<sup>98</sup>. Interessant für uns ist die Personenbeschreibung, die ein Straßburger Mönch von ihm hinterlassen hat: „Der Kardinal war von gesetzter, gerader Statur mit rötlichem Antlitz, runder, halb aufgebogener Nase, ansprechenden Lippen, angenehmer Stimme und dichtem Haupthaar. Er zeigte sich gerecht, gütig, freigebig und strenge ... Er war ein durchaus frommer Ehrenmann, in jeder Beziehung denkwürdig und empfehlenswert.“ Bekannt ist das Urteil des Sponheimer Abtes Trithemius über den Kardinal: „Es war ein Mann von reinsten Sitten und Lebenswandel, in jeder Beziehung ausgezeichnet durch Unbescholtenheit des Charakters. Groß war seine Gerechtigkeitsliebe, in der Verachtung der Ehren und Reichtümer der Welt bewies er eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit. Überhaupt gab es niemand in unserer Zeit, der ihm gleich gewesen wäre.“<sup>99</sup> Was die Verachtung von Ehren und Reichtümern angeht, so wird man Abstriche machen müssen. Aber vor dem finsternen Hintergrund des Renaissancepapsttums stand ein Kardinal, der Exzesse vermied, persönliche Bereicherung nicht zum Lebensmittelpunkt machte und sich lediglich an den üblichen Pfründenschiebereien beteiligte, offenbar schon in verklärendem Licht und wirkte wie ein halber Heiliger.

In finanzielle Bedrängnis geratend, sah sich Peraudi noch 1504 gezwungen, sein Silbergerät zu verpfänden<sup>100</sup>. Vermutlich ist der Pokal aus Bremen hier schon andere Wege gegangen. Im Oktober 1504 zog er mit großen Ehren wieder in Rom ein. Im September 1505 ist er 70jährig in Viterbo verstorben und hat in der dortigen Augustinerkirche seine letzte Ruhestätte gefunden<sup>101</sup>. Ich bin im Sommer 1990 hingepilgert, um mir das Grabmonument anzusehen. Es fiel nicht in die Augen, ich fand es zunächst gar nicht. Aber es war da – in einem Durchgangsraum vom Chor zum Kreuzgang eine liegende Marmorgestalt in einer Fensternische, vom Staub der Jahre und den Farbspritzern des letzten Wandanstrichs überzogen. Im Bischofsgewand liegt er da, den Kopf auf zwei Kissen gebettet, die Hände übereinandergelegt. Die Spitze der Bischofsmütze, Finger der rechten Hand und die ehemals gicht-

97 Kock (wie Anm. 42), S. 45; Mehring (wie Anm. 1), S. 379 f.; Paulus III (wie Anm. 2), S. 464 f.; Schulte (wie Anm. 27), S. 43.

98 Paulus (wie Anm. 1), S. 679, III (wie Anm. 2), S. 218.

99 Beide Zitate nach Paulus III (wie Anm. 2), S. 218 f.

100 Schulte (wie Anm. 27), S. 43 u. 259.

101 Paulus III (wie Anm. 2), S. 218. Grab in der Chiesa della Trinità, heute auch Maria SS. Liberatrice. Hinweis auf das Grabmonument bei Cesare Pinzi: *Storia della Città di Viterbo*, Bd. 4, 1913, S. 409 Anm. 3.



*Abb. 6:* Grabmonument Peraudis in der Trinitätskirche in Viterbo  
(Foto: A. Röpcke)

kranken Füße sind abgebrochen. Dennoch strahlt die Gestalt Ruhe, Kraft und Würde aus. Die an dem Grabmal angebrachte zeitgenössische Tafel schließt mit dem Satz: *Hoc, haud quaesitum, reverentia eiusdem adprobare credendum est* — Dies, nicht nachgesucht, belegt glaubhaft die Verehrung für ihn (s. Abb.).

Raimundus Peraudi muß zu den Großen im Ablassgeschäft gezählt werden. Sein Besuch in den norddeutschen Hansestädten 1503 war ganz offenkundig nicht nur ein kirchliches, sondern auch ein gesellschaftliches Ereignis ersten Ranges, das auf den ersten Blick kaum erkennen läßt, wie nah am Ausgang des Mittelalters wir uns bereits befinden.



Abb. 7: Grabmonument Peraudis in der Trinitätskirche in Viterbo (Seitenansicht) (Foto: A. Röpcke)



Abb. 8: Gedenktafel am Grabmonument Peraudis (Foto: A. Röpcke)

## ANHANG 1

### Die Aufzeichnungen des Bürgermeisters Daniel von Büren

(A) Anno 1503<sup>o</sup> van deme Jubelei- edder Afflatesgelde (RD S. 115)

Anno 1503<sup>o</sup> dinnedages vor pinxten<sup>1</sup> wart van dennen werdigen unde er samen heren des capittels unde rades to Bremen vorsegeld eyn instrumentum publicum gemaked dorch twe notarios alß heren Johanne Wedemeyger unde heren Albert Takoell ime vorgangenen yare van deme afflatesghele in deme manen September, *so dat me bekande, dat sodanne geld hyr to stede was; unde de gantze summa des geldes uthe der groten kysten, de ime dome stoet, unde ock van den bychtbrevē belep zick uppe ses dusend sevenhundert unde vertich Rinsche guldene unde 18 grote.*

Hirvan hadde tovorne entfangen here Hinrick Manegold domprovest to Osembrugge to behoff des legaten van Rome heren Raymundi twedusent twehundertundesevenundevertich gold(en) Rinsche guldene unde achteyn grote.

So lyggen noch to guder hand ime dome uppe der trezekamere, dat me nemande schall gheven heel effte in parthen sunder alleyne, wenne de turckenreyse werckeliken angesettet worden is, unde de pawes, ock de keyser effte Romesche koningk unde de korefursten sampt dat bewilligen, so dyt ock tovorne bynnen Nüremberge ime gehalten rade darane beslaten unde avereyn gekomen is, summa veer dusent veerhundert unde negentich Rinsche gulden(e) in golde unde sulver gelde allerleyge münthe.

Item desses vorsegelden instrumentes schall de raid eyn hebben gelick deme capittle, so de here domprovest van Osembrugge dat bestellet hefft.

Item noch hebben de werdigen heren Franciscus Grambeke domprovest, Curd Clenck domdeken unde meister Gerd Brandes doctor in theologia uns ver borgermeisteren, *heren Borcharde Vogede, Hinrick Stenowen, Dannele van Buren unde Hinricke Tzire(m)berge*, ock heren Hinricke Vriggen togesecht unde gelaved upper heyde des mändages na ascentionis Domini<sup>2</sup>, dat uns deme rade dat capittel schal gheven eyne breff besegelt, dat sodanne gelt boveng(emelt) nicht schal van deme capittle komen sunder myt wetende opembare unde myt guden willen des rades to Bremen.

Item dor de kyste geopend, dat geld geschichted unde getelled wart, dar weren by vame capittle de domprovest, deken unde doctor theologie vorscreven unde dre borgermeisteren van des rades wegene, wente her Borchard Voged was van hūes synes werves<sup>a</sup>; unde men gaff jewelickeme vyff Rinsche guldene. *Ego dixi pinguis est panis cristi, alii risere; de domprovest van Bremen was nicht tovrede, dat he nicht mer en krech; yfft ome noch wath na wart, edder was myn g(nediger) here van Bremen krech, is my unbewist.*

a) DB folgt *alias interfuisset*

1 30. Mai.

2 29. Mai.

(B) De Inforinge des Romschen Legati (RD S. 116)

Anno 1503<sup>o</sup> uppe(n) avend Godes hemmelfart<sup>3</sup> wart de hoichwerdige here here Raymundus etc., cardinaell unde legatus de latere, in Bremen gehalet myt groten eren van gheistliken unde wertliken av(er) alle Bremen in aller mathe, so men de hilligen licham na des sacraments dage<sup>4</sup> umme de stad dreged, ane dat alle gheistlike hadden schone chorcappen, casulen unde diackenrockke ane, unde men ghingk ome to mothe buthen Bremen wente vor dat slenghe na deme dorpe Walle *in Vthbremen*, de gheisteliken unde alle lichte unde bome dere ambachte.

Averst de borgermeistere unde raidlude ghingen bynnen der stad beslaten alle porten wente vor sunte Steffens doere in oren schonen clederen myt allen anderen erliken borgeren unde inwoneren, dede nicht plegen by der ambachte unde koepmans lichten to g<sup>e</sup>ände, unde desse bleven alle bynnen der stad, sunder de 4 borgermeistere unde gantze wytheid ghinghen buten de porten unde lethen alle clerisige unde de lichte vor zick aver gan.

Unde korth na der clerisie k<sup>a</sup>m de here cardinaell rydende<sup>b</sup> in synen roden clederen unde eyn crutze vor ome gefored wo gewontlich, unde erenwerdigesten fursten unde heren here Johan ertzebisshop unde here Cristoffer coadiutor<sup>c</sup>, hertoch van Brunswig unde Luneborg, hadden den legaten twischen zick rydende ome to beiden tziden.

Item buthene vor der porthen dede meister Johan Renis, sindicus der stad, vor den heren syttende myt den borgermeisterten unde rade uppe oren kneen eyne cleyne korthe oratien to Latine den heren cardinal willekome hetende, lavende unde vrouwede kundigende syner erliken tokumpst. Darup andworde de here cardinal sulves to Latine unde danckede deme ersamen rade.

Hirna reden deme heren cardinale vore kort na der cleresie der stad unde borgere perde, wol 60 perde edder mer.

Wente her Segebade Cluuer, domhere to Bremen, here Johan Swagman unde her Hinrick Bockholt<sup>d</sup>, canonici to sunte Steffen(e), ock here Clawes Godfrigdi raidman unde Erp Bicker(e) hovedman der stad weren ome under ogen unde tho mothe gereden wente uppe den d<sup>a</sup>m tor Borch wol myt 70 edder 80 perden<sup>e</sup>.

Item des heren ertzebisshops etc. unde der(e) anderen gheistliken perde volgeden den heren nae.

Item dar negest volgeden de raid unde gantze wytheid by paren, unde in sunte Steffens porthen stunden ver raidmenne myt namen heren Hinrick Vasmar, Radeke van Lyne, Ffrederick Hoed unde Albert Graue unde entfengen den heren cardinal rydende uppe eyner grawen mulynne under eyn boldeck edder pawel<sup>e</sup>un, unde wart also gefored dorch de Langenstrate unde vort vor deme vleschuse up na deme raidhuse by deme marckede hen wente yn den d<sup>o</sup>m.

b) DB *herliken*    c) DB *administrator*    d) folgt gestr. *ok*    e) DB *60 edder 70 perden*

3 24. Mai.

4 Fronleichnam.

Item in der dore des dome *na sunte Willehades kercken* bewerp one de here domprovest tuchtighken myt wygewater, unde so ghingk me myt ome wente vor dat hoge altar uppe deme chore, *dar sath he uppe eynem stole*.

Item vor ome dede de here doctor theologie her Gerd Brandes ock eyne schone oratien den heren cardinal lavende. Item darna wart he upgehaven van deme stole, unde de here ertzebisshop van Bremen laes de collecten „Prete(n)de“ etc.; darna sangk me van sunte Peter unde de here cardinall laes versikell unde collecten.

Item darna ghingen se alle myt deme heren cardinale wedder benedden uthe deme dome, unde he reth na sunte Pawels cloestere in de herberghe, unde de heren *unde fursten* reden myt ome sunder he gaff deme rade orleff by sunte Willehadi capellen, doch volgeden se ome wente uppe de heyde.

(C) Van deme Romeschen Legaten (RD S. 117—119)

Item des anderen dages to Gods hemmelvard<sup>5</sup> vro morgens to 6 uren betengede men eyne herlike mysse, unde de gantze clerisie qwam in den dōm; unde men droch den heren cardinall uppe eyneme stole mede umme den dōm dorch den bōmhoff unde dorch sunte Willehadi capellen.

Item darna was gemaked eyn *steyger*<sup>f</sup> *effte* bone uppe deme lutteken domhove van eyner doren des domes wente to der anderen, wol 50 edder 60 vote wýth, unde daruppe eyn altaer so grott also dat altare uppe deme hogen chore in deme dome; unde uppe deme bonen umme dat altare stunden de heren unde fursten unde de dōmheren unde prelaten, ock de rytterschup unde de ersame raid to Bremen. Averst de andere clerisie stunden beneddene iegen der muren<sup>g</sup> uppe der erden, ock dar ummehere wente aver den marcked upper erden<sup>h</sup> unde uppe den huseren stoet id all full volkes.

Item de here cardinaell sangk dar eyne lange herlike mysse, unde dat volck stech de treppen upp unde offerden unde kussedden des heren cardinales hand unde entfengen de benediging. Doch was des volckes also vele und so grot drangk, dat dar noch 2 edder 3 andere bisschoppe gesettet worden bovene unde ock beneddene, dar dat volck mochte to ghān, unde de here cardinaell leth affropen unde seggen, dat se allike grote gnade vordenen scholden also yfft se to ome qwemen.

Item na der mysse behelt de here cardinael de heren etc. unde ethen tsamende in der domprovestige, dar hedde he don bereden de kost<sup>i</sup>.

Item dat buwete uppe(m) lutken domhoff leth de raid maken umme bede des capittels tor ere Godes, *unde nemen id ock wedder hen*. Anders hedde dat behored deme capittelle, wente se scholen unde mothen des pavestes legaten entfangenn na uthwisinge der rechte, unde de anderen collegia doet en hulpe.

f) korr. aus *steynger* g) DB folgt *ummehere* h) nur DB i) DB folgt *unde dar scholde ock gewesen hebben de raed, sunder dat was vorgheten by den, de dat bestellet scholde hebben*

Item de raid to Bremen sande deme heren cardinale tiegen de avent to sunte Pawele 1 vath Emker ber(es), 6 t(unnen) Bremer ber(es), 1 ame Rinschen wyn, 3 grone lesse unde 1 stoer, unde dit wart vorhen to sunte Paule uppen hoff gesand ere he qwam; unde don he de cardinael noch sath uppe der mülynnen, besach he dit alle, eer he dar affgesetted wart, unde't hadde ome seer wol behaged. Item he leth gheven den kareluden, de dit voreden *unde de dit bracht hadden*, 4 R(insche) guldene, men de ersame raid geboet, dat me de guldene des anderen dages moste eirliken wedderbringen, seggende<sup>k</sup> ore deynere en plegen vor ore geschencke neyn geld to nemende.

Item des vrigdages na Gods hemmelvard<sup>6</sup> leth de here cardinall den ersamen raid to gaste bydden, unde ghingen to sunte Paule by one de 4 borgermeistere — by namen her Borchard Voged, Hinrick Stenowe, Danneel van Buren unde Hinrick Tziremberch — unde de sethen<sup>l</sup> by deme heren cardinale in eyner sundergen schynen, unde de domprovest van Lubeck, ock de borgermeisters unde meister Johan van Renen<sup>m</sup>, sindicus van Bremen, mosten myt ome ethen uthe synem vathe. Averst in der anderen schynen seten de abbt van sunte Paule, her Gerd Hemelingk, Hinrick Vrigge, Johan Oldegges unde Clawes Godfrigdi<sup>n</sup> raidmanne, anders nemen de borgermeisters neyne mer raidlude myd zick.

Item<sup>o</sup> de ersame raid schenckede dem heren cardinale eynen sulvernen k<sup>o</sup>p na wyse eyner blomen *myt eyneme decksel* gemaked, bynnen unde buthene herliken vorguldet, hadde gekosted ...<sup>p</sup> unde dar schenckeden se ome by 4 stoveken clarettes edder lutterdrang in<sup>q</sup>.

Item des sondages<sup>r</sup> na Gods hymmelvard<sup>7</sup> sangk de here cardinall ock eyne mysse buthene vor sunte Pawels kercken unde dar was me averst by ome gelick alß by deme dome.

Item men sachte he hadde wol 50 edder 60 mark to offere gekregen unde dat hadde alle gegheven to sunte Paule int cloester; unde also hadde he ock alle dat offer der ersten myssen, de he uppe(n) lutken domhave<sup>s</sup> sangk, gegheven in den d<sup>o</sup>m.

Item de here cardinall leth de m<sup>o</sup>ndages darna<sup>8</sup> vromorgens de 4 borgermeisters to zick vorboden unde boet one to behoff orer stad syne g<sup>u</sup>nste, gnade unde furderinge hir bynnen landes unde ock wenne *God gunned* he wedder to Rome komed.

Item dessulven mandages tor vesper(e)tyd red de here cardinall van Bremen hen na Delmenhorst, unde de raid volgede ome wente in den borchwal *aver de brugge* unde lethten one averst beleyden myt oren perden, wor hen to 40 perden, dar reden averst mede her Nicolaus Godfrigdi edder van Reden

k) DB folgt *syne gnade dar nicht willen mede beswaret hebben* l) DB *mosten sytten* m) *meister Johan van Renen* nur DB n) DB *van Reden* o) Beginn von S. 118, über der Seite wieder: *Van deme Romeschen Legaten* p) folgt Lücke in DB u. RD q) *in* nur DB r) DB; RD *sonnavendes* s) DB *bynnen Bremen*

6 26. Mai.

7 28. Mai.

8 29. Mai.

radman<sup>t</sup> unde Erp Bicker hovedman wente to deme Verlegraven, unde dar entfengen one de amptlude van Delmenhorst.

Item don de here cardinael erst in de stad reid, do qwemen myt ome in alle, dede vorvestet<sup>u</sup> unde vredeloes weren, dede hir unmelanges buthene uppe de naheid weren doetslegers unde andere myssdeders. Averst dat was dorch den heren legaten tovorne also bearbeitet: wente de raid to Bremen hadden dartomale nede gestadet unde schickeden tovorne by den heren cardinall wente to Osterholte in dat clostere hoichliken *unde denstliken* begerende, dat he de stad lethe by orem beswarenen rechte, wente se en hadden dat newerlde eyneme ertzebisschopp edder jenigen heren edder fursten gestadet myt lengeren: darup de here cardinaell in bywesende des *erenwerdigesten heren unde* heren Johannis ertzebisschops to Bremen hadde geandwordet, he were in desser legatien unde hir tor stede *inholt syner bullen unde breve* so vele alß de pavest sulven, unde went denne de pavest unde keyser<sup>v</sup> alleyne syn baven alle recht unde buthen allen eden bescheden, so en sy dat deme beswornen rechte nicht to nae; ock hebbe he desse macht sunderlix mede in synem bevele, so mothe he der ock bruken; ock hebben de grotesten heren unde fursten, ock stede groter unde merer wen(te) Bremen one der macht laten bruken in oren steden, begerende etc. unde darby seggende, yfft me des nicht gesteden en wylle, so wille he andere weghe vynden unde nicht to Bremen bynnen komen. Dyt unde dergeliken mer(e), darvan denne schade unde unwille hedde mogen affgekomen hebben, bewoch de raid to Bremen, dat se dyt tolethen. Jodoch en wolde de here cardinaell nemende inbydden, dar de raid sunderlinx uneynes mede were, edder dede uplop *edder twydracht* yn der stad gemakt hadde, seggende ome sy genoch slicht(es) 1 edder 2 intobyddende umme ere wyllen des hilgen stoles to Rome; unde don de raid horde, dat he so *gnedich unde* guder there was, lethen se<sup>w</sup> tho alle degenen, dar he vore bath. De here cardinael irboet ock des breve to gevende, dit scholde der stad privilegien unschedelick syn<sup>x</sup>.

Item<sup>y</sup> men leth vor den 4 borgermeistern unde 4 anderen drepeliken raidluden jewelken vorvesteden man sunderlix vorhoren, wath he gedan hadde *uth syn(en) egenen vriggen bekantenisse* daromme he was vorvested, unde yfft deme rade dar ock wat ynnewanede, alle tyd leth de cardinal seggen he wolde jegen des raides wyllen nemende ynbydden, wor ock deme rade anne mysduchte he zick nicht beteren en wolde.

Item *id sethen twe vrouwen ime Hurleberge, de weren al vorordelt* men scholde se — de eynen<sup>z</sup> — vorbrand hebben umme toverie, de bath de here cardinall ock leddich unde loes; jodoch moste Geseke Brunen 1 gantz yar buten Bremen wesen, so de here cardinal dat belevede [?].

Item alle de vorvestet weren mosten de borgerschup wedder wynnen wen de raid dar to staden wolde, wente de here cardinall leth seggen<sup>aa</sup>, he en-

t) *radman* nur DB    u) DB, RD *voruestend*    v) DB folgt *aut etiam rex Romanorum forte*    w) *se* über der Zeile nachgetr.    x) DB folgt *unde confirmerde alle der stad erlike unde redelicke recht etc.*    y) Beginn RD S. 119    z) Einfügung am Rande    aa) DB *de provest van Lubeke sede, de hochwerdigeste here cardinal*

wolde den raid nicht hoger(e) beswaren; ock scholden de undedigen lude zick vruchten unde den raid in aller ere holden.

Item desse here cardinaell gaff ock 1 bulle alle degenne, de gelert syn unde konnen lesen den psalmen „Deus misereatur nostri“ unde 1 Paternoster, de anderen ungelerden alleyn 1 Paternoster des myddages, wenne me ludet de clocke<sup>bb</sup> *in de dechtenisse des lidendes unses leven Heren*, dat don scholen mogen vordeynen hundert dage afflates.

(D) *Van Afflatesgeld* (Nachtrag RD S. 119)

*Item ick hebbe gelesen, dat Bonifatius de achtete by keyser Lodewicks her- toch van Beygeren tyden anno Domini 1300 dat erste guldene yar ansettede, umme gelt to irlangende, unde id qwam so grot volck to Rome, dat men nowe rûm hadde to gande in der groten stad to Rome.*

*Item Clemens VI. papa beswared eirst alle kercken unde prelaturen myt hulpe unde gestur deme pawest to donde anno Domini 1343. Item he geboyt, offerkysten in alle kercken to sette umme gelt to sammelende eyne meyr vort to donde jegens de ungelovigen; he krech grote schatte etc. Et fuit ut scribitur luxuriosus et simoniacus; he leth allereirst syn wapend unde schilt maken an de bullen unde pawestbreve. Item desse pawest settede dat guld(ene) yar 100 to 50 yaren.*

*Item anno Domini 1468 by Pauli II tiden wart ock eyn turckenreyse ange- stellt unde grot geld gesammelt, averst id qwam dar nicht heen; men hadde deme legaten, de id vorkundichde, ock deme pawest nicht gudes nagesacht in undult.*

*Item anno Domini 1484 Innocentius VIII dede ock vorkundigen eyn turken- reyse unde sammelde grot gelt. Id vorbleff ock unde vorqwam dit gelt.*

*Item anno 1503 wart ock eyne turckenreyse wo vorscreven angestellt, grot gelt gesammelt, averst id bleff dar dat andere bleff.*

*Ach wat groter summe geldes komen alle yar to Rome uthe Dudeschen lan- de, mer dan uthe anderen landen, des nicht vele wedder her aff en komet. Ick holde dat Dudesche land van den Romeschen keyseren in tydt der heyden- schup myt yarliken tribute unde schatte so swarliken nicht beschoren en wart, also id nu by dessen tyden unde by 200 yaren hir vorn(omed) heme- licken unde myt lyst darto gebracht wert, so dat yder mercken kan unde<sup>cc</sup> seen in der ordenynge der keyseren unde paveste unde sunderlinge na deme dat keyserdom an de Dudeschen gekomen is. Hec ex Coronica Colonien- sis<sup>9</sup>.*

*Item desse lateste kundinge schach myt groten pavestbrevem, item des Ro- mischen koninges unde der korefursten, unde was beslaten, wart ock gepre- diked: Dat geld scholde blyven by capitle unde rade to Bremen wente also*

bb) DB folgt ime dhome    cc) folgt gestr. syn

9 Wohl die bis 1499 reichende Koelhoffsche Chronik, die als Druck vorlag; die An- gaben zu Clemens VI. und Innozenz VIII. stammen offenbar dorther, s. ebd. fol. 256<sup>v</sup> f. u. 331<sup>r</sup>.

lange dat de turckenreyse werckeliken angestelled were unde in hereschil-  
des krafft treckede, denne scholde me id vordelen den rutheren; dit en  
bathede alle nicht, sunder id vorbleff also vorhen.

Wiedergegeben ist der Text aus dem neuerdings wieder im Original vorliegenden Bremer Ratsdenkelbuch (= RD, StA Bremen 2-P.6.a.9.c.2.b., S. 115–119). Die Seiten 115–131 sind zweispaltig von der Hand Daniels von Büren beschrieben und schildern Ereignisse der Jahre 1503–1512. Von Nachträgen abgesehen, handelt es sich offenbar nicht um eine fortlaufende Eintragung, sondern eine Niederschrift in einem Zuge, für die 1512 als *terminus post quem* zu gelten hat. Das ist für die Bewertung der vielzitierten kritischen Bemerkungen am Ende wichtig, die als Nachtrag zu dem Bericht über den Kardinalsbesuch in einem zeitlichen Abstand von ca. zehn Jahren zu diesem stehen dürften. Der Text ist eine Bearbeitung der Fassung in von Bürens persönlichem Denkbuch (=DB, StA Bremen 2-P.1.–56, alte Signatur 2-P.1.e., fol. 16<sup>v</sup>–19<sup>r</sup>), das dem Ereignis sicher am nächsten steht. Auch die Gliederung, die nicht der Chronologie folgt (A würde zwischen C und D gehören), entspricht der Abfolge in DB. Passagen im RD, die in DB fehlen, sind kursiv gesetzt. Alternierende oder nicht ins RD übernommene inhaltliche Angaben in DB finden sich in den Textanmerkungen, Umstellungen von Worten und Sätzen sowie Varianten der Wortwahl blieben allerdings unberücksichtigt. In Zeichensetzung wie Groß- und Kleinschreibung wurde regulierend eingegriffen, römische Zahlen sind durch arabische ersetzt.

## ANHANG 2

### Auszug aus der sog. Sparenberch-Chronik

#### *Reinmundus de Cardinaell kumpt to Bremen*

Dessulven jars<sup>1</sup> am dage [vor] Gots hemmelfart do quam binnen Bremen de  
cardinall Gurcensis<sup>a</sup> Reinmundus, tho Bremen van Lubeke, de he midt dem  
koning Johanne van Dennemarck vordragen hadde, und is tho Bremen in  
nafolgender gestaldt endtfangen:

Bischup Johannes unde hertoch Cristoffer van Brunswig, coadiutor des  
stiftes tho Verden<sup>2</sup>, reden ene thom ersten endtiegen wenthe vor Vthbre-  
men unde endtfingen ene dar midt grothen eren unde togen na der stadt. Als  
he nu vor de stadt quam, endtfinck ene dar de gantze radt van Bremen unde  
heten ene wilkomen syn. Als he nu vor dat Steffensdor quam, was dar de pro-  
cessie<sup>b</sup> unde halden ene in de stadt. Thom ersten gingen vor ene de ampte  
midt tortytzen unde barrenden lichten; dar ffolgeden alle schoelers uth 3  
scholen midt rochgelen, darnegest de Paweler, swarthen, grawen monneke in  
schonen dalmateken, castelen unde cappen drogen monstrantzeen unde hil-

a) Vorlage *Burdensis*    b) K; Vorlage *prosecie*

1 Fälschlich bezogen auf 1504.

2 Johann war Erzbischof u. Christoph Coadjutor in Bremen u. Administrator in Verden.

ligedoim; dar folgeden de doemscholers unde sangmesters, darna de corscholars, darna de vicarien, capellanen unde missepapen in siden cappen, darna de canoneken vam dome, St. Wilhadt, S. Anscharius unde S. Steffen<sup>3</sup> midt dem<sup>c</sup> averigen hilligedoem; darnegest ginck de erwerdige here Gerardus, abbeth tho S. Pawell, in einer siden kappen midt sinen abtes stave; darna redt de cardinall up einer mulen unde hadde den ertzebischof Johann up der rechten handt unde hertoch Cristoffer up der lincken handt, her Hinrick Vassmer, Frerick Hoet, Raetke<sup>d</sup> van Liene unde Alberth Graue<sup>e</sup>, radtheren, drogen baven dem cardinale einen syden hemmelken. Na dem cardinale folgeden sine rueters, darna de gantze radt van Bremen, thom lesten de borgers unde dat gemene volck.

De strathen unde hußer van S. Steffensdore an wenthe thom Osterendore weren behangen midt gulden unde siden stucken, tapeten unde Flameschen stucken, de erden midt graße bestreidt, de hußer midt meye besteken. Alle kloeken in der ganßen stadt wurden geludt, up der nathelen stunden der stadt spellude midt bassunen, tromethen, krumhordeen, schalmeien, floei-then unde allerhande instrumenthen. Als ße vor den doem quemen, stegen de heren aff; dar besprengede de pravest den cardinall midt wiewather, ock benediede de cardinall den wirick. Als ße in den doem gingen, wurth gespeledt up den orgelen Te Deum laudamus, de scholers unde papheit gingen up beiden sith staen im doeme, dar gingen de leien twischendorch upt choer, dar folgeden de heren unde forsten, dar warth misse gehalten midt grothen frouden.

Alße de cardinall in de stadt quam, brachte he 32 menne mede in de stadt, de uth Bremen erer undaeth halven weren vordreven; de sulfften volgeden achter den praveste van Luebeke unde drogen barrende karssen in der handt unde gingen alßo mede vor den doem; darna gingen ße vor dat richte hueß, dar warth en ere mishandling dorch vorbede des cardinals vorgeven.

De radt schenckede dem cardinale 1 ame wins, 1 vath Emesch beer, 2 lasse, 2 ossen, 12 lammer, ene halve last Bremer beer und ene sulveren vorgulden stop van 87 gulden werdt.

Der Auszug ist dem ältesten Exemplar der sog. Sparenberch-Chronik entnommen (StA Bremen 2-P.1—206, alte Signatur: 2-P.1.s.2.c., fol. 131<sup>v</sup>—132<sup>v</sup>), das auch bereits für die Edition der Quellen zur Bremischen Reformationsgeschichte herangezogen wurde (Brem. Jb. II. Ser., Bd. 1, 1885, S. 222 ff.). Das in der Vorlage am Wortende meist verdoppelte -n wurde zur besseren Lesbarkeit nur einfach wiedergegeben. Die Handschrift ist von drei verschiedenen Händen zu Papier gebracht, von denen die erste die Ereignisse bis 1525 darstellt (fol. 1—142), die zweite die Ereignisse bis 1547 (fol. 142—268). Die dritte, jüngere, findet sich nur auf Blatt 268 und zwei Blatt am Schluß des Bandes. Bis Blatt 141 reicht eine alte Foliierung wohl des Schreibers jener Seiten, der Wechsel der Hände, die beide ins 16. Jahrhundert gehören, erfolgt innerhalb einer Lage. Die Chronik stützt sich auf eine Überlieferung, die unabhängig ist von dem Text Daniels von Büren und diesen in manchen Einzelheiten ergänzt. Neben der falschen

c) Nachtrag über der Zeile    d) K; Vorlage *Fredeke*    e) Vorlage u. K fälschlich *Braue*

3 Gemeint sind St. Willehadi-Stephani u. St. Ansgarii.

Datierung enthält sie Fehler bei den Personennamen (cardinall Burdensis statt Gurcensis, Fredeke von Liene statt Raeteke, Albert Braue statt Groue), die wohl mit Abschreibefehlern oder einer bereits verderbten Textvorlage erklärt werden müssen. Verglichen wurde die ebenfalls in das 16. Jahrhundert gehörende Handschrift aus dem Besitz des Pastors Kohlmann (=K; Signatur 2-P.1—205), die Burdensis und Braue ebenfalls falsch überliefert, dafür aber richtig Raetke von Liene. Renner hat den Text der Sparenberch-Chronik übrigens voll übernommen — mit den Fehlern Burdensis und Fredeke von Liene.

### ANHANG 3

*Formulärmäßige Ablassurkunde Raimund Peraudis auf Vordruck, hier für Hinrich Luchghaw und seine Frau Katrina, Braunschweig 1503 März 14 (siehe Abb.).*

Raimundus<sup>a</sup>, miseratione divina tituli sancte Marie nove sancte Romane ecclesie presbiter cardinalis Gurcensis, ad universam Germaniam, Daciam, Sveciam, Norwegiam<sup>b</sup>, Frisiam, Prussiam<sup>c</sup> omnesque et singulas illarum provincias, civitates, terras et loca, etiam sacro Romano imperio in ipsa Germania subiecta et eis adiacentia apostolice<sup>d</sup> sedis de latere legatus, universis et singulis presentes litteras inspecturis salutem in Domino. Notum facimus, quod sanctissimus in Christo pater et dominus noster dominus Alexander divina providentia papa sextus et modernus concessit omnibus et singulis utriusque sexus Christi fidelibus pro tuitione orthodoxe fidei contra Thurcos<sup>e</sup> eiusdem fidei inimicos iuxta ordinationem nostram manus adiutrices porrigentibus preter<sup>f</sup> iubileum et alias indulgentias, gratias et facultates, quas Christi fideles ipsi<sup>g</sup> obtinere possunt visitando ecclesias per nos aut commissarios nostros deputandas acsi visitassent basilicas urbis tempore iubilei, prout in litteris apostolicis desuper confectis plenius continetur, quod possint eligere confessorem idoneum secularem vel regularem, qui eis semel in vita ab omnibus et singulis peccatis, excessibus, criminibus et delictis etiam sedi apostolice generaliter vel specialiter reservatis — exceptis contentis in litteris, que in die cene Domini legi consueverunt — absolutionem plenissimam impendere<sup>h</sup>. Ab aliis vero eidem sedi non reservatis vita eis comite totiens quotiens eos<sup>i</sup> absolvere et in mortis articulo, ac etiam totiens quotiens de eorum morte dubitatur, etiamsi tunc eos decedere non contingat, plenissimam omnium peccatorum suorum remissionem eis impartiri<sup>k</sup> valeat. Indulset etiam sanctissimus dominus noster motu suo proprio omnes et singulos Christi fideles huiusmodi ac eorum parentes<sup>l</sup> et benefactores defunctos, qui<sup>m</sup> cum charitate decesserunt, in omnibus precibus, suffragiis, missis, elemosinis, ieiuniis, orationibus, disciplinis et ceteris omnibus spiritualibus bonis, que fiunt et fieri poterunt in tota<sup>n</sup> universali sacrosancta Christi ecclesia

a) B, C, H, O *Raymundus*    b) O *Norvegiam*    c) so B, C, H, O; Vorlage *Prusiam*  
d) C, H *apostolici*    e) B *Turcos*    f) B *propter*, C, H *ultra*    g) fehlt C, H    h) C, H *impendet*  
i) fehlt C    k) B *impertiri*    l) B *presentes*    m) B *quod*    n) H *toto*

militante et omnibus membris eiusdem imperpetuum participes fieri. Et ne super premissis a quoquam verti possit in dubium, voluit ipse sanctissimus dominus noster, quod presentibus nostris litteris tanta adhibeatur fides, quanta adhiberetur si sub bulla sua plumbea expedite forent. Nec non easdem sub quibuscunque generalibus vel specialibus de similibus<sup>o</sup> gratiis et facultatibus forsitan emanandis revocationibus<sup>p</sup> et suspensionibus nullatenus comprehendi debere. Cum itaque<sup>q</sup> devoti in Christo *Hinryck Luchghaw, Katrina uxor*<sup>r</sup> ad ipsius fidei piam subventionem et defensionem iuxta summi pontificis intensionem et nostram ordinationem, prout per presentes litteras sibi<sup>s</sup> in huiusmodi testimonium a nobis traditas approbamus, de suis bonis contulerit, ideo auctoritate apostolica nobis commissa ipsi ut dictis gratiis et indulgentiis uti et gaudere possit et valeat concedimus pariter et indulgemus per presentes. Datum<sup>t</sup> sub sigillo nostro ad hoc ordinato die *XIII*<sup>u</sup> mensis *Marcii*<sup>u</sup> anno Domini *MCCCCIII*<sup>v</sup>.

Forma absolutionis in vita totiens quotiens:

Misereatur tui etc. Dominus noster Ihesus Christus per meritum sue passionis te absolvat, auctoritate cuius et apostolica mihi in hac parte commissa et tibi concessa ego te absolvo ab omnibus peccatis tuis in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen.

Forma absolutionis et plenissime remissionis semel in vita et in mortis articulo:

Misereatur tui etc. Dominus noster Ihesus<sup>w</sup> Christus per meritum sue passionis te absolvat. Et ego auctoritate ipsius et apostolica mihi in hac parte commissa et tibi concessa te absolvo — primo ab omni sententia excommunicationis maioris vel minoris, si quam incurristi, deinde ab omnibus peccatis tuis contritis, confessis et oblitis, conferendo tibi plenissimam omnium peccatorum tuorum remissionem, remittendo tibi penas purgatorii, in quantum claves sancte matris ecclesie se extendunt. In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen.

Vordruck auf Pergament, StadtA Braunschweig A.I.1, Nr. 1187. Rundes Siegel beschädigt an Schnüren anhängend.

Verglichen wurden die im Wortlaut weitgehend, aber nicht vollständig identischen Stücke:

— 1502 Juni 25 für Daniel von Büren und seine Frau Becke (=B), Druck: Joh. Phil. Casel, Indulgentias duas papales, Bremen 1771, S. 5 f.

— 1502 November 29 für die Witwe Elsebe Bencken, Hamburg (=H), StA Hamburg Trese U 25, leere runde Siegelkapsel anhängend.

— 1502 Dezember 16 für 24 namentlich genannte Mönche des Klosters Cismar, Eutin (=C); ausgefüllt u. unterschrieben vom Notar Philippus Geroltsteynn. LA Schleswig Urk. Abt. 7, Nr. 327, Siegel wohlerhalten anhängend (s. Abb.).

— 1502 Dezember 20 für Johann Abekind und dessen Frau Else (=O). StA Osnabrück Rep. 17 (Kloster Iburg), Nr. 189a.

o) B *desiderabilibus* p) B *evocationibus* q) B *Et quoniam*, C, H, O *Et quia* r) handschriftl. in d. Lücke f. d. Empfängernamen u. am Rande s) fehlt C, H t) C, H folgt Lücke für Ausstellungsort *in Vthynn* bzw. *Hamburch* u) handschriftl. in d. dafür vorgesehenen Lücke v) B, C, H, O *MCCCCII* w) Vorlage *Hiesus*, O *Iesus*

Orthographische Varianten wurden nur bei Eigennamen berücksichtigt. Im Erscheinungsbild sind sich C und H sehr ähnlich, aber nicht identisch. Das Bremer Stück steht textlich dem Osnabrücker Druck am nächsten. Der Vergleich ergibt, daß nicht mit einer hohen Auflage ein und desselben Formulars gearbeitet wurde, sondern verschiedene Drucke erfolgten. Weitere textlich entsprechende Ablaßbriefe Peraudis:

— 1502 März 9 für Herzog Albert und Herzogin Katharina v. Mecklenburg, Westphalen IV (wie Anm. 55), Sp. 1094 ff.

— 1502 Dezember 17 für Hinricus Borchardi, Chroniken (wie Anm. 39), S. 402 Anm. 2.

— 1503 Mai 4 für die Dithmarscher Paul und Claus Widdirke, Westphalen III (wie Anm. 55), Sp. 1775 f. (mit Jahresdatum 1502, doch nach Pontifikatsjahr auf 1503 zu datieren, und Verweis auf die Siegelabb., s. S. 51).

# **Johann Heinrich Eggeling (1639—1713): Eltermann, Ratssekretär, Gelehrter und Sammler**

*Aspekte der Antikenrezeption in Bremen im 17. Jahrhundert \**

Von T h o m a s E l s m a n n

Am 19. März des Jahres 1710 gelangte der Frankfurter Zacharias Conrad von Uffenbach auf seiner Reise durch Niedersachsen, Holland und England nach Bremen. Während des bis zum 27. des Monats dauernden Aufenthaltes begutachteten Uffenbach und sein ihn begleitender Bruder eine Reihe bremischer Sehenswürdigkeiten, so das Wasserrad, die Bibliothek des Akademischen Gymnasium Illustre, dessen Anatomie- und Kuriositätenkabinett und den Bleikeller im Dom<sup>1</sup>. Ganz der Tradition einer Gelehrtenreise entsprechend, wurde dieses Besuchsprogramm durch Visiten bei herausragenden Vertretern des bremischen Geisteslebens ergänzt, um deren private Buchsammlungen und Münzkabinette zu begutachten. Ein Anlaufpunkt war hierbei das Haus des Ratssekretärs Heinrich Eggeling. Lassen wir also Uffenbach zu Worte kommen: „[. . .] den 23. Martii Sonntags Nachmittags besuchten wir Herrn Secretarium Eggeling, weil er sonst die ganze Woche wegen seiner vielen Geschäfte keine Zeit hat. Er empfieng uns sehr höflich. Es ist ein gelehrter, guter und artiger Mann, bey siebenzig Jahren, ganz grau, aber doch noch, sonderlich am Verstand, zimlich munter. Von den Antiquitäten, wie auch den Gemälden, ist er gar ein großer Liebhaber und Kenner. Wie er uns dann erstlich unten in ein Zimmer führte, darinnen recht schöne Gemälde, wie auch vornen im Hause, und sonst überall hiengen. Nachdem wir allhier eine Zeitlang discurreten, und ein Glas Wein getrunken hatten kamen noch zwey Fremde [. . .] dazu, und er führte uns hinauf in seine Bibliothek [. . .]“<sup>2</sup>

Soweit zunächst Uffenbachs Schilderung, auf die wir verschiedentlich noch zurückgreifen werden. Wer also war dieser Johann Heinrich Eggeling, der als Siebzigjähriger mit noch wachem Verstand geschildert wird? Lassen Sie mich einen biographischen Konspekt entwerfen, an den sich eine Betrachtung der wissenschaftlichen Betätigungsfelder sowie von Eggelings numismatischer Sammeltätigkeit anschließen wird.

\* Überarbeitete und um Anmerkungen ergänzte Fassung eines Vortrages, gehalten am 4. Juni 1991 vor der Bremer Numismatischen Gesellschaft. Für ihren Beistand habe ich den folgenden Institutionen zu danken: Braunschweig, Herzog-Anton-Ulrich-Museum; Bremen, Archiv der Handelskammer; Bremen, Staatsarchiv; Bremen, Staats- und Universitätsbibliothek; Wolfenbüttel, Herzog-August-Bibliothek.

1 Vgl. Z. C. von Uffenbach, *Merkwürdige Reisen durch Niedersachsen, Holland und Engelland*, Zweyter Theil, Ulm 1753, S. 164 ff. Zu Uffenbachs Beschreibung s. H. Schwarzwälder, *Geschichte der Freien Hansestadt Bremen*, Bd. 1: Bis zur Franzosenzeit (1810), Bremen 1975, S. 443 ff.

2 Uffenbach, *Reisen* (Anm. 1), S. 195.

Johann Heinrich Eggeling wurde am 13. Mai 1639 geboren<sup>3</sup>. Die Herkunft seiner Familie war beruflich wie konfessionell prägend. Der Vater Heinrich Eggeling, Doktor beider Rechte, amtierte als erzbischöflich-bremischer Rat, als Gräflisch Waldeckischer Kanzler sowie als Canonicus und Senior des Stiftes zu Lübeck. Durch diese Abkunft als Lutheraner wird Eggeling in eine Minderheit hineingeboren. Bremen war seit dem Ende des 16. Jahrhunderts und den ersten Dezennien des 17. zu einer Stadt mit einer reformierten, d. h. calvinistisch orientierten Staatskirche geworden<sup>4</sup>, die sich vom lutherischen Umland isoliert hatte und ihre Bezugspunkte in den benachbarten Niederlanden fand. Die vier altstädtischen Kirchen waren reformiert, lediglich Dom, Domkapitel und Domimmunität blieben als erzbischöfliche Enklaven dem Luthertum verbunden. Von geschätzten 25 000 Einwohnern waren nur ca. 4000 lutherischer Konfession. Dieser Minderheitsstatus hatte einschneidende Konsequenzen. Die Lutheraner besaßen keine Ehrenrechte, sie waren von der politischen Mitwirkung weitestgehend ausgeschlossen. Ein Ratsamt oder nur eine höhere Verwaltungsposition zu besetzen, war so gut wie unmöglich. Eggeling wurde nach lutherischem Ritus getauft, angeblich — so zumindest will es die fama — als erstes Kind in dem 1638 nach langem Streit zwischen Erzbischof und Rat wiedereröffneten Dom. Vom Glauben geprägt ist auch sein Bildungsgang: Er besucht die Lateinschule am Dom, nicht das städtische Paedagogeum oder Gymnasium im ehemaligen Katharinenkloster, also die Anstalt, die bis zum Ende des 17. Jahrhunderts als humanistisch geprägte Hochburg des wissenschaftlichen Calvinismus im deutschen Norden galt. Über die Domschule sind wir wenig unterrichtet, sie war aber seit ihrer Gründung 1641/42 organisatorisch wie personell ein Torso<sup>5</sup>. Ihr Zustand stand in keinem Verhältnis zu den politischen Konflikten, die es um ihre Gründung gegeben hatte, drohte sie doch das städtisch-reformierte Bildungsmonopol zu sprengen. Eine Schulordnung von 1648 gibt einige Einblicke, die allgemein für die schwedische Verwaltung der schola nach dem Dreißigjährigen Krieg Gültigkeit gehabt haben dürften. Wir haben es mit einer sechsklassigen Anstalt zu tun, die den Glauben — aus der Erfahrung der *ecclesia pressa* — und die Hinführung zur Bibelexegese auf ihre Fahnen geschrieben hatte. Der Weg führte notwendigerweise über die antiken Schriftsteller, die aber nicht zur sachlichen Wissensbereicherung, sondern als grammatisches Werkzeug dienten. Es verbleibt ein — bereits seit dem Beginn des 17. Jahr-

3 Zu den biographischen Informationen Joh. H. Pratje, *Altes und Neues aus den Herzogthümern Bremen und Verden*, Bd. 1, Stade 1769, S. 313 ff.; H. W. Rotermund, *Lexikon aller Gelehrten, die seit der Reformation in Bremen gelebt haben, nebst Nachrichten von gebohrnen Bremern, die in andern Ländern Ehrenstellen bekleideten*, Erster Theil, Bremen 1818, S. 111 f.

4 Zum Überblick O. Rudloff, *Bremen*, In: *Theologische Realenzyklopädie*, Bd. 7, Berlin und New York 1981, S. 153 ff., bes. S. 156 ff.

5 S. U. Wegener, *Die lutherische Lateinschule und das Athenaeum am Dom in Bremen in ihrer politischen und kulturellen Bedeutung*, Bremen 1941 (= *Veröffentlichungen des Archivs der Hansestadt Bremen*, Bd. 16), S. 42 ff.

hundreds kritisiertes — schulischer Formalhumanismus<sup>6</sup>. Eggeling lernt an Cato, Cicero, Ovid, Plautus, Vergil und Justin die lateinische Sprache, an Hesiod und Plutarch die griechische. Von der Prima, einer Art universitärpropädeutischen Klasse, wechselt Eggeling 1659, übrigens ordnungsgemäß ohne Abschlußprüfung, an die Universität Helmstedt (Inskription 2. März 1659)<sup>7</sup>, wo er die juristischen Vorlesungen besucht. Auf einen Wechsel nach Leipzig folgte — zeit- und standesgemäß — eine Gelehrtenreise, die ihn nach Italien, Spanien, Frankreich und in die Schweiz, durch Deutschland und die Pfalz, wo er für längere Zeit als Privatgelehrter weilte, führte. Im Besitz der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen<sup>8</sup> befinden sich fragmentarische Aufzeichnungen, betitelt „Notulae iternis Helvetico Gallici etc. Annus 1661. Dies 19. Octobr.“, reichend bis 1662. Eggeling zeigt sich hierin als interessierter und kenntnisreicher Beobachter. Seine Vorliebe galt bevorzugt Inschriften aller Art, seien sie antiker, mittelalterlicher oder neuzeitlicher Abkunft. Diese Präferenz wird dokumentiert in Kopien, Beschreibungen und Deutungen, wie sie im Manuskript mehrfach anzutreffen sind. Erst 1676 wendet sich Eggeling wieder der Heimatstadt zu (Ablegung des altstädtischen Bürgereides am 25. Januar 1677)<sup>9</sup>, verursacht durch die Berufung in das Kollegium der Elterleute, in welchem er als Jurist tätig sein sollte. Damit wird der Eintritt in ein nicht konfessionell reglementiertes Gremium erreicht, das, neben dem Rat, als die sowohl politisch wie wirtschaftlich bedeutendste Institution der Stadt galt<sup>10</sup>. Das Kollegium der Elterleute, auch Collegium Seniorum, vereinigte die Sprecher der bremischen Kaufmannschaft und verstand sich als Wahrer der Bürgerrechte und -interessen — oder zumindest dessen, was man dafür hielt —, als Interessenvertretung der Kaufleute, aber auch als natürlicher politischer Kontrapart des Rates.

In eine sich krisenhaft zuspitzende Konfrontation zwischen Rat und Eltermannkollegium fällt die Berufung Eggelings<sup>11</sup>. Im Anschluß an den Dreißigjährigen Krieg und die Konflikte mit der Großmacht Schweden, die Bremen wie ein Ring umklammerte, spürte die Stadt einen allmählichen, aber doch merklichen wirtschaftlichen Niedergang, dem eine finanzielle Krise folgte. Der Rat versuchte ab 1676 durch Steuererhöhungen der Situation Herr zu werden, was auf den erbitterten Widerstand der Elterleute traf, die das Sprecherrecht für die Bürgerschaft für sich reklamierten. Das Kollegium der Eltermänner wendet sich 1677 an den Reichshofrat, der von beiden Parteien

6 Vgl. u. a. G. E. Grimm, *Literatur und Gelehrtentum in Deutschland. Untersuchungen zum Wandel ihres Verhältnisses vom Humanismus bis zur Frühaufklärung*, Tübingen 1983 (= *Studien zur deutschen Literatur*, Bd. 75), S. 223 ff.

7 Vgl. *Die Matrikel der Universität Helmstedt*, Bd. 2: 1636–1685, bearb. v. W. Hillebrand, Hildesheim 1981 (= *Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen*, Bd. 9), S. 132.

8 Sig. Brem.b.584, Nr. 6.

9 StAB 2-P.8.A.19.a.2.f.

10 Vgl. R. Prange, *Die bremische Kaufmannschaft des 16. und 17. Jahrhunderts in sozialgeschichtlicher Betrachtung*, Bremen 1963 (= *Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen*, Bd. 31), S. 21 ff.

11 Vgl. Schwarzwälder, *Geschichte* (Anm. 1), S. 396 ff.

mit Eingaben wahrlich überschüttet wird. Gleichzeitig beklagte der Rat, daß die Elterleute seit 1653 einen eigenen Eid ablegten, der mit dem Bürgereid kollidiere. Erst 1681 wurde der Streitfall beendet, übrigens mit einem doch wohl recht eindeutigen politischen Sieg des Rates.

Es dürfte nach dieser auch nur grundsätzlichen Schilderung der Lage klar geworden sein, daß das Betätigungsfeld für Rechtsgelehrte weit offen stand. In der Tat nahm Eggeling während seiner Amtszeit im Collegium Seniorum dessen Interessen juristisch wie politisch wahr, so u. a. im Verlaufe einer Mission am Wiener Hof. Die heute noch vorhandenen Aktenstücke des Archives der Handelskammer belegen seine vielfältige Tätigkeit (1677–1679, 1678 im Zusammenhang mit Fensterschenkungen)<sup>12</sup>. Neben anderen war er es, der am 8. Juli 1679 dem kaiserlichen Residenten in Bremen, Theobald von Kurtzrock, ein Memorandum überreichte (unterschrieben von D. Speckhahn, Johann von Raesfeldt und Eggeling). Um so überraschender ist der Fakt, daß der Rat — lt. Wittheitsprotokoll vom 24. September 1679 — Eggeling zum Secretarius ernennet<sup>13</sup>. Warum aber gerade jetzt, zumal — wie eingangs bemerkt — eigentlich Lutheraner nicht in Ratsämter oder hohe Verwaltungschargen berufen wurden? Und Eggeling war dezidierter Lutheraner. Er blieb im übrigen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts einer der wenigen, die die politisch-administrative Hierarchie emporstiegen. Also nochmals: Warum diese Berufung? Ich meine, die Erklärung liegt in Eggelings offenbar fruchtbarer Tätigkeit für die Elterleute. Was liegt näher, als einen erfolgreichen Kontrahenten abzuwerben, zu befördern und ihm ein ehrenvolles Amt nahezubringen? Und es galt zweifellos als Ehre, dem bremischen Gemeinwesen, der *res publica*, zu dienen, und es widersprach sicherlich Eggelings Auffassung von Verantwortung, sich einer derartigen Berufung zu entziehen. Er übte dieses ihm übertragene Amt bis zu seinem Tode im Jahre 1713 aus, wobei die konkreten Aufgabenfelder schwerlich zu beschreiben sind. Sie dürften aber auf dem juristischen, administrativen und politisch beratenden Feld zu suchen sein.

Augenfällig ist, daß die wissenschaftliche Publikationstätigkeit erst nach dem Eintritt in den Ratsdienst, konkret 1681, einsetzt.

Als Johann Heinrich Eggeling am 15. Februar 1713 verstarb, war man sich im klaren, daß die Stadt einen verdienten Secretarius, berühmten Antiquarius und Polyhistor<sup>14</sup> (so zumindest die Quellen) zu betrauern hat. Ganz dem Gusto der Zeit folgend, wurden dem Verblichenen von Freunden, Bekannten und Untergebenen Trauerschriften dediziert, die in zeitgenössischer Manier, von einem süßlichen, schwülen Pathos, aber auch von aufrechter Anteilnahme und Hochachtung zeugen. Wenn auch für uns heute manches übertrieben und gar lächerlich klingen mag, sollten doch zwei Kostproben vorgestellt werden.

12 Bremen, Archiv der Handelskammer, Pakete 2093–2095.

13 StAB 2-P.7.b.6.b.1.

14 Zum Begriff Grimm, Gelehrtentum (Anm. 6), S. 223 ff.

„[. . .] Man sahe fleißigst Dich wahrnehmen Deine Stunden/  
 Du wurdest müßig nie / nochtrüg jemahls gefunden/  
 Und Deine Arbeit / die verdrießlich offtmahls macht/  
 Von Dir für Freude nur / und Wollust ward geacht.  
 Wird nicht auch selbst der Neid / man frage ihn / gestehen/  
 Daß man dich anderst nie / als freundlich stetz / gesehen/  
 Du warest jedermann / und ohne Unterscheid/  
 Der Deine Hülfe sucht / zu dienen gantz bereit.  
 Selbst / wann Du etwas Zeit / wie einen Raub / gewonnen/  
 Ist niemahls solche Dir durch Müßiggang zerronnen/  
 Gleichwie dem Scipio, davon man lieset gar/  
 Daß wann Er müßig war / doch niemahls müßig war.  
 Dis zeigen klährlich an / auch Deine saubre Schrifften/  
 Die bey der Nachwelt Dir ein ewig Denckmal stifften/  
 So lange Phabiran, und Rolands Seule stehn/  
 Dein Nahme wird bey uns auch niehmals untergehn.  
 Wollan dan / Theurer Mann / genieß der Freud dort oben/  
 Wohin Du endlich bist / nach Deinem Wunsch / erhoben/  
 Und da Dein Grab von uns mit Thränen wird benetzt/  
 Sey darauff unterdeß auch diese Schrift gesetzt.  
 Hie liegt von Eggeling / was sterblich war / begraben/  
 Doch lebt Sein muntre Geist / von allem Schmertz enthaben/  
 Auch Sein Gedächtniß wird bey uns stets seyn bekant/  
 So lange stehen wird die Stadt / und gantzes Land.“<sup>15</sup>  
 (Johann Havighorst)

„[. . .] Wer weiß nicht überall von dem Talent zu sagen/  
 Das / theuer Eggeling! in deiner Brust geruht.  
 Das Meer der Wissenschaft / und rarer Seltsahmkeiten/  
 Das mit der Zeiten = Lauff noch täglich tieffer wird/  
 Die Bahn / drauff hie / und da / die stärcksten Füsse gleiten/  
 Hastu gar oft besucht / doch nimmer dich verirrt.“<sup>16</sup>  
 (Gottfried Christian Rist)

Soweit das Mittelmaß. Daß es aber auch durchaus interessante und ernstzunehmende Leichenprogramme gab, beweist jenes von Gerhard Meier (1669–1723)<sup>17</sup>, dem Superintendenten der bremischen Kirche. Meier liefert eine wissenschaftliche Würdigung des Verstorbenen, seines Lebenslaufes und seiner Persönlichkeit. Um seiner Wertschätzung Ausdruck zu verleihen, vergleicht nun der Autor den Ratssekretär der Stadt Bremen mit Photios, dem

15 Joh. Havighorst, Letzte Trauer = und Ehren = Pflicht [. . .], [Bremen] [1713], S. [4].

16 Gott. Chr. Rist, Bildniß Des erblasten Hochgelehrten und Tugendsamen Alten [. . .], Bremen 1713, S. [3] f.

17 Gerh. Meier, Das dem Photio / einem Proto = Secretario / beygelegte Lob / must / aus kräftigem Trieb der Wahrheit dem [. . .] Herrn Johann Hinrich Eggeling [. . .] zubilligen Gerhard Meier [. . .], Bremen: Hermann Brauer 1713.

herausragenden byzantinischen Gelehrten des 9. Jahrhunderts. Photios ist die großartige Gestalt der frühen byzantinischen Literatur- und Geistesgeschichte, er symbolisiert die byzantinische Renaissance. Dieser Vergleich mag weit herbeigeholt klingen. Meier sieht dennoch Parallelen. So in der Herkunft beider Gelehrter (gläubig), in ihren Ämtern (Photios war Leiter der kaiserlichen Kanzlei), in ihrer Gelehrsamkeit und in ihrem menschlichen Verhalten. Was rechtfertigt einen derartigen, zugegeben etwas zu schmeichelhaften, Vergleich? Worin liegen Eggelings wissenschaftliche Leistungen?

Sie lassen sich anhand seiner Publikationen in vier Bereiche einteilen: Numismatik, Philologie, Geschichte und Kunstgeschichte. Die philologischen und historischen Teile seines Œuvres brauchen wir an dieser Stelle nur zu streifen. Sie beschäftigen sich mit Rolandstatuen, deutschen Ausdrücken in der *Germania* des Tacitus, dem germanischen Stamm der Chauken und schließlich mit Phabiranon, jenem Ort in der *Geographia* des Ptolemaios (2. Jh. n. Chr.), den man seit dem Humanismus des 16. Jahrhunderts mit Bremen identifizierte – eine im übrigen bis heute umstrittene Frage. Eggelings *exercitationes*, allesamt in den Jahren 1694–1700 erschienen, erfreuten sich durchweg einer positiven Resonanz. Davon zeugen die Rezensionen, etwa in den „Monathlichen Unterredungen einiger guten Freunde von allerhand Büchern und andern annehmlichen Geschichten“, einer frühen deutschsprachigen, kritischen Zeitschrift, aber auch die späteren, nach dem Ableben des Verfassers in den Druck gebrachten Neuauflagen, so noch 1775 in deutscher Sprache durch Johann Hinrich Pratje.

Eggeling beginnt seine Publikationstätigkeit 1681 (Bremen: Hermann Brauer) allerdings mit einer numismatischen Abhandlung, präzisiert der Drucklegung eines Briefwechsels unter dem Titel „*De numismatibus quibusdam abstrusis Imp. Neronis disquisitio per epistolas inter v. cl. Carolum Patinum D. M. P. & Johannem Eggelingium, Reipubl. Brem. Secretarium, harum editorem*“. Hier wird deutlich, daß der Korrespondenzpartner aus den Jahren 1673–1675 kein geringerer als Charles Patin war, ein gewichtiger Vertreter der französischen numismatischen Schule des 17. Jahrhunderts, die nicht zuletzt durch die großartige Sammeltätigkeit Ludwigs XIV. und das Münzkabinett der *Bibliothèque Nationale* angeregt wird. Patin<sup>18</sup>, 1633 geboren (gest. 1693) und als Arzt in Paris und Padua tätig, ediert numismatische Sammelwerke der Humanistenzeit neu, katalogisiert römische Münzen der Kaiserzeit und, selbst ein großer Sammler, verfaßt er 1663 ein erstes kleines Buch für Münzsammler „*Introduction à l'histoire par la connaissance des médailles*“, das sich zu einem wahren Bestseller entwickelte und schnell Übertragungen ins Lateinische und Italienische erfährt. Im Austausch mit eben diesem Patin versucht Eggeling die Deutung einiger in seinem Besitz befindli-

18 Vgl. *Biographie Universelle*, Bd. 32, Paris 1854 (unveränd. ND Graz 1968), S. 252 ff.; zum Hintergrund M.-R. Alföldi, *Antike Numismatik*, Teil 1: Theorie und Praxis, Mainz 1978 (= *Kulturgeschichte der Alten Welt*, Bd. 2), S. 10 ff.; A. Momigliano, *Ancient History and the Antiquarian*, in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 13 (1950), S. 285 ff.

TAB. II. ad A. 1684.  
mag. 37.



Abb. 1 (Acta Eruditorum 3, 1684)

cher Prägungen (s. Abb. 1) ein Stück voranzubringen, wobei — wie die Korrespondenz belegt — der Erhaltungszustand die Interpretation erschwerte. Eggeling ordnete die Stücke der Urheberschaft Neros zu, so durch die Gleichsetzung von Nero und Alexander (vgl. die Legende „Alexander Magnus Macedon.“). Demgegenüber sah Patin in dem Signum eher ein Hinweis auf Trajan, Caracalla oder Alexander Severus, meinte aber ebenso Caligula ins Feld führen zu können. Offenbar war es selbst für Zeitgenossen schwer, die einzelnen Argumente in der Kontroverse nachzuvollziehen und zu gewichten, geschweige denn ein eindeutiges Urteil zu fällen. Aus heutiger Sicht wären selbstverständlich auch Fälschungen in Betracht zu ziehen, wie sie in der Renaissance häufig gefertigt wurden — es sei nur an die sog. „Paduaner“ erinnert, die Giovanni und Vincenzo Cavino sowie Vittorio Camelio schufen<sup>19</sup>. Ein — zunächst noch anonym — Rezensent in den „Acta Eruditorum“ (Bd. 3, 1684)<sup>20</sup>, der in Leipzig erscheinenden Wissenschaftszeitung, neigt denn auch erst nach längerem Zögern der Position Patins zu und hält die Prägungen für unter Alexander Severus entstanden. Gleichwohl bezeichnet er Eggeling als „vir clarissimus reique nummariae peritissimus“<sup>21</sup>. Das klingt vordergründig versöhnlich und entspricht dem sachlichen, ja freundschaftlichen Ton in der Diskussion zwischen Eggeling und Patin. Er entspricht jedoch keineswegs den oftmals festzustellenden Gepflogenheiten in der Gemeinschaft der Gelehrten, der *res publica litteraria* im 17. und 18. Jahrhundert. Allzuoft wird inhaltliche Kritik zum Angriff auf die Person, Rezensionen gleichen Kampfschriften und Pamphleten, die eher die wissenschaftliche wie persönliche Diffamierung des Kontrahenten zum Ziel haben als die intellektuelle Auseinandersetzung um der Sache willen. Mißgunst, persönliche Aversionen und das Bedürfnis in der wissenschaftlichen Diskussion allgegenwärtig zu sein, mögen als Beweggründe genannt werden. Die im Barock noch dem *vir eruditus* angetragenen Höflichkeits- und Umgangsformen waren verlorengegangen<sup>22</sup>. Jürgen Habermas<sup>23</sup> hat in seiner Studie über den Strukturwandel der Öffentlichkeit auf die Zeitungen und Zeitschriften als Institutionen dieser neuen Öffentlichkeit bevorzugt im 18. Jahrhundert hingewiesen. Auf einer anderen Ebene, so meine ich, kann dieses Theorem auch auf das gelehrte Schrifttum Anwendung finden. Gelehrtes Schrifttum wird

19 Vgl. K. Christ, *Antike Numismatik. Einführung und Bibliographie*, Darmstadt<sup>2</sup>1967, S. 100 f.

20 S. 35 f.

21 Ebd., S. 36.

22 Vgl. zum Hintergrund G. Oesterle, *Das „Unmanierliche“ der Streitschrift. Zum Verhältnis von Polemik und Kritik in Aufklärung und Romantik*, in: *Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses*, Göttingen 1985. *Kontroversen, alte und neue*, hg. v. A. Schöne, Bd. 2: *Formen und Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit*, hg. v. F. J. Worstbrock, H. Koopmann, Tübingen 1986, S. 107 ff.; M. Beetz, *Der anständige Gelehrte*, in: *Res publica litteraria. Die Institutionen der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit*, Bd. 1, hg. v. S. Neumeister, C. Wiedemann, Wiesbaden 1987 (= *Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung*, Bd. 14), S. 155 ff.

23 J. Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*, Darmstadt und Neuwied<sup>12</sup>1981.

JOHANNIS HENRICI EGGELINGII  
DE  
ORBE STAGNEO  
ANTINOI  
*ad*  
ILLUSTRISSIMUM  
LVCCENSIVM ABBATEM  
*Epistola.*



B R E M Æ,

Typis Hermanni Braueri, illustr. Gymnasii  
Typographi, 1691.

durch die seit dem Ende des 17. Jahrhunderts entstehenden Rezensionsschriften einem weitaus größeren Teil der Gelehrtenwelt zugänglich, damit aber auch Person und Meinung des Rezensenten.

Einen ersten Vorgeschmack auf einen derartig angedeuteten Vorgang gibt die Reaktion auf Eggelings zweite numismatische Miszelle, die 1691 in Bremen ebenfalls bei Hermann Brauer gedruckt wurde. „De orbe stagneo Antinoi“ (s. Abb. 2) behandelt eine der Pretiosen aus der Sammlung von Gerhard Wolter Molanus, dem Abt des Klosters Loccum. Eggeling berichtet einleitend vom wechselhaften Schicksal des Stückes<sup>24</sup>: Molanus habe es als Geschenk von Herzog Anton-Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel erhalten, der es wiederum aus dem Besitz eines Hauptmannes übernommen habe, dessen Soldaten das antike Relikt in der Nähe Korinths entdeckt hatten. Als was haben wir das zu untersuchende Stück zu beschreiben? Eggeling widmet dieser Definition einen einführenden Teil. Folgen wir seiner Argumentation, so können wir weder die Bezeichnung nummus, pecunia, metallum noch moneta verwenden. Eggeling benutzt nun orbis, also „runde Scheibe“ oder „Platte“, was in der deutschsprachigen Rezension in den „Monathlichen Unterredungen“ mit „Schau-Pfennig“ übersetzt wird. Als Material wird stagnum, ein silberhaltiges Blei, angenommen, daher der Titel „De orbe stagneo“. Zur Medaille – und ich meine als eine solche wird man das Stück bezeichnen können, sieht man in einer Medaille ein metallenes, münzähnliches Erinnerungsstück ohne gesetzliche Zahlkraft<sup>25</sup> selbst. Sie zeigt auf dem Revers einen Widder, auf dem Avers einen porträthaften Männerkopf und die Legende, auf die wir noch zurückkommen werden, die uns den Namen des Porträtierten preisgibt. Es ist kein geringerer als der Geliebte des römischen Kaisers Hadrian (117–138)<sup>26</sup>, der in Bithynien geborene Antinoos. Eben jener Antinoos<sup>27</sup>, der 130 während einer Nilfahrt auf mysteriöse Weise im Fluß ertrank – die aussagekräftigen Quellen sind widersprüchlich. Hadrian gründete an der Stelle, wo Antinoos ertrunken war, die nach ihm benannte Stadt Antinoopolis, ließ ihm fast in der gesamten römischen Welt Bildsäulen setzen, erbaute ihm in Mantinea in Arkadien einen Tempel und gründete einen Antinoos gewidmeten Kult. So wurde Antinoos förmlich unter die Götter erhoben, als theós verehrt (Lanuvium) und Münzen – allerdings nur griechische – zu seinen Ehren geprägt<sup>28</sup>. Eine offizielle Apotheose fand jedoch nicht statt – offensichtlich begründet in der konservativen bzw. ablehnenden Haltung Roms. Lediglich extra muros gibt es Hinweise auf Verehrung. So

24 S. 3 ff.

25 Definition bei Christ, *Antike Numismatik* (Anm. 19), S. 86 ff.

26 Zu ihm mit Literatur M. K. Thornton, *Hadrian and his Reign*, in: *Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt*, Bd. II.2, hg. v. H. Temporini, Berlin und New York 1975, S. 432 ff.

27 Vgl. die Fakten bei Chr. W. Clairmont, *Die Bildnisse des Antinous. Ein Beitrag zur Porträtplastik unter Kaiser Hadrian*, Rom 1966 (= *Bibliotheca Helvetica Romana*, Bd. 6), S. 14 ff.

28 S. G. Blum, *Numismatique d'Antinoos*, in: *Journal international d'Archéologie numismatique* 16 (1914), S. 33 ff.

ein Cenotaph, zu dem eine Statue Hadrians in militärischer Tracht, mit einem Fuß auf ein Krokodil tretend, gehörte sowie ein Obelisk mit der Darstellung des Antinoos in ägyptischer Kleidung. Wir haben es im wesentlichen mit einem Kult zu tun, dessen Schwerpunkte in Griechenland und Kleinasien anzusiedeln sind (Ausnahme Lanuvium am Südhang der Albaner Berge im Zusammenhang mit dem Kult der Diana). Für uns heute am eindrucksvollsten sind sicherlich die zahlreichen Bildnisse des Antinoos, die in einer Reihe von europäischen Museen anzutreffen sind und uns vielleicht verstehen lassen, warum Antinoos als Schönheitsideal seiner Zeit galt. Der Klassizismus und Philhellenismus der hadrianischen Epoche verleihen dem Bildnis einen Ausdruck, der nicht zuletzt die Renaissance beeinflusste (s. Abb. 3/4).

Mit einer Medaille zu Ehren des Antinoos hat es also der Bremer Ratssekretär zu tun. Ihn beschäftigt in erster Linie die Frage nach der Echtheit, Echtheit d. h. hier Prägung in hadrianischer Zeit. Eggeling zieht zahlreiches Vergleichsmaterial heran, sucht Parallelen und kommt — bevorzugt nach Abgleich mit Antinoos-Münzen — zu dem Schluß, es handle sich in der Tat um eine Medaille aus hadrianischer Zeit. In diese Richtung deutet für Eggeling auch die bereits angesprochene Legende. Sie ergibt zunächst „ANTINOOS-OKTILOSMARKELOSOREUSTOU“, was als wenig sinnvoll erscheint, da *ó oreús* mit Maultier zu übersetzen wäre. Eggeling erkennt hierin eine kontrahierte Form<sup>29</sup>, so daß nach Umstellung und Auflösung die Legende folgendes zeigt: „'Oktilios Márkellos *ó (ie)reús* tou 'Antinóou“, also „Oktilios Markellos, Priester des Antinoos“. Wie vergleichbare Pretiosen belegen, war in der Tat ein Hostilius Marcellus Mitglied jenes Priesterkollegiums, das den Kult im arkadischen Mantinea, der Heimatstadt der Familie von Hadrians Geliebtem, betreute. Damit gibt auch der Widder als Opfertier zu Ehren des Verstorbenen Sinn.

Eggelings Deutungsvorschläge fanden in Rezensionen in den „Monathlichen Unterredungen“ (Bd. 3, 1691)<sup>30</sup> und den „Acta Eruditorum“ (Bd. 10, 1691)<sup>31</sup> allgemein Zustimmung, jedoch besonders in den „Acta“ mit Einschränkungen, die die Authentizität des Stückes betreffen. Der unbekannte Kritiker wendet ein, daß aus Hadrians Zeit keine Medaillen aus stagnum bekannt seien, zumal bei der Darstellung eines quasi Vergöttlichten eher an Gold, Silber oder Kupfer als Material zu denken sei. Hinzu komme die zweifelhafte Orthographie der Legende. Sie passe in ihrer Fehlerhaftigkeit wenig in die Regentschaft Hadrians, des Kaisers, der wie kein anderer die Griechenrenaissance verkörpere. Daran ändere auch Eggelings vorgebrachtes Argument nichts, es handele sich ja nicht um ein offizielles, im Währungskreislauf kursierendes Zahlungsmittel. Kurzum: Das Ganze ist eine Fälschung aus späterer Zeit.

Acht Jahre später entzündete sich um die Antinoos-Medaille nochmals ein Streit. Unter der vermeintlichen Urheberschaft eines Janus Rutgers erschien jetzt eine Polemik gegen Eggeling („Jani Rutgersii De orbe stagneo aut numo

29 De orbe, S. 30.

30 S. 868 ff.

31 S. 447 f.

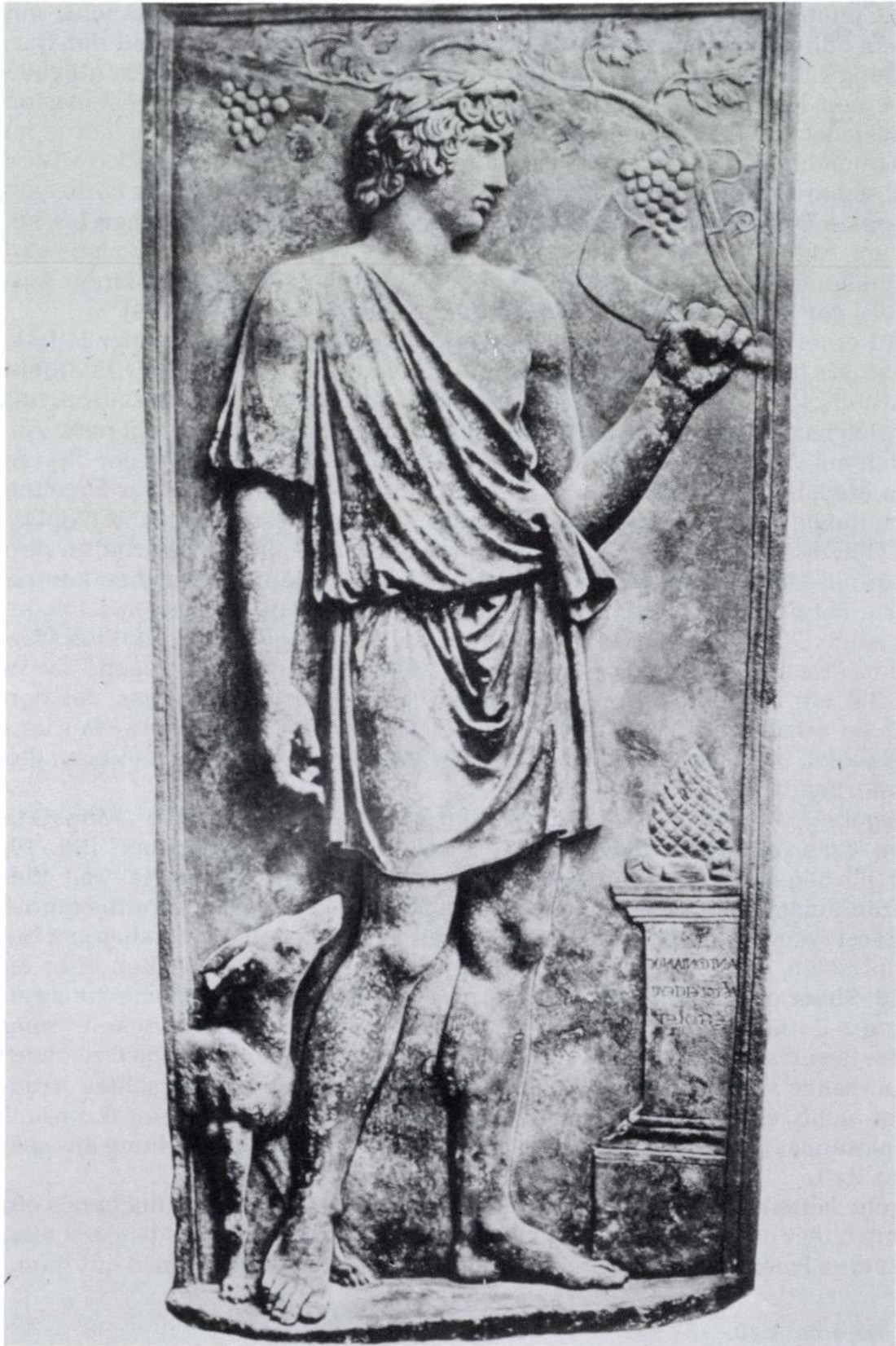


Abb. 3 *Antinoos als Silvanus* (Clairmont, *Bildnisse des Antinous*, 39 f.)



Abb. 4 *Oberarmbüste des Antinoos (Clairmont, Bildnisse des Antinous, 42)*

potius adulterino seu reprobato Antinoi ad virum nobilissimum Joh. Henr. Eggelingium Epistola. Et haec quidem e Parnasso per scribas nunciosque publicos A. M.DC.XCVIII exarata Bremamque perlata“, Frankfurt/M. 1699). Man mag bei der Verfasserangabe zunächst an Janus Rutgers, den bedeutenden holländischen Historiker, denken, dieser verstarb aber 1628. Der sich hinter dem Pseudonym verschanzende Autor war vielmehr Johannes Reiske (1641–1701)<sup>32</sup>, 1673 Rektor des Johanneums in Lüneburg und seit 1679 Leiter der fürstlichen Schule in Wolfenbüttel. Reiske wiederholt zunächst die schon in den „Acta Eruditorum“ geäußerten Vorbehalte, meldet aber zugleich generell seine Bedenken gegen Eggelings Deutung an. Eine gewisse Brisanz gewinnt die kleine Abhandlung dadurch, daß sich in ihr versteckte, aber doch gezielt eingestreute Hinweise auf die große Kontroverse zwischen Eggeling und Joachim Feller finden, die aus einer anderen Schrift Eggelings resultierte.

Damit sind wir am dritten Komplex von Eggelingiana angelangt, zumindest soweit sie uns an dieser Stelle interessieren.

Ausgangspunkt ist dabei das sog. Mantuanische Onyxgefäß (s. Abb. 5), das heute das Herzstück der Antikensammlung des Herzog-Anton-Ulrich-Museums in Braunschweig bildet. Sein Schicksal war wechselhaft und seine Interpretation — bis heute — umstritten<sup>33</sup>. Das Gefäß hatte ursprünglich die Form einer Lekythos, eines Ölgefäßes, das auch im Grabkult Verwendung fand. Dies wird nicht mehr ohne weiteres deutlich, da Deckel, Fuß, Henkel und Ausguß fehlen (s. Abb. 6, Rekonstruktion, die 1682 in Form eines Kupferstiches angefertigt wurde). Als Material diente ein beachtlicher Sardonyx, eine Abart des Chalzedon, bedenkt man die Höhe von 15,3 cm und den größten Durchmesser von 6,5 cm. Der verarbeitete Halbedelstein bestand vermutlich aus bläulich-weißen, hellbraun-gelblichen und dunkelbraunen Schichten, durch deren geschickte Ausnutzung kameeartige Gestalten aus dem dunklen Hintergrund geschnitten wurden. Zu der figuralen Programmatik später mehr.

Die erste nachweisbare Nachricht über das Gefäß erhalten wir 1542, als es in einem Inventar als Bestandteil der berühmten Gonzagasammlung in Mantua gekennzeichnet ist. Offenbar erblickte man in ihm nicht die antike Pretiose, als welche es von keinem anderen als Johann Heinrich Eggeling erkannt wurde, sondern bestimmte es als Reliquie aus dem Tempel Salomo in Jerusalem, wo die Kanne als Salbungsgefäß für die israelitischen Könige gedient habe. Ich meine, wir haben es mit Überbleibseln mittelalterlicher Deutung zu tun, wo der Onyx vermutlich in kirchlichem Besitz war. Wie aber, so ist zu fragen, wird dies Gefäß nach Norddeutschland verschlagen, wie kommt Eggeling mit ihm in Kontakt? Die Ursache liegt im Aussterben des Geschlech-

32 Vgl. P. Zimmermann, Johannes Reiske, in: ADB, Bd. 28, Leipzig 1889, S. 128 f.

33 S. G. Bruns, Das Mantuanische Onyxgefäß, in: Das Mantuanische Onyxgefäß, Braunschweig 1950 (= Kunsthefte des Herzog-Anton-Ulrich-Museums 5), S. 3 ff.; A. Fink, Die Schicksale des Onyxgefäßes, in: ebd., S. 13 ff.; H. R. Götte, Kunst der Antike, Braunschweig 1985 (= Bilderhefte des Herzog-Anton-Ulrich-Museums 7), S. 10 f.



Abb. 5 *Das Mantuanische Onyxgefäß (Braunschweig, Herzog-Anton-Ulrich-Museum)*

tes Gonzaga im Jahre 1627. Im darauffolgenden Erbfolgekrieg zwischen Kaiserlichen und Franzosen wird Mantua 1630 von Reichskontingenten gestürmt, und die Kunstschatze werden als Beute verschleppt. Einer der Regimentskommandeure der kaiserlichen Partei war Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg. Er erhielt das geraubte Sammelstück, das offenbar zunächst wegen des vermutlich im Mittelalter angebrachten Goldbeschlages interessant erschien, und ließ es in Mantua schätzen, um es so schnell als möglich zu veräußern. Dies Vorhaben scheiterte ebenso wie das seiner Witwe Christine Margarete, die nach Franz Albrechts Tode 1642 das Kleinod erbe. Die Kaiserwitwe in Wien, italienische Adlige, Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen traten als Kaufwillige auf, eine Offerte an Ludwig XIV. scheiterte. Zwar waren erstklassige Stücke gefragt, aber bares Geld rar! Nach zwei nochmaligen Erbfällen kann letztlich Herzog Ferdinand Albrecht zu Braunschweig-Lüneburg-Bevern (1636–1687)<sup>34</sup>, der dritte Sohn des bekannten Buchliebhabers und Gründers der Bibliothek in Wolfenbüttel, die kostbare Rarität sein eigen nennen und fügt sie in die Kunstkammer seines Schlosses in Bevern ein. Auch er nimmt sich zunächst in eher traditioneller Weise der Sache an. 1677 werden erste Verkaufsverhandlungen in Wien aufgenommen. Es ging jetzt nicht nur um Geld (Schätzungswert ca. 150 000 Reichstaler), sondern vielmehr um eine repräsentative Anstellung in kaiserlichen Diensten. Als Gegengabe war darüber hinaus zeitweise die Statthaltertschaft in Tirol im Gespräch, was allerdings am notwendigen Übertritt zum Katholizismus scheiterte. Dennoch: Bei allen materiellen Anliegen zeigt Ferdinand Albrecht erstmalig Interesse an Deutung, Herkunft und Beschreibung des Onyx und vergibt eine Auftragsarbeit — der Prototyp staatlicher Wissenschaftsförderung. Auftragnehmer war kein geringerer als der bremische Ratssekretär Eggeling. Die Verbindung beider ergab sich wohl im Verlaufe von Ferdinand Albrechts Aufenthalt in Bremen bzw. dem benachbarten Osterholz, ein nicht ganz freiwilliges Exil, das von 1681 bis 1685 dauerte<sup>35</sup>. Der Herzog bezog zunächst Quartier im vornehmsten Gasthof der Stadt, der „Goldenen Traube“ an der Ecke Domshof/Bischofsnadel, dann in einer geräumigen, ebenfalls am Domshof gelegenen Kurie, die Eigentum der schwedischen Krone war<sup>36</sup>. Die Bremer Jahre sind gekennzeichnet von reger Sammeltätigkeit. Auf dem Freimarkt werden Bücher erworben, die Bremer Auktionäre, Drucker und Verleger werden für Ferdinand Albrecht wichtige Ansprech- und Geschäftspartner. Mit Sicherheit befand sich ein Teil der Bevernischen Sammlung in Bremen — zumindest das Mantuanische Gefäß.

Vermutlich Ende 1681 oder Anfang 1682 muß Eggeling eine Begutachtung des Stückes angetragen worden sein. Ein Brief des Herzogs vom März 1682

34 Zu ihm und seiner Stellung vgl. Barocke Sammellust. Die Bibliothek und Kunstkammer des Herzogs Ferdinand Albrecht zu Braunschweig-Lüneburg (1636–1687), Weinheim 1988 (= Ausstellungskataloge der Herzog August Bibliothek, Bd. 57).

35 Vgl. ebd., S. 255 ff.

36 Vgl. dazu W. Lührs, Der Domshof. Geschichte eines bremischen Platzes, Bremen 1979 (= Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 46), S. 130, 156 f.

TAB. IV. ad A. ibos  
pag. 101

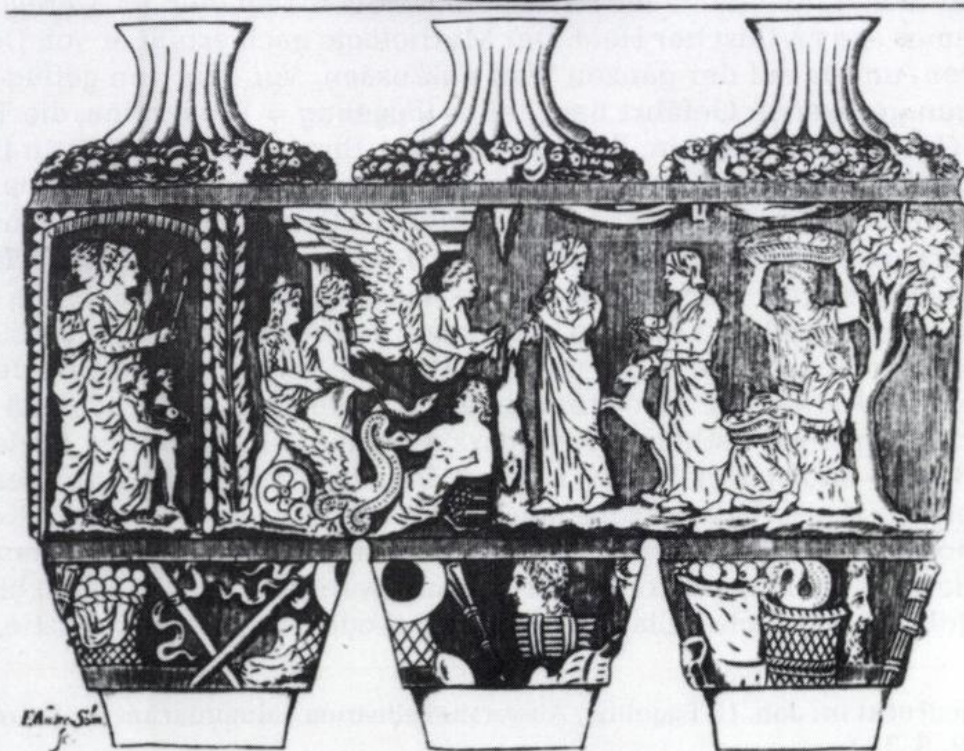


Abb. 6

kündigt die Herstellung der Kupferstiche an und verspricht Eggeling ein nicht näher definiertes Salär. Bis September des Jahres war die Arbeit offenbar vollendet. Am 9. September schreibt Ferdinand Albrecht an Eggeling:

„[. . .] Wohlgelahrter / /Lieber Besonder. Uns hat sein eruditum Scriptum, so weit wir in der enge es perlustriren können / sehr wohl gefallen [. . .] Wir hätten gern gesehen / daß es in Druck kommen / und wir es diesen Michaël: nach Franckfurth und Leipzig hätten schicken können / und daß es mit solchen grossen Litteren / als mit NB. angemerket / gedruckt werde. Wir werden alle Mühwaltung Danckbarlich erkennen / und Ihm mit Fürstl. Gnaden allezeit wohl beygethan verbleiben.“<sup>37</sup>

In der Tat erscheint noch 1682 Eggelings Analyse unter dem Titel „Mysteria Cereris et Bacchi“ bei Hermann Brauer in Bremen (die Parallelausgabe in Braunschweig bei Christoph Friedrich Zillinger ist vom Umfang her der Bremer gleich, jedoch fehlt der Kupferstich. Die Erben Ferdinand Albrechts ließen 1712 das Werk nochmals in lateinischer und deutscher Sprache zum Druck befördern) als aufwendig gestaltete Publikation (s. Abb. 7).

Der Bremer Polyhistor erweist sich als profunder Kenner. Die mittelalterlich geprägten Herkunftsvorstellungen werden in den Bereich der Fabel verwiesen, die antike Abkunft klar erkannt und die figürliche Darstellung zu Recht — und das allein gereicht Eggeling zur Ehre — in Verbindung mit den Kulturen der Ceres und des Bacchus gebracht, zwei — vereinfachend gesagt — Vegetationsgottheiten. Auch legt der Bremer Ratssekretär eine Datierung in die römische Kaiserzeit nahe. Das entspricht im wesentlichen noch unserem heutigen Kenntnisstand<sup>38</sup>. Im Mittelpunkt stehen Demeter (= Ceres) und Triptolemos, ein mythischer Held. Der Mythologie nach erhält er von Demeter Ähren, um sie auf der ganzen Welt auszusäen. Vor dem von geflügelten Schlangen gezogenen Gefährt liegt Tellus (Eggeling = Proserpina, die Tochter der Ceres), die Erdgöttin, über der Gruppe thront die Siegesgöttin (wohl Nike). Die Mittelszene wird von zwei Figurengruppen gerahmt: Rechts sind die Personifikationen der Jahreszeiten, links Göttergestalten und Dienerinnen zu erkennen, unter ihnen eine Herme des Fruchtbarkeitsgottes Priap — eben die Darstellung, die Eggeling an den Bacchuskult denken ließ. Die Deutung der meisten anderen Figuren ist dagegen von der Forschung nicht sicher ermittelt (Eggeling meinte in der unteren Bildzone Zephyros, den Gott des regenreichen Westwindes, identifizieren zu können)<sup>39</sup>. Geklärt ist, daß sich die Abbildungen auf östliche Fruchtbarkeitskulte und -mysterien beziehen und daß sie — und dies meine ich ist ein bisher zu wenig beachteter Wesenszug — ein Teil kaiserlicher Propaganda sind. Hier tritt ein römischer Kaiser als Triptolemos auf, der Segen über die Erde bringt. Dieser Propagandaaspekt läßt andere als die kunsthistorischen Deutungsvarianten zu. Sie liefen bisher auf die julisch-claudische (Claudius oder Nero) oder severische Dynastie, d. h.

37 Abgedruckt in: Joh. H. Eggeling, *Abstersio Fellearum calumniarum* [. . .], Bremen 1689, S. 35 f.

38 Vgl. Bruns, *Onyxgefäß* (Anm. 33) passim; Götte, *Kunst der Antike* (Anm. 33), S. 11 (Literatur).

39 *Mysteria Cereris et Bacchi*, S. 46.

*MYSTERIA*  
*CERERIS ET BACCHI*

In Vasculo ex uno Onyche

*SERENISSIMI ET REVERENDIS-*  
*SIMI PRINCIPIS AC DOMINI*

**DN. FERDINANDI**  
**ALBERTI**

Ducis Brunsvicens. & Lüneburg, Capituli  
Argentorat. Evangelici Senioris &c.

*PER EPISTOLAM*  
**AD DOMINUM HUNC SVVM**  
**CLEMENTISS,**

*evoluta*

*à*

**JOHANNE HENRICO EGGE LINGIO,**  
Reipubl. Bremens. Secretario.



**BREMÆ,**  
Typis Hermannı Braueri, ibidem illustris Gymnasii  
Typographi, Anno 1682.

Caracalla, hinaus. Jeweils werden mehr oder weniger stichhaltige Gründe angegeben. Wie weit der zeitliche Rahmen allerdings gespannt werden kann, belegt die Identifikation von Triptolemos und Germanicus (15 v. Chr.—19 n. Chr.) auf einer in Aquileia gefundenen Silberschale. Sie zeigt den Aufbruch des Germanicus in den Orient (17) unter dem Bilde von Triptolemos' Aussendung<sup>40</sup>.

All diese Unwägbarkeiten und Deutungsprobleme lassen Eggelings Leistung noch deutlicher werden. Wir würden allerdings fehl in der Annahme gehen, daß die gelehrte und zutreffende Analyse des Bremer Gelehrten auf uneingeschränkte Zustimmung traf — ganz im Gegenteil. In den „Acta Eruditorum“ (Bd. 2, 1683)<sup>41</sup> wendet sich ein zunächst nicht zu identifizierender Kritiker Eggelings Studie zu und zweifelt dessen Resultate — wie wir heute wissen fälschlicherweise und ohne Grund — an. Es entwickelt sich in der Nachfolge ein Gelehrten-Disput, dessen zeitbedingten Zusammenhänge ich bereits versucht hatte anzudeuten. 1684 repliziert Eggeling mit „Johannis Henrici Eggelingi Censura censurae mysteriorum Cereris et Bacchi ac imprimis Disquisitionis epistolicae De numismatibus quibusdam Neronis Imp. sub umbone tituli Actorum Eruditorum Lipsiae haud ita pridem a Malevolente quodam divulgatae“. Eggeling seziert förmlich beide Artikel aus den „Acta“, die er als so beleidigend empfand und deren Urheber er richtigerweise in einer Person vermutete. Offensichtlich war seine Reaktion wirkungsvoll: 1685 meldete sich der nun Angegriffene, der einst ungenannt gebliebene Rezensent, und gab seinen Namen preis: Joachim Feller (1638—1691)<sup>42</sup>, Dichter, Professor der Poesie in Leipzig und Leiter der dortigen Universitätsbibliothek. Ein gefürchteter Mann mit spitzer Feder, dessen Hang zum wissenschaftlichen Disput allgemein bekannt war. Zu seinen „Opfern“ zählten neben Eggeling der schon erwähnte Charles Patin und der Leidener Johann Gronovius. Feller antwortete jetzt eindeutig mit „L. Joachimi Felleri, Poes. PP. & Acad. Lips. Bibliothecarii Vindicae, adversus Johann. Henrici Eggelingii iniquissimam insulsissimamque Censuram, ut vocat, Censurae Mysteriorum Cereris et Bacchi, nec non Disquisitionis epistolicae De numismatibus, quae pro Neronianis ille vendit“ (Leipzig 1685). Längst waren die inhaltlichen Fragen in den Hintergrund getreten. Rechthaberei, Profilsucht und ein gewisser Zwang zur Selbstbehauptung in der res publica litteraria mögen diese fast zwanghaft erscheinende Kontroverse ausgelöst haben. Es kann nun nicht mehr verwundern, daß Eggeling 1689 dupliziert mit „Abstersio Fellearum calumniarum atq. acerbiss. iniuriarum quas contra personam, honorem, & opsucula sua hactenus edita; Omnia Christiana charitate sequestrata, plusquam Cynica procacitate in Publicum enixus est S. S. Theol. L. Joachimus Fellerus Poës. P. P. & Acad. Lips. Bibliothecarius“ (Bremen 1689), einer Abhandlung von

40 Vgl. H. von Geisau, Triptolemos, in: Der Kleine Pauly, Bd. 5, München 1975, Sp. 964 ff.

41 S. 140 ff.

42 Vgl. zu ihm R. Beck, Aus dem Leben Joachim Fellers, in: Mitteilungen des Altertumsvereins für Zwickau und Umgegend 4 (1895), S. 24 ff.; K. Müller, Joachim Feller, in: NDB, Bd. 5, Berlin 1961, S. 73.

immerhin 92 Seiten, der er zu Beginn eine Klage über Neid und Mißgunst innerhalb der Gelehrtschaft vorangestellt hat<sup>43</sup>, eine direkte Antwort auf eine böartige Invektive Fellers, mit der dieser seine Schrift von 1685 eingeleitet hatte. Damit endet der Gelehrtenkrieg. Nicht etwa aus Vernunft oder Einsicht, sondern aus natürlichen Gründen. Feller starb im April 1691 bei einem Sturz aus dem Fenster. Wie schreibt Meier in seinem Leichenprogramm: „[. . .] Ob es dem Hn. Eggeling an neidischen / zumahl heymlichen / doch fürnehmen / Feinden gemangelt habe? mögen die entscheiden / welche aus seinem Munde diese Klage / anbey freudige Zuversicht / Davids vernommen: Man stösset mich / daß ich fallen soll / aber der Herr hilft mir [. . .]“<sup>44</sup>

Damit zum Abschluß zu Eggeling als Sammler. Wir haben Uffenbach und seine Begleiter verlassen, als diese vom Hausherrn hinauf in die Bibliothek geführt werden. Uffenbach spricht von „einem gar guten Vorrath von Büchern, von Antiquariis, Historicis et Litteratoribus“<sup>45</sup>. Der 1713 bei Brauer in Bremen gedruckte Katalog („Catalogus rariorum & selectissimorum in quavis facultate librorum, imprimis historicorum & antiquariorum, magna industria collectorum a vir nobilissimo & clarissimo Joh. Henr. Eggelingio“) weist 2190 Buchbindereinheiten aus, besonders numismatisch-archäologische Literatur. Die Anzahl mag beachtlich vorkommen, doch zählte die Sammlung eher zu den kleineren in Bremen<sup>46</sup>.

Bedeutender war Eggelings Münzkabinet. Der Zeuge Uffenbach beschreibt dies wie folgt:

„[. . .] Diese beyde Statuen stunden auf zwey kleinen von schwarzgebeiztem Holz gemeinen sogenannten Augspurger-Cabinet oder Contoiren, in deren Schubladen Herr Eggeling seine Medallien nur in Zettel eingewickelt liegen hatte, weil er, wie er sagte, die Zeit nicht hatte, sie in ein recht Münz = Cabinet ordentlich, wie sichs gehört, zu legen. Ich befürchte also, daß wir wenig würden zu sehen bekommen. Der gute Mann zeigte uns aber mit der grössten Gedult und Höflichkeit nachfolgende ganz sonderbare Stücke, dabey mir noch das liebste war, daß er uns allezeit Zettel wiese, darinnen jede Medallie lag, und darauf er den Namen, eine kurze Beschreibung, und welche Auctores von selbigen handeln, aufgezeichnet hatte; dergleichen ich mir, bey allen Cabineten anzutreffen, von Herzen wünschen möchte [. . .]“<sup>47</sup>

Der Besitzer präsentiert den Besuchern seine Schätze: griechische, römische und fränkische Münzen, Medaillen und Gemmen. Eine nach Eggelings Tod 1714 (Bremen: Hermann Brauer) publizierte Aufstellung („Nummophylacium Eggelingianum, sive Catalogus rariorum selectissimorum ex omni metallo nummorum“) — vermutlich als Verkaufskatalog bestimmt — gibt 1730 Münzen, Medaillen, Gemmen und Medaillons an. Die Ordnung richtet sich

43 S. [2].

44 Vgl. Meier, Photio (Anm. 17), S. 17.

45 Uffenbach, Reisen (Anm. 1), S. 204.

46 Vgl. R. Engelsing, Der Bürger als Leser. Lesergeschichte in Deutschland 1500—1800, Stuttgart 1974, S. 79 ff.

47 Uffenbach, Reisen (Anm. 1), S. 196 f.

dabei nach Herkunft, Beschaffenheit und Größe. Griechische und römisch-republikanische Prägungen sind lediglich mit 8 % des Gesamtbestandes wenig vorhanden, dagegen bilden römische Kaiserprägungen fast 40 %. Hinzu kommen gotische, fränkische Münzen, Brakteaten, städtisches Geld und schließlich ausländische Stücke. 169 Pretiosen werden als ungesichert in ihrer Herkunft, beschädigt oder wertlos bezeichnet. Zum Zweck der Beschreibung werden jeweils die Legenden, meist ohne Auflösung der Abbrüviaturen, aufgeführt. Meist folgt eine kurze descriptio, gelegentlich eine Interpretation oder Zeichnung, bevorzugt bei frühmittelalterlichen Objekten.

Was aus der Sammlung nach Eggelings Tode geworden ist, wissen wir nicht. Die Erben waren offenbar, so zumindest äußert sich Eggeling gegenüber Uffenbach, nicht sonderlich am Ganzen interessiert<sup>48</sup>. Vermutlich werden Teile alsbald veräußert worden sein, ein Nachweis in Versteigerungs- und Auktionslisten fehlt allerdings.

Damit sei die Vorstellung eines bremischen Gelehrten abgeschlossen, der — und ich meine zu Unrecht — der Vergessenheit anheimgefallen ist. Johann Heinrich Eggeling überragt als Gelehrter und Sammler das um 1700 in Bremen allzuoft anzutreffende Mittelmaß. Seine wissenschaftliche Betätigung, seine wissenschaftlichen Fehden und die Sammelleidenschaft waren sicherlich zeittypisch, seine Laufbahn eher ungewöhnlich. Er steht gleichsam für die sich — trotz aller Unzulänglichkeiten — herausbildende numismatische Wissenschaft und die kritische Deutung von antiken Zeugnissen, die der bloßen Bewunderung gewichen war. Meier hat in dem von ihm verfaßten Lebensrückblick zutreffend geschrieben:

„[. . .] Er hat ans Licht gestellet / einen theils / daß ein mit Stadtgeschäften überhäuffter Secretarius einem alle Tage die Academische Catheder bestei- genden Professori an gründlicher und rarer Wissenschaft nicht weiche: An- deren theils / wie von Seiner Gewohnheit gantz entfernt bleibe / für Seine Arbeit betrüglich auszugeben / was Anderer blutsaurer Schweiß und Ge- müths Erleuchtung an den Tag gebracht; Dann auch / daß Er keiner fremb- den Hülffe benöthigt / sondern selbst der Sache gewachsen sey / wie etwan einen großmüthigen und streitbahren Elephanten dieser Lobspruch zieret: POLLET. VIRIBUS. IPSE. SUIS. Ihm kann sein Vermögen Selbst den Sieg beyle- gen [. . .]“<sup>49</sup>

48 Ebd., S. 197.

49 Meier, Photio (Anm. 17), S. 14 f.

# Eine Frage der politischen Existenz

*Hanseatische Überlegungen hinsichtlich eines Beitritts zum Rheinbund  
1806–1810*

Von C H R I S T I A N E M A T Z E N

## *Vorbemerkung*

Für die Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck bedeuteten die weltpolitischen Veränderungen, die Napoleon nach der Französischen Revolution entscheidend geprägt hat, vor allem eines: die unmittelbare Bedrohung ihrer politischen Existenz durch den französischen Kaiser und seine Besatzungstruppen. Die französischen Interessen mußten daher auch bei der Wahl der eigenen politischen Mittel in zunehmendem Maße berücksichtigt werden. Als französische Truppen die ehemals freien Städte nach dem Niedergang des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nationen 1806 schließlich besetzten, schien es mit der Selbständigkeit und Freiheit der Hansestädte endgültig vorbei zu sein. Die absolute Abhängigkeit von dem Wohlwollen Napoleons wurde zur praktischen Grundlage und Bedingung hanseatischer Politik.

Am Beispiel des von den Hanseaten während dieser Jahre erwogenen Beitritts zum Rheinbund, der nach dem Zerfall des Deutschen Reichs fast alle ehemals deutschen Staaten unter dem Protektorat des französischen Kaisers föderativ vereinte, soll hier danach gefragt werden, wie sich die hanseatische Politik unter der französischen Herrschaft 1806–1810 mit den veränderten politischen Rahmenbedingungen auseinandergesetzt hat und welche Handlungsmöglichkeiten die hanseatischen Politiker als Mittel ihrer Politik begriffen. Denn auch wenn die Hansestädte dem Rheinbund schließlich nicht beigetreten sind – die Möglichkeit eines Beitritts ist in den Jahren der Besetzung sehr ernsthaft diskutiert worden.

Anhand dieser Diskussion soll besonders untersucht werden, welche Überlegungen im Prozeß der Entscheidungsfindung speziell innerhalb des bremischen Senats eine Rolle gespielt haben. Dabei versucht diese Studie, die Argumentationsweisen dreier Bremer Politiker nachzuvollziehen und so Einblick in die politische Vorstellungswelt der Hanseaten Anfang des 19. Jahrhunderts zu gewinnen<sup>1</sup>.

1 Als Quellen haben in erster Linie die Akten des Staatsarchivs Bremen gedient, da die Diskussion zu der Frage des Beitritts innerhalb des Bremer Senats durch drei Gutachten besonders gut dokumentiert ist.

## *Die Hansestädte zu Beginn des 19. Jahrhunderts*

Die hanseatische Politik zu Beginn des 19. Jahrhunderts war durch die ökonomische Potenz der Städte einerseits und dem Fehlen militärischer Mittel andererseits bestimmt. Zu einer Zeit, in der sich Frankreich mit wechselnden Koalitionen auf dem Festland und zugleich mit England in einem Krieg befand, der zunehmend härter und rücksichtsloser geführt wurde, versuchten die Hansestädte, der Willkür stärkerer Staaten preisgegeben, ihre Existenz zu sichern, indem sie ihre wirtschaftliche Bedeutung im Interesse aller Länder betonten.

Auf der Grundlage des weltbürgerlichen Rationalismus der Aufklärungszeit hatten die Städte bereits Ende des 18. Jahrhunderts einen Forderungskatalog, die hanseatischen Desiderien<sup>2</sup>, entwickelt, der das Selbstverständnis der Hansestädte ausdrückte und die europäischen Großmächte auf den Erhalt der Städte verpflichten sollten. Sich selbst als Vermittler des internationalen Warenverkehrs begreifend, strebten die Hansestädte die Garantieerklärungen aller großen Mächte an.

Einen ersten Erfolg konnte die hanseatische Politik 1803 verzeichnen, als den Städten im Reichsdeputationshauptschluß nicht nur der Erhalt ihrer Selbständigkeit, sondern auch Neutralität, selbst in Reichskriegen, zugestanden wurde. Der Wert dieses Zugeständnisses blieb jedoch in den folgenden Jahren angesichts wiederholter Übergriffe Frankreichs, Preußens und Englands zweifelhaft.

Mit der Gründung des Rheinbundes am 12. Juli 1806 hörte das Deutsche Reich dann praktisch auf zu existieren. Ein Großteil der ehemals deutschen Staaten begab sich unter die Schutzgewalt des französischen Monarchen. Die Abdankung des deutschen Kaisers als Staatsakt im August 1806 war so nur noch die formale Bestätigung einer vor aller Augen längst vollzogenen Tatsache, überraschen konnte sie nicht. Das alte Deutsche Reich war zerbrochen, die Gründung des Rheinbundes vollzog die territoriale Neuordnung der ehemals deutschen Fürstentümer unter französischer Regie. Zunächst durch

- 2 Die hanseatischen Desiderien gingen von dem Gedanken aus, daß das Wohl der Hansestädte ein allgemeines Interesse darstelle. Aus diesem Grund wünschten sich die Städte „zum allgemeinen Nutzen“ die folgenden Zugeständnisse: 1. Sicherung der vollkommenen territorialen Souveränität, der Freiheiten und verfassungsmäßigen sowie handelspolitischen Rechte der „Hansa“ in ihrer Gesamtheit wie der Städte im einzelnen durch die Bürgerschaft aller Nationen; 2. Sicherung und Bürgschaft des freien und unbeschränkten Ein- und Ausfuhrhandels auf allen Meeren und auf der Elbe, Weser und Trave; 3. Gleichstellung der Flagge der Städte mit den Flaggen der anderen Nationen zu allen Zeiten und allen Orten, auf allen Meeren und Flüssen sowie in allen Häfen in Hinblick auf Sicherheiten, Vorrechte und Freiheiten; 4. Zugeständnis und Sicherung einer Neutralität für Handel und Schiffahrt der Städte selbst in Kriegszeiten, so daß die hanseatischen Kaufleute im Krieg wie im Frieden ihren Handel mit kriegführenden wie mit neutralen Nationen fortsetzen können und die Flagge der Städte dabei überall als unbestritten neutral angesehen werde. Vgl. E. Wilmanns: Die Entstehung der hansischen Desiderien, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, Bd. 15, 1913, S. 363 ff.

Preußen, dann durch Frankreich in ihrer Existenz bedroht, versuchten die Städte, erstmals formal unabhängig und frei von Verpflichtungen gegenüber dem Deutschen Reich, die ihnen 1803 zugesicherte Neutralität über den handelspolitischen Rahmen auszudehnen. Der von Preußen erhobene Vorschlag, die Hansestädte möchten den von ihm geplanten „Norddeutschen Bund“ als Gegengewicht zum Rheinbund stärken, stieß dementsprechend bei den hanseatischen Politikern auf Mißtrauen und Ablehnung, denn man befürchtete Konflikte mit England und Frankreich. Mitte September 1806 begann eine Reihe von Konferenzen in Lübeck, auf denen Hamburg durch Syndikus Doormann, Bremen durch Senator Smidt und Lübeck durch Syndikus Curtius vertreten waren<sup>3</sup>.

Auf diesen Lübecker Konferenzen beschlossen die Städte, die alte hanseatische Verbindung zu reaktivieren, um die Außenpolitik gemeinsam abstimmen zu können. Dies war keinesfalls eine Selbstverständlichkeit, denn die Städte betrieben als Konkurrenten um ökonomischer Vorteile willen im allgemeinen eine stark auf den Einzelstaat ausgerichtete Politik. Angesichts der ungewissen politischen Lage wollten die hanseatischen Politiker jedoch stärker als bisher zusammenarbeiten. Als Grundlage dieser Zusammenarbeit wurden die hanseatischen Desiderien bestätigt und der Anschluß an einen wie auch immer gearteten Bund als unverträglich mit den Prinzipien hanseatischer Politik abgelehnt. Man war sich dabei durchaus der Schwierigkeiten bewußt, die die Durchsetzung eines Programms, das den Hansestädten eine Sonderrolle im europäischen Staatensystem verschaffen sollte, mit sich bringen würde. Die hanseatischen Politiker jedoch wollten sich weiterhin mit allen Kräften um die Sicherung der freien Existenz der Hansestädte bemühen. Da sie dabei jeden fremden Einfluß ausschalten wollten, war der Rückgriff auf die Neutralitätspolitik zunächst einmal die adäquate Reaktion auf die ungewissen politischen Zustände.

Als wenig später nach der Niederlage Preußens die Vorherrschaft Frankreichs den politischen Dualismus des europäischen Staatensystems ersetzte, schien jedoch nichts so unzeitgemäß zu sein wie eben diese hanseatische Neutralitätspolitik: Lübeck wurde am 6. November von französischen Truppen besetzt, wenig später folgten Hamburg und Bremen. Für die Städte begann eine vierjährige Zeitspanne der Besetzung, in deren Verlauf die alltäglichen Sorgen um Einquartierungen, Truppenbesoldungen, erneute Geldforderungen von verschiedenster Seite und nicht zuletzt die Bemühungen um eine Aufrechterhaltung des Handels unter den sich stetig erschwerenden Bedingungen der Kontinentalsperre, die Napoleon im „Berliner Dekret“ am 21. November proklamiert hatte, in den Mittelpunkt des politischen Interesses gerieten.

Trotz der französischen Besetzung blieben die Hansestädte in den Jahren 1806—1810 in den Umrissen ihrer Verfassung unverändert, ihre Unabhängig-

3 Zu den Lübecker Konferenzen vgl. A. Wohlwill: Zur Erinnerung an die hanseatischen Konferenzen vom Herbst 1806, in: Hansische Geschichtsblätter, Bd. 12, 1906, S. 327—335; vgl. außerdem F. Hildebrand: Die hanseatischen Konferenzen im Herbst 1806, in: Beiträge für die Geschichte Niedersachsens und Westfalens, hrsg. von G. Erler, 1. Jg., 4. H., Hildesheim 1906.

keit und Souveränität waren jedoch rein formal und noch stärker eingeschränkt, als sie es unter dem Deutschen Reich gewesen waren. Die praktisch totale Abhängigkeit vom Wohlwollen Napoleons sprach dem souveränen Gehabe der hanseatischen Politiker Hohn. Neben allen konkreten Problemen, die die Besetzung vor allem in finanzieller Hinsicht mit sich brachte, mußte die Aufmerksamkeit der Senate daher auf die Suche nach den politischen Möglichkeiten gerichtet sein, die den Hansestädten ihre, wenn auch nur noch formale Unabhängigkeit sichern konnten. Dabei geriet der unter Napoleons Protektorat stehende Rheinbund in den Mittelpunkt des Interesses. Vielleicht konnten die Städte durch den Anschluß – so die Überlegung – eine etwas schonendere Behandlung durch Frankreich bewirken. Ein Beitritt in den Rheinbund mußte jedoch allem widersprechen, was die Hansestädte als die Prinzipien ihrer Politik noch im Jahre 1806 festgehalten hatten. Die hanseatischen Politiker haben sich aus diesem Grund sehr genau mit der Natur des Rheinbundes und den Bedingungen, unter denen eine Mitgliedschaft der Hansestädte möglich und zu akzeptieren wäre, auseinandergesetzt. Im Bremer Senat entstanden zwei Gutachten zu dieser Frage, ein Beschluß wurde jedoch nicht gefaßt.

Im Herbst 1809 veranlaßte Napoleon dann erstmals konkrete Verhandlungen über den Beitritt der Städte zum Rheinbund. Über die französischen Minister Bourrienne und Reinhard wurden den hanseatischen Politikern am 31. Oktober in Hamburg die Vorschläge Napoleons erläutert. Danach sollten die Städte einen gemeinsamen Staat mit dem Titel „Villes Impériales Unies“ oder „Villes Impériales Anséatiques“ bilden, der den französischen Adler in sein Wappen aufnehmen und dem Rheinbund beizutreten habe<sup>4</sup>. Die näheren Konditionen allerdings fanden bei den Vertretern der Hansestädte wenig Beifall: Unter Anführung diverser politischer, kommerzieller und finanzieller Gründe sollte, da ein striktes Ablehnen der französischen Vorschläge unmöglich schien, der Beitritt unter solchen Modalitäten geschehen, daß die Souveränität der Städte und die Handelsneutralität der Städte möglichst wenig beeinträchtigt würden. Schließlich wurde nach ausführlicher Diskussion am 8. November 1809 der Entwurf eines Vertrages von Reinhard und Bourrienne nach Paris gesandt. Ein Vertrag ist jedoch nie in einer endgültigen Form erstellt worden.

### *Der Rheinbund*

Mit der Verhängung der Kontinentalsperre ging das napoleonische Regime 1806 von der militärischen Bekämpfung Englands zur Strategie des Wirtschaftskrieges über. Das britische Inselreich, die stärkste Industrie- und Han-

4 Zu den Hamburger Konferenzen vgl. A. Wohlwill: Karl von Villers und die Hansestädte, insbesondere während der Hamburger Konferenzen vom Herbst 1809, in: *Hansische Geschichtsblätter*, Bd. 15, 1909, S. 483–507; Chr. A. Heineken: *Geschichte der Freien Hansestadt Bremen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Franzosenzeit*. Bearb. von Wilhelm Lührs, Bremen 1983, S. 425–429.

delsmacht der damaligen Welt, hatte in allen anti-französischen Koalitionen die Rolle des politischen Drahtziehers und des kapitalkräftigen Financiers gespielt. Durch die Kontinentalsperre erhoffte sich Napoleon, die Wirtschaft Englands durch den Entzug des europäischen Absatzmarktes in die Krise zu stürzen, um darüber erstens England die finanzielle Möglichkeit zur Fortsetzung des Krieges zu nehmen und zweitens Frankreich in die Lage zu versetzen, anstelle der englischen Handelsvormacht die Rolle der führenden Wirtschaftskraft in Europa zu übernehmen<sup>5</sup>.

Das Fundament des napoleonischen Hegemonialsystems und somit auch der Kontinentalsperre in Deutschland war dabei der Rheinbund. Hatten an seiner Gründung im Sommer 1806 zunächst 16 Staaten teilgenommen, so erhöhte sich die Anzahl der Mitgliedstaaten infolge des Tilsiter Friedens auf 39 mit einer Gesamtbevölkerung von 14,6 Millionen. Außer Österreich und Preußen waren fast sämtliche deutsche Staaten im Rheinbund vereinigt. Im Norden durch Nord- und Ostsee, im Westen durch Frankreich begrenzt, reichte sein Gebiet im Osten teilweise über die Elbe und im Süden über die Alpen hinaus<sup>6</sup>.

Die genaueren Bestimmungen des Bundes wurden in der Rheinbundakte vom 12. Juli 1806 festgelegt<sup>7</sup>. Dienten von den 40 Artikeln ungefähr zwei Drittel der Kodifikation der Gebietserwerbungen und Rangerhöhungen, mit deren Hilfe sich Napoleon die Staaten ebenso gefügig gemacht hatte wie mit dem schwersten politischen Druck kriegsstarker Besatzung und massiver Drohung, so verdichtete sich der eigentliche Sinn des Instruments doch ganz auf die Artikel, die den politischen und militärischen Bestimmungen gewidmet waren. Er bestand negativ in der ewigen Trennung der deutschen Fürsten vom Römischen Reich und in der Annullierung seiner Gesetze, Titel und Institutionen innerhalb des Rheinbundes (Art. 2 und 3), positiv in der Herausarbeitung der einzigartigen Vorzugs- und Führungsstellung, die Napoleon in diesem nur scheinbar paritätischen Bundesverhältnis eingeräumt wurde.

Zwischen Frankreich und den Rheinbundstaaten galt die vertragliche Abmachung, daß jeder kontinentale Krieg, in den einer der Staaten verwickelt würde, für alle ein gemeinsamer Krieg sein sollte (Art. 35). Das bedeutete bei der gegebenen Machtkonstellation und der Konfliktlage in Europa die alleinige Entscheidung der Schutzmacht Frankreich über die Alternative Krieg oder Frieden für alle.

5 Zu den näheren Bestimmungen der Kontinentalsperre vgl. W. Vogel: Die Hansestädte und die Kontinentalsperre, in: Pflingstblätter des Hansischen Geschichtsvereins, Blatt 9, 1913, S. 17 f.; vgl. außerdem R. Dufraisse: Französische Zollpolitik, Kontinentalsperre und Kontinentalsystem im Deutschland der napoleonischen Zeit, in: Berding/Ullmann (Hrsg.): Deutschland zwischen Revolution und Restauration, Düsseldorf 1981.

6 H. Bock: Die bürgerlichen Reformen und der Kampf gegen die napoleonische Fremdherrschaft (1807 bis 1815), in: H. Bartel (Hrsg.): Deutsche Geschichte, Bd. 4, Die bürgerliche Umwälzung von 1789 bis 1871, Köln 1984, S. 77.

7 Ein Abdruck der Rheinbundakte findet sich bei K. Zeumer: Quellensammlung zur Geschichte der Deutschen Reichsverfassung in Mittelalter und Neuzeit, Bd. 2, Leipzig 1901, S. 461 ff.

Einerseits vergrößerte sich daher mit dem Zugang weiterer Mitglieder und mit deren Anerkennung der Konföderationsakte ein Staatenbund, der von der gemeinsamen Unterwerfung aller nichtfranzösischen Mitglieder unter die Schutzgewalt des Kaisers und Protektors Napoleon bestimmt war. Andererseits behielten die einzelnen Staaten dieser Föderation im Verhältnis untereinander und zur übrigen Staatenwelt ihre Souveränität, mittels derer jeder Fürst die vollen Rechte der Gesetzgebung, der Gerichtsbarkeit, der Polizeigewalt, der militärischen Aushebung und der Steuerhoheit für sein Territorium formal besaß. Bedeutsamer aber waren die stillschweigenden oder ausdrücklichen Abzüge von dieser Souveränität, wodurch den Rheinbundstaaten eine selbständige Außenpolitik in den wichtigsten Bereichen ebenso wie eine selbständige Kriegsführung vorenthalten wurde.

Hervorgerufen durch die in der Rheinbundakte bekundete Absicht, einen zentralen Beratungskörper und eine einheitliche Verfassung für den gesamten Staatenbund bilden zu wollen<sup>8</sup>, betrachteten führende geistig-politische Kreise Deutschlands wie Hegel, Goethe und Feuerbach allerdings den Rheinbund auch als eine entwicklungsfähige Staatenkonföderation. Eine vorrangige Aufgabe sahen diese Staatsmänner und Gelehrten in der „Nationalerziehung“, in dem Propagieren eines Nationalbewußtseins, das im Rheinbund nicht Verrat, sondern die Möglichkeit zur staatlichen Einheit, zur Bildung eines „dritten Deutschlands“ erblickte. Zweck des Rheinbundes sei es doch, die deutsche Nation aus der Zerstückelung und Ohnmacht heraus zur Einheit und zum Ganzen in einer großen Föderation zu führen:

„Die Deutschen, welche aufgehört hatten, ein gemeinsames Vaterland, ein ungeteiltes Nationalinteresse zu haben, sollten beides wiedererhalten, sollten als eine kraftvolle Nation aus den Trümmern einer morsch gewordenen, in sich selbst zusammengestürzten Verfassung, wie der Phönix aus der Asche, emporsteigen. Einheit war der Talisman, welcher alle diese Dinge hervorrufen sollte, feste innige Verbindung der zusammen verbundenen Staaten, welche nur einen einzigen Staat, gleichsam das gemeinschaftliche und allgemeine Vaterland aller Bürger der conföderierten Staaten, ausmachen sollten.“<sup>9</sup>

Ein Bundestag jedoch trat niemals zusammen, die Rheinbundverfassung blieb lebloses Papier.

Für Frankreich brachte die Kontinentalsperre nichts Neues, sie bedeutete nur die Ausweitung des prohibitiven Systems zur Förderung der eigenen Industrie in die dem Empire vorgelagerten Gebiete, um den nie unterbrochenen Wirtschaftskrieg gegen England erfolgreicher führen zu können. Die Mehrzahl der Rheinbundländer jedoch geriet durch das französische Handelsmonopol in eine ökonomische Notlage.

Der Rhein, der dem Staatenbündnis seinen Namen leihen mußte, wurde nicht zum Symbol freundschaftlicher und gleichberechtigter Völkerbezie-

8 Art. 11 der Rheinbundakte.

9 P. A. Winkopp: Der Rheinische Bund. Eine Zeitschrift historisch-politisch-statistisch-geographischen Inhalts, Bd. 8, 23. H., S. 243 f. (vgl. Anm. 16).

hungen, sondern zur trennenden Territorialgrenze und Zollbarriere zwischen den Rheinbundstaaten und ihrer Vormacht Frankreich.

### *Die Diskussion um den Beitritt*

#### *Ausgangspunkt: Die Neutralitätspolitik*

In dem auf den Lübecker Konferenzen 1806 verfaßten Gutachten war angeführt worden, die Hansestädte selbst würden „ihre kosmopolitische Existenz beeinträchtigen, wenig oder gar nichts gewinnen und dagegen alles zu verlieren besorgen müssen, wenn sie sich an irgend eine große Macht, [. . .] näher und spezieller anschließen wollten, als an die übrigen“<sup>10</sup>, denn die Grundbedingung der freien und unabhängigen Existenz der Städte bestehe in der Nützlichkeit dieser für alle Handelsnationen. Die Parteinahme für das individuelle Interesse des Bündnispartners schließe die Städte aber vom allgemeinen Interesse aus. Zudem wäre die Basis des Anschlusses an einen mächtigeren Staat das unkalkulierbare Wohlwollen dessen, so daß die Gefahr, früher oder später dem fremden Willen subsumiert zu werden, nahe liege. Souveränität, Unabhängigkeit und Neutralität aber seien damit verloren. Die Nachteile des „Isolierstehens“ seien bei Licht besehen auch gar nicht so bedenklich, schließlich habe man auch bisher wenig Unterstützung durch das Reich erhalten und sei durchaus imstande gewesen, sich selbst zu helfen<sup>11</sup>. Im Grunde wollte man also nichts weniger, als sich einem wie auch immer gearbeteten Bündnis anzuschließen. Den Ausführungen zur Frage der Bedingungen eines solchen ungeliebten Beitritts wurde so auch bereits vorausgestellt, davon könne „freilich nur eigentlich erst dann die Rede sein, wenn die Frage An? entschieden, oder wenn der Beitritt unvermeidlich“<sup>12</sup> sei. Für diesen vorausgesetzten Fall hielt man vorläufig zumindest folgendes als zu fordernde Bedingungen fest: Der Selbständigkeit der Städte entsprechend, käme nur ein Beitritt in ein wirklich föderatives Bündnis, ohne jede Unterordnung, in Betracht. In dieser Föderation müßten die Städte als ein vereintes Corpus anerkannt werden, hinsichtlich des Stimmrechts und der Beiträge wäre jedoch zu erwägen, inwiefern jede Stadt für sich betrachtet nach politischen und wirtschaftlichen Kriterien zu berücksichtigen sei. Die Einrichtung einer Oberappellationsinstanz müsse einen wesentlichen Gegenstand von Verhandlungen bilden, und schließlich sei natürlich die Erfüllung der hanseatischen Desiderien eine notwendige Grundvoraussetzung für einen Beitritt<sup>13</sup>.

10 Vgl. K. D. Möller: Die Politik der Hansestädte im Jahre 1806, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte (ZHG), Bd. 41, 1951, S. 337.

11 Das Gutachten befindet sich im Staatsarchiv Bremen (StAB), 2-B.5.e.3. Num X. ad § 15 des Gutachtens.

12 § 16 des Gutachtens.

13 Ebd.

### *Die Überlegungen hinsichtlich eines Beitritts*

Als sich die hanseatischen Politiker nur zwei Jahre später erneut grundsätzlich mit den Bedingungen ihrer politischen Existenz auseinandersetzen mußten, schien die noch 1806 bestätigte Idee der Neutralität endgültig der Vergangenheit anzugehören. Ob ein Beitritt zum Rheinbund diese politische Existenz allerdings in einer akzeptablen Form würde sichern können, war in den Senaten durchaus umstritten.

Einen gründlichen Einblick in die Vorstellungswelt der damaligen Senatoren und Syndizi vermitteln zwei Gutachten, die der Bremer Senat zu der Frage des Beitritts zum Rheinbund in Auftrag gab. Erarbeitet wurden diese sehr umfangreichen Stellungnahmen von Richter Oelrichs und von Syndikus Schöne<sup>14</sup>. In der historischen Forschung fanden sie bislang kaum Beachtung, im Gegensatz zu Smidts „Aphorismen über das gegenwärtige politische Interesse der drei freien Hansestädte, mit vorzüglicher Hinsicht auf die Beantwortung der Frage, ob die Aufnahme in den Rheinischen Bund wünschenswert für dieselben sei, oder nicht?“<sup>15</sup>. Diese Beachtung verdanken sie allerdings wohl weniger dem Interesse am Thema des Aufsatzes selbst, als vielmehr der Tatsache, daß man die Beschäftigung mit dem auch für die weitere Geschichte Bremens so bedeutenden Politiker Johann Smidt überhaupt für lohnend befand. Die Aphorismen Smidts, die jener im April 1808 ohne direkten Auftrag aus eigenem Interesse an der Sache während eines Aufenthaltes in Hamburg verfaßte, wurden zusammen mit den beiden Gutachten in der Senatssitzung vom 1. Mai verlesen.

Mit den zwei Gutachten und den Aphorismen Smidts lagen dem Senat drei Stellungnahmen vor, deren konträre Ansichten auf einer ganz unterschiedlichen Beurteilung der politischen Situation der Hansestädte und den dementsprechenden Handlungsmöglichkeiten basierten. Diese Beurteilung gibt nicht nur einen Einblick in den Informationsgrad der bremischen Politiker, sie ist auch und gerade im Hinblick auf die noch 1806 allgemein akzeptierten Grundsätze hanseatischer Politik ein Zeichen dafür, inwieweit die veränderte Weltlage die Hanseaten zum Umdenken veranlaßte bzw. inwiefern sie trotz der neuen Bedingungen eine Aufrechterhaltung eben dieser politischen Konzeption vertreten zu können glaubten.

Die Argumentationsstruktur der drei Arbeiten ist dabei sehr unterschiedlich. Dies erklärt sich natürlich zunächst aus dem Beweisziel, den der jeweilige Autor verfolgte. Doch auch Schöne und Smidt, die beide den Beitritt

14 Das handschriftliche Gutachten von Syndikus Schöne „Ob es rätlich für Bremen sei, die Aufnahme in den Rheinbund zu suchen“ und die „Relationen des Herren Richter Oelrichs, ob es rätlich für Bremen sei, die Einschließung in den Rheinbund zu suchen“ in StAB 2-M.1.C.2. Dr. jur. Georg Oelrichs (1754–1809) war seit 1782 Senator und seit 1792 Richter am Niedergericht. Dr. jur. Christian Schöne (1763 bis 1822), 1804 zum Ratssyndikus gewählt, wurde 1817 Bürgermeister.

15 Abdruck in: Johann Smidt. Ein Gedenkbuch zur Säcularfeier seines Geburtstages, hrsg. von der Historischen Gesellschaft des Künstlervereins zu Bremen, Bremen 1873, S. 260–296.

zum Rheinbund befürworteten, gelangten aus recht verschiedenen Betrachtungsweisen zum gleichen Resultat.

Eine mögliche Ursache dafür könnte in dem Ausmaß der zur Verfügung gestandenen Literatur und sonstiger Informationsquellen, besonders bezüglich des Aufbaus des Rheinbundes, gelegen haben. Da Quellenbelege in den Gutachten fehlen, ist es naturgemäß schwierig, Angaben hierzu zu machen. Sicher ist jedoch, daß den Politikern neben der Rheinbundakte vom 12. Juli 1806 auch die Zeitschrift „Der Rheinische Bund“<sup>16</sup> bekannt war. Das Gutachten Schönes hat außerdem nur allzu offensichtlich in weiten Passagen eine Schrift des Freiherrn v. Eggers über „Deutschlands Erwartungen vom Rheinischen Bunde“<sup>17</sup> zur Vorlage gehabt. Auch ein Artikel der Zeitschrift „Minerva“<sup>18</sup> wird bei Schöne fast wörtlich zitiert. Man kann daher wohl annehmen, daß den Bremern ein recht umfangreiches, zumindest aber ausreichendes Informationsmaterial zur Bearbeitung des Themas „Beitritt zum Rheinbund“ vorlag.

Zur Beantwortung der Frage, ob der Beitritt zum Rheinbund eine Möglichkeit zur Verbesserung der hanseatischen Lage sein könnte, war es zunächst erforderlich, sich Klarheit zu verschaffen über den Rheinbund selbst, die Modalitäten, unter die ein Mitgliedsstaat in ihm gesetzt war und die besonders für die Hansestädte als Teilnehmer eines solchen Bundes gelten würden.

Das Resultat einer solchen Beurteilung der politischen Gegebenheiten mußte dann zwangsläufig die Entscheidung für oder gegen einen Beitritt sein.

Daß die Gutachten, wie bereits erwähnt, gegensätzliche Positionen vertreten, war also die Folge einer unterschiedlichen Einschätzung der Zeitgeschehnisse.

- 16 P. A. Winkopp: Der Rheinische Bund. Eine Zeitschrift historisch-politisch-statistisch-geographischen Inhalts, 23 Bde., Frankfurt/M. 1806—1813. Diese Publikationsreihe verstand sich als halboffizielles Regierungsblatt für die gesamten Rheinbundstaaten. Neben der Veröffentlichung aktueller Aktenstücke und Urkunden, Abhandlungen zur Geschichte und Rechtsentwicklung des Rheinbundes finden sich darin statistisches Material über Umfang, Bevölkerung, wirtschaftliche und finanzielle Lage einzelner Bundesstaaten sowie Rezensionen der einschlägigen deutschen Zeitschriften. Außer dem Herausgeber selbst traten zeitgenössische Geistesgrößen wie der Historiker J. v. Müller, der Fürstprimas v. Dalberg, Prof. J. Behr, Freiherr v. Eggers u. v. m. mit Artikeln zu aktuellen Problemen und Fragestellungen hervor.
- 17 C. U. D. v. Eggers: Deutschlands Erwartungen vom Rheinischen Bunde, Braunschweig 1808.
- 18 J. W. v. Archenholz (Hrsg.): Minerva. Ein Journal historischen und politischen Inhalts, vierteljährlich, Hamburg 1806—1810. Die Zeitschrift enthält, wie auch das „Politische Journal“, hrsg. von einer Gesellschaft von Gelehrten, Altona 1781 bis 1838, kaum Berichte über die Hansestädte. Beide informieren sehr ausführlich über das Weltgeschehen in Europa und Übersee, wobei Archenholz, als ehemaliger preußischer Offizier unter Friedrich dem Großen, sein besonderes Augenmerk auf die preußische Entwicklung richtet, während im „Politischen Journal“ die Berichterstattung aus Nord- und Südamerika, Dänemark, Schweden und Rußland überwiegt.

### *Die Beurteilung der französischen Deutschlandpolitik*

Schon im Urteil über die Motive, die Napoleon zu einer Neugestaltung Deutschlands veranlaßten, unterscheiden sich die Auffassungen der drei Bremer Politiker eklatant: Smidt und Oelrichs kennzeichneten Bedeutung und Zweck des Rheinbundes so treffend, daß auch die heutige Rheinbundforschung dem wenig hinzuzufügen hat.

Napoleon, so Smidt, habe bei der Umgestaltung Deutschlands einen Kompromiß zwischen der Unbrauchbarkeit durch die vorherige Zersplitterung und der Gefährdung Frankreichs durch deutsche Größe gesucht.

„Frankreich, die Vereinigung der Kräfte Deutschlands zu einem Ganzen noch immer scheuend und an der andern Seite von der Unbrauchbarkeit dieser Kräfte bei einer Zersplitterung in mehr als 300 kleine Staaten überzeugt, hat bei der gegenwärtigen Umgestaltung unseres Vaterlandes einen Mittelweg gewählt, wodurch die Consolidirung seiner Kräfte bis zur Brauchbarkeit hergestellt aber auch nicht weiter fortgeführt ist, als Frankreichs Sicherheit es erlaubte.“<sup>19</sup>

Die Rheinbundstaaten hätten „das mindere Uebel dem grössern [das der Einverleibung] vorgezogen“<sup>20</sup>. Napoleons Interesse aber habe eine „Umgürtung seines Reiches durch kleine unter seinem Einfluß stehende Staaten“ verlangt, zumal der Kaiser „die Macht der Verzweiflung der Deutschen, wenn er sie mit dem vollen Verluste der Unabhängigkeit bedrohet hätte“ zu Recht gescheut habe<sup>21</sup>.

Im Rheinbund sei die Unabhängigkeit durch das französische Militär garantiert; dafür würden die Anerkennung des Protektorats und Truppenstellungen zur Vermehrung der französischen Landmacht verlangt. „Dies war der Geist, welcher den Rheinischen Bund dictirte, und nur dieser ist in der ersten Acte desselben ausgesprochen.“<sup>22</sup>

Schärfer noch als Smidt betont Oelrichs den militärischen Charakter des Rheinbundes:

„In dem Rheinbund nehme ich keinen Reichsverband, keinen Fürstenbund, nicht einmal einen Bund, in seinem wesentlichen nichts als ein Bündnis (Allianz), nur die bloße Obliegenheit gewahr, mit Frankreich in allen Kriegen auf dem festen Lande Gemeinschaft zu machen.“

Im Rheinbund zeige sich, „außer der Verpflichtung in Kriegsfällen, keine als diejenige, auf einem Bundestage Rat zu pflegen, dessen Form von ihrem Primas sichtbar einem abhängigen Organ des Kaisers innerhalb eines Monats in Vorschlag gebracht werden sollte (Art. 11), darüber aber nunmehr beinahe seit zwei Jahren nichts erfolgt ist“. Auch Smidt beklagt die mangelnde innere Organisation des Bundes. „Die Cabinette der Fürsten“, so mutmaßt er, „ganz mit den drängenden Sorgen des Augenblicks belastet, scheinen [. . .] die Herstellung des Friedens oder die gänzliche Vereinigung aller deutschen

19 Aphorismen (wie Anm. 15), § 8, S. 276.

20 Ebd.

21 Ebd., S. 276 f.

22 Ebd., S. 277.

Staaten [. . .] durch Theilnahme an dem neuen Bunde abwarten zu wollen.“ Oelrichs hingegen hält es für wahrscheinlich, daß „der Kaiser den ungewissen Zustand, wo nichts beraten werden mag, vorziehe, um noch zur Zeit des Friedens, oder spätestens nach Gefallen wegen der Form und — wer sichert's — vielleicht auch über einzelne Bundesländer disponieren zu können, demnach es offenbar nur noch in der Möglichkeit, in der Willkür des Kaisers beruht, ob der Bund sich organisieren, ob die Glieder sich untereinander verbinden sollen“.

Ganz anders beurteilte Schöne den Rheinbund. Ausgehend von der These, daß das allzu einzelstaatliche Verhalten, die mangelnde Nationaleinheit, begründet in einem Mangel der Reichsverfassung, das alte deutsche Reich zerstört habe, bestimmte Schöne als den Zweck des Rheinbundes, eben diese Nationaleinheit unter den neuen, durch Frankreich beherrschten Verhältnissen zu befördern.

„Das Wohl aller deutschen Staaten [. . .] erheischt es daher, das Isolieren als einen, den Keim der Auflösung der vorigen Verfassung enthaltenen Fehler nicht wieder entstehen zu lassen.“

Die deutsche Nationaleinheit müsse also zum leitenden Direktivgrundsatz und zum Leitstern für alle einzelnen deutschen Regierungen werden. Tatsächlich habe der Rheinbund als eine „allmählich zum Germanistenbund sich erhebende Verbindung [. . .] offenbar die starke Einheit aller Bundesstaaten und keineswegs Isolierung der einzelnen Staaten zur Tendenz“. Als Beweis dafür führt Schöne an, die verbündeten Fürsten hätten in ihrer Erklärung vom 1. August 1806 zum Anlaß ihres Austritts aus dem Deutschen Reich und ihres Eintritts in den neuen Bund damit argumentiert, daß das Land, welches bisher die verschiedenen Glieder des deutschen Staatskörpers untereinander vereinigen sollte, zu diesem Zweck nicht mehr ausreichte und daher ein neuer Bund geschlossen werden mußte. Von der Aufrichtigkeit dieser Argumentation überzeugt, erkennt Schöne den unbedingten Willen der Mitglieder des Rheinbundes, für den Beitritt aller deutschen Staaten zu arbeiten.

Auch Napoleons Interesse schließlich sei „ein neues kräftiges und mit Energie verbundenes Deutschland, eine erneuerte Nationalkraft“, von daher müsse auch er den Beitritt möglichst vieler und auch den der Hansestädte wünschen.

Der Widerspruch der Auffassung Schönes zu den Analysen Smidts und Oelrichs' ist offensichtlich. Smidt begriff die Gründung des Rheinbundes als Ausdruck eines machtpolitischen Kalküls Napoleons, der sich der vor allem militärischen Hilfe der deutschen Staaten versichern wollte und nur zu diesem Zweck die territoriale Neuordnung und den Zusammenschluß der Länder in einer Föderation veranlaßte. Dieser Bund sollte einerseits die französischen Pläne nicht über das Entstehen einer neuen deutschen Kraft gefährden können, andererseits aber in seiner Struktur so vereinheitlicht werden, daß Staaten in einer Größe entstanden, die militärisch und wirtschaftlich für Frankreich benutzbar waren. Die Bindung der deutschen Staaten an den gemeinsamen Protektor bei gleichzeitiger Behauptung der einzelstaatlichen Souveränität gewährleistete so den Erhalt der französischen Herrschaft über Deutschland. Auch Oelrichs betont, daß „gegen den Kaiser die übrigen Teil-

nehmer sich zum Kriege oder Widerstande nie vereinigen mögen, ohne bundesbrüchig zu werden“. Sehr auffallend habe der Rheinbund „die beunruhigende Eigentümlichkeit, daß die Glieder sämtlich ihrem Mitkontrahenten und Beschützer, unter sich aber nicht verbunden sind, sondern alle und jeder als Souveräns für sich allein stehen“.

Schöne hingegen ist überzeugt von dem ehrenvollen Zweck des Rheinbundes: Die Einheit der deutschen Nation, die Vereinheitlichung der deutschen Staaten sollen über den Rheinbund erreicht werden. So kann auch die unbefriedigende, weil mangelnde innere Organisation des Rheinbundes für Schöne kein Argument gegen den Rheinbund sein. Überzeugt davon, daß die Rheinbundmitglieder seine Auffassung über den Grund für den Zusammenbruch des Deutschen Reichs, den er in einem Mangel der damaligen Verfassung sah, teilten, schien ihm absolut sicher, daß sie „ein den Zeiten und Umständen angemessenes, auf vernünftigen Prinzipien gestütztes Gebäude aufzuführen werden, weil dies, und nur dies, ihren eigenen wahren Interessen und dem Zweck des Bundes gemäß ist“.

Mit der Hoffnung auf die Festigung der deutschen Nation durch den Rheinbund stand Schöne keineswegs allein. Viele Intellektuelle innerhalb und außerhalb des Bundes unterstellten Napoleon nur zu gerne das Motiv der Neugründung eines „Dritten Deutschlands“. Vor allem im „Rheinischen Bund“<sup>23</sup> wurde diese Idee immer wieder erörtert und propagiert. Freiherr v. Eggers' Aussagen über den Rheinbund<sup>24</sup>, die Schöne in so vielen Passagen übernommen hat, leben einzig von dieser Vorstellung.

Auch Smidt hat sich, trotz seiner sehr realistischen Kennzeichnung der Motive Napoleons bei der Gründung des Rheinbundes, durchaus Positives für die deutsche Nation vom Rheinbund versprochen. Napoleon werde die Verfassung des deutschen Staatenbundes „dahin etwas näher zu regulieren suchen, dass mehr Einheit und Ordnung in das Ganze komme und seine Disposition über Deutschlands Militärkraft ihm gesichert bleibe. [. . .] Die Nation wird im Ganzen an Einheit und Kraft dadurch gewinnen.“<sup>25</sup> Nicht Zweck, aber angenehme Begleiterscheinung werde die Herausbildung der deutschen Nation sein.

Die drei Gutachten kamen also zu recht unterschiedlichen Urteilen hinsichtlich einer Begutachtung des Rheinbundes — die realistischeren Smidts und Oelrichs' auf der einen, das von der Hoffnung auf nationale Einheit bestimmte Schönes auf der anderen Seite. Gerade die beiden erstgenannten Politiker haben aus ihrem weitestgehend identischen Urteil allerdings einen ganz entgegengesetzten Schluß gezogen. Dies ist der Tatsache zu verdanken, daß Smidt und Oelrichs bezüglich der Einschätzung der politischen Weltlage und der weiteren Pläne Napoleons zu völlig unterschiedlichen Ergebnissen gelangten.

23 Vgl. Anm. 16.

24 Vgl. Anm. 17.

25 Aphorismen (wie Anm. 15), § 8, S. 280.

### *Die Beurteilung des englisch-französischen Krieges*

Im Mittelpunkt einer Analyse der aktuellen politischen Lage mußte ganz zwangsläufig der Konflikt zwischen Frankreich und England stehen. Der Ausgang dieses Kampfes, soviel war allen klar, würde ausschlaggebend sein für die deutsche und hanseatische Zukunft. Herrschte Frankreich auch über den Kontinent, so stellte England im Jahre 1808 doch die einzige Macht dar, die sich Napoleon noch widersetzte. Wirtschaftlich eng mit Großbritannien verbunden, hatten die Hansestädte in der Vergangenheit mehrfach Unterstützung bei der Durchsetzung ihrer Interessen in England gefunden. Jetzt jedoch hing es entscheidend vom Kriegsergebnis ab, ob von England auch weiterhin Hilfe zu erwarten war und inwieweit es seine (Handels-)Interessen, und damit auch die der Hansestädte, gegen Frankreich würde durchsetzen können.

Prinzipiell gingen alle drei Verfasser davon aus, daß der französische Einfluß über Europa bestehen bleiben würde. Schöne und Oelrichs schlossen schlicht vom bisherigen Erfolg der napoleonischen Kriegsführung auf einen ebensolchen Erfolg gegenüber Großbritanniens Streitkräften. Daß diesem Schluß mehr eine als gesichert angesehene Mutmaßung als eine Bestimmung der diesen Konflikt beherrschenden Kräfte zugrunde lag, wird jedoch daran deutlich, daß Schöne und Oelrichs gleichzeitig die Berücksichtigung Englands und seiner Interessen an den Hansestädten weiter für notwendig erachteten, als wollten sie sich für alle Fälle ein Hintertürchen offenhalten.

Smidt hingegen hat die möglichen Verlaufsformen des französisch-englischen Kampfes genau analysiert und alle Eventualitäten mit einkalkuliert: Er kommt zu dem Schluß, daß ein Sieg Englands unwahrscheinlich sei und man die englischen Interessen künftig wohl nicht mehr in dem vorherigen Maß berücksichtigen müsse. Smidt gelangte zu dieser Erkenntnis auf der Grundlage einer Bestimmung des spezifischen Charakters des Kampfes und vor allem der Motivation Napoleons.

„Es gehört zu den fürchterlichen Fortschritten unsrer Zeit, die aber vielleicht zur Erringung eines bessern Zustandes der Menschheit nothwendig sind, dass den Kriegen in unsern Tagen grosse Ideen zum Grunde liegen, dass man sich nicht mehr um den Besitz einiger Inseln schlägt oder um eine kleine Landstrecke oder um persönliche Beleidigungen der Regenten zu rächen, sondern dass die wesentlichen Tendenzen der Völker sich bekämpfen, wodurch die gegenwärtigen Kriege so zu sagen Kriege auf Leben und Tod sind.“<sup>26</sup>

Es gehe um Handelsexistenz und Alleinhandel, um Herrschaft über die Meere, um Kolonialgröße oder gänzliche Lähmung des Kolonialhandels<sup>27</sup>. So prinzipiell die Feindschaft Napoleons England gegenüber sei, so rücksichtslos und unerbittlich werde er die Austragung des Kampfes betreiben. Auch wenn es zwischenzeitlich zu einem Waffenstillstand käme, sei dies nur

26 Ebd., § 9, S. 283.

27 Ebd.

die kurzfristige Unterbrechung eines Konflikts, der, sobald es die militärischen und politischen Mittel Frankreichs erlaubten, seine Fortsetzung fände<sup>28</sup>.

Die Kennzeichnung dieses speziellen neuen Charakters der kriegerischen Auseinandersetzung kann wohl mit Recht als besonderer Verdienst Smidts festgehalten werden. Er legt hier nicht nur seine wissenschaftliche Fähigkeit zur Durchdringung komplexer Fragestellungen, sondern auch einen politischen Realismus an den Tag, den man bei Schöne und Oelrichs vergeblich sucht. In Kenntnis der weltpolitischen Gegebenheiten und des Charakters der herrschenden Interessen zog Smidt im Hinblick auf das Wohlergehen der Hansestädte dementsprechende Konsequenzen.

Die beiden anderen Gutachter besaßen nur eine vage Vorstellung von den Motiven des französischen Kaisers, die sie aus der Interpretation einzelner Äußerungen Napoleons entwickelten. Gerade das Fehlen einer grundsätzlichen Analyse französischer Politik hatte zur Folge, daß die vorfindbare Realität im Sinne der Beweisabsicht gedeutet, die eigene Vorstellung idealistisch gegen die realen Erscheinungen gestellt wurden.

#### *Die Beurteilung der napoleonischen Handelspolitik und ihrer Folgen für die Hansestädte*

Am deutlichsten wird die unterschiedliche Argumentationsbasis der Gutachter an der Beurteilung der zukünftigen Funktion des Handels und der Rolle der Hansestädte, die diesen auf handelspolitischem Gebiet von Napoleon zugedacht sein könnte. Immer wieder hatten sich die Städte als vom allgemeinen Handelsinteresse aller Nationen abhängige Staaten, als internationale Vermittler des Warenaustausches dargestellt.

Wegen der unmittelbaren Einheit von Staats- und Wirtschaftsinteressen in den Hansestädten mußte die ökonomische Entwicklung bei der Betrachtung der Weltlage für die Hanseaten eine entscheidende Bedeutung haben.

In Oelrichs' Gutachten zeigt sich, wie fest verwurzelt die Überzeugung von der Richtigkeit der bisherigen Politik im Bewußtsein der Hanseaten gewesen ist. Zwar war Oelrichs davon überzeugt, daß der Rheinbund mit seinem militärischen Charakter dem alten Deutschen Reich nicht vergleichbar sei und daher den Interessen der Hansestädte nicht entspreche.

„Haben sie von einer so unzusammenhängenden, wandelbaren, abhängigen, unsicheren Agregation Beistand und Sicherung, insbesondere die Verteidigung ihrer Seehandlung und Schiffahrt zu hoffen? Dürfen die Städte vom Rheinbunde, der sie nur zur Vermehrung seiner Streitkräfte aufnimmt, in den bundesmässigen Leistungen Schonung und Minderung mit Erfolg begehren?“

Deutlich kennzeichnet Oelrichs das napoleonische Interesse, wenn er darlegt, daß der Kaiser nur deshalb den Souveränen im 26. Art. der Rheinbundesakte gestattete, das Konskriptionsgesetz bei sich einzuführen, da „bei den erschöpften Bundesstaaten nur diese Aushilfe bei ihrer Verarmung einzig

28 Ebd., § 7, S. 275.

verbleibet, ihre stehenden Truppen zu vermindern“. Doch bei allem Rationalismus hinsichtlich des Zwecks des Rheinbundes hat sich Oelrichs der Illusion hingegeben, Napoleons Politik teile die Auffassung der Hansestädte, daß ihre Bedeutung eine im allgemeinen Interesse zu sein habe.

Napoleons vages Benehmen, so Oelrichs, drücke seinen Willen zum Erhalt der Hansestädte aus, sei allein durch militärische Erwägungen bestimmt. „Des Kaisers Anordnungen erläutern sich, wie in so manchen anderen Gegenden, als bloße Raison de guerre.“ Wenn Napoleon erklärt habe, für die politische Existenz der Städte nichts versprechen zu können, so folge daraus nur die Absicht, die Städte im Ungewissen zu lassen, um sie besser benutzen zu können. Ein Beitritt zum Rheinbund sei keineswegs damit bezweckt, denn Napoleon kenne doch den Vorteil, „welchen der isolierte Stand der Städte seinem Reiche im Handel mit Deutschland gewährt, und weiß, daß derselbige sich den Seinigen nur durch die Aufrechterhaltung ihrer Unabhängigkeit sichern läßt, er wird also, der allvermögende Mann, auch wenn ihn Englands erklärte Gesinnungen nicht mehr zurückhalten und wenn sein Wink alle übrigen Deutschen zu dem Rheinbund gesammelt hat, die Städte in diesen Bund nicht weisen, noch weniger ihre politische Existenz vernichten wollen“. Schließlich seien die Hansestädte doch auch jetzt für seine Pläne brauchbar, und den Rheinbundmitgliedern müsse ebenfalls um ihrer eigenen Handelsverhältnisse willen das freie Bestehen der Hansestädte von Wert bleiben.

Schöne hingegen scheint die Zweitrangigkeit ökonomischer Fragen in den napoleonischen Plänen erkannt zu haben, wenn er bemerkt, daß man „die Idee, als werde die merkantile Wichtigkeit der Hansestädte nun Ägide für sie sein“, aufgeben müsse, „seitdem [. . .] im Kabinett, welches das Ruder der Welt in seinen Händen hält, nun eine gesunde Handelspolitik nicht an der Tagesordnung ist“. Auf England könne man zukünftig nicht mehr zählen, denn es werde sich weniger, als man denkt, im Frieden um die Städte kümmern, „nicht nur weil es genug eigene, ihm näher ans Herz liegende Interessen zu beachten hat, sondern auch weil die Erfahrung es lehrt, wie wenig die den Städten so feierlich stipulierte und garantierte Unabhängigkeit und Neutralität diesen, und somit auch seinem Handel im Krieg geholfen hat“.

Vom Rheinbund als Stifter nationaler Einheit überzeugt, ist Schöne aber gleichzeitig bemüht, den Hansestädten auch hinsichtlich wirtschaftlicher Faktoren den Beitritt nahelegen. Durch die völlige Handelsfreiheit, die zwischen den Rheinbundstaaten entstehe, so prophezeite Schöne, werde der Handel aufblühen. Zwar sei anzunehmen, daß sich diese Freiheit nicht über das französische Staatsgebiet ausbreite, doch „auf alle Fälle erhält durch den Rheinbund der Handel gewiß wieder neuen Umschwung, und, wie zu hoffen und zu wünschen, auch mehr Gesetzlichkeit“.

Smidt teilte diese optimistische Einschätzung der ökonomischen Entwicklung im Rheinbund nicht. Er bezeichnete die wirtschaftliche Situation der Rheinbundstaaten als bestimmt vom Krieg Frankreichs gegen England<sup>29</sup>. Der Verkehr mit Großbritannien sei gänzlich unterbrochen, der Handel mit

29 Ebd., § 8, S. 277 f.

englischen Waren werde wie Kontrebande betrachtet. Dennoch beteiligten sich die Rheinbundstaaten nur indirekt am Kampf gegen England, da sie lediglich verpflichtet seien, die französischen Landtruppen zu stärken, nicht aber, wie die Hansestädte jetzt, aktiven Anteil am Seekrieg durch die Stellung von Matrosen zu nehmen<sup>30</sup>.

Der politische Einfluß Frankreichs auf Deutschland werde „sich wahrscheinlich vorzüglich dahin äussern, dass Napoleon Deutschland wie Frankreich in eine Lage zu setzen suche, [. . .] von der englischen Alleinherrschaft über den Handel so viel möglich an sich zu reißen, durch Schiffahrt Matrosen zu bilden, auf Erbauung von Flotten Bedacht zu nehmen, die dann freilich nicht ganz zu verwehrende Importation englischer Waaren und Produkte durch hohe Imposten zu erschweren u. dergl.“<sup>31</sup>. Der Handel Deutschlands werde während dieser Zeit noch eingeschränkter sein als gegenwärtig. Einen direkten Handelsvorteil habe Frankreich durch die Hansestädte nicht mehr, denn es gäbe in einem System, wo alles Napoleons Herrschaft unterstellt sei, keine unabhängigen Staaten mehr, deren Güterverkehr die Vermittlung der Hansestädte bedürfe.

„Das allgemeine Wohlwollen aller Mächte, begründet durch das Handelsinteresse derselben“, so Smidt, hänge „wieder mit der Unabhängigkeit Deutschlands, mit der hanseatischen Neutralität und vor allem mit dem System des europäischen Gleichgewichts zusammen; alles Bilder der Vorzeit, nicht anwendbar mehr auf die jetzige Lage Europas und des durch Frankreichs Präponderanz fast zu einem einzigen Staat gewordenen Continents“<sup>32</sup>.

„Die Hoffnung, dass die den Städten durch den Reichsdeputationsschluß von 1803 zugesicherte Neutralität bei künftigen Land- und besonders bei Seekriegen wieder anerkannt und wirklich respectirt werden dürfte, scheint nach gerade zu den chimärischen gezählt werden zu müssen. [. . .] Nur einzig in dem Falle lässt sich eine solche von beiden Mächten zugestandene hanseatische Neutralität beim künftigen Kriege zwischen Frankreich und England möglich denken, wenn dieser Krieg durchaus seinen bisherigen Charakter“<sup>33</sup> ändere.

Dies aber hielt Smidt für ausgeschlossen. „Unser Neutralitäts-Plan“, so konstatierte er, „war das Resultat einer ganz andern Lage und Ansicht der europäischen Politik; er musste mit dieser stehen und fallen, wie es am Tage ist, und schon bei der Proclamation des Friedens von Tilsit und der durch denselben vollends organisirten Übermacht und Herrschaft Frankreichs über Deutschland hätten wir eine Idee aufgeben sollen, die während Deutschlands Unabhängigkeit von Frankreich entstanden war und nur zu einem solchen Zustande passte“<sup>34</sup>.

30 Ebd.

31 Ebd., S. 280.

32 Ebd., § 9, S. 284.

33 Ebd., S. 282.

34 Ebd., S. 283.

Wenn also die Neutralitätsidee aufgegeben werden müsse, so sei die Fragestellung, ob der Beitritt oder die Behauptung der Unabhängigkeit das für die Hansestädte günstigere wäre, bereits von sich aus irrelevant.

„Es kann bei ihnen gar nicht die Frage davon sein, ob dies Beitreten zum Rheinischen Bunde vortheilhafter für sie sei, oder die Behauptung ihres bisherigen Zustandes, — denn letzterer existirt nicht mehr und kommt nie wieder, — sondern nur davon, ob sie fortfahren wollen, einem ihre Unabhängigkeit vernichtenden Decrete mit jedem Tage ängstlicher entgegenzusehen, oder ob sie noch einen Versuch machen wollen, dieselbe unter der Aegide des Rheinischen Bundes zu retten.“<sup>35</sup>

Könnten sie sich dazu nicht entschließen, so würden die Hansestädte ohne Zweifel mit benachbarten monarchistischen Staaten vereinigt.

Für Smidt blieb einzig die Alternative: Eintritt in den Rheinbund — oder Einverleibung. Um letzteres zu vermeiden, müsse man sich dem Rheinbund anschließen, „und zwar dieses pure, und ohne den beigefügten Versuch, eine Neutralität bei dem Bunde stipulirt zu halten, [. . .] welche der Idee dieses Bundes gänzlich widerspricht und selbst als Begehren übel aufgenommen werden müsste, indem die Hansestädte dadurch nur ihre Unbrauchbarkeit für Napoleons Plan declariren würden“<sup>36</sup>.

Smidt plädierte für den Beitritt einzig und allein deshalb, weil er keine andere Alternative sah. Die außenpolitische Machtlosigkeit der Hansestädte ließe ihnen keine andere Wahl, als zwischen zwei Übeln das geringere zu wählen. Über die Natur des Rheinbundes und die Stellung der Städte in ihm gab sich Smidt keinen Illusionen hin. Doch bringe der Beitritt „uns keinen Nachtheil, den wir nicht sonst auch, und in noch ärgerem Masse zu befahren hätten“<sup>37</sup>, und andererseits wäre man vor der französischen Willkür und dem Vergrößerungsstreben der Nachbarn sicher, der Erhalt der Verfassung sei wahrscheinlich und eine Verminderung der Kriegslasten über das festbestimmte Kontingent zu erwarten.

Schöne hingegen begriff den Rheinbund tatsächlich als Chance, als Gelegenheit, die Einheit der deutschen Nation zu unterstützen, und gleichzeitig als Fortschritt für die hanseatische Politik. Der Rheinbund sei die einzige sichere Garantie für weitergehende Souveränität, die Nachteile seien relativ gering, die Vorteile der inneren und äußeren Sicherheit, des Handelsaufschwungs, der Vereinheitlichung und Stärkung der Nation jedoch beträchtlich.

„Umgeben von den zum Bund gehörenden Ländern stehen alsdann die Hansestädte mit ihnen in dem freundschaftlichsten Verhältnisse, wie jeder kleine Staat mit seinem Nachbarn zu stehen wünschen muß. Jedes Mitglied des Bundes hat Interesse an der Erhaltung der Städte und ihrer Rechte als Bundesgenossen. Die Kosten wegen des Bundes werden nicht so bedrückend sein, als die zu jeder anderen Lage sonst gewiß häufig wiederkehrenden großen Opfer, und endlich ist eine rechtliche Behandlung der Städte in dem

35 Ebd., § 10, S. 292.

36 Ebd., S. 291 f.

37 Ebd., S. 293.

gedachten Verhältnis (von *DEUTSCHEN*) doch wohl eine am gewissensten zu erwarten.“

Es scheint fast, als habe Schöne seine Überlegungen selbst als nicht gänzlich überzeugend beurteilt, wenn er am Ende seiner Ausführungen als sozusagen letztes, schlagendes Argument die Beitrittsempfehlungen des hanseatischen Gesandten Gröning aus Paris anführt. Dieser Verweis ist allerdings um so merkwürdiger, als den Bremern offensichtlich aus den Briefen Grönings nur die Befürwortung eines Beitritts selbst, nicht aber die *Gründe* für einen solchen deutlich wurden. „Sein Rat gewinnt überdies um so mehr Gewicht, da er bekanntlich früher lange und standhaft einer ganz entgegengesetzten Meinung, der des Isoliertstehens, war und wahrscheinlich die ihn jetzt bestimmenden Gründe nicht alle dem Kurier anzuvertrauen wagte.“ Hier übergeht Schöne geflissentlich, daß der Meinung des „Isoliertstehens“ allerdings früher alle ausnahmslos gewesen sind und eine Sinnesänderung allein noch nichts über deren Güte aussagt.

Die gleiche Unsicherheit und das bestimmte Mißtrauen Schönes gegenüber der eigenen Analyse werden deutlich an der Art und Weise, wie er eine Erklärung abzufassen gedachte, die Napoleon überreicht werden sollte. In dieser sei die Übereinstimmung des Bundeszwecks mit dem der Hansestädte als „Asylen des Friedens und der Ruhe“ auszudrücken. Der Beitritt solle „die nämlichen Grundsätze, welche im Jahre 1803 Allerhöchst Ihre Majestät veranlaßt hätten“, zumindest aber die „Neutralität, der Bundesleistungen unbeschadet“ berücksichtigen, im Grunde also den alten Zustand der Städte bewahren. Eine Verständigung mit den anderen beiden Städten sei dabei wünschenswert, niemand könne es Bremen jedoch verargen, wenn es allein den Beitritt suche. Daß die Frage des Beitritts im übrigen nicht lange mit der Bürgerschaft Bremens besprochen werde sollte, wirft ein bezeichnendes Licht auf die Verfassung der Stadt.

Oelrichs schließlich charakterisierte den Rheinbund sehr pointiert und wußte sehr wohl die Gründe zu benennen, die gegen einen Beitritt sprachen. Er verkannte jedoch die veränderte politische Lage in Europa und hielt die Gefahr der Einverleibung für unwahrscheinlich.

„[. . .] einer bloß gedachten Gefahr willen wird man sich doch von seinem wohlgewählten System nicht entfernen und ein geringeres Übel als Rettungsmittel wählen? [. . .] Seine Nation ändern ist der Tod, und Mißtrauen in sich selbst und sein System, in die Bedingungen, unter welchen ein Staat nur bestehen kann, ist der sichere Vorbote desselben.“

Oelrichs bestimmte die Interessen Napoleons hinsichtlich Deutschlands, stellte diesem Urteil aber die Hoffnung entgegen, daß der französische Kaiser die Hansestädte aus eigenem Interesse an ihrer Handelsfunktion verschonen werde. Diese Hoffnung auf einen Erhalt des von Oelrichs geschätzten Verfassungssystems der Städte ist die einzige Grundlage seiner Empfehlung, sich gegen einen Beitritt zu entschließen.

„Nur durch unverwandtes Hinsehen auf den Hauptzweck, die Erhaltung und Wohlfahrt des Staats, erhält der Politiker sich auf dem rechten Wege. Hierdurch und durch Beharrlichkeit und Vorsicht haben die Senate sich bisher mit Erfolg verwendet.“ Die Geschichte zeige doch, daß den handelnden

Staaten von jeher an dem Erhalt der Städte mit ihren freien Verfassungen gelegen habe, daher ließe sich „auch künftig, so lange wir nur selbst fest daran halten, an jedem möglichen Schutz und Unterstützung von seiten dieser Völker in unserem isolierten Stand nicht zweifeln“. Wenn die Städte bei ihrem bisherigen System blieben, so ließe sich ihre Unabhängigkeit bewahren. Sollten sie damit aber tatsächlich keinen Erfolg haben, bliebe ihnen zumindest die Genugtuung, „der Aufrechterhaltung der städtischen Konstitutionen ihre Kräfte treu gewidmet zu haben“.

Bereits Smidt hat das Aufrechterhalten einer unbestimmten Hoffnung gegen die realen Erscheinungen kritisiert. Er bezeichnete dies als den Glauben an einen „Deus ex machina“, der berücksichtigt werden müsse, da es dem Menschen natürlich sei, „in außerordentlichen Zeiten noch außerordentlichere Dinge zu erwarten und diesem dunklen Gefühle, wenn er es nicht ausdrücklich zur Sprache bringt, einen geheimen aber desto wirksameren Einfluß auf sein Urteil zu verstatten“. Auch der Furcht vor der Reue, in den Rheinbund getreten zu sein, läge nichts anderes zugrunde, als dieser Aberglaube an den Deus ex machina und an eine mögliche Wiederkehr der alten Ordnung der Dinge.

### *Schlußbemerkung*

Das Urteil des Bremer Historikers von Bippen, Oelrichs' Gutachten zeichne sich durch eine ungleich schärfere Auffassung der Wirklichkeit aus<sup>38</sup>, ist wohl in erster Linie der Tatsache zu verdanken, daß sich Oelrichs gegen den Beitritt aussprach. Für von Bippen, der um die Jahrhundertwende seine Arbeit verfaßte, mag die Tatsache, daß die Hansestädte einen Anschluß an den französisch geprägten Rheinbund ernsthaft erwogen haben, angesichts des nach der Gründung des Deutschen Reichs im Jahre 1871 herrschenden Nationalstolzes wenig rühmlich gewesen sein. Daß die Hansestädte dem Rheinbund letztendlich nicht beigetreten sind und nach der napoleonischen Zeit ihre Unabhängigkeit wiedererhielten, scheint der Auffassung Oelrichs' zudem im nachhinein recht zu geben. Möller macht jedoch darauf aufmerksam, daß der Rückschluß von Erfolg oder Nicht-Erfolg auf die Zweckmäßigkeit oder Unzulänglichkeit, den Wert oder Unwert der angewandten Mittel in historischer Sicht leicht in die Irre geht<sup>39</sup>.

Die drei Bremer Stellungnahmen sind hierfür ein gutes Beispiel. Nach allem, was heute über den Rheinbund und die Beurteilung dessen im Bewußtsein der Hanseaten bekannt ist, kann man feststellen, daß die Befürworter des Beitritts die besseren Argumente auf ihrer Seite hatten. Vor allem Smidts Analyse der weltpolitischen Situation im Jahre 1808 überzeugt durch ihren Realismus und den festen Willen, der veränderten Situation Rechnung zu tragen. Schöne hat sich zwar einigen Illusionen bezüglich des Zwecks des Rheinbundes hingegeben, hat jedoch andererseits die Unmöglichkeit eines isolierten Fortbestehens unter den damaligen Umständen erkannt und diese

38 W. v. Bippen: Geschichte der Stadt Bremen, Bd. 3, Halle u. Bremen 1904, S. 344.

39 Möller (wie Anm. 10), S. 350.

neuen Bedingungen als Existenzgrundlage der Hansestädte akzeptiert. Oelrichs hingegen bezeugt in seinem Gutachten einen Idealismus, der sich ignorant gegen das bessere Wissen verhält. Sich einerseits der Funktion des Rheinbunds bewußt, hat Oelrichs auf der anderen Seite mit Vehemenz an der Hoffnung festgehalten, daß sich die alte Ordnung „im Interesse aller“ und damit die Unabhängigkeit und Neutralität der Hansestädte in fernerer Zeiten erhalten ließen.

Der völlig unbestimmte Optimismus Oelrichs' konnte letztendlich die meisten der hanseatischen Politiker für sich gewinnen. Waren die Senate Lübecks und Bremens zunächst von dem Beitritt als dem geringeren Übel überzeugt, so betrachtete der Hamburger Senat von Anfang an das Abweichen von dem altbewährten System der Neutralität als das sicherste Mittel, den Untergang der Hansestädte herbeizuführen. Auch in Lübeck und Bremen hat sich diese Auffassung schließlich durchsetzen können. Deutlich zeigte sich dies während der konkreten Verhandlungen mit Frankreich über den Beitritt zum Bund im Herbst 1809. Als hätte es die Gutachten der drei Bremer Senatsmitglieder nie gegeben, erhoben die Hansestädte hier die gleichen Forderungen, welche sie im Jahre 1806 nochmals als die hanseatischen Desiderien bestätigt hatten. Trotz des offensichtlich unumgänglichen Beitritts zum Rheinbund meinten sie, ihre Unabhängigkeit und Neutralität aufrechterhalten zu können.

Daß die hanseatischen Vorstellungen in dem französischen Vertragsentwurf dann eine, wie es schien, angemessene Berücksichtigung erfuhren, bildete die Grundlage ihrer Zuversicht im Jahre 1810.

Die Hansestädte haben in den Jahren zwischen 1806 und 1810 ihre Eigenständigkeit sowohl im Inneren als auch nach außen hin zäh zu bewahren versucht. Sie haben dabei, so als gäbe es noch einen echten politischen Spielraum, sorgsam abgewogen, ob der Status quo oder der Anschluß an den Rheinbund mit einer gewissen, freilich sehr stark eingeschränkten Selbständigkeit besser sei.

Smidt, der den Beitritt befürwortete, hatte dabei die besseren Argumente auf seiner Seite. Fern von allen Illusionen über die Natur des Rheinbundes und der möglichen Fortexistenz der Städte hat er versucht, der neuen Situation Rechnung zu tragen und unter den veränderten Umständen das Beste für die Hansestädte zu erlangen. Da eine Besiegung Napoleons und das Ende der französischen Herrschaft für die Städte nicht vorhersehbar waren, hätte sich die hanseatische Politik den neuen Verhältnissen anpassen müssen. Die Mehrzahl der Senatsmitglieder in den Hansestädten aber war dazu nicht bereit.

Dennoch ist die ablehnende Haltung der Hansestädte dem Beitritt gegenüber nicht der Grund für die spätere Einverleibung ins französische Kaiserreich gewesen. Napoleons Beschluß beruhte wohl vielmehr auf der Kalkulation, daß die unmittelbare Kontrolle über die Hansestädte ein wirksameres Mittel zur Durchsetzung seiner Kontinentalpolitik sei als ihr Beitritt zum Rheinbund.

Der Wunsch nach Unabhängigkeit blieb jedoch auch unter der französischen Herrschaft lebendig und erfüllte sich nach der Besiegung Napoleons im Jahre 1815, als die Hansestädte ihre politische Unabhängigkeit zurückerhielten.

# Zur Erinnerung an Magdalene Thimme (1880–1951)\*

Von Diether Koch

*Für Liselotte Streckert zum 80. Geburtstag am 27. September 1992*

Zwei besondere Ereignisse sind es, die gleich auf den ersten Blick das Leben von Magdalene Thimme als außergewöhnlich erscheinen lassen: Sie war die erste Frau, die 1934 in den Bruderrat der sich bildenden Bekennenden Gemeinde Bremens gewählt wurde, war damit die erste Frau, die überhaupt in der bremischen Kirchengeschichte eine Leitungsfunktion wahrnahm. Und sie wurde als Studienrätin am Kippenberg-Gymnasium 1938 zwangspensioniert, als eine der ganz wenigen Vertreter ihres Standes, die dem Nationalsozialismus keine Konzessionen machte. Ein Datum aus der Kirchengeschichte – eines aus der Schulgeschichte . . . Allein diese beiden Tatsachen lassen es lohnend erscheinen, sich mit dem Leben dieser Frau näher zu befassen.

Wenn wir ihre Wirksamkeit in den dreißiger Jahren genauer verstehen wollen, als sie schon über 50 Jahre alt war, dann müssen wir zunächst auf die ersten Jahrzehnte ihres Lebens zurückblicken. Dazu helfen uns Erinnerungen noch lebender Schülerinnen, Erinnerungen und Tagebuchnotizen, die zwei Brüder und mehrere Schülerinnen aufgeschrieben haben, vor allem aber die über vierhundert erhaltenen Briefe an ihre Eltern und an die Familie ihres jüngsten Bruders. Für die späteren Jahre kommen dann die kirchlichen und staatlichen Akten hinzu<sup>1</sup>.

## 1. *Kindheit und Jugend, Lehr- und Wanderjahre (1880–1912)*

Magdalene Thimme, geboren am 3. November 1880 in dem Dorf Lohe bei Nienburg, war das siebte von elf Kindern eines Pastors<sup>2</sup>, die jüngste von vier Töchtern. Sie stammte väter- und mütterlicherseits aus Pastorenfamilien der hannoverschen Landeskirche<sup>3</sup>. Beide Großväter und der Vater waren konservative Lutheraner gewesen, der Großvater mütterlicherseits, Friedrich Münchmeyer, hatte sogar eine führende Rolle bei der Bemühung gespielt, im Sinne Friedrich Ludwig Stahls eine christlich-konservative Staatsethik im

\* Ergänzte Fassung eines Vortrages, der in der St. Stephani-Gemeinde in Bremen am 19. Juni 1991 gehalten wurde.

1 Alle im folgenden zitierten Texte befinden sich, soweit nichts anderes bemerkt ist, im Original oder Kopie im Archiv der St. Stephani-Gemeinde in Bremen (AStG).

2 Ihre Eltern waren der Pastor Gottfried Thimme, \*Hoyershausen b. Alfeld/Leine 1837, †Ebsterf/Lüneburger Heide 1916, und Emilie geb. Münchmeyer, \*Lamspringe b. Alfeld 1846, †Alfeld 1925.

3 Hans Thimme, *Aus der Vergangenheit hannoverscher Pastorenfamilien*, hg. von seinen Geschwistern, Witten 1959.

Hannoverlande durchzusetzen<sup>4</sup>. Die Familien unterschieden sich nur insofern, als die mütterlichen Ahnen schon länger Bildung und auch etwas Besitz hatten, wogegen die Thimmes erst seit zwei Generationen Akademiker geworden waren und wenig Finanzreserven besaßen<sup>5</sup>.

Magdalene Thimme wuchs im Dorfpfarrhaus von Schmedenstedt bei Peine auf, wohin der Vater 1887 versetzt worden war. Dort wurden alle Kinder im Hause unterrichtet: Der Vater und die älteren Kinder unterrichteten jeweils die jüngeren. So hat Magdalene höchstens als kleines Kind eine öffentliche Schule besucht, später nicht mehr<sup>6</sup>. „Geschichte und Geographie haben wir wohl alle hauptsächlich für uns lesend gelernt. Ja, gelesen haben wir alle über die Maßen viel und gern. Ich glaube, wir alle lasen Bücher 3 bis 5 mal mit nur verstärktem Genuß . . . Vorgelesen wurde jeden Abend nach Tisch, fast alle Romane von Scott und Dickens . . . Gesungen wurde jeden Sonntag abend. Zuerst sangen wir Missionsharfenlieder, dann Volkslieder.“ Beliebte waren auch gemeinsame Ratespiele und Zeitwörteraufführungen, Spaziergänge in den nahen Wäldern mit Blumen- oder Pilzsuche. Daneben wurden Pflichten übernommen, z. B. brachten die Kinder Essen zu Kranken, und „jeden Sonntag nach der Kirche gingen wir mit Suppe und Reis ins Armenhaus, es war uns aber unheimlich auf den dunklen Treppen . . . Sehr hübsch war es, am Christabend in der Dämmerung Geschenke fortzutragen, unser Tagelöhner kriegte jedes Jahr eine Flasche Rotwein . . .“ Die kirchlichen Feste hatte Magdalene Thimme in besonderer Erinnerung, aber auch schon die Sonntage: „Das Zur-Kirche-Gehen hat uns sehr früh viel bedeutet, es kam da viel zusammen: Das Hingehen mit der Mutter und vielen Geschwistern, der kleine wunderliche Raum, Vaters Predigt, von der man früh dies und jenes verstand und grübelnd mit sich herumtrug, und dann der Sonntagnachmittag, an dem meist ein Spaziergang mit Vater und Mutter und allen Geschwistern war. Irgendwie war immer ein Sonntagsgefühl, wie es seitdem nicht mehr auf der Welt ist.“

„In den Pastorenfamilien ließ man damals die Söhne studieren, die Töchter waren in erster Linie fürs Haus da. Nur wenn sie hier entbehrlich waren, kam eine Berufsausbildung in Frage.“<sup>7</sup> Pastor Gottfried Thimme machte es möglich, daß alle sieben Söhne studierten, vier Theologie und drei Philologie. Sie

4 H. Thimme, a.a.O., S. 58–89.

5 H. Thimme, a.a.O., passim. — Annelise Thimme, Biographischer Essay: Friedrich Thimme 1868–1938. Außenseiter wider Willen, Sonderdruck (um 1990), S. 1 ff.

6 „In Lohe wird ihr der freundliche Lehrer Schomburg Lesen und Schreiben beigebracht haben . . .“, W. Thimme, Die elf Geschwister in kurzen Lebensbildern, o. O. u. J. (Iburg 1963, hektographiert), S. 94. — Über das Leben der Familie in Lohe s. Gertrud Thimme, Lohe, Manuskript 1919. — Über Schmedenstedt: „Wir wissen kaum, bei wem wir alles Stunde gehabt haben. Lateinisch, Griechisch und Französisch lernen wir beim Vater . . . Ludwigs Stunden waren immer nett. Neben Vater, Marie, Ludwig haben uns auch Gertrud und ganz vereinzelt Karl Stunde gegeben.“ Magdalene Thimme, Erinnerungen an Schmedenstedt, Manuskript Dez. 1923, S. 3. Daraus auch die folgenden Angaben.

7 W. Thimme, a.a.O., S. 63.

alle machten ihren Weg als Pastoren, Superintendenten und Lizentiaten der Theologie, als Oberlehrer, Archivare und Bibliothekare. Aber auch die Töchter blieben nicht ohne Ausbildung: Zwei wurden Krankenschwestern, zwei – die älteste und die jüngste – Lehrerinnen<sup>8</sup>. Wie schwer es war, mit einem Pastorengeloh, ohne Kindergeld, elf Kinder großzuziehen und ausbilden zu lassen, können wir heute wohl kaum noch ermessen.

Magdalene Thimmes Ausbildung erfolgte allerdings nicht kontinuierlich, sondern in mehreren Phasen. Mit 15 Jahren kam sie, nach ihrer Konfirmation, nach Hannover in die oberste Klasse der Höheren Töchterschule. Nach einem Jahr kehrte sie für ein Jahr nach Haus zurück, weil sie für den Eintritt ins Lehrerinnenseminar noch zu jung war. Als sie dann aber Ostern 1898 ins Seminar eintrat, überschlug sie das erste Jahr, weil sie das Pensum schon zu Haus durchgearbeitet hatte. Nach dem Ende der Seminarzeit kehrte sie 1900 für drei Jahre nach Haus zurück. Dort half sie der oft überanstrengten Mutter im Haushalt, unterrichtete die beiden jüngeren Brüder und ging dem Vater im Kindergottesdienst und durch Besuch kranker Mädchen und Frauen eifrig zur Hand<sup>9</sup>.

Magdalene Thimme schrieb später, diese Jahre seien die glücklichsten ihres Lebens gewesen<sup>10</sup>. Als sie 1903 eine Stelle als Lehrerin an der Privatschule der Missionsanstalt Hermannsburg annahm, tat sie das, weil der Vater wünschte, daß sie sich durch eine dreijährige praktische Lehrtätigkeit die Berechtigung zum Universitätsstudium erwerben sollte<sup>11</sup>. Seit dieser Zeit hat die Leidenschaft zum Unterrichten sie bis zu ihrem Lebensende nicht wieder losgelassen. 1905 bezog sie die Universität Göttingen, wo Studentinnen gerade als Gasthörerinnen zugelassen worden waren (seit 1908 konnten sie sich immatrikulieren lassen). Sie studierte dort sechs Semester, um sich in Religion und Englisch auf das Oberlehrerexamen und in Deutsch auf das Examen für die Mittelstufe vorzubereiten. Aber sie studierte mit dem Vorbehalt: „Das Studium an sich ist schwerlich befriedigend für einen, der schon Arbeit für andere gekannt hat.“<sup>12</sup>

Aus verstreuten Bemerkungen in ihren Briefen an die Eltern läßt sich ein Mosaik dessen zusammenstellen, wie die innere Entwicklung der Tochter verlief. Die 18jährige berichtete kritisch von einer Schulfeyer anläßlich des Besuchs Kaiser Wilhelms II. in Hannover 1898:

„Da mußte man ziemlich viel empörendes Zeug hören, z. B. eine Zusammenstellung von Luther und Bismarck. In einem Gedicht wurde Frankreich mit einer giftigen Schlange und Rußland mit einem grimmigen Geier verglichen, die Gott vernichten möge. Wie kann man nur Kindern solche Sachen vorreden!“ Ein Aufsatzthema „In welchen Beziehungen nennt man das 19. Jahrhundert das eiserne?“ fand sie „greulich“, dagegen das Hausaufsatzthema „Der Siege göttlichster ist das Vergeben“ „wunderschön“, nur daß man

8 W. Thimme, a.a.O., S. 2 f., 30, 62 ff., 93 ff.

9 W. Thimme, a.a.O., S. 95. — Vgl. auch: M. Thimme, a.a.O.

10 Ebd. — Brief v. 1.10.1943 an Ulrike Thimme.

11 W. Thimme, a.a.O., S. 95.

12 Brief v. 1.7.1908 an den Vater.

„zuviel von dem sagen muß, was man lieber für sich behielte“<sup>13</sup>. Einige Jahre später urteilte sie über einen Philosophen, Friedrich Paulsen:

„Ich denke vielen seiner Gedanken gern nach, aber ich glaube nicht, daß ich irgend etwas kritiklos annehme. — Wohl finde ich vieles schön und richtig, aber ich sehe doch klar, daß er von dem, was mir als das eigentliche Christentum erscheint, einem Gemeinschaftsleben mit Jesu, nichts wissen will . . .“<sup>14</sup>

Wie ihr älterer Bruder Ludwig stand Magdalene Thimme der Erweckungsbewegung nahe, die damals aus England nach Deutschland übergriff und ein neues, auf Entscheidung und Hingabe drängendes Christentum forderte. „Sie nahm an Versammlungen und Kursen teil — so war sie einmal mehrere Wochen zu einem Kursus in Berlin — und lernte führende Männer dieser Bewegung, teils persönlich, teils aus ihren Schriften kennen.“<sup>15</sup> An der Lektüre des Charles Kingsley, eines frühen Förderers christlich-sozialer Bestrebungen in England, hatte sie „große Freude“. Ihr tat es „unbeschreiblich wohl, den großen, freien Gedanken eines edlen, frommen und wahrhaft großen Mannes zu folgen“<sup>16</sup>. Und als Studentin in Göttingen begeisterte sie sich, wie ihre beiden Brüder, für den frühen Friedrich Naumann und dessen sozial-reformerische Ideen<sup>17</sup>.

An jedem Ort ihrer Ausbildung hatte sie Freude an Religionsunterricht und Kindergottesdienst: „Ich freue mich, mit meinen Kindern das Leben Jesu durchzunehmen. Daß ich ihnen den Heiland recht lieb und herrlich machen kann.“<sup>18</sup> Damit behielt sie die Überzeugung bei, die ihr das Elternhaus gegeben hatte. „Das Beste an mir stammt aus der frühen Kinderzeit“, schrieb sie später einmal und hatte dabei gewiß diese christliche Grundlage im Sinn<sup>19</sup>.

Wenn ich es recht sehe, verschoben sich ihr aber allmählich die Gewichte. In einem Brief an die Eltern setzte sie sich als 24jährige mit der strengen Vorstellung des biblischen „Gesetzes“ auseinander, wie es im orthodoxen Luthertum überliefert worden war:

„Ich bin immer deprimiert, wenn man die Bedeutung des Gesetzes einseitig auffassen hört in der Weise — es bewirkt Erkenntnis der Sünde. Ich möchte es meinen Kindern so klarmachen: Ja, es zeigt uns, daß wir es nicht gehalten haben und nicht halten können — allein, Jesus sagt das — ‚ohne mich könnt ihr nichts tun‘. Darum soll es uns zu Ihm treiben, bei Ihm Vergebung zu finden, aber in Ihm auch die Kraft, jetzt Gottes Willen, Gesetz zu tun. Ich vermag alles durch Christus. So ist das Gesetz aus etwas Schrecklichem etwas Köstliches, Freudenbringendes geworden durch Jesus.“<sup>20</sup>

Wahrscheinlich sind diese Zeilen auch eine indirekte Auseinandersetzung mit dem strengen Vater, der besonders seinen ältesten Sohn hart erzog. Von

13 Briefe v. etwa 1897, 4.9.1898, 5.2.1899 an die Eltern.

14 Brief v. 25.9. (o. J., wohl 1904) an die Eltern.

15 So ihr Bruder W. Thimme, a.a.O., S. 96 f. Der Brief ist nicht erhalten.

16 Brief aus Hermannsburg v. 22.1. (wohl 1904) an die Eltern.

17 W. Thimme, a.a.O., S. 85.

18 Undatierter Brief aus Hermannsburg (etwa 1904) an die Eltern.

19 Zitiert nach W. Thimme, a.a.O., S. 94. — Der Brief selbst ist nicht erhalten.

20 Brief v. 18.11. (wohl 1904) an die Eltern.

dieser Position lehnte sie sowohl das Polemisieren gegen moderne liberale Theologie ab, das sie beim gelegentlichen Besuch der Hermannsburger Freikirche erlebte, als auch den katholischen Gottesdienst<sup>21</sup>. Ihr Bruder Wilhelm erinnert sich, sie wäre lieber als Missionarin nach Indien als zum Studium nach Göttingen gegangen.

Als sie jedoch die Universität bezog, verstand es sich, wie der Bruder sich erinnert, „von selbst, daß sie das Studium . . . mit Ernst und großem Fleiße absolvierte, und sie lernte es, wenn auch nicht ohne innere Kämpfe, den historischen und dogmatischen Problemen der Theologie tapfer ins Auge zu sehen“<sup>22</sup>. Dabei war es ihr gewiß hilfreich, daß mit ihr zwei Brüder in Göttingen lebten: der ältere, Wilhelm, war Inspektor am Göttinger Theologischen Stift, der jüngere, Hermann, studierte und wohnte Zimmer an Zimmer mit ihr in gemeinsamer Wohnung. Die Geschwister aßen gemeinsam, diskutierten über politische und theologische Themen, besuchten Gottesdienste und Konzerte, unternahmen Spaziergänge und Wanderungen und spielten zusammen Tennis<sup>23</sup>.

Magdalene Thimme beurteilte von den Theologie-Professoren in Göttingen zunächst nur den Kirchengeschichtler Bonwetsch positiv, der über den Römerbrief des Paulus las und dem sie schließlich auch „fast alle ihre Bedenken“ gegen die Prädestinationslehre von Römer 9 sagte. Als Prüfungsthema wählte sie schließlich eines über Paulus<sup>24</sup>. Dagegen nannte sie Dogmengeschichte einmal ihren „Hauptfeind“. Aber im gleichen Brief urteilte sie auch, daß ihr die letzten Jahren „mehr gebracht haben als irgend andere. Reicher und stärker fühle ich mich, vor allem an Verstehen dem Leben und Menschen gegenüber, nie habe ich vorher so vieles, Schmerzliches und Erfreuliches, davon sehen dürfen.“<sup>25</sup>

Damit spielte sie gewiß auch auf ihr Deutsch- und Englisch-Studium an. In der Germanistik lernte sie besonders die Dichterin Annette v. Droste-Hülshoff kennen und lieben. Über sie arbeitete sie zwei Jahre nach ihrem Studium einen Vortrag aus, und sie besuchte später wiederholt Meersburg, Annettes Wohnort am Bodensee<sup>26</sup>. In Anglistik fesselte sie ein junger Dozent, Le-

21 Briefe v. 22.1. und 12.12. (1904) an die Eltern.

22 Ebd. — „Ich huldigte der historischen Kritik und religionsgeschichtlichem Relativismus, während Lene, ohne orthodox zu sein und bereit und entschlossen, jeden Einwand zu prüfen, sich dem Glauben des Elternhauses tief verbunden fühlte.“ (Ders. in: Hermann Thimme, Ein Lebensbild, Manuskript, S. 39).

23 Ebd., S. 35–40.

24 Undatierter Brief (wohl Anfang 1906) an die Eltern. — Das Thema hieß: Inwiefern erkennt man in der Ethik des Paulus seine Persönlichkeit? (Brief v. 10.3.1908 an den Vater).

25 Brief v. 1.7.1908 an den Vater.

26 A. v. Droste wird zuerst in einem Briefe an den Bruder Hans v. 4.7.1908 erwähnt. Den Vortrag „Annette von Droste“ arbeitete M. Th. im Mai 1910 aus (Brief v. 9.5.1910 an die Mutter). Vielleicht hängt er damit zusammen, daß sich M. Th. auf ihre Prüfung für Deutsch in der Oberstufe vorbereitete, die sie allerdings erst später von Bremen aus ablegte (W. Thimme, Die elf Geschwister, S. 98).

vin Ludwig Schücking, ein Enkel jenes Levin Schücking, mit dem A. v. Droste befreundet gewesen war. Schücking vertrat gegenüber dem damals herrschenden trockenen Positivismus in der Philologie ein problemorientiertes Vorgehen, das menschliche Werte in der Dichtung aufspürte. Ein Gelehrter und Dichter, interpretierte er Shakespeare kongenial und begeisterte seine Studenten für diesen Dichter. Im Gegensatz zu seinen älteren Kollegen kritisierte er das Wilhelminische Deutschland und trat den Studentinnen, die sich den Zugang zur Universität erkämpften, ohne Vorurteile gegenüber<sup>27</sup>. Shakespeare wurde und blieb der Dichter, den Magdalene Thimme lebenslang hoch schätzte; sie hat wahrscheinlich auch politische Anregungen von Schücking aufgenommen.

Ihr Bruder Wilhelm schreibt, daß die freundschaftlichen Gefühle seiner Schwester für den nur zweieinhalb Jahre älteren Privatdozenten in Liebe umgeschlagen seien; es sei schließlich zu einer offenen Aussprache zwischen ihnen gekommen; „da er ihr nicht mehr als Freundschaft zu bieten hatte, leistete sie unter Schmerzen Verzicht“. In dieser Krise stand ihr der Bruder Hermann, der später im Ersten Weltkrieg fiel, in rührender Anteilnahme zur Seite<sup>28</sup>.

In einem irrt jedoch der Bruder. Er schreibt, seine Schwester habe, soviel er wisse, den Glaubensgrund niemals unter den Füßen verloren<sup>29</sup>. Sie vertraute gegen Ende ihres Lebens einer Schülerin an, sie habe große Zweifel gehabt<sup>30</sup>. Auch aus Briefen geht hervor, daß sie am Ende ihres Studiums in eine tiefe Krise geraten ist. Über diese Krisenzeit urteilte sie wenige Jahre später:

„Dann in Göttingen zerstob alles in dem Sturm, der mich faßte . . . Ich segne alles, was damals geschehen ist. Auch daß meine Stellung zum Christentum damals ins Wanken geriet und ich Jahre lang glaubte, die Dinge bedeuteten mir nichts. Wenn dann langsam ein neues Ergreifen dieser Dinge kam, ein Hineinleben in die Bibel und ihre Gedankengänge und Personen, so ist mir eigener geworden, als wenn es ununterbrochen von der Kindheit an geblieben wäre. Und seit noch nicht ganz langem bin ich jetzt soweit, daß ich trotz der Verschiedenheit der Formen die Wesenseinheit sehe zwischen dem, was unserer Kindheit geheimnisvollen Hintergrund gab und manchmal ängstigte und quälte, und dem, was ich jetzt als unvergänglichen Inhalt der Bibel und jedes großen religiösen Erlebens erfasse. Fast mit allen Dogmen hab ich

27 W. Thimme, a.a.O., S. 98. — Levin L. Schücking, *Memorabilia*, in: *Anglia*, Zts. f. englische Philologie, Bd. 76, 1958, S. 1—3, 6—9. — Schücking wurde zum Kriegsgegner und Vertreter demokratischer Politik, geriet mit den Nationalsozialisten in Konflikt und bekämpfte nach 1945 die Aufrüstung in Deutschland (Brief von Beate Schücking an R. Thimme v. 1.2.1992).

28 Ebd. — Weihnachten 1908 meinte der Bruder Hermann, die Krise sei überwunden (W. Thimme: Hermann Thimme. Ein Lebensbild, S. 65 f.).

29 W. Thimme, *Die elf Geschwister*, S. 97.

30 Brief v. Elisabeth Steineke v. 4.12.1985 an Roland Thimme.



*Magdalene Thimme als Studentin in Göttingen*

ein friedlich freundliches Verhältnis. Ich sehe, wie sie Kleid sind für ein sehr starkes Sehnen.“<sup>31</sup>

Als sie dies 1917 niederschrieb, lagen verschiedene Stationen ihres Weges schon hinter ihr. Sie hatte die schriftlichen und mündlichen Abschlußprüfungen in Göttingen, wie der Bruder sich erinnert, recht gut bestanden, gerade auch in Dogmatik<sup>32</sup>. Nach dem Studium hatte sie zunächst 1909 in Hannover eine Stelle an einer privaten höheren Mädchenschule angenommen, wo sie aber „nicht die Freude von früher am Unterrichten“ finden konnte:

„Das Schulleben hat etwas entschieden Einschüchterndes an sich, man tritt so hin und vergißt es, Tage zu unterscheiden . . . Ich weiß auch gewiß, hätt ich ein Kind, ich bewahrts vor der Schule wie vor der Pest. Was ich dagegen habe, es ist das ‚Massige‘. Da sind sie zusammen gepfercht, die wirklichen Kinder und die halb verdorbenen Großstadtpflanzen . . . Dann der Unterricht. Die Masse verdirbt einem fast alles. Es gibt sicher Menschen, die darauf eingestellt sind, vielen gleichzeitig etwas zu geben, ich kanns nicht. Fünf, sechs folgen gespannt, die anderen träumen, spielen oder tuscheln auch.“<sup>33</sup>

Glücklich fühlte sie sich hingegen auf einem Gut in Westfalen, Almerfeld, wo sie 1910 für ein Jahr eine Hauslehrerstelle bei einer Familie Dönhoff annahm, mit deren Göttinger Verwandten sie verschwägert war<sup>34</sup>. Dort unterrichtete sie die 11, 12, 13 Jahre alten Kinder in allen Fächern. „Bei keiner Lehrerin haben wir soviel Balladen auswendig gelernt und Dramen gelesen“, erinnert sich heute noch die 92jährige Charlotte. Ein besonders enges Verhältnis bildete sich zu deren Mutter Liese heraus. Diese hatte an der Kirche fast verzweifelt, weil sie es erlebt hatte, daß ihr Gemeindepastor sich weigerte, ihr ungetauft gestorbene Kind zu begraben. Durch die Begegnung mit Magdalene Thimme fand Frau Dönhoff wieder den Weg zu Christentum und Kirche zurück<sup>35</sup>. Die beiden Frauen blieben bis an ihr Lebensende verbunden. Sie besuchten sich immer wieder gegenseitig und machten weite Auslandsreisen gemeinsam. Viel später äußerte Magdalene Thimme einmal, sie habe in ihrem Leben drei Frauen geliebt, und nannte neben ihrer Mutter und einer Tante diese Frau Dönhoff<sup>36</sup>. Aber auch mit deren Kindern blieb der Kontakt erhalten.

31 Brief (etwa 1916/17) wohl an den Bruder Hans. — Am 2.11.1914 hatte sie ihm geschrieben: „Ich könnte so gern sterben, nicht daß ich nicht weiter leben wollte, ich hab das gelernt und finde ihn endlich, den mühsam gesuchten Sinn, aber aufhören könnte ich so gut.“

32 W. Thimme, a.a.O., S. 98. „Ich erinnere mich, daß Prof. Althaus, bei dem sie Dogmatik gehört hatte, zu mir einmal mit größter Anerkennung von ihr sprach.“

33 Rundbrief v. 11.12.1909. — An der Schule von Hindersin war M. Thimme vom 1.4.1909 bis zum 31.3.1910.

34 Magdalene Thimmes älterer Bruder Hermann heiratete im April 1910 Liese König, eine Base von Herrn Dönhoff.

35 Charlotte Röpke geb. Dönhoff im Gespräch in Lippstadt am 27.8.1991 und im Rundgespräch 12.9.1991.

36 Hans Thimme, Privattagebücher, ausgezogen von seinem Sohn Roland Thimme (im folgenden: H. Thimme, Tagebuch) 16.10.1936.

Nach einem Jahr bewarb sich Magdalene Thimme 1911 an Schulen in Görnitz, Elbing und Wismar, wurde an allen drei Orten gewählt<sup>37</sup> und ging ans städtische Lyzeum und Oberlyzeum in Wismar. Dort fand sie die Schüler „merkwürdig temperamentlos“, genoß aber eine gewisse Freiheit der Unterrichtsgestaltung. Auf einer Auslandsreise lernte sie damals den Bildhauer Rodin schätzen<sup>38</sup>.

Während all dieser Ausbildungs-, Krisen- und Wanderjahre blieb die gute Beziehung zu den Eltern erhalten; von beiden Eltern hat Magdalene Thimme nur in Ehrerbietung und Liebe gesprochen<sup>39</sup>. In den verschiedenen Stationen ihres Wirkens gewann sie unter den Kolleginnen und Schülerinnen Freunde, mit denen sie z. T. ihr Leben lang verbunden blieb.

## 2. Die beiden ersten Jahrzehnte in Bremen (1913–1932)

Am 1. April 1913 wechselte Magdalene Thimme zum Oberlyzeum Kippenberg nach Bremen und fand dort gleich die Mädchen „viel geweckter und interessierter“. Sie wurde nur mit wenigen Stunden in der Schule, mit der Mehrzahl ihrer Stunden im neu eingerichteten vierten Jahr des Lehrerinnenseminars eingesetzt, hatte also von Anfang an Ausbildungsfunktion zu erfüllen<sup>40</sup>. Beide Tätigkeiten hat sie mit gleicher Freude ausgeübt. Gewisse Schwierigkeiten ergaben sich nur mit dem Direktor, mit dem sie sich gleich, als er sie anhopitierte, „energisch . . . verkracht“ hatte. „Es hat mir noch nie jemand in mein Unterrichten hineingeredet, und das gibt es auch nicht, ich lege die Sache doch so an, wie ich will“, schrieb sie an ihren jüngsten Bruder<sup>41</sup>. Später hat sich wohl ein *modus vivendi* herausgebildet, aber 1918 berichtete sie von einem gräßlichen Examen, bei dem allerdings der Schulrat über ihr Prüfen erklärt habe, es sei ihm eine helle Freude gewesen zuzuhören. Sie bemerkte dazu: „Gut, daß der Direktor es hörte. Er wird mir wieder freie Hand lassen.“<sup>42</sup>

37 Brief v. Gottfried Thimme an den Sohn Gottfried v. 27.11.1911.

38 Briefe an die Eltern, vor Juli 1912 und 16.9.1911. In Wismar blieb sie vom 1.4.1911 bis zum 31.3.1913.

39 Vgl. auch die Briefe an die Mutter, aus denen W. Thimme, a.a.O., S. 95, zitiert. Die Mutter war durch die Krisenzeit der Tochter irritiert. Als die älteste, nun 47jährige Tochter Marie plante, noch zu studieren, riet ihr die Mutter ab: „An Lene haben wir es ja schmerzlich genug erlebt, daß diese Jahre ihr nicht zum Nutzen gewesen sind, ich glaube gewiß, daß ihr Unterrichten vorher besser und für ihre Schülerinnen segensreicher war, als er jetzt sein wird. Du meinst, Du mußt ein neues Ziel haben, ich finde, ein höheres, besseres Ziel, als die Kinder ihrem Gott und Heiland zuzuführen, kann es nicht geben, und das immer besser zu lernen, dazu wird das Studium nicht helfen.“ (Undatierter Brief, um 1913, an Marie Thimme, mitgeteilt von Annelise Th. am 10.6.1991)

40 Erster Brief aus Bremen an die Eltern (April 1913).

41 Brief v. 22. (fehlt: Mai) 1913 an Hans Th. — Direktor des Oberlyzeums war damals August Kippenberg (Georg Bessell, 100 Jahre Kippenbergschule, Bremen 1959, S. 38).

42 Zitat eines nicht erhaltenen Briefes in W. Thimme, a.a.O., S. 102.

Über 90jährige ehemalige Schülerinnen erinnern sich noch dankbar an ihre Lehrerin, so die 92jährige Berta Zittlosen: „Ich habe sie sehr geliebt und geschätzt und verehrt.“<sup>43</sup> Der intensive Eindruck, den sie auf ihre Schülerinnen machte, war noch nach langen Jahren erstaunlich frisch. Die 92jährige Hedwig Baudert schildert noch 1991 in lebendigen Farben den Tag, an dem sie ihre Klassenlehrerin im Herbst 1916 — also vor 75 Jahren! — kennenlernte<sup>44</sup>: „Sie stand an der Wand, in dem blauen Kleid, die Hände auf dem Rücken, war frisch und lebendig anzusehen, auch in der Begrüßung, und sah uns sehr kritisch an; sie ließ uns sitzen, wo wir wollten . . .; sie war von einem Einsatz und von einer Anschaulichkeit in ihrer Darbietung . . . Sie hat mir eine Welt [erschlossen], die geschichtliche Landschaft und die Personen, die wurden uns serviert, immer mit Fragen dazwischen, daß man es kaum vergessen kann . . .“

Ihre 1981 verstorbene Schülerin Anneliese Dittrich charakterisierte sie so: „In ihrem Unterricht wurde jeder Stoff lebendig, plastisch, fast immer brennend interessant, selbst englische Grammatik machte Spaß . . . Begeistert wurden wir durch die Literaturstunden, deren Höhepunkt die Shakespearestunden waren. Die einzelnen Gestalten der Dramen kamen uns lebendig nahe, sie wurden zu Menschen, deren Charaktere uns aus der Tiefe ihres Wesens heraus erschlossen wurden . . . Doch das Herrlichste waren wohl die Religionsstunden: Erst der Gang durch die ganze Bibel, dann durch die Kirchengeschichte mit Paulus, Augustin, Franz v. Assisi, Luther, Schleiermacher als Höhepunkte. Es wurden uns in diesen Stunden Fenster geöffnet, durch die wir Blicke tun konnten, aus der Enge und Kleinheit des eigenen Lebens in weite unendliche Räume. Oft hatte man das Gefühl: Wir fliegen, manchmal auch, daß man in Tiefen herabgeführt wurde, für die man vorher blind gewesen war.“

Als eine weitere Frucht dieses Unterrichts nannte Frau Dittrich Auswirkungen im sozialen Bereich:

„Aus einer vielköpfigen, äußerst verschiedenartigen Schar von Mädchen wuchs in diesen drei Jahren 1916—1919 eine wirkliche Gemeinschaft zusammen, in der eine der anderen vertraute, die gemeinsam fröhlich waren und sich gemeinsam auf letzte Fragen besannen. Eine noch wesentlichere Frucht ihres Unterrichts muß ich nennen: Als wir auseinandergingen, hatten wir alle eine Ahnung davon, daß das Höchste im Leben Dienst und Hingabe ist . . .“<sup>45</sup>

Das Examen dieser Klasse schilderte Frau Thimme so: „Meine Klasse . . . hat sich prachtvoll bewährt nicht nur im Wissen, das war mir sehr Nebensache, sondern darin, daß sie richtige Menschen blieben, die dies unwahrscheinliche äußere Ding, weil sie es nun einmal nicht abschaffen konnten,

43 Rundgespräch am 12.9.1991.

44 Gespräch am 4.4.1991. — H. Baudert starb am 26.10.1991.

45 Brief an W. Thimme, wiedergegeben in W. Thimme, a.a.O., S. 100 f.

mit Anmut auf sich nahmen. Da war kein Aufgeregtes oder Angstvolles zu trösten, alles war heiter und gelassen . . .“<sup>46</sup>

Zu dieser Wirkung trug sicher auch der Kontakt bei, den Magdalene Thimme außerhalb der Schule zu ihren Schülerinnen suchte. Als zwei Schülerinnen aus Bremen-Lesum im Winter 1918/19 zu lange Schulwege hatten, erhielten sie ein Zimmer in der Thimmeschen Wohnung und konnten dort auch mitessen<sup>47</sup>. Mehrere frühere Schülerinnen übernahmen später als Lehrerinnen die Stelle als Hauslehrerin bei Dönhoffs auf deren westfälischem Gut Tinne<sup>48</sup>.

Die Familie Thimme hat sich dem nationalen Geist nicht entzogen, der 1914 die meisten Bürgerlichen Deutschlands erfaßte. Als die Eltern 30 000 Mark Kriegsanleihe zeichneten und damit einen Großteil ihres Vermögens hergaben, hat keins der Kinder etwas dagegen geäußert. Auch die Töchter haben nichts dagegen eingewendet, daß — wohl wegen dieser Kriegsanleihe — ihr Erbanteil um je 1000 bis 2000 Mark gekürzt wurde<sup>49</sup>. Magdalene Thimme entfernte sich aber von den konservativen politischen Positionen, an denen andere Familienmitglieder festhielten<sup>50</sup>. Sie begrüßte 1916 die Friedensresolution der deutschen Reichsleitung<sup>51</sup> und schrieb Weihnachten:

„Wie voll ist die Welt von Friedensgerüchten und Reden. Es ist doch ein Zeichen von der starken Sehnsucht überall. Muß sie nicht sich allmählich durchsetzen. Die betrüblichste Erscheinung sind mir die Alldeutschen. L. George hat nicht ganz unrecht, wenn er von einer Militairkaste spricht.“<sup>52</sup>

Als sich Anfang Dezember 1917 ein Waffenstillstand zwischen Deutschland und Rußland anbahnte und die Abschaffung des preußischen Dreiklassen-Wahlrechts in Aussicht stand, sprach sie von einer „erschütternden Woche mit dem Anfang der Friedenshoffnung“ und lobte zugleich die Rede des preußischen Innenministers Drews, der für das allgemeine gleiche Wahl-

46 Brief v. 1.3.1919 an Hans Th.

47 Mitteilung von L. Arffmann und B. Zittlosen im Rundgespräch am 12.9.1991: „Da hatte ich meine geliebte Lehrerin sehr in der Nähe, und ihre fürsorgliche Schwester hat uns mitversorgt.“

48 Martha Köpke, Lucie Arffmann, Hetta Hoppenberg. Mitteilung im Rundgespräch am 12.9.1991.

49 Abrechnung mit den Kindern und Testamente der Eltern im Diarium, Besitz von Roland Thimme. Im Testament von 1909 waren für die zwei Töchter, die nicht studiert hatten, je 2000, für die Lehrerin Marie, die das Seminar besucht hatte, 1000 Mark als Extraausgleich gegenüber den sieben Kindern vorgesehen, die studiert hatten.

50 Brief v. 16.7.1918 an den Bruder Hans: „Karl vertritt fast unverändert den Reichsbotenstandpunkt, und das erträgt man nicht sehr gut.“ Diese christlich-konservative Tageszeitung hatte der 1916 verstorbene Vater gewöhnlich abonniert (H. Thimme, a.a.O., S. 174).

51 Brief v. 15.12.1916 an Hans Th.: „Diese Tage nach dem wunderschönen 12. sind schwer. Sie wollen einem die Freude nehmen. Aber sie wird doch bleiben. Freilich der Erfolg bei den Feinden —.“

52 Brief v. 25.12.1916 an Hans Th. Im Original: „betrübteste“, „Altdeutsche“.

recht eintrat<sup>53</sup>, den Waffenstillstands-Vorschlag der neuen kommunistischen Regierung in Rußland, die positiven Reaktionen im Deutschen Reichstag und die Friedensinitiative des österreichischen Außenministers Czernin:

„Und was für gute, erquickende Reden hat man von der Regierung gehört. Ich war tagelang erhoben über Drews Rede . . . Es scheint, als ob sich hindurchränge das Bewußtsein, in äußerer sowohl wie in innerer Politik muß das rein Sittliche die Grundlage jeder Beziehung bilden, so klang es bei Drews voll und klar, so spricht Czernin immer wieder. Es scheint, als ob die neue russische Regierung so handeln will. Wäre das nicht ein namenlos Großes?“<sup>54</sup>

Aber gerade die Friedensverhandlungen im Osten, auf die sie so sehr gehofft hatte<sup>55</sup>, wurden für Magdalene Thimme eine Enttäuschung — und zwar über die *deutsche* Politik, die die Schwäche Rußlands bedenkenlos ausnutzte. Ein Jahr später schrieb sie:

„Vorigen Weihnachten . . . hoffte ich, daß Deutschland sich auf das Recht stellen würde Rußland gegenüber und grundsätzlich . . . Dann kam die harte Enttäuschung im Brester Frieden<sup>56</sup>. Vor den Kopf geschlagen war ich. So hatte man nicht die Wahrheit gesprochen. Oder es sprachen einige, und andere handelten . . .“

Nach dem anfänglichen Erfolg der letzten Frühjahrsoffensive der deutschen Truppen im Westen 1918 quälte Frau Thimme der Gedanke: „Werden wir ihn ausnutzen wollen wie den im Osten?“ Im Herbst begrüßte sie es, daß „der Illusion über unsere einzigartige Tadellosigkeit ein Ende gemacht ist, daß die anderen auch als Menschen“ gesehen würden<sup>57</sup>. Kurz darauf, noch vor Ausbruch der Revolution, begrüßte sie Veränderungen, die sie auch jetzt primär unter ethischem Gesichtspunkt sah<sup>58</sup>.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diese ideale Hoffnung enttäuscht wurde<sup>59</sup>. Im Frühjahr 1919 klagte sie:

53 Schulthess' Europäischer Geschichtskalender NF, Jg. 30, 1917, München 1920, S. 1017 f.

54 Brief v. 8.12.1917 an die Mutter.

55 Auch im Brief v. 28.12.1917 an Hans Th.

56 Im Frieden von Brest-Litowsk verzichtete Rußland im März 1918 auf die Baltenstaaten und Polen, erkannte Finnland und die Ukraine als unabhängig an und verpflichtete sich zur Demobilisierung.

57 Briefe v. 14. und 24.10.1918 an Hans Th.

58 „Nun ist das Neue da. Nun kann man nicht mehr zweifeln, daß es lebt. Wohl ist es unendlich schmerzlich, daß solche große Not hat kommen müssen, eh es frei werden konnte, daß viele nur durch die Not gezwungen äußerlich mitgehen. Aber ich muß glauben, daß auch ein aus der Tiefe der Überzeugung Geborenes da ist, das das Neue will, weil es recht und rein ist. Ich spüre seine Kraft und wie es die Menschen verjüngt und ganz ernst zusammenfaßt und ganz getrost macht. Wird es sich durchsetzen können in der Welt? Wird es Werbekraft genug haben, daß der schlimmste Kampf der Welt erspart wird? Noch hofft man es heiß.“ (24.10.1918)

59 Ihr Bruder zitiert einen (nicht erhaltenen) Brief vom Spätherbst 1918, in dem sie geklagt habe: „Schon ein Gang über die Straße schmerzt . . . wo nur diese Unflut verkommener Menschen herkommt?“ (W. Thimme, a.a.O., S. 102)

„In der Welt sieht es einmal wieder besonders schlimm aus, man weiß kaum, was schlimmer ist, die Reaktion oder Spartakus, die sich wechselseitig ins Maßlose steigern, oder die Feinde. Hätten wir nur erst Frieden, so könnte gegen die inneren Feinde doch anders vorgegangen werden.“<sup>60</sup> Aber auch in dieser Situation widerstand sie der Versuchung, der zahlreiche Bürgerliche damals erlagen, allein die Gefahr von links zu sehen. Im Gegenteil, gerade im Lauf des Jahres wurde deutlich, daß sie die Reaktion jedenfalls auf dem Gebiet der Schule für gefährlicher hielt.

Schon während des Krieges hatte sie mit den Schülerinnen im Unterricht über die Situation gesprochen<sup>61</sup>. Nun, im Herbst 1919, folgte sie einer Einladung, „mit einigen fortschrittlich gesinnten Lehrerinnen zusammenzukommen, um zu beraten, was man tun könnte, um unsere Mädels vor den Einflüssen der Reaktion ein wenig zu bewahren; wir werden nicht viel tun können, denn wir sind so stark in der Minderheit, daß man es kaum begreift, wie die ganze Oberlehrer- und -lehrerinnenschaft so rückständig sein kann. Ich frage mich vergeblich, woher es kommen mag. Meine persönliche Arbeit ist mir so erschwert wie noch nie, seit ich unterrichte, niemals fand ich so wenig Resonanzboden für das, was ich zu geben habe. Es ist mir nicht ganz leicht, weil doch das Unterrichten und Erziehen mir das Wichtige ist. Man muß wohl still seine Arbeit weiter tun und abwarten, die Mittel, mit denen die andern arbeiten, stehen mir nicht zur Verfügung, weil ich sie für verwerflich halte.“<sup>62</sup>

Leider hat sie in den erhaltenen Briefen nicht weiter konkretisiert, was sie an Kolleginnen kritisierte. Es kann sich dabei aber nur um die Bemühung gehandelt haben, das alte, von Militär geprägte Deutschland weiterhin in idealem Licht, die Demokraten jedoch als Vaterlandsverräter erscheinen zu lassen. In den erhaltenen Briefen ist nicht ein einziges Mal vom Versailler „Diktat“ und dem angeblichen Dolchstoß der Heimat gegen die Front die Rede. Magdalene Thimme empfahl ihrem Bruder, Romain Rolland und Selma Lagerlöf zu lesen, deren Buch „Das heilige Leben“ sie ihm als „ein geistvolles Buch mit einer anti-Krieg-Tendenz“ vorstellte<sup>63</sup>.

Aus dieser Situation ist der Gedanke an einen Bund gleichgesinnter Menschen erwachsen, der im Januar 1920 als „Erneuerungsbund“ auch eine schriftliche Form erhielt<sup>64</sup>:

„Schwer lastet auf uns das sittliche Elend unseres Volkes. Wir können es nicht länger untätig mitansehen, wie die einfachsten, grundlegenden Forderungen der Sittlichkeit in Stadt und Land mißachtet werden. Wir glauben an eine sittliche Weltordnung und wollen unser Leben dementsprechend füh-

60 Brief v. 1.3.1919 an Hans Th.

61 „Wir lassen jetzt oft die eigentlichen Schuldigen und lesen und besprechen Berichte und Telegramme aus den Zeitungen. Es ist ja tausendmal wichtiger, daß die jungen Menschen offene Augen bekommen für alles, was kommt.“ Brief v. 23.12.1917 an Hans Th.

62 Brief v. 18.10.1919 an Hans Th.

63 Briefe v. 18.10. und 31.12.1919.

64 Kopie im AStG.

ren. Wir halten es für unsere heilige Aufgabe, dahin zu wirken, daß dieser Glaube und Wille wieder lebendig wird in unserm Volk. Zu diesem Zweck schließen wir uns zusammen und halten uns an folgende Grundsätze gebunden . . .“

Die folgenden acht Punkte sind in demselben moralisierenden Stil gehalten, der uns heute etwas ratlos macht. Sie muten uns fremd an, und wenn wir sie sprachlich analysieren, stellen wir eine konservative Werthaltung darin fest. Aber ihr Stellenwert im Jahre 1920 war gerade ein Ärgernis für die politisch Konservativen. Eine Haltung, wie sie sich in diesem Bund ausdrückte, in dem zudem Lehrerinnen wie Schülerinnen Mitglied wurden, stieß eher auf Kritik. Kurz darauf klagte Magdalene Thimme, sie habe „im letzten Jahre gegen den Strom der Reaktion ankämpfen müssen, der an unserer Schule herrscht, und zwar bin ich völlig allein in diesem Kampf, der zum größeren Teil ein Mißerfolg gewesen ist“. Sie wolle aber trotz dieses Mißerfolgs diese Aufgabe weiterführen:

„Es handelt sich gar nicht in erster Linie um politische Fragen, die berühre ich in der Schule so gut wie nie, sondern um die ganze Lebensauffassung, ob man es wagen kann und soll, das Leben auf einer ethischen Grundlage aufzubauen überall. Das wird als Ideologie lächerlich gemacht von denen, die unsere Jugend erziehen wollen.“<sup>65</sup> Gleichzeitig kam es zum Eklat in der Schule: Frau Thimmes Klasse, eine Obertertia, wandte sich an den Direktor, sie wolle eine andere Klassenlehrerin haben. Frau Thimmes brieflicher Kommentar über diese Kollegin: „Die ist eine wilde Politikerin, und sie arbeitet mit vielen Mitteln, die Mädchen zu gewinnen, die mir unmöglich sind.“ Wohl wies der Direktor die Mädchen ab, aber Frau Thimme fürchtete die „saure, saure Arbeit“, die nun auf sie zukäme, „es war schon dies sehr schlimm . . . , aber es ist ja nötig, daß man lernt ganz ohne Erfolg ebenso mit ganzem Willen arbeiten“<sup>66</sup>. Aus dem leider nicht erhaltenen Rundbrief der Geschwister Thimme sind einige Reflexionen von Magdalene Thimme über ihre Lage überliefert: „Das Leben und man selbst hat mit starken Kämpfen gewollt, daß man sich nichts mehr zu eigen nähme“ (1922). „Es hängt nicht von uns ab, ob es gut geht in der Schule, und doch muß man alle Kraft hineinwerfen, glücklich, wer etwas Besseres als den Fatalismus gefunden hat“ (1923)<sup>67</sup>.

Aus der Entfernung der Jahrzehnte läßt sich nicht mehr feststellen, inwieweit bei Frau Thimmes Haltung auch die Enttäuschung mitspielt, in der Gunst von Schülerinnen gegenüber den Vorjahren derart verloren zu haben. Gewiß war ja auch die Intensität, mit der sie Schülerinnen beeinflusste, nicht unproblematisch. Interessant bleibt aber doch, daß sie schon damals politisch gegen den Strom schwimmen lernte. —

Am Ende des Ersten Weltkrieges nahmen die privaten Verhältnisse von Magdalene Thimme eine positive Wendung. Ihre ältere Schwester Gertrud

65 Brief „Ostern 1920“ ohne Anrede (Rundbrief an die Geschwister?).

66 Brief v. 16.3.1920 an Hans Th. — Wilhelm Th. gab als Begründung der Schülerinnen an, M. Thimme sei zu ernst und stelle zu große Anforderungen, während die andere Lehrerin bequemer gewesen sei. W. Thimme, a.a.O., S. 102.

67 Wiedergegeben in H. Thimme, Tagebuch 12.11.1922 und 24.5.1923.

zog zu ihr nach Bremen, und die beiden Schwestern haben bis zu ihrem Tod zusammengewohnt, zunächst in einer Straße in der Innenstadt und seit 1922 in Horn Am Brahmkamp, wo sie mit etwas staatlicher Hilfe ein kleines Häuschen erwarben; sie nahmen eine Kollegin als Untermieterin auf. 1930 verkauften sie das und kauften ein neues, größeres an der Riensberger Straße, in dem beide Schwestern bis zu ihrem Tode 1951 resp. 1955 lebten<sup>68</sup>.

In der Geschichte von Frauen, die sich emanzipierten, werden die Verwandten, die sich vornehmlich um Haus und Garten kümmern, leicht an den Rand gedrängt. Diesen Fehler möchte ich vermeiden und auch wenigstens etwas auf Gertrud Thimme eingehen<sup>69</sup>. Fast zehn Jahre älter als Magdalene, wurde auch Gertrud auf eine Höhere Mädchenschule, nach Göttingen, geschickt. Sie mußte diese aber vor einem Abschluß verlassen, weil die Mutter fürchtete, sie könne sich überanstrengen, und sie nach Haus zurückbeordnete. Sie wäre gern Volksschullehrerin geworden und bedauerte lebenslang, dies Ziel nicht erreicht zu haben. Mit 25 Jahren trat sie in einen Diakonieverein ein und wurde Stationschwester in einem Krankenhaus in Erfurt. Mit 35 Jahren nahm sie sich eines kleinen Jungen an, der aus sehr schwierigen Verhältnissen stammte, wurde dessen Vormund, gab seinetwegen ihre Stellung auf und wirkte eine Zeitlang als Gemeindegewerkschaftsleiterin<sup>70</sup>. Ihrer jüngeren Schwester Magdalene war sie besonders zugetan<sup>71</sup>; die beiden planten zu Anfang des Ersten Weltkrieges, eine gemeinsame Pension oder Schule für bildungswillige Mädchen aufzumachen<sup>72</sup>; aber dieser Plan ließ sich ebenso wenig verwirklichen wie ein ähnlicher, den Magdalene vor dem Kriege mit einer Freundin gehegt hatte. Nun zog Gertrud Ende 1918 mit ihrem nun 12jährigen Pflegesohn nach Bremen.

Ihr Bruder Wilhelm schildert Gertrud Thimme als „lebhaft, impulsiv, ja leidenschaftlich und phantasievoll. Sie hatte etwas sehnsüchtig Dichterisches und erzählte uns jüngeren Geschwistern selbsterdachte Geschichten . . .“ Eine davon ist später gedruckt worden: „Wie Marienblümchen Bescheidenheit lernte“<sup>73</sup>. Die Annahme liegt nahe, daß Gertrud Thimme in der einfachen Wiesenblume auch ein Stück ihres eigenen Bildes gemalt hat<sup>74</sup>.

Magdalene dagegen erschien dem Bruder so:

„Sie war wohl die charaktervollste unter uns Geschwistern, von guter, wenn auch nicht überragender Bedeutung, ein wenig herb, bisweilen auch

68 Die Wohnungen waren: 1913 Rembrandtstr. 22, 1913–1918 Schillerstr. 15, 1918 bis 1922 Bornstr. 68, 1922–1930 Am Brahmkamp 26, seit 1930 Riensberger Str. 69.

69 Außer der kurzen Lebensbeschreibung ihres Bruders Wilhelm (a.a.O., S. 30–33) standen mir dafür 70 Briefe zur Verfügung, die sie an ihre Eltern resp. an die Geschwister geschrieben hat.

70 Vgl. ihre Briefe 1906 ff.

71 W. Thimme zitiert einen sehr einfühlsamen Brief an diese zu deren 21. Geburtstag, a.a.O., S. 96.

72 Undatierter Brief v. Gertrud Th. (Juli 1915?) an Magdalene Th.

73 Ludwig Bechauf Verlag, Bielefeld 1947. W. Thimme, a.a.O., S. 30.

74 Sie schrieb dieses Märchen für eine Jugendfreundin auf, nach deren Tode sie es zurückerhielt. Brief von M. Th. v. 3.1.1947 an Ulrike Th.

schroff, aber mit Leib und Seele und allen ihren Kräften hingegeben an die Aufgaben, die an sie herantraten . . . , immer aktiv, immer Feuer und Flamme, wenn es galt, äußeren und inneren Nöten abzuhelpfen, keineswegs anschniegamsam und bequem, auch nicht im Geschwisterkreise, aber von warmer, überströmender Liebe, ja Zärtlichkeit, wo man nach ihr verlangte und ihrer bedurfte.“

Über das Verhältnis der beiden Schwestern zueinander schreibt der Bruder:

„Sie standen einander seit Lenes Kindertagen sehr nahe, und ihre Liebe festigte und vertiefte sich in der langen Zeit ihres Zusammenlebens immer mehr. Ich glaube nicht, daß es je zwischen ihnen zu Konflikten gekommen ist, auch Meinungsverschiedenheiten ergaben sich wohl nur selten, obgleich sie beide ausgeprägte Charaktere waren. Lene wohl geistig überlegen, aber Gertrud an all ihren Interessen und Ideen anteilnehmend und von Haus aus origineller. Gleich waren sie in ihrer tiefen Leidenschaftlichkeit und Hingabefähigkeit. Stand für Lene der Beruf als Lehrerin und Erzieherin der jungen Mädchen obenan, so für Gertrud das Verlangen, die Schwester zu betreuen, ihr zu dienen und zu helfen. Um Gertruds willen nahm Lene Haushalts- und Gartenpflege und die Sorge um den körperlich zarten und auch geistig zurückgebliebenen Walter wichtig, um Lenes willen liebte auch Gertrud die Freundinnen und Schülerinnen, die oft zu Besuch kamen, und ergrimmte über alle, die der Schwester Schwierigkeiten machten. Stets herrschte größte Offenheit und unerschütterliches Vertrauen.“<sup>75</sup>

Über Magdalenes Charakter hat sich auch der jüngere Bruder geäußert: „Lene hat etwas Hartes, Strenges in aller Leidenschaftlichkeit. Das ist von Vater.“ „Lene hat oft etwas zu Dezidiertes, eine Ungeduld gegen den sehr naiven und kindlichen Walter, eine Art Unduldsamkeit“, heißt es im Tagebuch von Hans Thimme<sup>76</sup>. Aber das war nur die eine Seite ihres Wesens. Ihre Schülerin Almut Black-Uffenorde erinnerte sich später:

„Wie unkonventionell pflegte sie einen lieben Besucher zu begrüßen, wenn nicht nur die Hand, nein der ganzen Arm, ja beide Arme sich dem Gast im Schwung darboten, wie der Kopf sich leicht nach hinten neigte und der nun lächelnde Mund ganz unter der Vorherrschaft der strahlenden graublauen Augen und der schönen, sehr fraulichen Stirn stand! ‚Ich grüße dich!‘ Wie der Jubelruf eines Vogels klang es, und so tönte es auch durch die ‚1000‘ Grüße, mit denen ihre ebenmäßig klare Handschrift oft einen Brief schloß. Sie konnte bezaubernd und überwältigend sein in dem ihr eigenen verdichteten Maß ihrer Freude und Liebenswürdigkeit. Aber so starr und spitz wie ihre schrägen Buchstaben war sie selbst, wenn ein bloßer Zufall sie mit gleichgültigen Menschen zusammenwarf. Es konnte geradezu peinlich sein, wenn sie mit unverhohlener Ungeduld ein von der Gegenseite durchaus freundlich ge-

75 W. Thimme, a.a.O., S. 93 und 99.  
76 H. Thimme, Tagebuch 17.12.1922 und 25.12.1924.

meintes, wiewohl belangloses Gespräch mit muskelstarrer Miene und einsilbigen Kommentaren zu beenden suchte . . .“<sup>77</sup>

Der großen Sparsamkeit von Gertrud Thimme war es zu verdanken, daß die Schwestern während der Wirtschaftskrise 1931 an der Riensberger Straße 69 ein schönes großes Anwesen vom Landwirt Johann Sanders erwerben konnten. Der Kauf war ein Wagnis, weil der Verkauf des alten Hauses nur 12 500 Mark erbrachte und das neue fast das Doppelte kostete — mehr als die Schwestern hatten ersparen können; aber mit Hilfe von 7500 Mark, die drei Geschwister liehen, und einer Hypothek von 3000 wurde es möglich. Kurz darauf verloren die Schwestern durch den Zusammenbruch einer Bank 1500 Mark. Sie waren aber nun im Besitz eines um 1870 gebauten Landhauses mit neun Zimmern auf einem 4000 qm großen Grundstück in schönster Lage<sup>78</sup>.

Verwandte und Freunde haben ihren Garten gerühmt. Bei seinem ersten Besuch schwärmte der Bruder Hans: „Der Garten hier ist einzigartig. Er baut sich vor der Veranda kulissenförmig auf: Rasen, Büsche, hohe Parkbaumwand, Jasmin, Holunder, Azaleen senden Duftwellen. Trotz größter Trockenheit wird der Rasen nicht gesprengt.“ Und 1936 notierte er: „Blick aus der Wohnstube auf Wiese und Eichenriesen am schönsten. Aber auch aus Lenes Zimmer in den Garten. Ein Idyll ländlicher Abgeschlossenheit inmitten großartiger Parkanlagen.“ Magdalene Thimme liebte Blumen und pflegte selbst vor allem Lilien und Rittersporn in ihrem Garten. Schülerinnen erinnern sich an Riesensträuße von Kiefernzweigen, die Thimmes im Winter verschenkten, und an zahlreiche Kaffeegäste im Sommer. Scherzhaft äußerte Magdalene Thimme einmal: „Wenn wir den vielen Kaffee und Kuchen, den wir anderen zuteil werden lassen, im Himmel wieder kriegen, muß es uns gut gehen.“<sup>79</sup>

Die Schülerinnen der Weimarer Zeit haben unterschiedliche, aber vorwiegend positive Eindrücke bewahrt. Zwar mußten sie sich an das Äußere ihrer Lehrerin erst gewöhnen: „Sie hatte so besondere Bewegungen, und sie trug keine Kleider, sie trug Gewänder aus Rohseide, die waren am Hals sehr ausgeschnitten, sie trug einen Gürtel, und unten wallte wieder der Rock . . .“ „Und wenn sie ging, schritt sie, die Hände auf dem Rücken . . .“ Manche Schülerin brauchte Monate, um sich daran zu gewöhnen. Aber: „Dann fing diese Frau an, vom Parzival zu erzählen. Und ich fing an zuzuhören. Sie konnte den Parzival lebendig machen.“ Frau L. Streckert, später selbst Germanistin, erinnert sich an so verschiedene Themen wie Wolframs Parzival, an die Lautverschiebungen und die Einführung ins Jiddische, an Shakespeares „Sturm“, den die Klasse aufführte, an Annette von Drostes Gedichte, an eine Arbeitsgemeinschaft, in der Kants „Metaphysik der Sitten“ gelesen wurde, und an

77 Almut Black-Uffenorde, Erinnerungsbild. M. Thimme 1880—1951, Manuskript, o. O. u. J., S. 5.

78 H. Thimme, Tagebuch 5.4. u. 31.7.1931, 26.4.1933, 12.12.1936. Der Kaufpreis betrug 22 500 Mark (Kaufvertrag v. 7.11.1930, beurkundet vom Notar Dr. Eberhard Noltenius jun., im Besitz von R. Thimme).

79 H. Thimme, Tagebuch 7. und 9.6.1933, 11.10.1936. L. Streckert im Rundgespräch 12.9.1991.

ihr eigenes Abiturthema 1933, ein Wort des Inders Rabindranath Tagore: „Heißt nicht Gottes anderer Name Du?“

Besonderen Eindruck hinterließ auf viele Schülerinnen der Religionsunterricht. „Ich kam aus einem Elternhaus, war getauft und konfirmiert, aber weiter war nichts. Und sie hat es wirklich geschafft, uns die Dinge nahezubringen . . .“ (L. Streckert). „Was wir in ihrem Religionsunterricht hatten, das war so einmalig und unterschied sich so absolut von allem, was man normalerweise in der Schule vorgesetzt kriegt, — es war so — ich kann nur sagen: spannend, es war so ungeheuer spannend, wie sie einem das Bibellesen beibrachte und wie sie uns selber lehrte, da Dinge zu entdecken, auf die man nie vorher alleine gekommen wäre, also z. B. daß in der Urgeschichte zwei Geschichten nebeneinander stehen . . .“ (M. Schmolling). Manche Schülerin kam an die Grenze der Überforderung: „Die drei Jahre mit Frau Thimme habe ich in guter, aber auch in schwerer Erinnerung insofern, als ich noch sehr unreif war und manches gar nicht verstand, was Frau Thimme sagte . . . Aber sie hat mich sehr betreut und hat mir immer wieder eine Hilfe gegeben, damit ich mit meinem Noch-nicht-Vermögen ihr folgen konnte. Und so habe ich sie auch in Erinnerung behalten, daß sie uns wirklich viel gegeben hat“ (W. Repp).

Die Meinungen der noch Lebenden gehen darüber auseinander, ob Frau Thimme „autoritär“ vorgegangen sei. Frau Streckert sieht da eine Grenze des Unterrichts (wie des gesamten damaligen Erziehungsstils). Sie erinnert sich, daß einmal eine Mitschülerin auf eine Frage der Lehrerin antwortete: „Ich weiß, Sie wollen jetzt folgendes hören . . . Aber meine eigene Meinung ist ganz anders . . .“ Fernerstehende kritische Beobachter sprachen davon, daß manche Schülerinnen regelrecht „verthimmt“ seien. Damit meinten sie sowohl die Nachahmung des äußeren Verhaltens als auch eine innere Anpassung. Andere Schülerinnen wie Frau Steineke und Frau Walter bestreiten aber entschieden, daß ihre Lehrerin autoritär gewesen sei; sie habe im Gegenteil zu Diskussionen angeregt. Frau Walter erinnert sich an Frau Thimmes Versicherung, sie möge aus der christlichen Lehre dasjenige, das ihr widerstrebe, ruhen lassen und sich an das halten, wozu sie Ja sagen könne. —

Außergewöhnlich war, daß Frau Thimme sich um die häusliche Situation ihrer Schülerinnen kümmerte. Sie sei die einzige Lehrerin gewesen, die Hausbesuche gemacht habe, erinnert sich Frau Streckert. Als Frau Thimme bedrängte Verhältnisse vorfand, sorgte sie dafür, daß die Schülerin außerhalb des Elternhauses die Gelegenheit zum Schularbeiten-Machen bekam, und schenkte ihr zu Weihnachten eine Strickjacke. Eine andere Schülerin, die auf einer Klassenfahrt bei der Organisation einer Wanderung geholfen und dabei eine neue Jacke verloren hatte, bekam zu Weihnachten mehrere Meter Stoff für ein neues Kleid. Die Schülerin Elisabeth Steineke wurde in den Garten eingeladen und durfte dort malen . . .<sup>80</sup>

80 Rundgespräch 12.9.1991, Gespräch mit L. Streckert am 20.5.1985 und mit I. Walter am 9.1.1992. — Von Frau Steineke stammt der Entwurf zu den Kirchenfenstern von St. Martini, die auch unter ihrer Aufsicht hergestellt wurden.

Einer anderen Malerin, Margarethe von Reinken, die im benachbarten Landhaus Horn wohnte, stellte Frau Thimme als Atelier ein großes Zimmer zur Verfügung, dessen Fenster für sie vergrößert wurden<sup>81</sup>. Im „Bund“ gab es erfreuliche Gespräche mit den vertrauten Freundinnen über Religion, Literatur und Politik. Der Bund traf sich etwa vierzehntägig und hat die zwanziger Jahre hindurch bestanden<sup>82</sup>. Im Kollegium der Kippenberg-Schule kam es dagegen auch in der späteren Weimarer Zeit zu Reibungen, ob eher auf pädagogischem oder auf politischem Felde, läßt sich nicht mehr feststellen. Ostern 1927 heißt es in einem Briefe, die Atmosphäre an der Schule sei „ebenso böß wie zuvor“<sup>83</sup>. Um 1930 scheint Frau Thimme eine Zeitlang erwogen zu haben, Bremen zu verlassen. Ein Kollege der Kippenberg-Schule, Hans Bohnenkamp, war an die neugegründete Pädagogische Akademie in Frankfurt/Oder gegangen und hatte dem Gründer Otto Haase Frau Thimme als Dozentin für Religion vorgeschlagen. Sie sagte aber noch im Vorfeld der Verhandlungen ab, da sie fürchtete, nicht in das Kollegium zu passen<sup>84</sup>.

Politisch stand Magdalene Thimme auf der Seite der Weimarer Koalition gegen die Rechten. Nach einem „Schwenken zur Sozialdemokratie“ kehrte sie in der Reichstagswahl 1924 zu den Demokraten zurück: „Diesmal heißt es doch wirklich hauptsächlich: rechts oder links, die Einzelpartei ist ziemlich nebensächlich.“

Sie selbst nutzte die Jahre, ihren Horizont zu erweitern<sup>85</sup>. Aus ihren Briefen ist ersichtlich, womit sie sich auseinandersetzte: mit Luther und dem Lutherforscher Karl Holl<sup>86</sup>, mit den Reformvorschlägen des Hamburger Pastors Ludwig Heitmann<sup>87</sup>, mit Albert Schweitzer, den sie mehrfach selbst hörte<sup>88</sup>, mit dem sozial engagierten Pfarrer Günther Dehn, den sie „gut“ kennenlernte<sup>89</sup>, mit dem frühen schwäbischen Pietisten Ludwig Hofacker<sup>90</sup>,

81 Seit dieser Zeit befindet sich ein großes Ölbild „Bäume in der Vorstraße in Horn“ in diesem Hause (Mitteilung von Dr. R. Thimme). Zu M. v. Reinken vgl. Bremer Frauen von A bis Z. Ein biographisches Lexikon, hg. v. H. Cyrus u. a., Bremen 1991, S. 138 f.

82 In einem Briefe v. 8.7.1922 an Hans Th. schrieb die Schwester: „Trotz Hitze waren viele Menschen da, wir besprachen Antonius und Cleopatra und Troilus und Cressida. Ein paar Mädels gaben ein wirklich schönes Referat, und die Besprechung war sehr lebhaft.“

83 Brief v. 25.4.1927 an Hans Th.

84 Mitteilung von I. Walter am 26.11.1991 und 9.1.1992. — Das neue Institut fiel schon zwei Jahre später den Sparbeschlüssen Brüning zum Opfer.

85 1930 gab sie Arbeitern einen Kurs, über den allerdings nur eine Briefstelle überliefert ist: „Mein Arbeiter-Kursus freut mich schon sehr, eigentlich ist es viel schönere Arbeit als mit so jungen Mädchen, die dem Leben noch so fernstehen.“ Brief v. 8.11.1930 an Ingeborg Th.

86 In einem Brief v. 14.4. (1926) an den Bruder Hans beurteilt sie einzelne Schriften Luthers und findet Holls Aufsätze sehr interessant.

87 W. Thimme, a.a.O., S. 104.

88 Brief v. (Ende 1935) an Hans Th.

89 Brief v. 19.7.1941 an L. Streckert.

90 Dessen Predigten las sie Ostern 1920, 1921 und 1923 in Alfeld der alten Mutter und der Schwester Marie vor (Tagebuch H. Thimme).

mit dem Katholizismus<sup>91</sup>, mit Geschichtsphilosophie und Marx und mit dem Buddhismus. Wenn Gandhi nach Irland käme, würde sie eine geplante Englandreise so erweitern, daß sie ihn sähe, schrieb sie 1926<sup>92</sup>. Von ehemaligen Schülerinnen ließ sie sich von einer Konferenz von Quäkern und Antimilitaristen aus Holland berichten und hörte von dem Kursleiter, der aus dem Staatsverband ausgetreten war, weil der Staat ihm nicht erlauben wollte, sein sehr großes Vermögen einer Gesinnungsgemeinschaft zu übergeben: „Es mag Torheit dabei sein, aber es ist doch unglaublich erfrischend zu sehen, daß es Menschen gibt, die unbedingt tun, was sie für recht halten.“ Auf einer Postkarte aus England teilte sie mit: „Ich trieb mich bislang bei Quäkern, Pazifisten, Theosophen herum.“<sup>93</sup> Mit Interesse verfolgte sie, daß ihre Schülerin und Freundin Anneliese Dittrich auf einen Bruderhof der „Neuwerks-Bewegung“ in der Rhön ging und dort gemeinschaftliches Leben praktizierte<sup>94</sup>. Und von einem Besuch aus Italien reflektierte sie: „Ach Hans, *wenn* man einen Deutschdünkel gehabt *hätte*, wo bliebe er wohl nach einer Auslandsreise?“<sup>95</sup>

Es wäre aber falsch anzunehmen, daß sie Reisen lediglich zu Bildungszwecken unternommen hätte. Im Rundbrief an die Geschwister beschrieb sie die „still machende wilde Einsamkeit und Größe der Berge auf Skye“<sup>96</sup>. Ihre Schülerin und Freundin Clara Dreyer, die oft mit ihr verreiste, hat aufgezeichnet, wie Magdalene Thimme das Reisen genoß. Ein Beispiel:

„An Cornwalls Küste war es, wo das Meer weiß schäumend an die dunklen, zackigen Felsen schlug, wo wir über die welligen, grünen Höhen wanderten und glücklich waren über Frühlingslicht und -wärme, über Farben und Formen — da breitete sie jubelnd die Arme aus und sprang und lief den Abhang hinab zum Meeresufer, daß ich ihr kaum folgen konnte. Dankend nahm sie die Schönheit der Welt und sah sie oft als Gleichnis. Wir hockten auf einer äußersten Felsenspitze über dem Meer und sahen, wie die Sonne mit den Wolken kämpfte, da hörte sie Luthers Worte:

Es war ein wunderlicher Krieg,  
da Tod und Leben rungen.  
Das Leben das behielt den Sieg,  
es hat den Tod verschlungen.“<sup>97</sup>

Die wesentlichsten Eindrücke empfing sie aber in den zwanziger Jahren durch den Theologen Karl Barth. „Ich habe ein fabelhaft wundervolles Buch

91 H. Thimme, Tagebuch 22. und 25.12.1924, 24.12.1925.

92 Brief v. 29.12.1920, 27.2.1923 und 26.4.1926 an Hans Th.

93 Brief v. 25.4.1922 und Postkarte v. 1927 an Hans Th.

94 Brief v. 8.7. (1922) an die Mutter. — Es handelte sich um den von Eberhard Arnold gegründeten Bruderhof bei Sanners in der Rhön. Mitteilung von Frau Eva Leo, Dubuque, v. 30.4.1991.

95 Brief v. 25.4.1927 an Hans Th.

96 H. Thimme, Tagebuch 22.10.1928.

97 Niedergeschrieben im Herbst 1951, vervielfältigt von A. Dittrich und L. Simon 1979.

gelesen oder bin vielmehr noch darin – ‚Der Römerbrief‘ von K. Barth, einem Schweizer. Er setzt die Gedanken des Paulus in lebendigste Beziehung zu uns und all unserm Denken, so etwas las ich noch nie“, schrieb sie 1920<sup>98</sup>. Sie las also schon die erste, 1919 erschienene Auflage jenes Buches, das Barth berühmt machte<sup>99</sup>. „Sie erblickte in ihm einen Propheten“, schreibt der Bruder Wilhelm, Barths Kollege in Münster<sup>100</sup>. „Mit 41 Jahren habe ich allen Zweifel hinter mich geworfen“, schrieb sie später an eine Freundin, und der Gedanke liegt nahe, daß das nach der Lektüre von Karl Barths „Römerbrief“ geschah. Der erschien Ende 1921, als Magdalene Thimme 41 Jahre alt wurde, in zweiter, erweiterter Auflage; ein Jahr später besprach sie das Werk mit ihrem Bruder Hans, 1924 Barths kleinere, aber m. E. für seine Theologie sehr wichtige Schrift „Die Auferstehung der Toten“<sup>101</sup>. Um Barth nicht nur aus seinen Schriften kennenzulernen, ließ sie sich im Winter 1926/27 für ein halbes Jahr beurlauben und begab sich nach Münster, wo Barth als Professor lehrte<sup>102</sup>; er las in dem Semester Prolegomena zur Dogmatik<sup>103</sup>. Leider gibt es keine direkten Zeugnisse von ihr über diese Zeit, nur Bemerkungen ihrer Brüder, und man darf annehmen, daß sich deren eigene Reserve gegen Barth in den Formulierungen niederschlägt. Ihr Bruder Hans notiert in seinem Tagebuch Weihnachten 1926: „Lene gegen Barth: Wenn man Gott nur noch als das ‚ganz Andere‘ erleben kann, wie kann man dann weitere Aussagen über ihn machen?“<sup>104</sup> Das war eher eine Methodenkritik, wie sie sich in Vorbemerkungen zu einer Dogmatik in der dialektischen Theologie aufdrängte. Wilhelm Thimme berichtete später: „Aber so stark sie auch jetzt von seiner Person und seinem Vortrag beeindruckt wurde, konnte sie sich seine allmählich dogmatisch verhärtende Lehre nicht ganz zu eigen machen, setzte ihm vielmehr im mündlichen Gespräch mit manchen Fragen und Bedenken zu und war zuletzt von ihm enttäuscht.“<sup>105</sup> Angeblich habe sie sich erst nach 1933, als Barth als Wortführer der Bekennenden Kirche hervortrat, entschlossen in seine Gefolgschaft eingeordnet.

Für eine so weitgehende Reserve gibt es aber aus den entsprechenden Jahren keine Belege von Magdalene Thimme selbst. Im Gegenteil, als sie 1930, also drei Jahre vor Hitlers Regierungsantritt, Barths erste Dogmatik las, fiel ihr Urteil ohne Reserve aus: „Abends arbeite ich mit Freude, las erst Barths Dogmatik und dann eine Ethik von Pieper, einem jungen, hoffentlich aufstei-

98 Brief v. 7.10.1920 an Hans Th.

99 Der Römerbrief, Bern 1919. – 2. erweiterte Aufl. München 1922, erschienen Ende 1921.

100 W. Thimme, a.a.O., S. 104.

101 Die Auferstehung der Toten. Eine akademische Vorlesung über I. Kor. 15, Zollikon-Zürich 1924.

102 So W. Thimme, a.a.O., S. 104.

103 Eberhard Busch, Karl Barths Lebenslauf, München 1975, S. 185.

104 H. Thimme, Tagebuch 28.12.1926.

105 W. Thimme, a.a.O., S. 104 f.

genden Licht. Beide Bücher sind aufregend. Es ist schon erstaunlich, was jetzt für ein neuer Wind weht in der Theologie.“<sup>106</sup> Und über die große „Kirchliche Dogmatik“, in der Barth später seine Lehre entfaltete, urteilte M. Thimme 15 Jahre später: „Sehr viel habe ich . . . eine neue vielbändige Dogmatik von Karl Barth gelesen, die zwar oft sehr breit, aber doch ganz, ganz herrlich ist. Es geht mir merkwürdig mit ihm, ich verdanke ihm immerfort viel und bin doch, glaube ich, ganz frei und unabhängig von ihm und bleibe in meiner Arbeit doch selbständig.“<sup>107</sup>

### 3. *Die ersten Jahre des Nationalsozialismus in Kirche und Schule (1933–1939)*

Mit dem Nationalsozialismus setzte sich Magdalene Thimme früh und gründlich auseinander. Ihr Exemplar von Hitlers „Mein Kampf“, eine Ausgabe aus dem Jahre 1932, ist mit Dutzenden von Strichen, Frage- und Ausrufungszeichen versehen. Besonders distanzierte sie sich von den Stellen, in denen Hitler den Pazifismus, den Marxismus und, vor allem, das Judentum verächtlich machte, daneben von den Bemerkungen, die er über Führertum und arische Rasse, über die Berechtigung zur Eroberung von Lebensraum und angeblich verschenkte Siegesmöglichkeiten im Ersten Weltkrieg machte<sup>108</sup>.

Für die Schwestern Thimme wurde aber das eigentliche Feld der Auseinandersetzung mit dem „Dritten Reich“ die Kirche. Als 1933 die Deutschen Christen in der evangelischen Kirche vordrangen, fragten sich die Schwestern Thimme, wo das Evangelium noch rein verkündigt würde. Auf der Suche danach kamen sie in die St. Stephani-Gemeinde und trafen dort auf Pastor Gustav Greiffenhagen, einen Lutheraner aus dem Hannoverschen und Schüler Karl Barths. Auf seine offenen Worte in seiner Predigt am kirchlichen Wahlsonntag, dem 23. Juli 1933, reagierten die Schwestern mit einem kurzen, aber eindeutigen Briefe: „Lieber Herr Pastor, wir haben auf Ihre Predigt gewartet. Wir haben sie heute gehört und im Herzen ja zu ihr gesagt. Wir geben Ihnen die Hand.“ Der Brief war von den Schülerinnen und Freundinnen Clara Dreyer und Anneliese Dittrich mitunterzeichnet. Alle vier traten zur Stephani-Gemeinde über und wurden Glieder der sich bildenden Bekennen-

106 Brief v. 6.1. (1930) an Hans Th. — Es muß sich bei Barths Werk handeln um: „Christliche Dogmatik im Entwurf. Prolegomena“, München 1927. — Der 1904 geborene Josef Pieper, Assistent in Münster, hatte seine Dissertation veröffentlicht: „Die ontische Grundlage des Sittlichen nach Thomas von Aquin“, in: Universitas-Archiv, Folge 14, Münster 1929.

107 Brief v. 31.12.1945 an Hans Th.

108 Exemplar im Besitz von Roland Thimme, S. 21, 44, 46, 62, 69 f., 150, 152 f., 161 f., 175, 183, 213, 217, 306 f., 324 f., 329 f., 332, 334, 336, 346–349, 379, 419 f., 438 f., 470, 498 u. v. m. Auf S. 378 hat sie den „Grundsatz der unbedingten Führerautorität, gepaart mit höchster Verantwortung“, mit den Worten „Vor wem?“ versehen.

den Gemeinde<sup>109</sup>. Im Hause Riensberger Str. 69 wurden nun vom Freundeskreis die Predigten und die anliegenden Probleme besprochen<sup>110</sup>.

Über die Situation in der Schule urteilte Magdalene Thimme Ende 1933: „Man kann nicht mehr viel erreichen in der Arbeit, ewiges Ausfallen der Stunden, gewaltige Einschränkungen der Hausarbeiten der Schülerinnen usw.“ Eine Gelegenheit, Wichtiges einer größeren Zahl von Schülerinnen darzustellen, ergab sich mit Luthers 450. Geburtstag Ende 1933. „Zum 10. November muß ich eine Lutherrede halten, die mich noch etwas belastet“, schrieb sie. „Was weiß und versteht unsere Zeit von Luther!“<sup>111</sup> In der Tat: Die großen Lutherfeiern des Jahres 1933 sollten dazu dienen, Luther als Deutschen und als Kämpfer herauszustellen, als Vorläufer Bismarcks und Hitlers<sup>112</sup>. In ihrem Vortrag im Gymnasium Kippenberg machte Magdalene Thimme keinerlei Konzessionen an diesen Zeitgeist. Sie schob sogleich eingangs die „gewaltige Anregung, die die deutsche und neuzeitliche Kultur“ von Luther empfing, beiseite und versuchte, „Luther in der gefährlichen Zone der Gleichzeitigkeit zu begegnen“, indem sie nach dem Verhältnis des Menschen zu Gott fragte. Sie machte deutlich, wie Luther durch alle Anfechtungen hindurch im Vertrauen auf die Heilstat Christi schließlich zu einem evangelischen Christenmenschen wurde und die evangelische Gemeinde entstand. Dabei schilderte sie auch die Gemeinde Leisnig in Sachsen, die sich keinen katholischen Mönch als Pfarrer gefallen ließ, sondern schließlich selbst evangelische Pfarrer wählte. Frau Thimme zitierte, wie Luther dieses Aufbegehren um des Evangeliums willen als das Recht und die Pflicht einer evangelischen Gemeinde guthieß. Zwar habe es in den Jahren der Reformation an solchen Gemeinden noch gemangelt, urteilte Frau Thimme, aber die Gestalt der „verantwortlichen evangelischen Gemeinde“ sei sichtbar geworden, in der eine Gemeinschaft in Bruderliebe und wahrhaftigem Glauben lebe. Eine solche Gemeinde werde auch in den Protest geführt: „Wir sehen hier den Protestanten: das ist der, der bekennen *muß*, daß er gebunden ist an Gott so völlig, daß er dadurch frei ist von jeder Gewalt, die ihn von Gott losreißen will, sei es geistliche oder weltliche Obrigkeit . . .“

Wie dieser Vortrag in der Schule gewirkt hat, ist nicht überliefert. Er wurde aber jedenfalls dadurch wichtig, daß er Frau Thimme in der St. Stephani-Gemeinde bekanntmachte. Sie wiederholte ihn im Dezember 1933 unter dem Titel „Evangelisch und protestantisch von Luther aus gesehen“. Und hier beeindruckte er die Hörer so, daß sie Frau Thimmes „außerordentliche theologische und pädagogische Gaben anerkannten“, wie Pastor Greiffenhagen

109 Vgl. Diether Koch, Die Anfänge des Kirchenkampfes in St. Stephani, in: Heinrich Albertz u. a., 850 Jahre St. Stephani-Gemeinde, Bremen 1990, S. 133.

110 Gustav Greiffenhagen, Erinnerungen an Magdalene Thimme, hekt. o. O. u. J. (Bremen 1951/52), S. 1.

111 Brief v. 4.11.1933 an Ingeborg Th. — „... eine Lutherrede, die mich sehr hinnahm . . .“; Brief an L. Streckert v. 12.11.1933.

112 Für die Bremer Verhältnisse vgl. Reinhard Jung (Hrsg.), „Wir sind in die Irre gegangen“. Evangelische Kirche und Politik in Bremen 1933–45, Bremen 1984, S. 37 f.

sich später erinnerte<sup>113</sup>. Der Vortrag wurde kurz darauf auch im Sonntagsblatt der Gemeinde gedruckt<sup>114</sup>.

Ob die Zuhörer ahnten, daß sie selbst schon bald in die Lage der Gemeinde Leisnig kommen würden? Sie selbst ahnte es jedenfalls. Das Jahr 1933, schrieb sie Silvester, „hat einen noch viel, viel weniger als je vorher vom Menschen im allgemeinen erhoffen lassen und einen offener als je gemacht für Luthers Schau vom Menschen“<sup>115</sup>. Als am 24. Januar 1934 die Deutschen Christen den Bremischen Kirchentag einfach auflösten<sup>116</sup>, stand Pastor Greiffenhagen vor der Frage, was er nun tun sollte. Der ebenfalls zwangsweise aufgelöste Kirchenvorstand blieb trotz aller Beschwörungen Dr. Meyers, gegen das Unrecht zu protestieren, passiv. Greiffenhagen schildert:

„Es kam der nächste Sonntag! Was ist der Gemeinde zu sagen? Ein Anruf bei Fräulein Thimme! ‚Ich komme sofort mit dem Rade!‘ — Wie oft sollte sich das in den nächsten Monaten und Jahren wiederholen! Und ob es mitten in der Nacht war — es gab keine Stunde, da sie nicht brennend sofort zur Verfügung stand. Dann wurde die Schrift befragt: ‚Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberen haben Gewalt. So soll es unter euch nicht sein . . .‘ (Matth. 20, 25).“

Greiffenhagen und Thimme lasen die Bekenntnisschriften und entwarfen eine Abkündigung, in der Unrecht und Gewalt beim Namen genannt wurden. Pastor Greiffenhagen machte den Entwurf Kollegen zugänglich — aber kein einziger schloß sich ihm an; sie alle fürchteten Repressionen. Nur Frau Thimme war mit ihm einig; Greiffenhagen erinnerte sich später:

„Wir machen eine beglückende Erfahrung: Es gibt zwischen uns ein solch gemeinsames Denken, daß es sich bis in die einzelnen Formulierungen auswirkt; es weiß am Ende keiner, wer dies oder jedes gedacht und formuliert hat, es ist alles aus einem Guß! — Wie vieles, das auf Drängen von Magdalene Thimme dann unter meinem Namen allein herausgebracht werden mußte, ist auf diese Weise zustande gekommen!“<sup>117</sup>

113 G. Greiffenhagen, a.a.O., S. 2.

114 Sonntagsblatt 1934, S. 25 f., 30, 34 f., 38 f.

115 Brief v. 31.12.1933 an Hans u. Ingeborg Th.

116 S. Almuth Meyer-Zollitsch, Nationalsozialismus und evangelische Kirche in Bremen, Bremen 1985 (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 51), S. 110 ff.

117 G. Greiffenhagen, a.a.O., S. 3. — Frau Thimme hatte schon in ihrem Silvesterbrief das Verhältnis zu Greiffenhagen so geschildert: „Ach ja, man ist wohl sehr müde und mitgenommen von dem letzten Jahr und denkt manchmal, so schlimm kann das neue gar nicht wieder werden, aber das ist ein Kindergedanke. Es hat ja auch Gutes gebracht, wesentliches Näherkommen mit einzelnen Menschen, für uns den sehr bewegenden Anschluß an eine Kirchengemeinde und Freundschaft mit dem dortigen Pastor, der uns wie ein Neffe oder gar ein Sohn geworden ist, so stark mitverantwortlich und mitleidend fühlen wir uns für das, was er tut und leidet. Er ist trotz seiner knapp 30 Jahre der klarste und glühendste Gegner der Deutschen Christen.“

Auch der ausführliche Protestbrief, den Greiffenhagen im Mai 1934 an die deutschchristliche Kirchenleitung in Bremen richtete, wurde mit Magdalene Thimme erarbeitet<sup>118</sup>. Als Greiffenhagen von der Barmer Synode zurückkehrte und davon berichtete, war Frau Thimme unter den Stephani-Gliedern, die einen Protestbrief an Senator Heider anregten und Unterschriften dafür sammelten. Nach der darauf folgenden Suspension Greiffenhagens vom Amt sammelte sie wiederum Unterschriften für einen Protestbrief gegen diese Willkürmaßnahme<sup>119</sup>.

Das intensive Erleben jener Monate des beginnenden Jahres 1934 hat sich in verschiedenen Briefen niedergeschlagen. Als die ehemalige Schülerin Liselotte Streckert als Studentin Schwierigkeiten mit dem Nationalsozialismus bekam, schrieb ihr Frau Thimme:

„Meine liebe Liselotte, es ist mir ein Kummer gewesen, daß ich deinen Brief noch nicht beantwortet habe, ich bin ganz aufgezehrt worden von der Not der Kirche. Ja, Liselotte, es ist schon so, wir haben es schwerer in dieser Welt als alle anderen Menschen, wenn wir versuchen, Christen zu sein und zu werden, aber wir haben auch Trost und Hilfe und vor allem die Hoffnung auf die Auferstehung. 1. Kor. 15, 19. In der Not der Zeit fängt alles an, stärker zu leben, und das ist sicher ein Segen Gottes. Im ‚Bund‘ sind jetzt auch Stephanileute, und wir mit einem kleinen St. Gemeindegemeindekreis. Man ist oft erstaunt, wie dehnbar Zeit wird und wie produktiv Nächte.“<sup>120</sup>

Als die schulische Situation immer undurchsichtiger wurde<sup>121</sup>, reflektierte Magdalene Thimme über ihre Situation: „Ach man möchte so gern, daß der Frühling kommt und es etwas gibt, was kein Mensch hindern kann. Wann und ob es Ferien gibt zu Ostern, weiß kein Mensch, man lebt wie in allem anderen im Dunkel des Nichtwissens von einer Stunde zur andern. Und doch ist es seltsam, was einem für merkwürdig erfüllte Stunden zuteil werden, gleichsam als öffnete sich, da die Zeit verammelt ohne Fortgehen steht, eine Öffnung, aus der Ewigkeitslicht in die Stunde fällt. Ich muß in meinem Leben Jahrzehnte zurückgehen, um auf ähnliche Intensität des Erlebens zu stoßen. Und wenn auch Erschütterung des Schmerzes überwiegt, so ist auch *das* Leben. Es ist uns Seltsamstes zugewachsen aus der allgemeinen und ganz besonderen Kirchennot. Die Schule, ins Hintertreffen gerückt, hat sich wunderbar gut dabei befunden, ich habe es gut mit fast allen Klassen, klassenlos wie ich bin.“<sup>122</sup> (In keinem anderen Briefe wurde die Schule wie hier als sekundär eingestuft.) „Wieder keine Klassenführung, aber Überstunden, also extra viel

118 Womöglich meint Greiffenhagen in seinem Erinnerungsbild als Beispiel für die Zusammenarbeit diese Erklärung und hat sie mit der vom Januar in der Erinnerung verwechselt. — G. Greiffenhagen, a.a.O., S. 1.

119 S. D. Koch in Albertz, a.a.O., S. 16 ff.

120 Brief v. 4.2. (1934).

121 Die Erlasse des Reichskultusministers Rust wechselten so häufig, daß die Lehrerschaft ironisch die Maßeinheit „ein Rust“ für die Zeit zwischen einer Anordnung und ihrer Wiederaufhebung verwandte.

122 Undatierter Brief (Frühjahr 1934) an Ingeborg Th.

Arbeit und extra wenig Herzensbeteiligung“, konstatierte sie Ostern 1934<sup>123</sup>.

Von der intensiven Beziehung zu früheren Schülerinnen zeugen gerade in jener Zeit Briefe an L. Streckert. Frau Thimme, die sich selbst zunehmend auf die kirchliche Arbeit konzentrierte, ermutigte doch die Studentin, sich auf dem Gebiet der Philologie gründlich umzusehen, gab ihr eine briefliche Verhältnisbestimmung von Erziehung und Theologie<sup>124</sup>, legte dezidiert ihre Auffassung vom rechten Verhältnis von Form zu Inhalt bei der Dichtungsbeurteilung dar<sup>125</sup>, ermutigte sie auch noch zum Studium von Philosophen und Theologen, die ihr selbst eher problematisch waren<sup>126</sup>, und reflektierte über Liebe und Freundschaft<sup>127</sup>.

Schließlich gab sie ihr auch in politischen Fragen Rat: „Sollte verlangt werden, daß Du Dich über deine innere Stellung zum N.S. aussprichst, so würde ich mit dem Positiven von Dir aus anfangen: Deiner Liebe zum Volk, Deinem Willen zum Arbeiten für das Volk, Deinem Willen, keine Klassenunterschiede zu kennen. (All diese Dinge sind bei den besten N.S. auch da.) Ich würde erst nachher sagen, weshalb [Du] den N.S. als Weltanschauung nicht bejahen

123 Brief v. 26.4.1934 an Hans Th.

124 Undatierter Brief („Sonnabend“, 1935?) an L. Streckert. — Wortlaut s. Anhang A.

125 „Selbstverständlich ist der Gehalt der Dichtung ihr Lebenszentrum, es braucht nicht immer eine Idee zu sein, kann auch im lyrischen Gedichte z. B. eine Situation oder ein strömendes Gefühl sein. Selbstverständlich ist es das letzte und Hauptanliegen jeder ernsthaften wissenschaftlichen Arbeit an einem Kunstwerk, sein Lebenszentrum zu erkennen. Bei jedem großen, auch schon bei jedem echten Kunstwerk korrespondieren Gehalt und Form. Man kann deshalb sehr wohl beide Wege einschlagen, durch Analyse zum Gehalt, vom Gehalt zur Form — oder durch Formuntersuchung zum Gehalt . . .“ Undatierter Brief (nach dem 3.11., wohl 1934).

126 „Nietzsche nebenbei ist gar nicht nur schauderhaft, sondern auch großartig und ganz bestimmt tragisch als Ganzer. Auch Lagarde hat neben Anstößigem Großartiges und sehr Eigenes, beides sind bestimmt Männer von wirklicher Größe und Schicksalsgewalt. Sie kennen sie nur noch nicht genügend“ (Undatierter Brief Frühjahr 1933). „Für Gogarten weißt du inzwischen auch wohl schon Bescheid, ich habe am meisten von seiner politischen Ethik gehabt, das ist aber ein ziemlich diffiziles Buch, wie Gogarten überhaupt ungewöhnlich schwer ist, spitzer als Barth. Grundlegend ist sicher sein ‚Ich glaube an den dreieinigen Gott‘, das kenne ich aber nicht. Er ist ja zu den Deutschen Christen gegangen, das kommt erstaunlich heraus in einem kl. neuen Schriftchen ‚Einheit von Ev. u. Volkstum‘.“ Brief v. 12.11.1933 an L. Streckert.

127 „Ich glaube, es ist *nicht* im Wesen der Freundschaft, daß zwei eine Einheit werden fürs Leben . . . Was ist konstitutiv? Ich meine das *Sich-Treffen in einem Dritten*. Je stärker dies Gemeinsame ist, je mehr einer dem andern hier helfen und ihn fördern kann, dieses Dritte besser zu erfassen, ihm besser zu dienen, um so mehr bedeutet Freundschaft. Sympathie ist Voraussetzung, je nachdem sie umfassender oder stärker ist, gibt es sehr verschiedene Grade und Schattierungen, noch stärker sind die Verschiedenheiten durch das gemeinsame Dritte, es können auch mehrere Dritte sein. Es *kann* sein, daß Lebensdauer hinzukommt, aber es ist nicht *wesensnotwendig* wie bei der ‚Liebe‘ . . .“ Brief v. 2.2.1935 an L. Streckert.

kannst. Ich würde das Ganze mir genau vorher überlegen, sehr schlicht und ernst, ohne jede Übertreibung sagen. Das Verbot, über Religion zu sprechen, würde ich an mich herankommen lassen, dann freilich sagen, daß Du es nicht erfüllen könntest, und daß Du ja unter der Bedingung nur gekommen bist, daß Du die Wahrheit sagen dürftest. Im übrigen würde ich meine Überzeugung niemand aufdrängen, sondern warten, bis Gott mir Gelegenheit schafft zum Bekennen.“<sup>128</sup>

So pädagogisch besonnen Frau Thimme hier sprach — in der sich bildenden bekennenden Gemeinde Bremens wurde sie bald gerade wegen ihrer Entschiedenheit und Aktivität bekannt. Als im September 1934 der erste Bruderrat gewählt werden sollte, wurde neben zwei Herren auch die — wegen Krankheit abwesende — Magdalene Thimme (und Elisabeth Forck) hineingewählt. Sie erkannte jedoch die ungenügende Form der Wahl — es war durch Zuruf gewählt worden — nicht an, sondern veranlaßte, gemeinsam mit Greiffenhagen, daß einzeln auf Zetteln gewählt wurde. Dabei erhielt sie nach Dr. Gustav Meyer die zweithöchste Stimmenzahl: 112 Glieder der bekennenden Gemeinde sprachen sich für sie aus<sup>129</sup>. Sie teilte ihrem Bruder mit: „Ich bin nun in den Bruderrat unserer Gemeinde und einstweilen auch den Bremens gewählt, und wenn das auch keine größere innere Beteiligung als bisher bringen konnte, so freilich doch eine Fülle von äußerer Mehrbelastung; zwei bis drei Sitzungen die Woche bis tief in die Nacht (und bei schauerlichem Gerauche der Männer, das mich fast umbringt) sind das Normale.“<sup>130</sup>

Mit dieser Wahl wurde die Jahrhunderte alte Tradition, die allein Männern das Leitungsrecht in der Gemeinde vorbehielt, verlassen, ohne daß es irgendwelche grundsätzlichen Auseinandersetzungen über die Frage der Berechtigung von Frauen zu Gemeindeämtern gegeben hätte; es scheint so, als ob das auch in nachträglichen Diskussionen kaum geschah<sup>131</sup>. Diese Tatsache, die

128 Undatierter Brief (1934) an L. Streckert. — In einem früheren, undatierten Brief (1933) hatte Frau Thimme ihr geschrieben: „Was das Aussprechen Deiner wirklichen Meinung in den Übungen anlangt, so mußt Du das eben sehen. Ist wirklich kein Wille zum Verstehen da, weder bei Leitern noch Mitstudenten — und kannst Du Dich nicht selbst klar ausdrücken, so kann es oft eben so gut sein zu schweigen, weil es doch unfruchtbar bleibt. Ist Wille zum Verstehen da, so würde ich es auch meinerseits immer wieder versuchen. Übrigens müssen alle, die mit Ernst Christen sein wollen, sich daran gewöhnen, daß sie in der Minderheit sind und daß sie angegriffen werden — Jesus sagt, daß sie verfolgt werden. Es kann leicht sein, daß das wieder mehr Wirklichkeit wird. Inneres Leben erhält sich nicht von selbst, es braucht Nahrung. Da ist Beten und Lesen und betend Lesen. Und schöner ist, es kommt auch Hören und Gemeinschaft in einer Gemeinde hinzu. Du mußt Dich einmal umtun, ob es nicht zu finden ist in Hamburg.“

129 Koch, a.a.O., S. 174 f.

130 Brief v. 6.11.1934 an Hans Th.

131 Jedenfalls ist die kritische Bemerkung, die Pastor Wiard Rosenboom von St. Stephani in einem Briefe v. 11.12.1934 an Gustav Meyer schrieb, eher eine Kritik an ihrer theologischen Position: „Kairos-Theologie ist aber etwas anderes, als was Fr. T. darunter versteht.“ — Höchstens ist beim Buchhändler Gerhold Reserve gegen eine Frau in leitender Position festzustellen.

gerade für eine Gemeinde mit „positiver“ Tradition erstaunlich ist, erklärt sich jedoch ziemlich einfach. Magdalene Thimme wie Elisabeth Forck waren als ebenso bibelfeste wie mutige Frauen in Erscheinung getreten, während die Männer des Kirchenvorstands weder theologische noch politische Standfestigkeit gezeigt hatten<sup>132</sup>.

Frau Thimmes Mitarbeit im Bruderrat beschränkte sich nicht auf die Teilnahme an Sitzungen und die zeitweilige Führung des Protokolls. Sie verfaßte auch, gemeinsam mit Greiffenhagen, die Textgrundlage für die Erste (und einzige) Bremer Bekenntnissynode im Februar 1935: „Die Grundlage der Evangelischen Kirche“, die eine ausführliche theologische und rechtliche „Besinnung“ enthielt und in Thesen zusammengefaßt war. Darin wurde mit dem „Priestertum aller Gläubigen“, von dem Luther gesprochen hatte, Ernst gemacht, die Leitung wie die Ordnung der christlichen Gemeinde an das Evangelium und an die Gemeinde gebunden, unter ausdrücklichem Bezug der Thesen auf die Barmer Erklärung<sup>133</sup>. In einem Brief an ihren Bruder, in dem Magdalene Thimme ihre Auffassung zu Dogma und Bekenntnis darlegte, nannte sie als „für uns entscheidende Stücke“ außer der Barmer auch die Dahlemer Erklärung vom Oktober 1934, die den Zusammenhang von Bekenntnis und Ordnung der Gemeinde hervorhob und die Einrichtung eines Notregiments in den Fällen forderte, in denen evangeliumswidrige Kräfte die Herrschaft in der Kirche an sich gerissen hatten<sup>134</sup>.

Greiffenhagen und Thimme hofften, daß die bekennenden Gemeinden Bremens auf dem eingeschlagenen Wege entschieden weitergehen würden, sahen sich aber alsbald enttäuscht: Die Mehrheit des Bruderrats verfolgte eher eine „gemäßigte“ Linie, d. h. sie neigte zu Kompromissen. Es kann hier außer Betracht bleiben, welche unterschiedlichen Motive sie dazu bewogen — zuletzt standen die Vertreter von Stephani-Süd, Greiffenhagen und Thimme, mit ihrer Haltung allein da. Greiffenhagen urteilt:

„Niemand hat unter dem Versagen des Landesbruderrates, aus dem wir schließlich austraten, mehr gelitten als Magdalene Thimme. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie während solcher fruchtloser Sitzungen mit ihren oft beschämenden Debatten sich schüttelte, ihr Körper jede Spannkraft verlor und sie öfter schließlich wie ein Bündel Kleider zusammenfiel.“<sup>135</sup>

Um so intensiver wurde die Zusammenarbeit zwischen den beiden. Frau Thimme schreibt: „Immer stärker ist auch das völlige Verstehen mit unserem

132 Frau Forck verdankte ihren Sitz im Bruderrat der Tatsache, daß das einzige Mitglied des vorherigen Kirchenvorstands, das überhaupt zur Bekennenden Gemeinde gestoßen war, Nicolaus Freese, die Wahl zum Bruderrat nicht angenommen hatte und deshalb E. Forck nachrückte. Vgl. Bekennende Gemeinde St. Stephani. Kurzer Überblick über die die Gemeinde betreffenden Ereignisse von Januar bis September 1934, AStG.

133 Die Grundlage der Evangelischen Kirche. Bericht über die Erste Bremische Bekenntnissynode am 4. Februar 1935, Wuppertal-Barmen o. J. (1935), S. 21–35. — Der gemeinsam erarbeitete Text war schon am 13.12.1934 fertig, a.a.O., S. 3.

134 Brief v. 26.4.1935 an Hans Th. — Wortlaut s. Anhang B.

135 G. Greiffenhagen, a.a.O., S. 7.

Gemeindepastor gewachsen, so daß es rein zum Staunen ist, wie wir, ohne Aussprache nötig zu haben, gemeinsam handeln, einer des anderen ganz sicher. Theologisch bin ich mehr eins mit ihm als mit einem der Brüder, dabei ist er 20 Jahre jünger als ich.“<sup>136</sup>

Die Übereinstimmung in der Richtung und in der Intensität des Engagements bedeutete allerdings keine stete Harmonie. Es ist kein Zufall, daß Magdalene Thimme gerade in den Jahren intensiver Zusammenarbeit mit Greiffenhagen auch in einem Brief sich selbst als „mit meinem alten wütenden Sinn“ charakterisiert<sup>137</sup>. Dieser Sinn konnte sich durchaus auch auf den Mitarbeiter Greiffenhagen richten. Frau Greiffenhagen erinnert sich:

„Ja, sie haben dann aneinander auch mal zu leiden gehabt. Sie hätte am liebsten meinen Mann völlig vereinnahmt. Und bei solchen Situationen gab es dann Schwierigkeiten. Ich hab das in so lebendiger Erinnerung: Als ich in der Küche war — es klingelte — ich machte Magdalene auf — sie im Tempo rauf in den ersten Stock ins Arbeitszimmer — und nach einer Viertel- oder halben Stunde knallte oben die Tür — sie raste im Tempo die Treppen 'runter — raus aus dem Haus. Dann ging ich zu meinem Mann, sagte: ‚Na, ist mal wieder . . .?‘ ‚Ja‘, sagte er, ‚das wird ja wohl auch so bleiben, und ich kann das nicht, was sie da will.‘ — Und dann kam sie den nächsten Tag mit irgend etwas ganz Hübschem, was sie meinem Mann schenkte, und dann war alles wieder gut . . . Aber es war doch ein ständiges Ringen miteinander.

Aber — nein, dies klingt jetzt doch zu negativ. Das Positive überwog: Wenn sie ein Thema zusammen erarbeiteten, wenn was für die Gemeinde herauskam, dann war mein Mann über die Maßen glücklich, daß ihm das passierte, daß er so ein Einvernehmen über theologische Fragen erlebte.“<sup>138</sup>

Besonders groß war die Nähe, als sich der Konflikt mit den Deutschen Christen *und* im Bruderrat im Frühjahr 1935 zuspitzte. Als ein SA-Mann Pastor Greiffenhagen um ein sog. Dimissoriale bat, weil er sich von Pastor i. R. Thyssen trauen lassen wollte, lehnte es Pastor Greiffenhagen ab, ihn an diesen DC-Pastor zu überweisen. Daraufhin organisierte die SA einen Volksauflauf vor dem Pastorenhaus und beschuldigte den Pastor, er habe einen SA-Mann nicht trauen wollen, und der DC-Landesbischof Weidemann forderte von Greiffenhagen Rechenschaft. In dieser Lage zögerte der Landesbruderrat und weigerte sich schließlich, Greiffenhagen, der sich auf die Dahlemer Synode berief, beizustehen. Dabei ging die Mehrheit (der Männer) auch über Frau Timmes Argument hinweg: „Falls man vom Juristischen ausgehe,

136 Brief v. 5.11.1935 an Ingeborg Th. — Ihr Bruder Wilhelm urteilte über den Bremer Konflikt: „Mir scheint, daß auf der einen Seite zu große Angstlichkeit und Lauheit, auf der anderen zu große Heftigkeit und Rechthaberei sich geltend machte, und es ist wohl so, daß derselbe Gegensatz durch die Bekenntniskirche Deutschlands überhaupt geht. Eine betrübte Sache.“ Brief aus Bremen-Horn v. 21.9.1935 an Hans u. Ingeborg Th.

137 Brief v. 3.3.1934 an Ingeborg Th.

138 Gespräch mit Frau Elisabeth Greiffenhagen am 2.8.1986. — Aus solch einer Situation stammt wohl der Brief, den ich zitiert habe in Albertz, a.a.O., S. 243 Anm. 275.

nicht vom theologisch Bekenntnismäßigen, gäbe man entscheidende Erkenntnis der Bekenntniskirche auf.“<sup>139</sup> Mit Frau Forck zusammen suchte Frau Thimme den SA-Mann auf und erreichte dessen ehrenwörtliche Erklärung, in der er differenziert den von den DC verdrehten Inhalt des Gesprächs mit Pastor Greiffenhagen wiedergab<sup>140</sup>.

Darin wurde dann auch dokumentiert, daß die Gemeinde bedingungslos am Alten Testament festhielt: „Im Anschluß daran hat noch eine Unterhaltung stattgefunden, in der Herr Müller seine Ablehnung des Alten Testaments zum Ausdruck brachte. Herr P. Greiffenhagen hat ihm gesagt, dann wäre es nur folgerichtig, sich von der Stephanigemeinde fortzumelden, da er sich dadurch schon außerhalb der Bekenntnisgrundlage der Stephanigemeinde gestellt habe.“<sup>141</sup>

Vergeblich drängte Frau Thimme im Landesbruderrat auf Taten. Als ein im Bruderrat beschlossener Ausschuß, der eine Ordnung erarbeiten sollte, nicht einberufen wurde, entwarf sie mit Greiffenhagen und zwei Frauen im Anschluß selbständig eine solche Ordnung<sup>142</sup>. Als zwei Bruderratsmitglieder, Gustav Meyer und Karl Stoevesandt, verhaftet wurden, weil sie eine Erklärung der Bekenntnissynode trotz Verbots verbreitet hatten, forderte Magdalene Thimme vergeblich, daß sich der Landesbruderrat durch eine öffentliche Erklärung mit den Verhafteten solidarisieren und zu der Erklärung stehen sollte. Als der Landesbruderrat nur einen Teil eines Berichts, den Greiffenhagen von einer Reichsbruderratsitzung geben wollte, anhörte, das übrige aber vertagte, protestierte sie dagegen. Und als sich die Herausgeber der Rundbriefe der Bremer Bekennenden Gemeinde von der Gestapo verpflichten ließen, keine Rundbriefe mehr ohne deren Genehmigung zu versenden, hielt sie es für dringlich, dies auf der nächsten Bremer Synode, deren baldige Einberufung sie wie Greiffenhagen forderte, zur Sprache zu bringen<sup>143</sup>.

Im Bruderrat von St. Stephani genoß sie inzwischen einen solchen Ruf, daß der Bruderrat für den Fall der Verhaftung Greiffenhagens dessen Vertretung durch Frau Thimme vorschlug; Greiffenhagen setzte ein entsprechendes, amtlich beglaubigtes Schreiben auf. Als er dann wenige Tage später, Grün-

139 Protokoll der Landesbruderratsitzung v. 27.3.1935, geführt von M. Thimme.

140 „Herr Müller hatte Mitte März Herrn Pastor Lic. Gr. um ein Dimissoriale gebeten, damit Herr Pastor Thyssen in seiner Vertretung eine Trauung vornehmen könne. Herr Pastor Gr. hat das verweigert, weil die bekennende Gemeinde es ihm verbiete, sich in seiner Amtsführung von einem Deutschen Christen vertreten zu lassen. Auf Herrn Müllers Frage, ob denn Herr Pastor Gr. ihn selber trauen dürfe, hat dieser geantwortet, selbstverständlich.“

141 Ebd. Bremen, den 19.4.1935, unterzeichnet von den beiden Frauen und Hans Claude Müller. — Auf Initiative der beiden Bruderratsmitglieder veröffentlichte Müller sogar in beiden Bremer Tageszeitungen Anzeigen, in denen er dem Vorwurf der SA, Gr. habe ihn nicht trauen wollen, widersprach.

142 Undatiertes Begleitpapier (v. 14. oder 15.4.1935), unterzeichnet von ihr, E. Forck, Verena Rodewald und Greiffenhagen.

143 Brief v. 13.4.1935 an Albert Bote.

donnerstag 1935, tatsächlich verhaftet wurde, begab sich Magdalene Thimme sogleich mit diesem Schreiben zu Pastor Rosenboom, dem nach früherem Kirchenrecht diese Vertretung zugestanden hätte. Der war über die Planung des Bruderrats und seines Kollegen, der ihn nicht konsultiert hatte, „geradezu entsetzt“ und weigerte sich, es der Gemeinde bekanntzugeben. Er meinte, Greiffenhagens Verfügung gelte nur für den Fall, daß kein Kollege mehr zur Vertretung da sein würde. Der Bruderrat beschloß jedoch, daß Frau Thimme um die Vertretung gebeten werden solle, und schickte sein neues Mitglied Erich Haase, um das Rosenboom mitzuteilen. Der weigerte sich weiterhin und erlebte die Genugtuung, daß nun Greiffenhagen die Lesart seines Kollegen für zutreffend erklärte<sup>144</sup>.

Die dargestellten Konflikte waren keineswegs vermeidbare Streitigkeiten, sondern ergaben sich geradezu logisch, wenn man die Entscheidungen sowohl der Barmer als auch der Dahlemer Synode ernst nahm und sich wirklich auch organisatorisch von den Deutschen Christen trennte. Das erkannten Greiffenhagen wie Thimme, und sie litten gemeinsam darunter, daß die meisten Kollegen im Bruderrat das Problem nicht sahen. — In dieser schweren Konfliktzeit schenkte sie ihm einen Holzschnitt:

„Darf ich Ihnen einen kl. Holzschnitt schenken, der mir sehr lieb ist? Er ist die einzige Darstellung aus Jesu Leben, die ich ertrage. Er kam vor zehn Jahren zu mir in für mich schlimmer Zeit und ist seitdem in mancher Nacht mir ein Trost geworden. Nun kommt er als ein Zeichen von dem, was sich nicht in Worte fassen lassen will, und was doch fast das Herz zersprengt.“<sup>145</sup>

Leidenschaftlich ermutigte sie Greiffenhagen, seiner Linie treu zu bleiben<sup>146</sup>. Die Auseinandersetzungen im Landesbruderrat führten schließlich zum Austritt von St. Stephani-Süd. —

144 Rosenbooms handschriftlicher „Tatsachenbericht über die Amtsübertragung von Pastor Greiffenhagen durch amtlich bestätigtes Schreiben an Frl. Studienrat Thimme“ v. 21.4.1935 und Beilage. — Für Frau Thimmes Lesart sprach, daß Frau Greiffenhagen zweimal wie sie argumentierte und ausdrücklich Rosenbooms Vermutung zurückwies, Greiffenhagens Verfügung gelte nur für den äußersten Fall. — In Rosenbooms Bericht auch die Notiz, er habe schon im Bruderrat dagegen Einspruch erhoben, daß Frau Thimme für die Textauslegung, die in jeder Sitzung erfolgte, vorgesehen wurde, obgleich Rosenboom dafür zur Verfügung stand.

145 Zettel „Am 12. April 1935“, aus Nachlaß Greiffenhagen (AStG).

146 „d. 2. Mai 35 Lieber Herr Pastor, ich danke, daß Sie mir gestern abend einen Anteil an den bösen Stunden gegeben haben. Wenn ich seit dem Julisonntag vor bald zwei Jahren es ansehen muß, daß Sie von den verschiedensten Seiten mit Steinen beworfen werden, so habe ich vom ersten Mal an gesehen, der Wurf gilt der Sache. Wenn häufig es den Anschein haben soll, als sei die Person, die selbstverständlich nicht vollkommen ist, gemeint, so ist das nur vorgeblich so — (wobei möglich ist, daß das dem Angreifer nicht klar ist). Gerade darum ist, was gestern war, so schlimm, und doch auch darum ist es auszuhalten. Seit einigen Malen und gestern Nacht besonders sehe ich neben dem Verworfensein der Sache und dem dadurch notwendigen Beworfenwerden dessen, der zu ihr stehen will, den Sinn von 2. Kor. 1, 3 ff. aufleuchten. Und nun müssen Sie es sich schon einmal gefallen

Es konnte nicht ausbleiben, daß auch innerhalb der Familie Thimme, die noch in der Weimarer Zeit auf Familientagen ihre Gemeinsamkeit demonstriert hatte<sup>147</sup>, theologische und politische Spannungen aufbrachen. Die Mehrzahl der Geschwister hatte zwar ein kritisches Verhältnis zum Nationalsozialismus, aber doch in sehr abgestufter Weise<sup>148</sup>. Entschieden dagegen waren, aus moralisch-ethischen Gründen, der Bruder Friedrich und, aus theologischen Gründen, der Bruder Ludwig; er gab dem Totalitätsanspruch des Staates kein Jota nach und legte lieber die Schriftleitung eines christlichen Blattes nieder, als an die Deutschen Christen Konzessionen zu machen<sup>149</sup>. Der Theologe Wilhelm Thimme befürchtete zwar schon 1933 einen Krieg, suchte zunächst aber noch tiefere und edlere Kräfte im Nationalsozialismus, fand jedoch schließlich zu entschiedener Mitgliedschaft in der Bekennenden Kirche<sup>150</sup>. Der Bruder Hans Thimme in Berlin wiederum störte sich einerseits schon früh an der Vergötzung der Volksgemeinschaft, ließ sich aber andererseits immer wieder von der Person Hitlers und Gedanken einer welthistorischen Rolle Deutschlands faszinieren, wenn er auch nie Nationalsozialist wurde<sup>151</sup>. Der Bruder Karl schließlich, Superintendent in Lilienthal, drang zwar nur zu einer milden Kritik des Nationalsozialismus vor, geriet aber in einen Konflikt mit Parteistellen und wurde schließlich von der hannoverschen Kirche versetzt. „Begeistert“ war lediglich die Schwester Lilli; Parteigenossen wurden außer ihr bis zum Jahre 1938 fünf Angehörige der zahlreichen Sippe<sup>152</sup>.

Der Gegensatz kam zum Ausbruch, als Friedrich 1934, mit infolge der politischen Verhältnisse, in bedrängte finanzielle Umstände geriet, aus dem kleinen Familienvermögen Geld leihen wollte und andeutete, er habe keinen Lebensmut mehr. Während die nationalsozialistische Schwester ihm Feigheit vorwarf und ihm seinen Wunsch abschlagen wollte, äußerte sich Magdalene Thimme ihm gegenüber in „großer Zartheit“ und trat, zusammen mit ihrem Bruder Hans, mit Erfolg dafür ein, daß Friedrich etwas Geld erhielt<sup>153</sup>.

Gegenüber dem jüngsten Bruder Hans äußerte Magdalene Thimme 1934, sie fühle sich durch die Unmöglichkeit gedemütigt, ihre politische und kirchliche Meinung offiziell zu vertreten. „Noch nie habe ich so mit Menschenverachtung zu tun gehabt mit dem bitteren Wissen, daß man selbst nicht anders ist, oder man würde ja überfordert werden.“ Das Gespräch mit Hans

lassen, daß ich Sie grüße in ganz großer Dankbarkeit und herzlicher Ehrerbietung. Und ich danke Ihnen auch, daß ich Sie neulich als großen Bruder in Anspruch nehmen durfte. Magdalene Thimme.“

147 H. Thimme, Tagebuch 10.6.1927, 5./8.10.1929.

148 W. Thimme zählt auf, daß vier Brüder in der Bekennenden Kirche gewesen seien, a.a.O., S. 16, 28, 45 und 89, und daß der fünfte gegen den NS eingestellt gewesen sei, S. 132.

149 H. Thimme, Tagebuch 16.1., 1.5.1934, 20.1.1937.

150 Ebd., 27.10.1933, 16.1.1934 u. a.

151 Ebd., passim.

152 Ebd., 27.5.1938 und 27.4.1939.

153 Ebd., 31.3., 7.4., 15.4.1934.

Thimme riß nicht ab: „Lene hat über Hitler eine ganz schiefe und entstellte Ansicht, ich versuche ihr klarzumachen, daß er Idealist ist.“ Die beiden Geschwister wurden sich darüber aber einig, daß der Begriff Volk „materialistisch“ sein könne, wenn er nicht durch einen höheren Wert gebunden werde<sup>154</sup>. Der an sich gut informierte Hans Thimme erfuhr von seiner Schwester Einzelheiten aus dem Kirchenkampf, so von der 1936 Hitler übergebenen Denkschrift, und auch politische Fakten. Auch teilte sie ihm mit, daß sie in der Schweiz ein Buch gelesen hatte, in der die NS-Darstellung des sog. „Röhmputsches“ als Lüge entlarvt wurde<sup>155</sup>. Zwar blieb des Bruders Reserve gegenüber der Theologie: „Lene hat sich zu viel mit Theologie beschäftigt, um zu wissen, wie müde und satt der Laie das Dogma hat.“ Aber er erkannte schließlich doch an: „Die freiesten und geradesten Leute sind die Gegner der heutigen Weltanschauung: Friedrich, Lene . . .“<sup>156</sup>

Beide Geschwister machten sich immer wieder über die Juden Gedanken. Während aber für Hans Thimme die negative Rolle von Juden in der deutschen Geschichte feststand, interessierte sich Magdalene nur für den theologischen Aspekt: für die Aufgabe, die Gott den Juden in der Geschichte gegeben habe. Ihre Gedankengänge hat der Bruder mehrfach festgehalten, so 1936:

„Juden roter Faden in der Weltgeschichte. Die Propheten hatten ihnen die Aufgabe gestellt, ihren Messias der ganzen Welt zugute kommen zu lassen. Als er erschien und der Welt gepredigt werden sollte, da wollten sie ihre nationale Vorzugsstellung Gott gegenüber behalten und die Welt nicht teilnehmen lassen. Verwarfen den Messias, weil er ihre nationalen egoistischen Ansprüche nicht erfüllte. Strafe, sie werden vom Nationalismus der anderen Völker betroffen. Ihre Aufgabe [wäre] wohl gewesen, für die allgemeine Menschheit zu wirken.“<sup>157</sup>

Magdalene Thimme zeigte sich in diesen Überlegungen zugleich an traditionelle Denkmuster gebunden und doch frei, kritisch weiterzudenken. Dem nationalsozialistischen Grundsatz „Gut ist, was dem Volke nutzt“ hatte sie den kritischen Satz an die Seite gestellt: „Was dem Volke nutzt, bestimmt Hitler.“<sup>158</sup> So bezog sie auch die Kritik am Nationalismus auf Deutsche wie Juden.

Einen ähnlichen Ansatz verfolgte sie auch in der Bibelstunde in Stephani am 27. August 1935, also kurz vor Verkündung der „Nürnberger Gesetze“, als man sich mit einer Ausgabe des „Stürmers“ auseinandersetzte. Darin hieß es, die Juden, ob getauft oder nicht, seien zu verwerfen, das habe schon Luther gesagt. Demgegenüber wurde herausgearbeitet: „Wo die Juden Gottes Wort hören, sind sie Gottes Kinder, aber nicht, wenn sie sich auf Blut und Rasse stützen. Nun gilt dies aber uns allen zu allen Zeiten ebenso wie den Juden.“ „Es ist ein Irrtum des Stürmers zu glauben, daß sich Jesus als eine

154 Ebd., 7.4. und 1.5.1934.

155 Ebd., 20.7.1934.

156 Ebd., 15.4.1935, 27.4.1939.

157 Ebd. 23.7.1936, ähnlich 7.4.1934 und 11.2.1938.

158 Ebd., 20.7.1934.

hochwertige geschichtliche Persönlichkeit hier gegen die Rasse der Juden wendet. Jesus zürnt den selbstgerechten Menschen . . .“ Ausdrücklich wurde es abgelehnt, eine Strafe an Juden zu vollziehen: „Wir können nun nicht Luther zustimmen und die Juden verfolgen.“ Maßgeblich sei nicht Luther, sondern das Bekenntnis: „Jesus Christus mein Herr.“ „In unserer Zeit wächst die Irrlehre, daß das alte Testament nicht Grundlage der hlg. Schrift sei. Alle mal wird das Bekenntnis so entstehen, daß wir auf Grund der Schrift zu prüfen, zu bekennen und zu verwerfen haben.“<sup>159</sup> Zum Advent 1935 bereiteten Greiffenhagen und Thimme eine Feier vor, in der sie, gewiß absichtlich, auf den Zusammenhang zwischen christlicher und jüdischer Hoffnung hinwiesen. Die Feier erregte den Zorn des Kreis-Propagandaleiters, weil sich im Text sechs Stellen fanden, die die Rolle des Volkes Israel betonten<sup>160</sup>.

Von solcher Position aus war der Zusammenstoß mit dem NS-Staat unausweichlich. Magdalene Thimme geriet mit ihm in einer ähnlichen Angelegenheit wie Karl Barth in Konflikt. Dessen Weg hatte sie genau verfolgt. Nach seiner Predigt in Bremen Ende 1934<sup>161</sup> schrieb sie:

„Neulich Barth war ein ganz herrliches Geschenk, obwohl er selbst ganz mitgenommen war vom Geschehen in der Kirche. Er hat übrigens nicht den Beamteneid verweigert, wie in den Zeitungen stand, sondern den Zusatz machen wollen ‚soweit es ein ev. Christ verantworten kann.‘“<sup>162</sup> Frau Thimmes Neffe Hans Thimme trat als Sprecher der „Bruderschaft westfälischer Hilfsprediger und Vikare“ dafür ein, daß die Evangelische Kirche ein deutliches Wort zur Eidesfrage spräche<sup>163</sup>. Sie selbst wirkte an einem Schreiben des Landesbruderrats an die Vorläufige Leitung der Bekennenden Kirche mit, in dem er zur Solidarität mit Barth aufrief<sup>164</sup>. Barths gerade erschienene neueste Schrift „Credo“ verschenkte sie an ihren Pastor und an ihren Bruder Hans<sup>165</sup>. Als Barth nach monatelangen Auseinandersetzungen mit dem

159 Katechismusstunde am 27.8.1935, hekt. Nachschrift (AStG).

160 Ein Lehrer, dem einige Jungen geklagt hatten, „daß sie soviel zu diesem Nachmittag auswendig zu lernen hätten“, stieß sich an den Textstellen:

„(2) Das ist das Geschlecht, das nach ihm fragt, das da sucht dein Antlitz Gott Jakobs.

(4) Wer ist der König der Ehren?

(5) Es ist der Herr Zebaoth, er ist der König der Ehren.“

Ferner an den Bibelstellen 1. Mose 22, 18, Ps. 14, 7 und 2. Petr. 3, 13 und dem Vers (aus EKG 11, V. 3): „Zions Hilf und Abrams Lohn, Jakobs Heil, der Jungfrau Sohn, der wohl zweigestammte Held hat sich treulich eingestellt.“ (Auszug aus dem Stimmungsbericht der NSDAP, Kreis Bremen, Kreis-Propagandaleitung, Abt. Aktive Propaganda, v. 14.12.1935 samt Anlage, Landeskirchl. Archiv B 206.1)

161 Karl Barth, Predigt über Matth. 14, 22–33, in: Ders., Fürchte dich nicht!, Predigten aus den Jahren 1934 bis 1948, München 1949, S. 18–31.

162 Brief an L. Streckert v. 1.12.1934.

163 Hans Prolingheuer, Der Fall Karl Barth, Neukirchen 1977, S. 69.

164 Brief v. 26.2.1935 an die Vorl. Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche, Berlin.

165 Credo. Die Hauptprobleme der Dogmatik dargestellt im Anschluß an das Apostolische Glaubensbekenntnis, München 1935.

Reichserziehungsminister über den Beamteneid im Juni 1935 seine Professur in Bonn verlor und in die Schweiz zurückging, begegnete ihm Frau Thimme durch einen Zufall wieder. Sie schrieb anschließend:

„Hab ich erzählt, daß mein Leben um eine merkwürdige Freundschaft reicher geworden ist im Sommer? Ich war durch eine plötzliche Begegnung hier in Bremen mit einer Frau Pestalozzi aus Zürich bekannt geworden und wurde dann von ihr acht Tage auf ihr Landhäuschen am Zürcher See eingeladen, wo K. Barth ständiger Feriengast ist und durch ihn ein ganzer Kreis stark bewegter Menschen. Er war auch meine acht Tage dort. Und nun habe ich nicht nur Frau Pestalozzis Freundschaft geschenkt bekommen, so wie man das eigentlich nur in den 20er Jahren erleben kann, sondern nun gleich das Leben jenes ganzen Kreises mit. Es ist das etwas, was Hans auch sehr fesseln würde: Ganz alte Kultur und geistige Hochbildung (auch Reichtum) zusammen mit einer Naturnähe und zwanglosen Einfachheit, die weltfern erscheint, dabei dann alle Erleichterungen der Technik ebenso harmlos selbstverständlich gebraucht.“<sup>166</sup>

Lollo von Kirschbaum, Barths Mitarbeiterin, hat in ihrem Tagebuch festgehalten, daß Frau Thimme am 27. Juli 1935 auf dem „Bergli“ angekommen ist. Unter dem 4. August heißt es: „Lange gute Nacht, gemeinsames Morgenfrühstück — nachher liest K[arl Barth] seine Genfer Vorlesungen über die ‚Kirche‘ vor. Es entspinnt sich ein Gespräch, Frl. Thimme, Hertha [List, eine Freundin Lollo], Gertrud [Staewen], Ruedi, Gerty [Ehepaar Pestalozzi], Eduard [Thurneysen, Barths Freund] und wir.“ Und am 5. August: „Fahre morgens mit Auto in die Stadt [Zürich], Frl. Thimme ebenfalls. Wir frühstücken am Bahnhof unter *lebhaften* Gesprächen über das Verhältnis von ‚Wahrheitsfrage‘ und ‚Liebe‘, sie ist mir immer etwas zu exaltiert, aber ein kluger und lieber Mensch.“<sup>167</sup>

Reichskultusminister Rust hatte am 12. Juli den Fall Barth mit einer allgemeinen Verfügung abgeschlossen, in der es hieß: „Einer Eidesverweigerung kommt es gleich, wenn ein Beamter den Eid nur mit Vorbehalten leistet; der Schwur der Treue verträgt seiner Natur nach keine Einschränkungen.“

Ein Beamter, der trotzdem den Eid nur mit Vorbehalten oder Einschränkungen zu leisten bereit ist, wird daher als aufrechter Mann selbst die Folgerungen zu ziehen haben, daß er sein Amt zur Verfügung stellt. Tut er das nicht, hat er die gleichen Folgerungen zu gewärtigen wie derjenige, der den Eid vollständig verweigert.“<sup>168</sup>

Aus der Schweiz nach Haus zurück gekehrt, richtete Magdalene Thimme am 26. August 1935 an den Reichsminister folgendes Schreiben:

„Durch den Erlaß des Herrn Ministers vom 12.VII.35 sehe ich mich zu folgender Anfrage genötigt:

Sind unter den ‚Einschränkungen oder Vorbehalten‘, die in dem Erlaß einer Eidesverweigerung gleichgesetzt werden, Zusätze zu verstehen, die den Eid inhaltlich verändern, oder auch die Einschränkung, die im Eide selbst enthalten ist?

166 Brief v. 5.11.1935 an Ingeborg Th.

167 Mitteilung von Dr. Hinrich Stoevesandt, Karl-Barth-Archiv, Basel, v. 21.12.1988.

168 Text b. H. Prolingheuer, a.a.O., S. 213.

Die Eidesformel: ‚So wahr mir Gott helfe‘ spricht aus, daß der Schwörende Gott für seinen höchsten Herrn und Gottes Hilfe für seine Rettung hält.

Mit der Eidesleistung erkennt einerseits der Schwörende den Gehorsam gegen die Obrigkeit als Gottes Gebot an und verpflichtet sich zum Einsatz von Leib und Leben in ihrem Dienst.

Andrerseits stellt sich auch die Obrigkeit, die diese Eidesformel vorlegt und abnimmt, unter Gott.

Es ist also in der Eidesformel die Fülle der positiven Verpflichtung beschlossen. Zugleich aber enthält sie die eine Einschränkung des Gehorsams gegen die Obrigkeit: Wenn die Obrigkeit eine Forderung gegen Gottes Gebot erhebt, verläßt sie den Ring, der im Eide Obrigkeit und Untertan zusammenschließt. Der Untertan kann in diesem Fall seinen Eid nur halten, indem er Gottes Gebot befolgt und der Obrigkeit ungehorsam ist.

Mit der im Eide selbst enthaltenen Einschränkung habe ich als evangelischer Christ seinerzeit den Eid geleistet. Magdalene Thimme.<sup>169</sup>

Eine inhaltsgleiche Eingabe richtete sie am 20. September 1935 an den Bremer Bürgermeister Otto Heider, der sie Carl Röver, dem Reichsstatthalter in Oldenburg, vorlegte. Der gab daraufhin den Bescheid, da Frau Thimme den durch Gesetz vom 20. August 1934 vorgeschriebenen Beamteneid bereits geleistet habe, seien „die Erörterungen, die sie an meinen Erlaß vom 12. Juli 1935 . . . knüpft, gegenstandslos. Wenn sie glaubt, daß der geleistete Eid sie in Gewissenskonflikte bringen kann, ist es nicht Sache einer Zentralbehörde, allgemeine Regeln für die Lösung solcher Konflikte aufzustellen.“<sup>170</sup>

So konnte Frau Thimme, die von ihren Verwandten schon für „ernstlich gefährdet“ gehalten wurde, im Amt bleiben. Vielleicht sind Vorgesetzte für sie eingetreten. „Von den unmittelbaren Vorgesetzten (Direktor, Schulrat) droht Lene keine Gefahr“, schrieb ihr Bruder<sup>171</sup>. Dagegen ist z. B. die Vikarin Erica Küppers, die Frau Thimme im Sommer 1935 in der Schweiz kennengelernt und die die gleiche Anfrage an Rust gerichtet hatte, daraufhin pensioniert worden<sup>172</sup>.

Frau Thimme war sich allerdings darüber im klaren, daß ihre Position gefährdet blieb. 1936 hielt ihr Bruder fest: „Lene in Bremen die einzige an ihrer Schule, die sich weigerte, in den Nationalsozialistischen Lehrerbund einzu-

169 Durchschrift oder Abschrift im AStG.

170 Original nicht erhalten; Zitat im Schreiben des Reichsstatthalters v. 13.9.1937, der seinerseits einen Brief des Ministers Rust v. 4.9.1937 zitiert.

171 Brief von Wilhelm Th. an Hans und Ingeborg Th. v. 21.9.1935 aus Bremen-Horn: „Lenes Stellung ist dadurch augenblicklich ernstlich gefährdet, daß sie in der Eidesangelegenheit eine Erklärung (in Form einer Anfrage an Rust) abgegeben hat, daß sie den Eid nur geleistet habe und leisten könne mit dem für den Christen selbstverständlichen Vorbehalt, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen. Man muß abwarten, wie das weiter läuft, kann sich eigentlich schlecht denken, daß der Staat wirkll. diesen für einen Christen selbstverständl. Standpunkt ausdrückl. als untragbar bezeichnen sollte.“

172 Undatierter Brief (Ende 1935) an Hans u. Ingeborg Th.

treten, weil die nationalsozialistische Weltanschauung sich nicht mit dem Christentum vertrage. Trägt bewußt das dauernde Risiko des Abbaus. Hat um so mehr Ansehen und Autorität bei den Schülern.“<sup>173</sup>

Ein Jahr später kam es dann zu einem neuen Konflikt mit dem nationalsozialistischen Staat. Der Bremer Bürgermeister Böhmcker stellte am 30. Juni 1937 telegrafisch beim Reichsstatthalter den Antrag, Frau Thimme zu pensionieren: „Nach einem Bericht des Amts für Volkswohlfahrt, Kreis Bremen, der NSDAP hat die Genannte es abgelehnt, Mitglied der NS-Volkswohlfahrt zu werden. Selbst auf Vorhaltungen des Senators für das Bildungswesen, ihrer vorgesetzten Behörde, hat sie sich nicht veranlaßt gesehen, ihren ablehnenden Standpunkt zu ändern.“<sup>174</sup> In einer Vernehmung der Gestapo hatte Frau Thimme ihren Standpunkt so begründet:

„Soweit ich die Grundsätze der NSV kenne, unterstützt sie nur solche Bedürftige, die sie für erbtüchtig hält, und schließt andere Bedürftige von ihrer Unterstützung aus (z. B. unheilbar Kranke oder bedürftige Nichtarier, auch getaufte Nichtarier). Die letzte Quelle des Unterstützungswillens ist für mich als Christin Nächstenliebe, d. h. Liebe zu dem Bruder in Not um Christi willen. Ich kann deshalb sehr wohl die von der NSV. Betrauten unterstützen und tue das gerne, aber ich kann nicht durch meinen freien Eintritt in die NSV. den Ausschluß irgend eines Unterstützungsbedürftigen auf meine persönliche Verantwortung nehmen.“<sup>175</sup>

Der Bürgermeister listete nun auch die anderen politischen Mängel Magdalene Thimmes auf: „Die Genannte ist auch nicht Mitglied des NSLB [NS-Lehrerbundes]. Auf Befragen, warum sie diesem nicht beitreten wolle, hat sie erklärt, daß der NS-Lehrerbund die nationalsozialistische Weltanschauung vertrete, wie sie Rosenberg im Mythos des 20. Jahrhunderts darlege. Da diese Weltanschauung mit ihren Ansichten in Widerspruch stände, könne sie Mitglied des bezeichneten Bundes nicht werden.“

Frau Thimme sei nicht gewillt, sich nationalsozialistische Grundsätze zu eigen zu machen, und könne ihrer Aufgabe, „die Jugend an Volkstum und Staat im nationalsozialistischen Geist zu erziehen“, nicht gerecht werden. Sie wurde zu weiteren Erklärungen veranlaßt, die sie im Juli 1937 abgab<sup>176</sup>.

Ihre Schwägerin, die gerade in Bremen zu Besuch war, berichtete: „Lene hat eine aufregende Zeit. Man hat ihre Versetzung in den Ruhestand beantragt, und es ist so gut wie sicher, daß sie auch in Kraft tritt – und zwar gleich. Es ist möglich, daß sie ihre Oberprima noch bis Ostern behält – auf Bitte des Direktors, da will sie aber Bedingungen stellen. Der Grund ist ihr Nichtbeitritt zum N.S.Lehrerbund und zur N.S.V., d. h. indirekt ihre Einstellung zum Nationalsozialismus. Sie war deshalb zwei Tage in Berlin, um mit Leuten, die auch Kirchenleute sind und näher an den Ministerien sind, zu

173 H. Thimme, Tagebuch 18.7.1936.

174 Schreiben des Reg. Bürgermeisters v. 2.7.1937, StAB 4,1/4, Thimme, Magdalene.

175 Zitat im Brief des Reichsstatthalters v. 13.9.1937, ebd.

176 Lt. Notiz des Bürgermeisters v. 19.7.1937. Die Texte sind nicht erhalten.

sprechen. Es hat ihr wohlgetan, Gleichgesinnte zu sprechen. Einen Erfolg ihrerseits glaubt keiner, also ist es nun so gut wie sicher.“<sup>177</sup>

Der Senator für das Bildungswesen forderte Magdalene Thimmes Pensionierung, und der Bürgermeister schloß sich „nachdrücklich“ an<sup>178</sup>. Der Minister entschied im gleichen Sinn. Frau Thimme lehne mindestens in dem von ihr selbst angegebenen Umfange „den völkischen Gedanken und damit einen der tragenden Grundsätze des nationalsozialistischen Staates ab.“ Dieser Standpunkt erhielt im Zusammenhang mit dem zwei Jahre vorher von ihr ausgesprochenen Eidesvorbehalt „eine besonders ernste Seite; es muß angenommen werden, daß die p.Th. wenigstens auf diesem Gebiet ‚der Obrigkeit ungehorsam‘ sein wird.“<sup>179</sup> Magdalene Thimme wurde am 18. September 1937 unter Berufung auf § 6 des sog. „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933 in den Ruhestand versetzt<sup>180</sup>.

Damit war die Angelegenheit aber nicht erledigt. Die Leitung der Gemeinde St. Stephani-Süd wandte sich in ausführlichen Protestschreiben an den Reichskultusminister und legte dar, daß Frau Thimme sehr wohl ihre Beamtenpflichten wahrnehme, daß sie allerdings als evangelischer Christ aus dem Glauben an Christus lebe. „Die gegen sie beantragte Maßnahme würde bedeuten, daß die Gewissensfreiheit angetastet und der christliche Glaube angegriffen wird.“ Das aber stünde in Widerspruch zu öffentlichen Aussagen des Führers selbst . . .<sup>181</sup> Als keine Antwort erfolgte, wiederholte die Gemeindeleitung am 4. November 1937 ihren Vorstoß: „. . . So ergibt sich: *Ein christlicher Beamter wird aus dem Amte entfernt, weil er seinen Glauben ausspricht und nach ihm handeln will.*“<sup>182</sup>

In diesem Briefe wurde auch erwähnt, daß der Bremer Staat den Dienst von Frau Thimme noch bis zum 31. März 1938 in Anspruch nähme. Das führte zu einer Anfrage Rusts bei Röver, ob dies tatsächlich zuträfe<sup>183</sup>. Röver erkundigte sich beim Bremer Bürgermeister und erhielt die Antwort, die Pensionierung sei hinausgeschoben, „weil die Studienrätin Thimme in einer Unterprima unterrichtet und diese Klasse zur Reife führen muß. Die Schulverwaltung

177 Brief v. Ingeborg Th. v. 10.7.1937 an Hans Th. — Rechtsanwalt Dr. Horst Holstein, Berlin, teilte der Stephani-Gemeinde am 15.10.1937 mit, daß er „weitere Schritte in der Angelegenheit für aussichtslos halte. Ich habe eingehend die Vorgänge durchgearbeitet und auch mit Herrn Assessor Vogel, der ja die Sache bereits kennt, durchgesprachen. Eine Beschwerde gegen die ausgesprochene Pensionierung gibt es nicht. Der einzige Weg, der noch offensteht, wäre eine Eingabe an den Herrn Reichsminister mit der Bitte um nochmalige Überprüfung. Ich halte aber eine derartige Eingabe für aussichtslos.“

178 Schreiben des Bürgermeisters an den Reichsstatthalter v. 16.8.1937, StAB, a.a.O.

179 Zitat im Schreiben des Reichsstatthalters v. 13.9.1937, ebd.

180 Verfügung von Carl Röver, Bremen, 18.9.1937, ebd.

181 Brief v. 16.7.1937, auch gesandt an den Reichsfinanzminister, Schwerin von Krosigk, den Reichswirtschaftsminister, Schacht, den Stellvertreter des Führers, Hess, und den Senator für das Bildungswesen, v. Hoff, ebd.

182 Brief v. 4.11.1937 an Minister Rust, StAB, a.a.O.

183 Brief v. 17.12.1937, ebd.

hat es daher als dringend erwünscht bezeichnet, daß die Studienrätin Thimme bis zum Ablauf des Schuljahres im Dienst bleibt.“ Der Bürgermeister habe diesem Wunsch „namentlich im Interesse der Schüler“ entsprochen<sup>184</sup>.

Der noch vorhandene Teil der Personalakte enthält eine Bleistiftnotiz, anscheinend aus dem Reichserziehungsministerium: „Ihre Maßnahme, die Studienrätin Thimme nach ihrer Entlassung . . . noch über ½ Jahr zu beschäftigen und die Ausführung meiner Entscheidung hinauszuschieben, kann ich nicht billigen. Auch der Antrag der Schulverwaltung Bremen, die damit geringe schulverwaltende Schwierigkeiten über politische Notwendigkeiten gestellt hat, ist unhaltbar.“ Und eine weitere Notiz vom 23. Februar 1938: „Fräulein Thimme ist *sofort* in den Ruhestand zu versetzen.“ Der Reichsstatthalter teilte im Juli 1938 der Gemeindeleitung mit, daß „eine Aufhebung meiner Verfügung vom 18. September 1937 nicht in Betracht kommt“<sup>185</sup>.

Er scheint nicht erfahren zu haben, daß Magdalene Thimme nicht nur ein halbes Jahr, sondern noch anderthalb Jahre nach ihrer Suspension im Gymnasium Kippenberg unterrichtet hat. Ihre Schülerin Ursula Fischer erinnert sich deutlich, Frau Thimme in Englisch in der Obersekunda 1938/39 als Lehrerin gehabt zu haben<sup>186</sup>. — Man kann nur Vermutungen darüber anstellen, welches Tauziehen hinter den Kulissen stattgefunden haben muß, ehe solch eine ganz außergewöhnliche Ausnahme gemacht wurde<sup>187</sup>.

Eine solche Aktivität ist überliefert worden. Die Schülerin Marie Bühling erfuhr in der Stephani-Gemeinde, daß ihrer Lehrerin die Zwangspensionierung drohte. Daraufhin besprach sie sich mit ihrer Klasse und holte sich deren Einverständnis zu einem privaten Vorstoß beim Direktor Ernst August Kippenberg; allerdings mochte keine andere Schülerin sie begleiten. „Also habe ich meinen ganzen Mut zusammengefaßt und bin zum Direx in die Wohnung gegangen.“ Sie stellte ihm vor, was Fräulein Thimme in der Schularbeit für die Klasse bedeutete, daß es ein ganz starker Wunsch sei, sie zu behalten, und regte an, ob er nicht mit den Schülern und dem Kollegium Schritte für sie unternehmen könnte. „Er hat sich gewunden, er hat nicht Nein, er hat nicht Ja gesagt. Ich ging genau wieder so weg . . . und dachte: ‚Ob das wohl was geholfen hat?‘ Es hat natürlich nichts geholfen . . .“<sup>188</sup>

Magdalene Thimmes Haltung im Jahre 1937 unterschied sich auch noch von der der wenigen Kollegen, die wie sie der NSDAP nicht beigetreten waren. Die Mitgliedschaft in der NS-Volkswohlfahrt und im NS-Lehrerbund galt den meisten von ihnen gerade als Konzession, die man dem Staate unbedenklich machen konnte, um sich der Partei leichter fernhalten zu können. Frau Thimmes kompromißlose Haltung führte 1945 dazu, daß sie auf dem Fragebogen auf alle 14 Fragen nach Mitgliedschaft in NS-Organisationen immer

184 Brief v. 31.1.1938. Röver übernahm die Formulierung in seinem Brief an Rust v. 17.2.1938, ebd.

185 Brief v. 6.7.1938, ebd.

186 Mitteilung v. 4.6.1991.

187 Vielleicht hängen damit auch das Verschwinden einer umfangreichen Personalakte und die Unvollständigkeit der vorhandenen zusammen.

188 Bericht von M. Nola geb. Bühling im Rundgespräch am 12.9.1991.

mit „keine“ antworten konnte<sup>189</sup>. Damals aber, 1937, stand sie auf ein-  
samem Posten. „Mancher verstand das nicht“, schrieb mit leichter Reserve  
später auch ihr Bruder<sup>190</sup>.

Als Erklärungsgrund drängte sich manchen auf, Frau Thimme habe nach  
dem Martyrium verlangt. Ich halte aber ihren Schritt von 1937 nicht für einen  
Beleg dafür. Im Grunde hatte sie nur das getan, was sie 1934 L. Streckert ge-  
raten hatte: Als der Dissens deutlich wurde, formulierte sie in großem Ernst  
ihre eigene christliche Position. Sie bestand darin, um Christi willen prinzi-  
piell die Solidarität mit Menschen jüdischer Abstammung und mit sehr kran-  
ken Menschen, in der NS-Terminologie rassistisch unwerten und minderwertig-  
en, nicht aufzugeben. Damit hatte sie genau den Punkt getroffen, an dem  
der Gegensatz zwischen christlichem Glauben und Nationalsozialismus ei-  
gentlich für alle Christen hätte deutlich werden müssen. —

In ihren letzten Schuljahren hat Magdalene Thimme auf ihre Schüler wohl  
besonders gewirkt. Mir erscheint bezeichnend, daß bei einer Jubiläumsaus-  
stellung des Kippenberg-Gymnasiums 1984 vor einem Bild von Frau Thimme  
*eine* Besucherin sofort positive Erinnerungen wiedergab, eine *andere* sich  
aber heftig dagegen wandte. Auf eine Schülerschaft, die selbst unter starkem  
nationalsozialistischem Einfluß stand, mußte eine Persönlichkeit wie M.  
Thimme polarisierend wirken. Denn sie dachte nicht daran, sich etwa aus po-  
litischen Gründen im Unterricht zurückzunehmen. Die Schülerin Marie Büh-  
ling, selbst ohne christliche Erziehung aufgewachsen, erinnert sich gerade  
an den Religionsunterricht: „Das, was mich in den drei Jahren am meisten ge-  
packt und geknetet und zum Widerspruch und zum Kampf und zum Aufleh-  
nen gereizt hat, das war immer in der Religion. Aber Fräulein Thimme wollte  
das, das hat sie gern gehabt.“ Auf einer Wanderung suchte sie den zumeist  
desinteressierten Schülerinnen den Unterschied zwischen Propaganda und  
christlicher Verkündigung zu erklären. Ein andermal machte sie an einem  
Beispiel der Schülerin klar: „Du bist nie außerhalb von Gottes Bereich.“ „Sie  
zitierte oft aus Kierkegaard: ‚Mit geschlossenen Augen in den Abgrund  
springen!‘ Das fand ich schrecklich, das wollte ich durchaus nicht, ich wollte  
wissen, wohin ich springe!“ Im Religionsunterricht berichtete Frau Thimme  
von Niemöllers Verhaftung („als die SA-Leute schon alle vor der Tür standen,  
predigte er noch weiter . . .“). „Dann erstarrte die Klasse . . . Jeder wußte, was  
das zu bedeuten hatte . . .“<sup>191</sup>

Die Schülerin Ursula Fischer hat zwei Erlebnisse nicht vergessen. Frau  
Thimme nahm mit der Unterprima Shakespeares „Richard III.“ durch, jenes  
Schlüssel-Drama über den Machtwahn eines Herrschers. Jede von den nur  
neun Schülerinnen dieser Klasse habe gewußt, über wen dieses Stück die Au-  
gen öffnen sollte. Die andere Erinnerung von Frau Dr. Fischer ist mit dem Da-

189 Fragebogen v. 31.8.1945.

190 W. Thimme, a.a.O., S. 105.

191 Erinnerungen von M. Nola, geb. Bühling im Rundgespräch am 12.9.1991. — Frau  
Dr. M. Fischer erinnert sich auch an den entscheidenden Zusatz im Kierkegaard-  
Zitat: „ . . . in Gottes unsichtbar geöffnetem Arm“ (Brief v. 16.3.1992).

tum der Reichspogromnacht, dem 9. November 1938, verknüpft. Als die Schülerinnen am nächsten Tage in die Schule kamen, waren sie erschrocken über das Gesehene. Magdalene Thimme sah ihnen das sofort an, setzte sich zu ihnen, sprach mit ihnen über das Unrecht, und sie weinten gemeinsam<sup>192</sup>.

Während ihrer letzten Schuljahre übernahm Magdalene Thimme gleichzeitig in einem erstaunlichen Ausmaß Aufgaben in der St. Stephani-Gemeinde. Von „täglichem Gemeindedienst“ berichtete schon 1936 ihr Bruder („Tag dauert von früh bis spät“), und Verwandte beschwerten sich, daß die Bremer Schwestern keine Zeit und Gemütlichkeit mehr hätten und man sich nicht traue, sie zu besuchen<sup>193</sup>. Greiffenhagen hat die Gemeindeaktivitäten in seinem Erinnerungsbild im einzelnen geschildert. Ich möchte hier nur einen Überblick geben.

An erster Stelle standen für Magdalene Thimme die wöchentlichen Bibelstunden, die schon damals in Form eines wechselseitigen Gesprächs gehalten und deren Ergebnisse schriftlich festgehalten wurden<sup>194</sup>. Daneben gab es eine Jugendbibelstunde. In den Bibelstunden ging es lebhaft zu. „Da wurde um jedes Wort gerungen . . . Deshalb ist man immer wieder hingegangen“ (M. Nola). L. Streckert, die manchmal „wider den Stachel löckte“, erinnert sich, daß Frau Thimme ihr einmal entgegengehalten habe: „Liselotte, du stellst schon wieder verbotene Fragen.“

In der Gemeinde wurde ein Helferkreis gebildet, den Frau Thimme leitete. Jeder hatte einen Besuchsbezirk zu betreuen<sup>195</sup>. Shakespeare-Abende gaben ihr Gelegenheit, ihren Lieblingsdichter vorzustellen<sup>196</sup>. „Ein Spiel von der Kirche“ wurde erarbeitet, in dem auch Schülerinnen mitwirkten<sup>197</sup>. Ein Jahr später wurde wiederum ein Spiel eingeübt, zu dem nun sogar die Gestapo um Genehmigung gefragt werden mußte<sup>198</sup>.

192 Mitteilung v. 4.6.1991.

193 H. Thimme, Tagebuch 6. und 11.10.1936.

194 G. Greiffenhagen, a.a.O., S. 1 f. — „Jeweils zu Beginn der Bibelstunde wurde von Freiwilligen eine Niederschrift des am letzten Abend Besprochenen verlesen, die dann abgezogen den Gemeindegliedern zugänglich gemacht wurde, so daß schließlich jeder die Möglichkeit hatte, mit der Zeit einen ausführlichen Kommentar der einzelnen Bücher der Heiligen Schrift in die Hand zu bekommen.“ — Diese Texte sind zum großen Teil im AStG erhalten.

195 G. Greiffenhagen, a.a.O., S. 1 f., 5, 7. — „Kürzlich habe ich eine ganz neue Fähigkeit in mir entdeckt, Gemeindebesuche zu machen, und zwar in bis dahin unbekanntem Straßen und Winkeln, wo man häufig durch eine Matrosenwirtschaft hindurch muß, um die Bewohner zu finden. Es ist oft völlig phantastisch, wenn man etwa in solchem Restaurant auf kleinem hartem Sofa nach wenig Minuten des gegenseitigen Tastens in ein ganz intensives religiöses Gespräch verwickelt ist. Ich mag das Ganze so gern, daß ich darüber staune, denn eigentlich bin ich viel zu schüchtern dazu“ (Brief v. 5.11.1935 an Ingeborg Th.).

196 Greiffenhagen, a.a.O., S. 5.

197 Gerhard Fritzsche, Ein Spiel von der Kirche, München 1937. — Brief v. 4.11.1938 an Ingeborg Th.

198 Mitteilung von Erich Haase im Rundgespräch 12.9.1991.

Gemeinsam mit Greiffenhagen erarbeitete Magdalene Thimme ein Büchlein über die Taufe und eine Neubesinnung über die Konfirmation und über das Abendmahl. Besonders wichtig wurde die Arbeit an einer neuen Gemeindeordnung, die die Gemeindevertretung von St. Stephani-Süd 1937 verabschiedete, nachdem die drei Teile des Textes von Greiffenhagen, Meyer und Frau Thimme vorgestellt worden waren<sup>199</sup>. Es verstand sich von selbst, daß darin das aktive und passive Wahlrecht von Frauen verankert wurde; Frau Thimme wurde in den Gemeindevorstand gewählt.

Innerhalb der Gemeindeleitung setzte sich Frau Thimme dafür ein, daß nach der Verhaftung Pastor Niemöllers Protestbriefe an den Justizminister und an verschiedene Kirchenstellen geschickt wurden. Als im Februar 1938 bekannt wurde, daß der bevorstehende Prozeß geheim geführt werden sollte, schrieb die Gemeindeleitung:

„Pfarrer Niemöller ist als Pfarrer der Bekennenden Kirche Deutschlands angeklagt. In ihm ist die Bek. Kirche Deutschlands getroffen. Als evangelische Christen, die mit Pfarrer Niemöller wissen, daß sie als solche treue Staatsbürger sind; als evangelische Gemeinde, die mit Pfarrer Niemöller eins ist in Verkündigung und Bekenntnis, müssen wir die Öffentlichkeit des Prozesses fordern, daß für die freie Verkündigung des Evangeliums und damit auch für Recht und Wahrheit in Deutschland Raum bleibe.“<sup>200</sup> Auf Frau Thimmes Betreiben nahm die Gemeinde die Organisation der Kollekten selbst in die Hand und ließ sich nicht mehr deren Empfänger vorschreiben. Sogar um die Mission sollte sich die Gemeinde kümmern, meinten Greiffenhagen und Frau Thimme<sup>201</sup>.

Gemeinsam mit Greiffenhagen erarbeitete sie im Winter 1937/38 drei Gemeindeabende unter dem gemeinsamen Titel: „Gott spricht“: „Auch du bist angeredet! Erkenne seine Zeichen! Erkenne deine Berufung!“ Und für den Winter 1938/39 waren drei große kirchengeschichtliche Vorträge von Magdalene Thimme vorgesehen. Zwei davon wurden auch gehalten: „Die Kirche in der heidnischen Welt des römischen Kaiserreiches“ und „Die Kirche in der ‚christlichen‘ Welt des Mittelalters“, christlich in Führungszeichen gesetzt<sup>202</sup>.

„Es soll eine kleine Gemeindegeschichte werden . . . Es soll fachlich richtig aus den Quellen und doch für die Gemeinde faßlich anschaulich sein“, war Frau Thimmes Ziel<sup>203</sup>. Schon den zweiten Vortrag hielt sie für viel schwerer als den ersten, und über den dritten, der die letzten drei Jahrhunderte umfassen sollte, schrieb sie: „Jetzt gehe ich an die Vorbereitung des dritten, der, trotzdem der Stoff ja ungemein nah und bekannt ist, doch extrem difficil ist, weil ich meine, daß zu zeigen sein wird, daß Luther wohl den Weg aus der verweltlichten Kirche, aber nicht aus der ‚christlichen‘ Welt heraus gefunden

199 G. Greiffenhagen, a.a.O., S. 5 f. und 8 f.

200 Texte im AStG.

201 G. Greiffenhagen, a.a.O., S. 7.

202 27.11.1938 und 26.2.1939, hekt. Texte im AStG.

203 Brief v. 4.11.1938.

hat oder doch nicht inne gehalten hat und damit unendlichem Unheil Raum gegeben.“<sup>204</sup> Leider kam der Vortrag, der anscheinend auf das nächste Winterhalbjahr verschoben wurde, nicht mehr in der beabsichtigten Form zustande, so daß Frau Thimmes überraschend weitgehende Kritik an Luther im einzelnen nicht ausgeführt vorliegt<sup>205</sup>.

Kurz vor Kriegsausbruch nahm Magdalene Thimme als Vertreterin der Bekennenden Gemeinde in Dickenschied im Hunsrück an der Beerdigung des Pastors Paul Schneider teil, der im KZ Buchenwald ermordet worden war. Was sie über Schneider berichtete, verriet genaue Kenntnis seines Schicksals. Ihr Urteil: „Schneider und Niemöller [sind] die Einzigen, die Ernst gemacht haben.“<sup>206</sup>

#### 4. Der Zweite Weltkrieg (1939–1945)

Als bei Kriegsausbruch der Bruder Hans Thimme durch Bremen reiste, fand er „Lene auf der Höhe. Greiffenhagen eingezogen.“ Sie half organisieren, daß für Greiffenhagen ein junger Pastor der Bekennenden Kirche die Vertretung übernahm. Darüber kam es zu einem Konflikt mit der offiziell noch bestehenden Gemeindeleitung, die diesen Vertreter nicht anerkannte und ihm die Kirche verweigerte. Frau Thimme verfaßte einen Aufruf, die Predigt fände deshalb an anderer Stelle statt. Das trug ihr am 12. September ein Verhör bei der Gestapo ein. Am gleichen Nachmittag fuhr sie zu einer Sitzung der Bekennenden Kirche nach Berlin, wo sie dem Bruder berichtete<sup>207</sup>.

Zu Beginn des Krieges kam Magdalene Thimme auf den Gedanken, ihre kirchengeschichtlichen Vorträge zu einem Buch zu erweitern. Ende 1940 schrieb sie:

204 Undatierter Brief (März 1939) an Hans u. Ingeborg Th.

205 Vielleicht ist der Vortrag „Reformation heute“ vom 3.11.1940, dessen Verfasser nicht genannt wird, von Frau Thimme; dafür spricht, daß der/die Verfasser(in) sich als Teilnehmer der Beerdigung von Paul Schneider vorstellt. In diesem Vortrag steht aber nicht mehr Luther selbst im Mittelpunkt (AStG).

206 H. Thimme, Tagebuch 13.8.1939: „13.8.1939. Bremen. Lene erzählt vom Begräbnis Pastor Schneiders, 170 Pastoren anwesend. Pastor Schneider hat in seiner reformierten Gemeinde den Lehrer, der die Kinder aufgehetzt hat, nach dem Beschluß des Presbyteriums vom Abendmahl ausgeschlossen. Wegen Boykott eines Volksgenossen verhaftet. Ausgewiesen, nimmt Ausweg nicht an. Schreiben an Behörden, kehrt zurück und predigt. Darauf im Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar, das berüchtigt. 2 Jahre festgehalten. Man hätte ihn freigelassen, wenn er sich verpflichtet hätte, Ausweisung anzunehmen. Da er seinen Mitgefangenen predigt, in Einzelhaft, 2 Tage dunkel, 1 hell. Macht sich straffällig durch Zurufen von Bibelworten an Kolonnen. Man hört ihn schreien. Er schreibt aber die aufmunterndsten Briefe an Frau und sechs Kinder. Plötzlich bekommt Frau Nachricht, daß er an Herzschlag gestorben. Sie darf ihn aber nicht sehen, nur Kopf, Sarg wird versiegelt ausgeliefert. Auch die Katholiken in Dickenschied feiern sein Begräbnis mit.“

207 H. Thimme, Tagebuch 30.8. und 12.9.1939.

„Ich arbeite auch ständig an dem Kirchengeschichtsbuch, es ist ziemlich mühsame, aber auch schöne Arbeit, es ist ja als Hilfsbuch zum Unterricht gemeint, soll aber auch so lesbar sein. Hoffentlich wird es etwas Gutes, ich komme nur langsam voran. Ich möchte immer die Quellen an den Anfang stellen und an ihnen die Dinge sichtbar machen. Ich lese noch viel alte Kirchenväter.“

Das geplante Arbeitsbuch hatte aktuelle Bezüge: „Jetzt beschäftigt mich die Frage des werdenden Katholizismus sehr, die dadurch brennender wird, weil sie der heutigen Neigung zum Katholizismus begegnet, die mir ganz schrecklichen Kummer macht. Von M. N.s [Martin Niemöllers] Absicht zum Übertritt werdet Ihr von Emma gehört haben. Möchte es doch noch anders ausgehen!“<sup>208</sup>

Im Januar 1941 reiste Frau Thimme wieder nach Berlin; teils, um dort die Familie ihres Bruders zu besuchen — sie las ihnen einen Teil ihrer Kirchengeschichte vor —, aber auch, um wegen ihrer Kirchengeschichte „mit den betreffenden Männern“ zu sprechen<sup>209</sup>. Ob daraus etwas geworden ist, ist nicht klar. Jedenfalls mußte die Arbeit an der Kirchengeschichte bald unterbrochen werden. Dafür waren wohl auch inhaltliche Gründe bestimmend, die wir nicht kennen<sup>210</sup>. Vor allem aber wurde Frau Thimme in der Gemeinde gebraucht; denn Greiffenhagen konnte nur noch sonntags von Hamburg herüberkommen. Er schreibt:

„Während dieser Zeit (1939–45) verwaltete im Wesentlichen Magdalene Thimme in engster Zusammenarbeit mit der Gemeindeleitung nun auch das Pfarramt. Wenn kein Bekenntnispastor zum Gottesdienst zu bekommen war, setzte sie sich mit der Gemeindeleitung zusammen und erarbeitete eine Predigt, die von dem Ältesten, Herrn Reinders, am Sonntag im Gemeindegottesdienst verlesen wurde.“<sup>211</sup>

Die äußeren Schwierigkeiten wurden von Jahr zu Jahr größer. Aber auch nach schweren Luftangriffen im Januar 1941 waren die Schwestern Thimme nicht geneigt, von Bremen auszuweichen. Gertrud Thimme äußerte im Rund-

208 Undatierter Brief (Ende 1940) an Hans u. Ingeborg Th. „Auch Sonntag mußte ich mich mit einer Freundin auseinandersetzen, die wahrscheinlich katholisch werden will. Das geht sehr an die Nieren. Man wird da immer wieder auf die Anfangsgründe getrieben, und das mag gut sein. Überhaupt sieht es in der Kirche nicht gut aus, es ist viel Lauheit und Müdigkeit.“ — „Gerade jetzt bei den Kirchenvätern des 3. und 4. Jahrhunderts bin ich fort und fort gezwungen, über das Werden des Katholizismus und seine Besonderheit nachzudenken, und tue es, so hoffe ich, sachlich und ernsthaft. Ich meine, es geht letztlich um die Wahrheitsfrage, nicht so sehr um die Frage gelungener oder mißlungener, vielleicht schuldhaft mißlungener, Darstellung.“ Brief v. 30.12.1940 an Hans u. Ingeborg Th.

209 Brief v. 30.12.1940 an Hans u. Ingeborg Th.

210 „Ich sitze in meiner Kirchengeschichte fest, aber ich werde schon über den toten Punkt kommen.“ Brief v. 17.2.1941 an L. Streckert.

211 G. Greiffenhagen, a.a.O., S. 11. — Ein typisches Beispiel für ihre Tätigkeit ist der von ihr unterzeichnete Brief der Gemeindeleitung v. 8.1.1940 an den Bruderrat der Altpreußischen Union wegen der durch die Gestapo verfolgten Kollekten für die Bekennende Kirche.



*Magdalene Thimme als Studienrätin in Bremen*

brief, der Gedanke, daß ihr Heim und alle vertrauten Sachen zerstört werden könnten, ließe sie doch nicht unbewegt. Und Magdalene schrieb: „Wo ist denn Sicherheit, wenn man sie nicht außerhalb der Welt sucht.“<sup>212</sup> Ihre Sorge — und Hoffnung war ganz auf die Kirche gerichtet. Ihr Bruder irrte, als er der Bekennenden Kirche politische Absichten unterstellte<sup>213</sup>. In Briefen an L. Streckert, die 1941 in der Kinderlandverschickung als junge Lehrerin über 50 Kinder zu betreuen hatte, schrieb Magdalene Thimme:

„Ich nehme an, daß Ihr überhaupt übertriebene Nachrichten erhalten habt. Für uns steht dies Geschehen gar nicht im Mittelpunkt, sondern vielmehr die geistigen Nöte in der Gemeinde.“

„Mein Herz ist sehr schwer in Bezug auf Gemeinde und Kirche. Am lebendigsten ist die Bekenntnisstunde, die Jugend ist an Zahl zu knapp.“

„Wohin läuft alles? Gewiß mit schnellen Schritten der Wiederkunft Christi entgegen. Das ist der entscheidende Trost. Der aber gerade aufruft, die Zeit auszunutzen, die noch bleibt.“

„Liebe Liselotte, man fragt sich, wozu soviel Elend im einzelnen, und kann keine bestimmte einzelne Antwort finden und muß in der großen umfassenden [Antwort] stille halten, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, und daß das Beste das Kommen des Reiches Gottes ist, zu dem alles und alles dienen muß.“<sup>214</sup>

In der Gemeinde wurden nicht nur alle hergebrachten Zusammenkünfte fortgesetzt, sondern noch neue angeboten:

„In der Helfersitzung gestern ist allerhand angekurbelt: Mütter und Kinder zusammen einladen, ihnen zusammen eine biblische Geschichte erzählen, dann die Kinder allein zum Spielen und mit den Müttern noch sprechen. Ebenso Leseabende mit Gemeindevertreterkreisen, um Clemens' Reden<sup>215</sup> zu lesen, Kinderbetreuung während des Gottesdienstes, damit die Mütter zur Kirche kommen, usw.“ „Gestern war der Tag hier rappellvoll. Ich mußte mich auf Jugendbibelstunde, Sonntagsabend um ½ 7 und auf die Konfirmandenstunde heute morgen vorbereiten, und nachmittags kamen Gemeindeglieder zum gemeinsamen Lesen der Reden, die wir an Deinem letzten Abend hier lasen.“<sup>216</sup>

Diese umfangreiche Aktivität in der Gemeinde bedeutete nicht, daß Frau Thimme keinen Sinn mehr für die Dinge des täglichen Lebens gehabt hätte. Als bei L. Streckert im Lager Krankheiten und Psychosen ausbrachen, riet sie

212 H. Thimme, Tagebuch 14.1.1941.

213 Als seine Schwester auf einer Konferenz der BK in Berlin „Einladungen verschickte von Nichte zu Onkel auf offener Hundepostkarte“, kritisierte er: „Diese Leute werden niemanden stürzen, dafür zu schlau und ängstlich.“ H. Thimme, Tagebuch 25.1.1941.

214 Briefe v. „Mittwoch“ (Ende März), 1.4., 12.7. und 6.10.1941.

215 Gemeint waren nicht Briefe des Kirchenvaters oder eines Papstes Clemens, sondern die Predigten, die Bischof Clemens August Graf von Galen in Münster im Sommer 1941 gehalten hatte und die in Abschriften verbreitet wurden.

216 Briefe v. 27.9. und 6.10.1941 an L. Streckert.

ihr wiederholt dringend: „Jetzt, gerade jetzt sollte Schule sein und Ablenkung durch Konzentration auf Arbeit und Inhalt, jetzt gerade solltet Ihr vorlesen und erzählen und besprechen.“<sup>217</sup>

Die Nichte Annelise, vom „weltlichen Ast“ der Familie, profitierte doppelt von ihrem Besuch bei der Tante: „Ich nahm an ihren Bibelstunden teil, als ich im Sommer dort war und sie mich im Englischen auf mein Abitur vorbereitete, mit schönem Erfolg übrigens. Nach 3—4 Wochen bei ihr in Bremen und täglichem Unterricht kam ich von einer 5 auf eine 2 im Schriftlichen. Ihre Bibelstunden fand ich sehr beeindruckend, die reine Pädagogik. Ich bildete mir ein, so guten Unterricht hätte ich nie und nirgends in meiner Schulzeit gehabt.“<sup>218</sup>

Mit Greiffenhagens Vertreter, Rudolf Brock, und seiner Frau Hanna geb. Bischoff, die übrigens beide bei Barth studiert hatten, arbeitete Magdalene Thimme eng zusammen; sie freundete sich mit dem Ehepaar an und teilte die Leiden und Lasten der Familie; die Tochter Jutta wurde ihr Patenkind<sup>219</sup>. Frau Thimme half Brock z. B., indem sie die sonntägliche Fürbittenliste aufschrieb, die er abkündigte. Eine solche handschriftliche Liste hat sich bei der Gestapo in der Sondergerichtsakte Brock erhalten. Sie wurde konfisziert, als die Gestapo 1940 Brock wegen dieser Verlesung und wegen Einsammelns einer Kollekte für die Bekennende Kirche verhaftete und vor Gericht stellte. Da die Gestapo jedoch die Handschrift von Frau Thimme nicht identifizierte, blieb diese unbehelligt<sup>220</sup>.

Beide Schwestern Thimme waren erstaunlich immun gegenüber nationalistischen Gedankengängen, die das politische Bewußtsein gerade auch vieler Mitstreiter in den Bekennenden Kirchen prägten. Die Nichte Annelise, im Sommer 1940 oder 1941 zu Besuch, behielt in Erinnerung:

„Der Bruder Karl (Superintendent) kam zu Besuch, und natürlich wurde auch über Politik gesprochen. Mein Onkel Karl sagte dabei, die Kommunisten seien doch viel schlimmer als die Nazis und hätten noch mehr Menschen umgebracht. Darauf erhob sich meine Tante Gertrud und verließ den Mittagstisch. Ich folgte ihr alsbald und fand sie im Gemüsegarten fleißig bei der Arbeit. Sie sagte voll Empörung und Aufregung: ‚Das war mir einfach zu blöde.‘ Es hatte etwas Rührendes und Bewegendes, als sie das sagte, weil sie ja infolge eines Schlaganfalles etwas sprachgehemmt war. Auch dachte ich nicht, daß sie ein Wort wie ‚blöde‘ überhaupt kannte, geschweige denn, daß sie es in den Mund nahm.“<sup>221</sup>

Magdalene Thimme gehörte zu den wenigen evangelischen Christen, denen schon 1939 der Kriegsdienst des Christen ein Problem war. Als Pastor

217 Brief v. 19.7. (1941).

218 Brief an den Verf. v. 5.6.1991.

219 Mehrere Fotos zeigen Magdalene Thimme mit der kleinen Jutta Brock.

220 Brock wurde am 30.4.1940 vom Sondergericht Bremen zwar von der Anklage freigesprochen, eine verbotene Sammlung durchgeführt zu haben, aber wegen Verlesens einer Fürbittenliste der Bekennenden Kirche zu drei Monaten Haft verurteilt (StAB 4,89/5 Sond. KMs 6/1940).

221 Brief an den Verf. v. 5.6.1991.

Greiffenhagen, Vater von damals fünf Kindern, sofort zum Wehrdienst eingezogen worden war, besuchte sie seine Frau. Die erinnert sich:

„Am nächsten Tag kam sie zu mir, in ganz feinem Verstehen, was das nun hieß. Und dann sagte sie: ‚Hat Ihr Mann nie daran gedacht, den Kriegsdienst zu verweigern?‘ Ich sagte: ‚Nein, Fräulein Thimme, das haben wir überhaupt nicht besprochen.‘ Dann hat sie nie wieder etwas davon gesagt. Wir waren nicht soweit . . . Dieser feine Takt bei ihr, als sie das von mir erfuhr . . . Aber sie hat sicher darunter gelitten, daß mein Mann es nicht gesehen hat . . .“<sup>222</sup>

Früh nahmen die Schwestern Thimme die Verbrechen der Nationalsozialisten an den Kranken zur Kenntnis. Am 25. Januar 1941 berichtete Magdalene ihrem Bruder: „80 000 Schwachsinnige sollen getötet sein.“ Der Protest des württembergischen Landesbischofs Wurm war bekannt: „Frick hat Wurm geantwortet, Tötung sei bereits Reichsgesetz, nur mit Rücksicht auf Ausland noch nicht publiziert.“<sup>223</sup>

Ein anderes Unrecht wurde nicht nur von Thimmes, sondern in der ganzen bekennenden Gemeinde St. Stephani erkannt: die Verfolgung der Juden.

Über Frau Thimmes Haltung nach der Reichspogromnacht 1938 schrieb Greiffenhagen:

„Mit welcher rührender Hingabe nahm sie sich unserer Judenchristen an und sorgte dafür, daß die Gemeinde sie als Mit-Glieder in Christo erkannte und in ihre Mitte nahm. So war es selbstverständlich, daß wir bei allen unseren Gemeindegemeinschaften Träger des Davidssternes unter uns hatten, daß ein judenchristliches Kind mit einer Arztochter zusammen getauft wurde, mehrere Trauungen judenchristlicher Gemeindeglieder im Gottesdienst stattfanden.“<sup>224</sup>

Als 1941 die Deportation der Bremer Juden bevorstand und in St. Stephani als einziger Bremer Gemeinde die Christen jüdischer Herkunft nach einem gemeinsamen Gottesdienst „besonders eingeseget“ wurden, war Frau Thimme dabei. Sie gehörte nicht zu den Gemeindegliedern, die gleich darauf von der Gestapo verhaftet wurden. Aber sie half, wo sie konnte:

„Was Magdalene Thimme in diesen Tagen auf sich nahm, jedem Einzelnen helfend, tröstend und fürbittend zur Seite stand, bleibt bei allen Beteiligten unvergessen! In solchen Situationen strahlte eine Wärme und ein Licht von ihr aus, daß man nur an die Verheißung denken konnte: ‚Ihr seid das Licht der Welt!‘“<sup>225</sup>

Nach dem Abschiedsgottesdienst wurden zehn Gemeindeglieder, darunter zwei jüdischer Herkunft, verhaftet<sup>226</sup>. Für sie setzte sich Magdalene Thimme nun ein. Auf ihr Betreiben schrieb die Gemeindeleitung zwei Protestbriefe, am 6. November einen an den Bremer Bürgermeister Heinrich

222 Gespräch mit Frau E. Greiffenhagen am 2.8.1986.

223 H. Thimme, Tagebuch 25.1.1941.

224 G. Greiffenhagen, a.a.O., S. 10.

225 Ebd., S. 11.

226 Vgl. dazu auch: Diether Koch, Christen in politischen Konflikten des 20. Jahrhunderts, Bremen/Göttingen 1985, S. 202–224.

Böhmcker und einen Tag darauf einen an den Kirchenminister und an die Kirchenkanzlei der Deutschen Evangelischen Kirche in Berlin. Der Text des Briefes an die kirchlichen Stellen ist erhalten<sup>227</sup>. Darin hieß es:

„Gegen den schweren Eingriff in unser Gemeindeleben erheben wir Anklage. Es ist nicht recht, daß man Gemeindegliedern ihre selbstverständlichen Pflichten als Christen zum Vorwurf macht und zum Anlaß nimmt, sie ihrer Freiheit zu berauben.

Es dürfen unsere nichtarischen Gemeindeglieder nicht bestraft werden, weil sie einen Gottesdienst besuchten und am heiligen Abendmahl teilnahmen oder sich helfen ließen. Es dürfen unsere arischen Gemeindeglieder nicht bestraft werden, weil sie ihrer selbstverständlichen Christenpflicht genügten und keinen Anstoß an ihren sterntragenden Mitchristen im Gottesdienst nahmen und oder ihnen die Hilfe nicht schuldig blieben.

Wir fordern darum, daß allen unseren Gemeindegliedern die Freiheit wiedergegeben wird und daß die beleidigenden Drohungen gegen unsere Lehrerinnen und ihre Amtstüchtigkeit zurückgenommen werden . . .“

Über die Entstehung des anderen Textes schreibt Frau Thimmes Mitstreiterin im Bruderrat, Elisabeth Forck, in ihrem „Rückblick“:

„Es war eigenartig und für Magdalene Thimmes Mentalität fast enttäuschend, daß die Gestapo von ihr so gut wie gar keine Notiz nahm. War sie doch auch hier, wie bei so manchen anderen Aktionen und Beschlüssen, die treibende Kraft gewesen. Aber sie war eine pensionierte Lehrerin, an der man wohl nicht mehr viel Interesse hatte.

Sie wollte und mußte jedoch etwas für die Verhafteten tun und entwarf einen Brief an den Bürgermeister, in dem die Freilassung sämtlicher Verhafteten erbeten wurde. Den sollten die Bruderratsmitglieder unterschreiben.

Ich konnte mich zwar ihrem Anliegen nicht verschließen, aber ich fand die Fassung nicht glücklich und hätte das Ganze gern anders ausgedrückt. Aber von den Aufregungen waren wir so erschöpft, daß wir es dann doch bei dem Entwurf ließen. Wir waren auch nur noch ein kleines ‚Rumpfparlament‘, in dem der kluge, besonnene Dr. Meyer uns sehr fehlte.

So schrieben wir denn den Brief an den fanatischsten aller Judenhasser, der in der ‚Reichskristallnacht‘ selbst die Brandfackel an die Synagoge gelegt hatte, und unterschrieben als ‚Gemeindeleitung‘ insgesamt und dann einzeln mit unseren Namen.“<sup>228</sup>

Frau Forck schildert, wie die Beteiligten dann zum Innensenator zitiert wurden und der sich besonders an einer Formulierung des Protestbriefes störte, in der „nichtarische Gemeindeglieder“ im Zusammenhang mit dem Begriff „Bremer Bürger“ erwähnt wurden: „Da hakte Fischer voll Zorn ein. Zu unserem Unglück fragte die naiv-weltfremde Frau Thimme: ‚Ja, sind denn

227 Der Brief an den Kirchenminister: Bundesarchiv, Abteilung Potsdam, 512.01: RM für die kirchl. Angelegenheiten, Bd. 23795. — Der (gleiche) Text an die Kirchenkanzlei ist abgedruckt in: Kurt Meier, Kirche und Judentum, Göttingen 1968, S. 114 f. (Hier fehlt lediglich die Unterschrift von E. Forck).

228 Elisabeth Forck, Rückblick, Bremen 1978, Teil IV, S. 21. — Der Brief ist bisher nicht gefunden worden.

die Juden keine Bürger?' Ich glaubte einen Augenblick, ich verlöre den Boden unter den Füßen. Sie mußte doch von den Nürnberger Gesetzen wissen . . ."

Man darf annehmen, daß Frau Thimme sie durchaus kannte, aber in dieser Notsituation der Menschen den Begriff „Bürger“ weniger in juristischem als im Sinn von „Mitbürger“ gebraucht hat; vielleicht wollte sie auch durch die Gegenfrage gerade ihr Gegenüber zur Verdeutlichung seiner Position veranlassen. Wie aber auch immer — der Innensenator entließ die Gemeindevertreter im Zorn. Frau Forck: „Ich muß wohl kreidebleich hinausgewankt sein. Auch Herr Scherf<sup>229</sup> war sichtlich erschüttert. Aber Magdalene Thimme war ganz gelassen. Sie streichelte tröstend meine Hand und sagte: Nehmen Sie das doch nicht so schwer. Darum geht es ja gerade.“<sup>230</sup>

Wenige Monate später zeigte Magdalene Thimme in dieser Sache noch einmal Entschiedenheit. Als sich die amtliche Bremische Kirche für „antijüdisch“ und die Mitgliedschaft von Christen jüdischer Herkunft in evangelischen Gemeinden für beendet erklärte, setzte in der Gemeinde St. Stephani-Süd eine Diskussion darüber ein, ob man diesem Begehren nicht doch nachkommen müßte. Diese Diskussion, die Jahrzehnte vergessen oder verdrängt war, ist erst vor einigen Jahren wieder in der Gemeinde bekanntgeworden und hat viele irritiert. Denn damals wurden nun sogar Menschen wie Greiffenhagen unsicher, die jahrelang ohne Konzessionen gewirkt hatten. Nur der Kreis um Magdalene Thimme blieb unbeirrbar. Clara Dreyer schrieb, sie begriffe die Diskussion nicht, denn wann brauchten die Christen jüdischer Herkunft brüderliche Hilfe von Mitchristen mehr als in dieser Notlage. Und von Magdalene Thimme — in der Tarnsprache der damaligen Briefe: der „Dame“<sup>231</sup> — schrieb sie nur einen Satz: „Die Dame war und ist fest entschlossen, Gemeindeleitung niederzulegen, wenn diesem neuen Gesetz nachgekommen wird.“<sup>232</sup> Zum Glück war das dann nicht nötig, weil sich die Gemeinde zuletzt denn doch nicht beugte. Aber sie war doch als ganze nicht so fest geblieben, wie einige Frauen es für richtig hielten. So wurde nach 1945 nötig, daß sie sich bei den Überlebenden entschuldigte<sup>233</sup>.

229 Der Drogist Heinrich Scherf.

230 E. Forck, a.a.O., S. 22. — Vgl. auch die Darstellung von A. Meyer-Zollitsch, a.a.O., S. 280.

231 Dieser Begriff war ursprünglich von Schülern als Spitzname für Frau Thimme gebraucht worden.

232 Brief v. Clara Dreyer v. 24.2.1942 an L. Streckert.

233 1. Sitzung des Gemeindegremiums am 28.6.1946, P. 6, Protokollbuch des Gemeindevorstandes und Gemeindegremiums v. 28.6.1946: „P. Greiffenhagen teilt mit, daß es ihm ein Anliegen sei, das Schuldbekenntnis der Kirche zum Ausdruck zu bringen. Er denke besonders an die hinter uns liegende Zeit, in der die jüdischen Glaubensgenossen Schweres durchgemacht und bei uns nicht immer die nötige Stärkung erfahren hätten entsprechend dem Wort ‚Wo ein Glied leidet, da leiden alle mit.‘ Hierzu ergreift Herr Abraham das Wort und berichtet von seiner eigenen Verfolgung und den Verlusten, die er hätte erleiden müssen. Er bekennt sich nach wie vor zur Gemeinde und vergesse auch, daß er und die Seinen oft allein gestanden hätten.“

Wie erklärt sich die sonderbare Tatsache, daß nun sogar Greiffenhagen und Thimme in der Sache nicht mehr einig waren? Greiffenhagen hatte es an Mut nie fehlen lassen — so ist es sehr unwahrscheinlich, daß es ihm *nun* daran gefehlt haben sollte. Ich sehe die Ursache darin, daß er, wie in der Frage des Krieges, hier einen entscheidenden Schritt hinter der theologischen Erkenntnis seiner Mitstreiterin zurückgeblieben war. Er war trotz aller Nähe zu Barth Lutheraner geblieben — aber dessen Zwei-Reiche-Lehre kam angesichts der Tatsache, daß nun der Staat eine kirchliche Handlung mit drakonischen Strafen belegte, an ihr Ende: Die Bereiche ließen sich nicht länger scheiden, sondern gehörten gerade in dieser Entscheidungssituation zusammen. Da war Frau Thimme einen Schritt weiter; sie sah Luther kritischer; und sie sah, auch darin Barth näher, diesen nationalsozialistischen Staat in seiner diabolischen Rolle. Als Hitler einen Erfolg an den anderen reihte, fragte die Schülerin Elisabeth Steineke Frau Thimme, ob sie es für möglich hielt, daß Gott Hitler gewollt haben könnte. Sie antwortete: „Hitler kann auch das absolut Böse sein.“<sup>234</sup>

Wenn aber Magdalene Thimme den anderen so voraus war — dann liegt die Frage nahe, weshalb sie dann nicht einen weiteren Schritt gegangen und Juden versteckt hat; daß diese einem ungewiß-schrecklichen Schicksal entgegengingen, war schon damals klar, als der Umfang der Mordaktionen noch nicht bekannt war. Die Antwort auf diese Frage ist schwer. Frau Streckert meint sich zu erinnern, daß Frau Thimme ihr einmal anvertraut habe, sie sei gefragt worden, ob sie Juden verstecken könne, habe es aber abgelehnt, weil sie kein sicheres Versteck habe bieten können und weil sie die Gemeinde nicht in Gefahr habe bringen wollen.

Das ist denkbar. Wenn wir Nachgeborenen es wagen wollen, eine Grenze der Einsicht auch bei Magdalene Thimme festzustellen, dann lag diese wohl darin, daß sich bei ihr alles auf die Gemeinde konzentrierte, wo allein sie Jesus Christus wirken sah. Sie schärfte ja auch Liselotte Streckert ein, sie dürfe in Situationen, in denen ihr eine existentielle Entscheidung abgefordert werde, nicht politisch argumentieren, sondern dürfe nur Jesus Christus bekennen<sup>235</sup>. Die Größe Magdalene Thimmes, daß sie dies Bekenntnis wie nur wenige andere aussprach und lebte, ist zugleich ihre Grenze: Daß Jesus Christus auch *außerhalb* der Gemeinde wirke; daß das Bekenntnis zu ihm gelegentlich auch in einer rein *politischen* Handlung bestehen könne — das scheint selbst über ihren weiten Horizont hinausgegangen zu sein. —

Aber soviel war ihr zumindest im Januar 1943 deutlich: daß die Kirche für die Juden, nicht nur für Christen jüdischer Herkunft, hätte eintreten müssen. Nach einem Besuch bei ihrem Bruder in Berlin notierte der ihren Ausspruch: „Es ist eine Schande, daß auch die Kirche nicht offen gegen die Judenmorde protestiert hat, auch nicht Galen.“<sup>236</sup>

234 Briefliche Erinnerung von E. Steineke v. 4.12.1985 an Roland Th.

235 Mündliche Mitteilung von Frau Streckert.

236 H. Thimme, Tagebuch 24.1.1943.

Es war für sie selbstverständlich, daß sie sich für diejenigen einsetzte, die in Konflikt mit dem Nationalsozialismus geraten waren. Als Mitglied der Gemeindeleitung Süd beteiligte sie sich an dem Gnadengesuch für einen Soldaten der Wehrmacht, der von einem Kriegsgericht zum Tode verurteilt worden war; aber auch der Hinweis auf seine sechs kleinen Kinder nützte nichts<sup>237</sup>. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß sie es war, die ein Gutachten des Theologen Althaus zugunsten jener vier Lehrerinnen vermittelte, die nach dem Abschiedsgottesdienst von 1941 in jahrelange politische Prozesse verwickelt worden waren<sup>238</sup>. In der Familie galt ihre besondere Fürsorge der Familie ihres jüngsten Bruders Hans, und sie wandte sich außerdem besonders dem Neffen Rudolf Thimme zu, der zum entschiedenen Flügel der Bekennenden Kirche stieß<sup>239</sup>. Dagegen kehrte sie sich von ihrem Bruder Wilhelm ab, als der ihr auf einen Bekenntnisbrief zu Paul Schneider nicht antwortete<sup>240</sup>. Daß sie selbst auch ein Gerichtsverfahren über sich ergehen lassen mußte, ist nirgends in Bremen, nur im Tagebuch ihres Bruders festgehalten worden. Daraus ist unter dem 5. August 1942 zu entnehmen, daß der Vorsitzende Meyer mit 2000 und sie mit 500 Mark bestraft wurden wegen der Hilfe für die Juden, „die zur Gemeinde sich gehalten hatten, abtransportiert wurden und heute wohl nicht mehr leben“<sup>241</sup>.

Diese Notiz ist die erste, die einen Anhaltspunkt dafür gibt, *wann* die Gemeinde Stephani-Süd Kenntnis von den Morden an den Juden erhielt. Daß ein Bremer Soldat zufällig in Minsk ein Gemeindeglied bei Straßenarbeiten traf und Grüße überbrachte, war das letzte Lebenszeichen der Deportierten<sup>242</sup>.

1943 sah sich Frau Thimme zu neuer Aufgabe herausgefordert, als die Bremer Schulen geschlossen wurden und fast alle Schüler, also auch die Konfirmanden, aufs Land verschickt wurden. Sie machte sich Sorge um die Entchristlichung der Jugend, hatte sich doch gerade ein 17jähriger anvertraut, er sei der einzige unter 54 Mitschülern, der noch an Gott glaube; nur vier würden überhaupt konfirmiert<sup>243</sup>. In der Sorge, die Jugendlichen könnten unter den Einfluß deutschchristlicher Pastoren geraten, schrieb die Gemein-

237 Bittgesuche v. 1942; Todeseintragung im Sterberegister 1942.

238 Darüber ist zwar kein Schriftwechsel vorhanden; da Althaus jedoch dem Kurs der Gemeinde nicht nahestand, kann eine Beziehung durch die Kontakte des Kirchenkampfs ausgeschlossen werden. M. Thimme hatte aber bei ihm in Göttingen studiert, s. Kap. 1.

239 Dessen Mutter war die enge Beziehung nicht ganz recht: „Lenchen: Lene hat an Rudolf einen Narren gefressen.“ „Lenchen äußert Bedenken, daß Rudolf von Lene zu stark beeinflusst wird.“ H. Thimme, Tagebuch 13. und 16.9.1942.

240 Tagebuch H. Thimme 5.9.1943. An einem Neffen kritisierte sie, daß er gesagt habe, er wolle kein Märtyrer werden (ebd., 13.9.1943).

241 H. Thimme, Tagebuch 5.8.1942.

242 Daran erinnerte sich z. B. Frau Greiffenhagen. Frau Streckert erinnert sich, eines Tages in Stephani von Massenmorden an Juden gehört und gedacht zu haben, nun sei die Gemeinde übergeschnappt.

243 H. Thimme, Tagebuch 5.4.1943.

deleitung die entsprechenden Pastoren an und fragte nach deren Einstellung<sup>244</sup>. Frau Thimme verfaßte nun Briefe an die Konfirmanden, in denen sie fast jede Woche „schriftliche Konfirmandenstunden“ erhielten<sup>245</sup>. Darin ging sie einen neuen Weg, „induktiv, der von der Sache selbst zum Bekenntnis führt, nicht umgekehrt“, wie es die meisten Pastoren machten<sup>246</sup>. Briefe wurden von der Gemeinde auch an die Angehörigen derer, die zur Wehrmacht einberufen worden waren, verschickt<sup>247</sup>.

Über ihre Tätigkeit im Kriege schrieb sie:

„Dann habe ich jede Woche abends 2–3 Bibelstunden, eine noch für die konfirmierte Jugend, die ja nicht mit verschickt wird, und außerdem sind unendlich viele Menschen zu trösten und zu ermutigen. Denn das ist ja nun das Herrliche, daß Christen sich nicht zu ängstigen brauchen, weil sie wissen: Es kann mir nichts geschehen, als was Gott hat ersehen und was mir selig ist.“<sup>248</sup>

„Ich möchte ja auf der Welt nichts anderes als zu leben versuchen, was Christus uns gesagt und vorgelebt hat. In der Bibel ist er das eine Zentrum, von dem alles seinen Sinn und sein Licht hat, und die Kirche sind wir, d. h. alle, die nach ihm leben möchten. Wieviel da gefehlt hat und immerfort von uns gefehlt wird, das bedrückt mich wohl am schwersten von allem. Vielleicht kann ich die Kirche nicht mehr als Objekt sehen, sondern sehe immer uns selbst. In Bremen ist ja ganz besonders viel Unheil in der Kirche geschehen, was ich tagtäglich am eigenen Leibe, in der eigenen Seele zu spüren kriege, und ich setze alle Kraft daran, es heute besser zu machen.“<sup>249</sup>

„Ich stimme ganz mit dir überein, daß man keinen kommenden Gefahren ausweichen soll, sondern an seinem Platze ausharren und ihn ausfüllen, solange man ihn halten kann . . . Die Gedanken wandern von einem zum an-

244 Akte im AStG.

245 Nach dem Kriege als hekt. Broschüre zusammengestellt: Magdalene Thimme, Evangelische Christenlehre. Zwei Jahrgänge Konfirmandenbriefe (Bremen um 1951/52). — Am 15.8.1943 schrieb sie an Ulrike Thimme: „Die Kinder und Konfirmanden sind zwar fast schon alle verschickt und die übrigen werden es in den nächsten Tagen, aber gerade da habe ich noch viele Besuche gemacht und mit ihnen verabredet, daß der Unterricht schriftlich weitergeführt werden soll. Sie nehmen ihre Bücher mit und bekommen alle 8–14 Tage eine Anweisung, was sie lesen und lernen sollen, und eine Erklärung dazu.“ In einem Brief v. 21.5.1944 an Roland Th. heißt es dann: „Dies Jahr sind die Hälfte der neuen Konfirmanden hier, sehr nette Kinder, die Hälfte in Sachsen. Nun habe ich mündlichen und schriftlichen Unterricht.“

246 Brief v. 13.2.1948 an Ilse Walter.

247 Leider scheinen davon keine Exemplare erhalten zu sein.

248 Brief v. 15.8.1943 an Ulrike Th. — Zitat aus dem Lied von Paul Fleming: In allen meinen Taten, EKG 292, V. 3. — An Ilse Walter schrieb M. Thimme am 16.9.1942: „Viele von den Gemeindegliedern, die alles verloren haben, tragen es so herrlich, daß es eine Predigt ist.“ In einem Rundbrief äußerte sie: „Sich in unmittelbarer Nähe des Todes zu wissen, ist die dem Menschen angemessene Situation.“ Tagebuch H. Thimme 25.4.1944.

249 Brief v. 25.1.1944 an Hans u. Ingeborg Th.

dern . . . — und sie sind ja immer in dem dunklen Weltgeschehen. Aber bei allem ist und bleibt die Zuversicht, es hat alles seinen Sinn, und der Sinn kommt auch heraus, und einmal ist das Reich Gottes und seines Christus geworden. Und man möchte nichts anderes, als mit allen Kräften diesem Sinn und diesem Ziel dienen.“<sup>250</sup>

Gelegentlich fuhr Magdalene Thimme zu Sitzungen der Bekennenden Kirche nach auswärts, einige Male erfolgten auch trotz des Krieges Einladungen an Auswärtige, in der Gemeinde zu referieren. So war Magdalenes älterer Bruder Ludwig Thimme, der als Erweckungsprediger in Marburg tätig gewesen war, von 1942 bis 1944 mehrfach in St. Stephani zu Gast, um Vorträge und 1944 die Konfirmation zu halten<sup>251</sup>. Auch gegen Ende des Krieges blieb Magdalene Thimmes Aktivität ungemindert. Im Februar 1945 übernahm sie die Passionsgottesdienste, im März konnte sie den „Kindergottesdienst kaum bewältigen“<sup>252</sup>.

Sie selbst wäre nie auf den Gedanken gekommen, einmal eine Art Erfolgsbilanz ihrer Gemeindegemeinschaft aufzustellen. Als es aber Ende des Jahres 1945 fraglich wurde, ob angesichts der großen Zerstörungen — im Stephaniviertel und im Bezirk der Gemeinde stand ja kaum ein Haus mehr — weiterhin zwei Gemeinden, St. Stephani-Süd und -Nord, erhalten bleiben könnten, schrieben die Verantwortlichen einen gemeinsamen Brief — der zugleich die Arbeit von Frau Thimme im südlichen und die von Magdalene Groot, geb. Stoevesandt, im nördlichen Gemeindeteil beleuchtet<sup>253</sup>:

„Zwar ist die Gemeinde Alt-Stephani durch totale Ausbombung im letzten Jahre in ihrem Seelenstande sehr zurückgegangen, sie ist aber trotzdem Gemeinde geblieben; weder Gottesdienste noch Bibelstunden, weder Konfirmandenunterricht noch Jugendarbeit haben ausgesetzt.“ Und dann wurde der Zustand 1945 durch folgende Zahlen belegt:

<i>Alt-Stephani</i>	<i>-Nord</i>	<i>-Süd</i>
Seelenzahl	1150	1200
Abendmahlsgäste	412	750
Konfirmanden	40	36
Kindergottesdienst	200	50
Jugendkreis	45	22

Demnach blieb zwar die Jugendarbeit von Stephani-Süd hinter der von -Nord zurück, war aber immer noch erstaunlich groß angesichts der Umstände. Aus

250 Brief v. 9.8.1944 an Hans Th.

251 Briefe v. 3.11.1943 an Ingeborg Th., von Ludwig Th. v. 5.1.1943 an die Gemeindeleitung und v. 6.1.1943 an Hans Th., mündliche Mitteilung von Ingrid Herrfeld-Jaspers.

252 Briefe v. 20.2.1945 an Hans Th., v. 6.3.1945 an Ulrike Th.

253 Brief v. 4.12.1945, für Stephani-Süd unterzeichnet von M. Thimme, abgedr. bei Wilhelm Garlipp, Die Stephanigemeinde nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Albertz u. a., a.a.O., S. 187.

der hohen Zahl von Abendmahlsgästen ließ sich ablesen, wieviele Menschen den Gottesdienst trotz der schweren Behinderungen durch das Jahr 1945 besucht hatten.

##### 5. *Die letzten Lebensjahre* *Nachkriegszeit 1945–1951*

Den Kampf um Bremen und die Besetzung der Stadt haben die Schwestern Thimme in bedrängten Umständen überlebt. In ihrem ersten Brief an die Verwandten in der sowjetisch besetzten Zone hieß es im September 1945:

„Gertrud und mir geht es verhältnismäßig gut. Unser Haus wurde am Tage der Einnahme Bremens durch Artillerie (deutsche) so getroffen, daß mein Schlafzimmer, Fremdenzimmer und Badezimmer ganz kaputt waren, ebenso alle Fenster bis auf eine Scheibe. Das ist aber durch Vermittlung von Mietern, die jetzt oben alles bewohnen, leidlich geflickt, nur die Fenster sind bloß vernagelt, und es zieht allenthalben mächtig. Kohlen haben wir vom vorigen Jahr soviel über gespart, daß wir wohl einen Ofen im Wohnzimmer damit heizen können. Zu hungern haben wir noch nicht brauchen, wenn es auch knapper ist als im Kriege. Um Gertruds Befinden habe ich oft Sorge gehabt, die Unruhe in Haus und Küche ist ihr zuviel, wir haben 6 fremde Menschen im Haus, die zum Teil in der Küche mitkochen. Gertruds Augen machen uns Kummer. Sie hat nicht nur grauen Star auf beiden Augen, sondern noch eine Degeneration der Netzhaut, die der Augenarzt auf Unterernährung zurückführt. Nach den Mitteln, die wir jetzt brauchen, verschlimmert es sich wenigstens nicht.“<sup>254</sup>

Die Sorgen nahmen in der Folgezeit erst noch zu:

„Habt ihr noch Kartoffeln? Unsere gehen zur Neige, und bei den jetzigen Brot- und Nahrungsmittelrationen ist es dann nicht mehr leicht . . .“ (8.6.1946)

„Heute nachmittag versuche ich auf einer Fahrt über Land ein paar Kartoffeln zu bekommen, wir haben gar keine mehr und lernen nun auch, was es heißt, nicht mehr satt zu werden. Es ist gut, daß wir es auch erfahren. Es gibt eine Stelle in der Bibel, die mir sehr tröstlich und hilfreich ist. 5. Mose 8, 2–5. Sinn für uns soll es ja bestimmt haben . . .“ (30.6.1946)

„Leider ist mir vor acht Tagen meine Lebensmittelmarkentasche gestohlen mit allen Ausweisen usw., wir haben schon viel Aushilfe erhalten, so daß wir wohl gut durchkommen werden; . . . die notwendigen Papiere wieder zu bekommen, ist schrecklich zeit- und kraftraubend.“ (23.8.1946)

„Wir haben einen großen Ahorn schlagen lassen in unserem Garten, der kein Schönheitsverlust für den Garten ist und viel Holz einbringt zum Bren-

254 Brief v. 27.10.1945 an Ingeborg Th. — In den Folgejahren bemühten sich die Schwestern vergeblich, Mieter loszuwerden.

nen. Freilich ist es schwer, ihn trocken zu kriegen, aber wir kriegen einstweilen nur 3 Centner Briketts, das ist nicht viel . . ." (1. Advent 1946)<sup>255</sup>

Seit Herbst 1945 hoffte Magdalene Thimme, die Gemeindeleitung an Pastor Greiffenhagen, der aus dem Kriege wiedergekommen war, zurückgeben zu können, doch verzögerte sich das:

„Ich habe meine Gemeindegemeinschaft an P. Greiffenhagen abgegeben, der zwar noch auf dem Lande lebt und augenblicklich auch krank ist, so daß ich doch wieder alles machen muß.“ (27.10.1945)

„Bei uns war Greiffenhagen bis jetzt krank und auf dem Lande bei seiner Familie, im Januar will er aber wiederkommen. Ich habe die Bibelstunden wieder gehalten gehabt, aber gebe sie nun wieder ab.“ (31.12.1945)

„Hier in unserer Gemeinde fängt es wieder an, sich wie früher zu gestalten, Greiffenhagen lebt und arbeitet sich wieder ein, nur schade, daß er nur von Donnerstag bis Sonntag hier ist und die übrigen Tage bei seiner Familie auf dem Lande lebt. Sie kriegen für die 8köpfige Familie keine Wohnung in Bremen.“ (8.6.1946)<sup>256</sup>

Mit Greiffenhagen hoffte Frau Thimme, daß sich die Bremische Evangelische Kirche nach den Erfahrungen mit den Deutschen Christen und ihren Mitläufern nun auf eine klare Bekenntnisgrundlage stellen würde, wurde aber schwer enttäuscht.

„In kirchlicher Beziehung ist rechte Not und Aufregung in Bremen, ich sollte eigentlich gar nicht fort[reisen] . . ." (10.5.1946)

„Im übrigen sind in Bremen die kirchlichen Dinge noch ganz im Argen, und wir sind in Mitleidenschaft gezogen, möchten gerne helfen, daß in Bremen Kirche wird, und haben doch oft unübersteigliche Hindernisse, wenigstens scheint es so.“ (8.6.1946)<sup>257</sup>

Als sich herausstellte, daß die Hoffnung auf eine evangelische Kirche auf klarer Bekenntnisgrundlage nicht erfüllt wurde, sondern die meisten Bremer Gemeinden wieder an die Verfassung von 1920 anknüpfen wollten, strebte Frau Thimme wie Greiffenhagen die Sammlung bekenntnistreuer Gemeinden in einer Bekenntnisgemeinschaft an, die 1946 gegründet wurde<sup>258</sup>.

In Kirche und Welt hofften die Schwestern Thimme auf eine Umkehr vieler Menschen. Magdalene hatte 1943 geschrieben:

„Die Erschütterungen, die über die Erde gehen, sind gewaltig, mögen sie nur bewirken, was sie bewirken sollen, daß doch viele, viele zu einer wirklichen Umkehr kommen.“<sup>259</sup>

255 Briefe an Ingeborg, Ulrike und Roland Th. — 5. Mose 8,2: „Und gedenke alles des Weges, durch den dich der Herr, dein Gott, geleitet hat diese vierzig Jahre in der Wüste, auf daß er dich demütigte, und versuchte, daß kundwürde, was in deinem Herzen wäre, ob du seine Gebote halten würdest, oder nicht . . .“

256 Briefe an Ingeborg Th.

257 Ebd.

258 S. Garlipp in Albertz u. a., a.a.O., S. 188 f.

259 Brief v. 2.8.1943 an Hans Th.

Innerhalb der Evangelischen Kirche Deutschlands richtete Magdalene Thimme ihre Hoffnung auf Martin Niemöller, den sie — bevor er im Herbst 1946 zum ersten Mal nach seiner Haft nach Bremen kam — schon im Mai mit ihrem Bruder Wilhelm in Osnabrück hörte:

„Gertrud und ich waren vorige Woche in Iburg, ich nun am Mittwoch mit Wilhelm in Osnabrück, Niemöller zu hören. Das war sehr, sehr gut und eine Hoffnung und Erquickung, wie er in Stuttgart und Genf die Einheit der Kirche mit all den ausländischen Kirchenvertretern erlebt hat, die *eine* christliche Kirche in der ganzen Welt. Auch wie er unsere Lage sah und sich für die Kirche und ihre Leitung einsetzt, war zum Hoffen und zum Hauptaufheben. Daß er so lebendig hindurchgekommen ist!“ (21.5.1946)

„Ich schrieb wohl auch, daß ich an Niemöller, den ich mit Wilhelm zusammen in Osnabrück hörte, rechte Freude hatte. Er ist geistig auf der Höhe nach dem 8jährigen Gefängnis und neu mit Leib und Seele bei dem Aufbau der Kirche. Das ist sehr, sehr gut. Es sind heute sonst so viele Unklarheit und Wirrnisse, aber dieser Mann hat köstlich klare Sicht und einen klaren, starken Willen.“ (8.6.1946)<sup>260</sup>

Ein Jahr später besuchte Magdalene Thimme eine Tagung über Karl Barth: „Montag und Dienstag war ich in Oldenburg zu einer Barth-Tagung, die *sehr* zum Freuen war. Zudem war ich bei einer früheren Schülerin eingeladen und hatte es auch äußerlich sehr gut.“<sup>261</sup>

Ende 1945, als Magdalene Thimme gerade 65 Jahre alt wurde, faßte sie mit Gleichgesinnten einen neuen Arbeitsplan:

„Wir haben vor, ein katechetisches Seminar anzufangen, in dem Religionslehrer ausgebildet werden sollen. Dahinein könnte ich mich mit Leib und Seele werfen. Es soll am 12. Nov. anfangen und zwar zuerst mit den Lehrern, die jetzt schon im Amt stehen.“ (27.10.1945)

„Zudem fängt demnächst für mich eine neue Arbeit an an einem katechetischen Seminar zur Ausbildung von Religionslehrern, genauer zur Zurüstung der jetzigen Lehrer zur Erteilung des Religionsunterrichts.“ (1.11.1945)

„Die Beteiligung der Lehrer ist sehr schön und wächst hoffentlich noch . . . Es ist mir auch lieb, mich ganz in die neue Arbeit des katechetischen Seminars zu werfen, die seit ein paar Wochen läuft und mich sehr hinnimmt. Es kommt mir so vor, als könnte ich in ihr meine ganze Lebensarbeit und Erkenntnis zusammenfassen, es ist ja so, daß ich in ihr eine systematische Zusammenfassung des ganzen christlichen Glaubens zu geben habe, wie er Grundlage und Zentrum der christlichen Unterweisung ist, es ist eine atemberaubende Sache, und jetzt manchmal nachts, wenn ich wach lag, habe ich Durchblicke und Zusammenhänge gesehen, die mich einfach hinrissen.“ (31.12.1945)<sup>262</sup>

In diesem Zusammenhang steht dann, in direktem Anschluß, das bereits zitierte Wort von der „ganz, ganz herrlichen“ Dogmatik Barths. Wichtig wurde Frau Thimme auch eine Fahrt zu einer kirchlichen Tagung mit Vertretern des

260 Briefe an Ingeborg Th.

261 Brief v. 17.7.1947 an Ingeborg Th.

262 Briefe an Ingeborg Th.

Staates über den Religionsunterricht in der Schule in Detmold, die Anfang 1946 stattfand<sup>263</sup>.

Die Arbeit in der Lehrerbildung nahm guten Fortgang:

„Mein Kursus bei den Lehrern macht mir sehr, sehr große Freude, ich arbeite tüchtig für ihn, fast ist es mir, als sei er die Zusammenfassung meiner ganzen Lebensarbeit.“ (7.1.1946)

„Gestern habe ich meinen Lehrerkursus abgeschlossen, nach den Ferien beginnt ein neuer, es war sehr schön bis zuletzt, in Vegesack läuft noch einer weiter.“ (30.6.1946)

„Über mich kam die Leidenschaft zum Unterrichten erst in meiner ersten Stelle in Hermannsburg, dann blieb sie mein ganzes Leben. Noch heute bin ich am meisten ich selbst, wenn ich unterrichten kann.“ (1947)

„Ich hatte schöne Kurse . . .“ (13.11.1947)<sup>264</sup>

Diese Arbeit setzte sich noch bis Ende der vierziger Jahre fort, nun allerdings unter Mühen:

„Ich habe jetzt bei meiner Arbeit große Schwierigkeit mit der Beschaffung der Bücher, es ist eine rechte Not. Wenn nicht der Druck dahinter stünde, daß ich wöchentlich im Lehrerkursus einen Vortrag halten muß, so schaffte ich es wohl gar nicht.“<sup>265</sup>

Inzwischen hatte sich diese Arbeit ausgeweitet. Denn um den bestehenden „Nöten im Religionsunterricht“ zu begegnen, entwickelte Magdalene Thimme den Plan, ein Biblisches Lesebuch zusammenzustellen, das von Lehrern und Schülern benutzt werden konnte<sup>266</sup>:

„Ich . . . kam in meinem Buch bis einschließlich Jesaias.“ (13.11.1947)

„Ich spanne jetzt sehr darauf, daß das erste Heft meines Religionsbuches (Altes Testament) gedruckt wird. Hoffentlich glückt es. Ich gehe nun ans Neue, was mir schwerer erscheint.“ (14.12.1947)<sup>267</sup>

Nun nahm Magdalene Thimme auch die Arbeit an ihrer Kirchengeschichte wieder auf, die während des Krieges liegengelassen war, und führte sie bis an die Schwelle der Gegenwart.

„Ich muß nun ganz konzentriert an dem Liberalismus des 19. Jahrhunderts arbeiten“, schrieb sie Anfang 1950<sup>268</sup>.

Beide Werke standen miteinander in engem Zusammenhang. Das war schon an den ursprünglich geplanten Titeln abzulesen: „Die Christusgeschichte“ und „Die Geschichte der Kirche Jesu Christi“.

263 Briefe v. 31.12.1945 und 7.1.1946 an Ingeborg Th. — Die Tagung war am 9. und 10.1.1946.

264 Briefe an Ulrike Th., Brief v. 13.11.1947 an Ingeborg Th.

265 Brief v. 14.9.1949 an Ingeborg Th.

266 G. Greiffenhagen, a.a.O., S. 12.

267 Briefe an Ingeborg Th. (u. Familie).

268 Brief v. 12.1.1950 an Ulrike Th. — Bei ihrer früheren Schülerin Ilse Walter erkundigte sie sich, warum in England im vorigen Jahrhundert die Arbeiterschaft nicht gegen das Christentum eingestellt war (Brief v. 24.11.1949).

Auch formal ähnelten sich die Bücher. Zwar war Frau Thimme von dem ursprünglichen Plan, Quellen voranzustellen, abgerückt; sie bot nun jeweils eine fortlaufende Darstellung. Aber diese Darstellung war in beiden Büchern immer wieder von Quellentexten unterbrochen. Das Wort „unterbrochen“ ist jedoch falsch: Die Quellentexte waren so geschickt eingebaut, daß man die Bücher durchaus einfach *lesen* konnte. Es war aber ebensogut möglich, auf Grund der darin enthaltenen Quellentexte in ein Gespräch über die Texte einzutreten. Frau Thimme hatte eine einfache Sprache gefunden, die von sprachlich etwas vorgebildeten Kindern und Jugendlichen verstanden werden konnte und doch auch für Erwachsene lesbar war. Was auf den ersten Blick etwas spröde wirkt: die schlichte Erzählsprache, die vielen Textstellen aus der Bibel und der Kirchengeschichte — das erweist sich bei näherem Zusehen als große Chance für mehr und weniger vorgebildete Lehrer wie Schüler, sich in Bibel und Kirchengeschichte zu vertiefen. Wieviel Arbeit die angestrebte Schlichtheit bei theologischem und historischem Niveau machte, kann man nur ahnen<sup>269</sup>.

Es war nur verständlich, daß Frau Thimme auf einen Druck hindrängte. Aber der ließ auf sich warten. Fühler zu einem Verlag lösten sich nach der Währungsreform „in nichts auf“. Frau Thimme nahm mit dem Verlag „Haus und Schule“ in Berlin-Schöneberg Kontakt auf und schloß mit ihm einen Vertrag. Anfang November 1949 bekam sie endlich die Korrekturbogen für ihr Buch (wohl das Biblische Lesebuch). Kurz darauf aber mußte sie feststellen: „Der Verlag *scheint* ‚pleite‘ zu sein, letzte Gewißheit ist noch nicht.“<sup>270</sup> Im Lauf des Jahres 1950 scheint sich eine neue Möglichkeit des Drucks eröffnet zu haben, denn an ihrem 70. Geburtstag, am 3. November, sagte Frau Thimme zu Greiffenhagen: „Nun ist meine Arbeit zur Drucklegung fertig, ich stehe wieder für alle Dienste in der Gemeinde zur Verfügung!“<sup>271</sup> Erleichtert hatte sie schon im Sommer 1950 festgestellt, sie könne und wolle nun, da sich die äußeren Umstände gebessert hatten, wieder eine weite Reise planen, wie früher<sup>272</sup>.

Doch dann kam alles ganz anders.

In den bedrängten Nachkriegsjahren hatte Sorge um Krankheiten Magdalene Thimme ständig zu schaffen gemacht — vornehmlich allerdings um die Krankheiten von Familienangehörigen. Da war zunächst die Schwester Gertrud:

269 Die ehemalige Schülerin, spätere Lehrerin Marie Nola urteilt heute: „Ich habe in der Schule mit dem Buch gerne gearbeitet. Jeder Satz darin war wirklich durchdacht.“ Rundgespräch am 12.9.1991.

270 Brief v. 14.9.1949 an Ingeborg u. v. 12.1.1950 an Ulrike Th.

271 G. Greiffenhagen, a.a.O., S. 213.

272 Erinnerung von Almut Black-Uffenorde, a.a.O., S. 6: „Als sie mich, zum letzten Mal, im Spätsommer 1950 den Heckenweg entlang zur Straßenbahn begleitete, blieb sie stehen, holte tief Atem und sagte: ‚Dann bin ich frei!‘ Und vor dem inneren Auge standen die geliebten schottischen Berge, die sie im Frühjahr wiederzusehen hoffte . . .“

„Gertrud grüßt sehr, schreiben wird ihr so schwer, ihre Hände, besonders die rechte, die nach dem Schlaganfall gelähmt war, sind so gehindert in der Bewegung. Sie müßte es viel, viel bequemer haben in ihrem Alter.“ (31.12.1945)

„Tante Gertrud war gar nicht wohl durch einen sehr schlimmen Finger, der jetzt aber endlich heil, wenn auch noch ohne feste Haut und Nagel ist. Am Christtage ist sie zweimal böß gefallen und war die Weihnachtstage recht unbehilflich.“ (3.1.1947)

„Gertruds Gesundheit ist mir eine Quelle beständiger Sorge, sie hat soviel Schmerzen nachts besonders, und die Augen werden auch schlechter.“ (14.9.1949)

„Die arme Gertrud, ihr Gehör ist noch so viel schlimmer geworden, sie ist jetzt zum Arzt damit.“ (23.1.1951)<sup>273</sup>

Krankheit und andere Nöte von Verwandten bedrängten die Tante: der Neffe Rudolf, der infolge einer Operation mit dem Sprechen Schwierigkeiten hatte und wegen dieser Behinderung und auch wegen seiner Zugehörigkeit zum entschiedenen Flügel der BK schwer eine Pfarrstelle fand; die Schwägerin Ingeborg, die nach dem Tode ihres Mannes Hans Thimme, der bei Kriegsende in Potsdam bei einem Bombenangriff getötet worden war, in bedrängten Umständen lebte; deren Sohn Roland, der in der sowjetisch besetzten Zone in der Schule unter politischen Druck geriet; seine Schwester Ulrike, die erkrankte und deren Berufswahl sehr erschwert wurde<sup>274</sup>.

Nun traf es wenige Jahre nach Kriegsende auch Magdalene Thimme selbst. Zu der Migräne, die sie auch schon früher manche Tage gequält hatte, kamen Ende 1945 eine wochenlange Blutvergiftung, die sie am Schreiben hinderte, 1948 der Bruch eines Fußknorpels, was ihr monatelang zu schaffen machte; und seit 1948 stellten sich merkwürdige Schwellungen ein: „Ich habe Not mit den Schwellungen im Gesicht und am ganzen Körper.“ Ein Krankenhausaufenthalt wurde nötig, der aber die Ursachen nicht beseitigte: „Meine Schwellungen sollen Folgen von Kreislaufstörungen sein, der Arzt hat mir immer neue Tabletten verschrieben, zuletzt Priscol und dazu heiße und kalte Wechselfuß- und -handbäder. Ich gehe aber nicht mehr hin, es hilft doch nichts Wesentliches.“<sup>275</sup>

Während dieser Zeit engagierte sich Magdalene Thimme wie vorher in Gemeinde und Familie. Aus dem Josephstift richtete sie 1948 an die Gemeindeversammlungen St. Stephani einen Brief, in dem sie aufschrieb, was sie über die Taufpraxis „schon lange beschäftigt und quält“: Mit dem Begehren von Eltern, ihr Kind zu taufen, müßte die Verpflichtung einhergehen, dies Kind auch im christlichen Glauben zu unterweisen. „Zu taufen sind nur die Kinder der Eltern, die im Vollsinn zur Gemeinde gehören.“ Das dürfe zwar kein Buchstabengesetz werden, müsse aber die Richtung angeben, wie in der Gemeinde zu handeln sei. Wenn die Gemeinde auch so dächte, müßten sich dar-

273 Briefe an Ulrike und Ingeborg Th.

274 Diverse Briefe 1945–1951.

275 Briefe v. 17.3.1948 u. 28.1.1949 an Ingeborg Th.

aus Folgerungen ergeben<sup>276</sup>. Die Gemeinde ging auf diese Überlegungen ein und verankerte sie in ihrer Gemeindeordnung.

Im Sommer 1950 wurde Frau Thimme von der Gemeinde gebeten, angesichts der Pläne zu einer Bewaffnung der neugegründeten Bundesrepublik Deutschland einen Entwurf für eine Gemeinde-Erklärung zu verfassen. Sie tat es in leidenschaftlichen Worten. Der von den Pastoren umgearbeitete Text wurde dann am 29. September 1950 von Vorstand und Konvent einstimmig gutgeheißen (und bildet damit die erste einer ganzen Reihe von Erklärungen, die sich gegen Rüstung und Atomrüstung richteten und richten)<sup>277</sup>.

Für Magdalene Thimmes Sorge für die Familie könnten Dutzende von Briefen (und Paketen!) angeführt werden<sup>278</sup>. Aber auch in dieser Blickrichtung wollte sie vor allem geistlich wirken. Dafür ist ein Brief bezeichnend, den sie an den etwa 17jährigen Neffen Roland richtete, als der sie bei einem Besuch nach dem jüngsten Tage gefragt hatte. Sie antwortete ihm mit einem Überblick über das Fundament christlicher Lehre, der wie ein Vermächtnis wirkt:

„Es gibt ja eine Weltschau, die ein Weltende verneint, vielleicht ist es die landläufige Meinung der meisten Menschen, aber sie ist auch philosophisch vorgetragen z. B. von Hegel. Nach ihr geht das raumzeitliche Geschehen unserer Welt ohne Ende weiter in fortwährender Entwicklung, die durch alle Katastrophen hindurch aufwärts führt. Von einem zu erreichenden *Ziel* ist da keine Rede.

Die andere ist die, die [die] Bibel enthält: Das zeiträumliche Geschehen, das mit der Schöpfung seinen Anfang nahm, läuft einem Ende und Ziel zu, mit dem die Schöpfung Gottes zur Vollendung kommt. Der Verlauf ist nun in der Bibel so dargestellt: Der Mensch ist in die zeiträumliche Welt als geistleibliches Wesen hineingestellt, daß er dort zur Gemeinschaft mit Gott kommt in eigener freier Entscheidung und Gott zustimmendem Gehorsam. Er hat sich willentlich gegen Gott entschieden, und durch seinen Ungehorsam ist sein Leben verkehrt worden, nun läuft es dem Tode und der Trennung von Gott zu. Durch das Kommen von Jesus, sein Leben, Lehren und Sterben, schafft Gott für den Menschen die Möglichkeit, trotz seiner falschen Entscheidung doch noch zur Vollendung zu kommen. In Jesu Tode geht Jesus den Todesweg des Menschen zu Ende, und in seiner Auferstehung öffnet sich der neue Weg wiederum für alle, die ihm folgen wollen. Jetzt ist die Zeit, wo die Gelegenheit im Leben gegeben ist, mit Jesus den neuen Weg zu gehen, der durch den leiblichen Tod hindurch in das ewige Leben führt. In dieser Zeit der Entscheidung kämpft das Gute mit dem Bösen, das noch Macht hat. Der Sieg des

276 Brief v. 7.5. (wohl 1948) „An die Gemeindeversammlung Nord und Süd“.

277 Das Konzept von der Hand M. Thimmes ist erhalten, aber z. Zt. nicht auffindbar. — „Das Wort des Konvents von St. Stephani in Bremen zur gegenwärtigen Lage“ ist verschiedentlich abgedruckt, u. a. in Karl Ludwig Sommer: „Es geht ums Leben“. Abrüstungsbemühungen und Aufrüstungspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Eine kommentierte Dokumentation, Bremen 1982, S. 37.

278 Z. B. bedankte sich Ingeborg Thimme am 6.10.1946: „Dein Päckchen mit dem herrlichen Käse kam an, ach, und das viele Geld! Habt Dank für alles! Käse haben wir seit 2 Jahren hier nicht gesehen, ebenso wie Gries und Haferflocken . . .“

Guten ist durch Jesus schon endgiltig entschieden, jetzt ist nur den Menschen die Gelegenheit gegeben, sich auf die eine oder andere Seite zu schlagen. Und das ist der geheime Sinn des Weltgeschehens und des Einzellebens: Ruf zur Entscheidung, Gelegenheit zu ihr. Aber nicht immer wird das wilde Durcheinander wahren, sondern nachdem allen Völkern und Ländern der Welt der neue Weg gesagt ist, wird Jesus wiederkommen, das wird der letzte jüngste Tag des uns bekannten Weltgeschehens sein, im Endgericht wird die Entscheidung Gottes für die Menschen und der Menschen für Gott klar herauskommen, und das neue ungetrübte Reich Gottes ohne Sünde, Tod und Böses wird anbrechen.

So ist kurz die biblische Schau, zu der freilich noch vieles, vieles zu sagen ist . . .“

Auf diese Darstellung folgt der lakonische Satz: „Diese biblische Schau ist mir der Schlüssel zum Leben und macht mir das Leben lebenswert.“<sup>279</sup>

Im Winter 1950/51 wurde Magdalene Thimme weitgehend ans Bett gefesselt und konnte nur noch ein oder zwei Stunden täglich aufstehen. Aus dieser Zeit stammt wohl das letzte Foto der beiden Schwestern, das die beiden alten, hinfalligen Frauen auf ihrem Sofa sitzend zeigt<sup>280</sup>.

Die Malerin Elisabeth Steineke, eine frühere Schülerin, stand Magdalene Thimme in den letzten Monaten ihres Lebens besonders nahe und besuchte sie oft:

„Und gerade zuletzt fiel die Größe und Sicherheit von ihr ab. Sie war angstvoll wie wohl die meisten Menschen vorm Tod, wenn er wirklich nah ist . . . Ich hatte gedacht, daß ein Mensch, der so fest und sicher im Glauben war, einen leichten Tod haben müßte. Es war für sie sehr schwer. — Es war eben auch eine grausame Krankheit, aber sie trennte sich auch schwer vom Leben. Vielleicht weil sie es so intensiv gelebt hatte? Sie sagte auch mal zu mir: ‚Vielleicht wirst Du dann himmlische Bilder malen!‘ Ich glaube, sie meinte es nicht im Scherz, es klang nicht so.“<sup>281</sup>

Magdalene Thimme starb am 12. Mai 1951 an Lungenkrebs.

Pastor Greiffenhagen: „Am 14. Mai 1951 sah ich sie das letzte Mal, aufgebahrt in ihrem Zimmer; die letzten Sonnenstrahlen lagen auf ihrer Stirn, hinter der so helle und klare Gedanken gewohnt hatten; um den Mund, der über dem, was er zu sagen hatte, so gefürchtet und doch so geliebt, uns allen aber unentbehrlich war.“<sup>282</sup>

279 Undatierter Brief (1948).

280 Foto im AStG.

281 „Aber ich bin nicht so sicher dabei. Ich glaube nicht, daß das ewige Leben bedeutet, daß es so weiter geht wie jetzt, nur vollendeter.“ Brief v. 4.1.1985 an Roland Thimme.

282 G. Greiffenhagen, a.a.O., S. 13. — Die Schwester Lilli Thimme erinnerte sich: „Ihr letzter Anblick wird mir immer vor Augen stehen, es lag ein etwas überlegenes, aber so unendlich schmerzliches Lächeln auf ihren Zügen, so als wenn sie etwas erlebt hätte, wovon kein anderer Mensch eine Ahnung haben könnte“ (Brief v. 24.5.1951 an Roland Th.).

Ihre Schülerin Almut Black-Uffenorde erinnert sich an einen Augenblick: „Da sah ich sie plötzlich vor mir, wie sie auf dem Sofa saß, den Oberkörper zur Bekräftigung vorbeugend, mit dem strahlenden Gesicht einer Siegerin über kleine Gemüter und nicht ohne einen schelmischen Zug. ‚Aber natürlich will ich noch einmal Abraham begegnen und mit ihm sprechen‘ . . .“<sup>283</sup>

## 6. Schluß

Die achtzigjährige Gertrud Thimme hat ihre jüngere Schwester noch um vier Jahre überlebt. Von ihrer kleinen Rente als frühere Schwester und den Mieteinnahmen des Hauses konnte sie nicht leben; es blieben ihr nach Abzug der Steuern 51,70 DM im Monat<sup>284</sup>. Da sie sich auch schlecht selbst versorgen konnte, zog 1952 die Schwägerin Ingeborg Thimme aus Potsdam mit ihren Kindern zu ihr nach Bremen. Ihr Bruder Wilhelm beschließt die Schilderung ihres Lebens: „Sie war jetzt sehr hilflos und konnte sich kaum noch verständlich machen. Doch merkte man bis zuletzt, daß die alte Intensität, ja Leidenschaftlichkeit ihres Gefühlslebens erhalten geblieben war. Im 85. Lebensjahr wurde sie von ihrem ungewöhnlich schweren Leben und ihrer unstillbaren Sehnsucht erlöst.“<sup>285</sup> Sie starb am 4. November 1955.

Leicht war auch Lene Thimmes Leben nicht gewesen, aber doch wohl reicher. Sie durfte stärker wirken, und sie tat es auch noch nach ihrem Tode durch ihre Bücher, deren Druck sie nicht mehr erlebt hatte. „Die Christusgeschichte“ wurde im Sommer 1954 von Frau Thimmes Schülerin und Freundin Lili Simon im Berliner Lettner-Verlag herausgegeben, und zwar unter dem Titel: „Biblisches Lesebuch — Altes und Neues Testament“<sup>286</sup>. Das Buch fand an den Schulen Bremens in den fünfziger und sechziger Jahren weite Verbreitung. Im gleichen Verlag gab ihr Bruder Wilhelm im Jahre 1956 ihre „Geschichte der Kirche Jesu Christi“ heraus<sup>287</sup>, in leichter Überarbeitung; er änderte nur, soweit sich das feststellen läßt, an einigen Stellen den Stil<sup>288</sup> und ergänzte es<sup>289</sup>. In zweiter Auflage erschien das Werk 1966, nun von Lili Simon herausgegeben, in drei Taschenbüchern. Sie sind vergriffen, weil der Verlag nicht mehr besteht.

283 Erinnerungsbild, S. 4. — Die gleiche Erinnerung äußerte auch Ilse Walter im Gespräch am 26.11.1991.

284 Brief des Rechtsanwalts Dr. O. Wellmann v. 8.6.1951 an das Personalamt Bremen.

285 W. Thimme, a.a.O., S. 33.

286 Vielleicht wählte Frau Simon diesen Titel deshalb, weil der besser zum Bremer Fach „Biblische Geschichte“ (auf allgemeinchristlicher Grundlage) paßte.

287 Magdalene Thimme, Die Geschichte der Kirche Jesu Christi, hg. v. Wilhelm Thimme, Berlin 1956.

288 Das ergibt ein Vergleich jener Teile, deren Konzept erhalten sind: von der Reformation (1521) bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts (F. v. Schiller). (Manuskript im Diarium Gottfried und Emmy Thimme, im Besitz von Dr. Roland Thimme).

289 Sicher um das letzte Kapitel, in dem kurz die Ereignisse der frühen fünfziger Jahre erwähnt werden; ob Wilhelm Thimme auch frühere Teile ergänzt hat, läßt sich nicht mehr feststellen.

Leider ist Frau Thimmes drittes Werk, die Konfirmandenbriefe, nie gedruckt worden; die Stephanigemeinde stellte sie nur in einer hektographierten, broschiierten Fassung unter dem Titel „Evangelische Christenlehre“ zusammen. Dabei ist dies fast unbekannt gebliebene Werk das pers6nlichste, das die Verfasserin hinterlassen hat; denn hier spricht sie die lesenden Konfirmanden direkt an. Sie versucht ihnen nahezubringen, was christliche Lehre ihr selbst auch lebenslang bedeutete. So heiBt es in der Erklärung des ersten Gebots im zweiten Teil<sup>290</sup>:

„Nun sagt Gott aber nicht nur: Ich bin *der Herr*, er fügt noch etwas unbeschreiblich Herrliches und Freundliches hinzu: Ich bin *dein* Gott. Ich, der Herr aller Herren, bin dein Gott. Das ist, als ob der Vater seinem Kinde im Dunkeln die Hand gibt und sagt: Du brauchst dich nicht zu ängstigen, ich bin ja dein Vater, und ich bin bei dir und halte dich fest. Wie die Israeliten trocken durch das Rote Meer gingen, da konnten sie es besonders deutlich merken, daB *der Herr ihr* Gott war. Habt ihr es auch schon einmal gemerkt, daB Gott Euch beschützt hat?

Es ist herrlich, daB Gott nicht mit einem Gebot anfängt, sondern mit einem Geschenk . . .“

290 Magdalene Thimme, Evangelische Christenlehre. Zwei Jahrgänge Konfirmandenbriefe, Bremen o. J. (um 1951/52), 13. Konfirmandenstunde, S. 18.

## ANHANG

### Zwei themenbezogene Briefe Magdalene Thimmes

A: *Über den Sinn des Lebens, das Christentum und die Wissenschaften*  
(Undatierter Brief von 1935 an Liselotte Streckert)

. . . Es ist schon ganz gut, 50 Jahre zu sein oder mehr. Aber es ist ziemlich gleichgiltig für den „Sinn des Lebens“, glaube ich, den kann man 15jährig ebenso fest fassen wie mit 50. Mit 50 wird man ihn hoffentlich von mehr Seiten gesehen und gelebt und erkannt haben, aber er wird sich einem auch dann noch in der Finsternis des Kampfestales entziehen, und einem neu gezeigt werden am Morgen. Ich würde nicht sagen, daß Christus der Sinn des Lebens sei. Vielleicht ist der Ausdruck überhaupt schief, und es sollte heißen Gabe und Aufgabe. Gegeben, um es freiwillig zurückzugeben in Liebe und Verstehen und Gehorsam. So sollte es sein von Anfang. Seit durch den Abfall *alles* zersetzt ist, der Mensch bestimmt häßlicher und dümmer, verrenkter geworden ist, ist der Sinn in seinen Widersinn verkehrt: Der Mensch, der das Gegebene gar nicht als gegeben anerkennen will, und es nun als Eigentum festhalten will zu seiner eigenen Erhöhung. Darin liegt seine Dummheit, daß er nun nicht mehr sein Wesen erkennt und seine Häßlichkeit, daß er seine Natur verrenkt.

Christus ist der, der ihm auf diesem Irrwege begegnet und ihn vor die Entscheidung stellt, ob er den Irrweg weitergehen will oder mit ihm umkehren zu einer dennoch (?) Erfüllung der Aufgabe. Vielleicht darf man es so sagen: Der Abfall des Menschen ist seine Umkehrung von Gabe und Aufgabe. Christus ist die göttliche Durchkreuzung dieser Verkehrung und Möglichkeit zur Umkehr.

Aber wie ist es nun mit allen *menschlichen* Bemühungen, in unserer verkehrten Welt gleichviel, abgesehen von Christus, Ordnung zu schaffen: Wissenschaft, Kunst, Staat sind ja wohl die Bemühungsgebiete?

Da ist sicher falsch zu sagen, daß der christliche Glaube dem einen Gebiet grundsätzlich ablehnender gegenüberstünde als dem andern, oder einem freundlicher als dem andern, sondern er sagt zu allem ein allerdings bedingtes Ja: Also: baut eure Ordnungen nach bester Beobachtung, erforscht, was ist und was sich bewegt, stellt eure Gedanken dar — wir wollen bei allem getreulich helfen. Nur sind wir frei von der Illusion, eure Weltordnung könnte den Grundschaden beheben, könnte den Menschen gehorsam oder gesund oder verstehend oder schön machen. *Forscht nur, wir helfen*, aber ohne die Illusion, ihr würdet durch Forschung mehr als Schale erhalten. Sagte ich Dir, wie es sich neulich im Gespräch mit einer eifrigen Kant-Friesianerin herauskristallisierte: Der Glaube an den Schöpfer ist Einschränkung und Grenze aller Naturwissenschaften — der Glaube an Gott den Erlöser Einschränkung aller menschlicher Sittlichkeit, und der Glaube an Gott den Geist die Einschränkung und Grenze aller Erkenntnistheorie. Also ein Christ macht alles mit, er heiratet, er wirtschaftet, er steht im Volk, er forscht, aber alles und *al-*

*les ist eingeklammert* und damit relativ gemacht von der Wirklichkeit Gottes, ist es aber wiederum auch positiv gemacht als Gabe Gottes. Es ist das „Haben als hätten wir nicht“ aus 1. Kor. 7 V. 29—31. Also man kann ebenso ernstlich Biologie wie Geschichte oder Philosophie betreiben als Christ und alles Erforschbare erforschen, aber man steht im scharfen (oder auch in lächelndem) Gegensatz zu allen Ansprüchen auf Absolutheit, d. h. zu allem Weltanschaulichen, Religiösen, will sagen zu jeder Selbstschöpfung, Selbsterlösungs- oder Selbstoffenbarungslehre, ob das nun Materialismus oder Idealismus, macht nichts. Alle Einzelheiten und ihre Zusammenhänge können wir — soweit es reichen wird, gern erforschen, aber ihr Ursprung, ihr Ende, ihr Sinn, und d. h. ja wohl ihre Anschauung als Gesamtes, die hat ein Christ aus dem Glauben. Aber das braucht er vielleicht gar nicht *immer* zu sagen.

Mit Erziehung ist es dasselbe: In dem vorläufigen, einzelnes betreffenden Sinn gibt es selbstverständlich Erziehung als Gewöhnung an Ordnung, Sauberkeit, Fleiß, Gehorsam usw., aber die Haltung, aus der das geschieht, das Eigentliche, was dahintersteht, worauf alle „Erziehung“ abzielt und sich darin dann aufgibt — ist jenes Verkündigen der Entscheidung vor Gott. Von dem Vorläufigen sollte es in der Kirche wenig oder noch besser nichts geben, Männer- und Frauenabende verwerfe ich deshalb auch, und erkenne nur Gemeindeabende an. Anders [ist es] mit Kindergottesdienst, Konfirmandenunterricht und Jugendbibelstunde: das ist genau die gleiche Verkündigung, so deutlich wie möglich. Das unwillkürliche oder auch gewußte Einstell[e]n auf den andern ist nun freilich keine Erziehung, sondern ein angewandtes Mittel der Mitteilung, in England spreche ich Englisch, nicht zur Erziehung, sondern weil ich mich sonst nicht mitteilen kann. Wenn ich immer in Harnisch gerate allen „Erziehungskünstlern“ gegenüber, so deshalb, weil sie glauben, einen Menschen zu *ihrem* Ziel mit *ihrer* Methode mit einiger Sicherheit führen zu können. Aber das muß man Leuten wie Eurem Flitner auch nicht immerzu sagen. Im Vorläufigen wird er ja viel wissen, und das Eigentliche wird es dann schon zurechtrücken . . .

#### B: *Über Bekenntnis und Dogma*

(Brief v. 26. April 1935 an den Bruder Hans Thimme)

Lieber Hans, ich danke Dir von Herzen für Deinen lieben Brief, es war mir eine ganz große Freude, daß Du unsere kleine Bremer Schrift so ernstlich gelesen hast und ihr sogar zustimmst. Zu der Frage des Dogmas würde ich sagen, daß die evangelische Kirche, soweit sie echt ist, nicht durch das Dogma zusammengehalten wird, sondern durch das Bekenntnis zu Jesus Christus, Bekenntnis hier im eigentlichen Sinne gebraucht, nämlich dem des Sich-Bekennens zu einem Herrn, wenn er und seine Sache bedroht ist. Die „Bekenntnisse“, Apostolicum, Augustana usw. sind ursprünglich solche Bekenntnisse. Auch von dem letzten evangelischen, der Konkordienformel, wird man das sagen dürfen. Und nun jetzt im letzten Jahr ist es in der Not der Kirche wiederum zu solchem Bekennen gekommen — ich lege Dir ein Büchlein ein,

in dem die für uns entscheidenden Stücke die Erklärungen der Barmer (Mai 34) und der Dahlemer (Okt. 34) Synode sind. Lebendige ev. Kirche entsteht, indem Menschen sich aufgerufen wissen, sich zu Christus zu bekennen, oder sich dem Bekenntnis, das von anderen bekannt ist, anzuschließen. Dieser tragende, verantwortliche Kreis kann nun sehr wohl mit seiner Predigt an den weiteren Volkskreis herantreten, und die, die in irgendeiner Form dieser Einladung folgen — durch die Taufe der Kinder, durch Zusammenhang mit Bibel und Gottesdiensten — würden den weiteren Kreis der Kirche bilden, um den sich die Ablehnenden etwa noch als heidnisches Missionsgebiet legen könnten. In konzentrischen Kreisen von den mit Ernst Christen sein Wollenden würde sich eine echte ev. Kirche aufbauen. Ob die Unentschiedenen als Vorland zur Kirche gehören können, wird von der Gunst der Zeit abhängen, in Zeiten der Verfolgung wird das Vorland je und je verloren gehen und feindliches Land werden. —

Dogma ist in der ev. Kirche eine sekundäre Angelegenheit, das heißt der theologische Versuch, das „Bekannte“ in klare begriffliche Formen zu bringen. In toten Zeiten werden dann auch die ursprünglichen echten Bekenntnisse zu Dogmen. In lebendigen Notzeiten glüht das Leben wieder durch sie hin, das zeigt sich auch darin, daß sie neu gesagt werden in der Sprache der Zeit, in den Fragen der gegenwärtigen Zeit.

Gertrud hat schon geschrieben, wie sehr wir jetzt in der Not sind, Greiffenhagen ist zwar wieder frei, doch müssen wir von Stunde zu Stunde auf alles gefaßt sein. Ich hoffe, daß, wenn es meine Person trifft, Gertrud es mit Gelassenheit tragen wird, es ist schon herrlich, wie nah wir zusammen sind.

Eure Einladung zu Pfingsten und den Sommerferien berührte uns ganz seltsam wie aus fernem Kinderland. Wir können nicht mehr einen Plan für den nächsten Tag machen. Man muß schon warten, was dann ist. Ich bin sehr dankbar, daß ich diese Ferien da war zum Mithelfen und Sorgen. Wir sind nur eine kleine Schar, die ganz eins ist im Glauben. Wenn Gertrud dann einmal allein ist, so seid gut mit ihr . . .



# Zur archäologischen Mittelalterforschung in Bremen\*

Von Karl Heinz Brandt

Wenn Bremen in einer Auflistung jener Städte, die die Zerstörungen der Bombenangriffe des letzten Krieges für Ausgrabungen in ihren mittelalterlichen Kernen nutzten<sup>1</sup>, wie z. B. Hamburg, Magdeburg, Hannover usw., nicht oder allenfalls in einer Anmerkung erscheint, hat dies verschiedene Gründe.

Der erste und m. E. wohl wichtigste ist der, daß der mittelalterliche Stadtkern, also der enge Bereich rund um Dom, Rathaus und Markt, nur geringe Schäden erlitten hatte. Sie wurden allerdings um so zahlreicher, je weiter man sich in allen Richtungen vom Markt entfernte: in die Bereiche, die, wie man später erkennen konnte, erst im hohen und späten Mittelalter besiedelt wurden<sup>2</sup>.

Als ich am 1. Januar 1954, mit einem auf ein Jahr befristeten Werkvertrag beim Focke-Museum ausgestattet, nach Bremen kam, gab es für mich und meine Archäologenkollegen nicht den geringsten Zweifel, daß es eine meiner Aufgaben, wenn nicht sogar *die* Aufgabe schlechthin sei, dem Vorbild Reinhard Schindlers in Hamburg und Ernst Nickels in Magdeburg, um Ost und West gleichrangig zu nennen, nachzueifern<sup>3</sup>. Die Ernsthaftigkeit meiner Bemühungen und ihren Wahrheitsgehalt kann man einem Schreiben entnehmen, das ich bereits am 8. Februar 1954 an Prof. Dr. Ernst Grohne, meinen pensionierten Vorgänger im Fach, richtete, nachdem ich gerade sechs Wochen in Bremen war, mit Dienstsitz im alten Lloydgebäude an der Papenstraße, also inmitten des Geschehens. Ich schrieb darin u. a.:

\* Kurzvortrag, gehalten auf der Mitgliederversammlung der Historischen Gesellschaft am 12. März 1991. Das Manuskript wurde durch Anmerkungen und zwei Anhänge ergänzt. Weggelassen wurde eine Einleitung über Wesen und Aufgaben der Mittelalterarchäologie, speziell in Stadtkernen, auf die sich der Vortrag beschränken mußte. Vgl. dazu: H. Steuer, Zum Stand der archäologisch-historischen Stadtforschung in Europa. Bericht über ein Kolloquium 1982 in Münster, in: Zeitschr. f. Archäologie d. Mittelalters 12, 1984; G. P. Fehring, Einführung in die Archäologie des Mittelalters, 1987; H. Jäger (Hrsg.), Stadtkernforschung, Städteforschung. Veröffentlichl. d. Inst. f. vergleichende Stadtgeschichte in Münster, Reihe A, Bd. 27, 1987.

1 H.-G. Stephan, Archäologische Stadtforschung in Niedersachsen, Ostwestfalen, Hamburg und Bremen, in: Katalog zur Landesausstellung Niedersachsen 1985 „Stadt im Wandel“, Kunst u. Kultur d. Bürgertums in Norddeutschland 1150–1650, 1985, S. 29–79.

2 Stephan, wie Anm. 1, S. 32.

3 R. Schindler, Ausgrabungen in Alt Hamburg, 1957; E. Nickel, Magdeburg in karolingisch-ottonischer Zeit, in: Zeitschr. f. Archäologie d. Mittelalters 7, 1973, S. 102–142.

„Hochverehrter Herr Professor!

[. . .] Der Beginn der Stadtkernforschung ist allmählich in greifbare Nähe gerückt. Als Vorbereitung zu diesen Untersuchungen bin ich dabei, auf einer Karte 1:2500 alle lokalisierbaren Bodenfunde aus der Altstadt nach Altersgruppen geordnet einzutragen. Leider wird eine solche Karte nur mehr theoretischen Wert haben, denn man kann ja bei dem heutigen Stand der Bebauung nicht dort den Spaten ansetzen, wo es am vielversprechendsten wäre, sondern dort, wo noch eine Häuserlücke besteht. Bebauungslücken aber sind sehr selten; und ob sie gerade an der richtigen Stelle sind? Ehe wir nun mit den Grabungen beginnen — vorläufig hindert ja der scharfe Frost daran —, würde ich mich gern von Ihnen beraten lassen. Die Zeit meiner Bremer Tätigkeit ist ja viel zu kurz, als daß ich schon alle Probleme übersehen könnte und Ihrer jahrzehntelangen Erfahrung nicht mehr bedürfte. Ich wäre hochofret, wenn Sie, verehrter Herr Professor, mir Ihre Unterstützung nicht versagen würden.

Hochachtungsvoll Ihr ergebener [gez.] K. H. Brandt.“

Vier Monate danach, am 9. Juni 1954, konnte die erste Grabung mit jugendlichen Strafgefangenen aus Oslebshausen an der *Tiefer 5/Stavendamm* begonnen werden<sup>4</sup>. In Hinsicht auf die Signal- und Propagandawirkung meiner ersten Stadtkerngrabung hätte ich mir eine günstiger gelegene Örtlichkeit gewünscht. Die Lage der Grabungsstelle im „Tieferviertel“ und ihre Nachbarschaft zum Schnoor 31, wo 1952 die erste planmäßige Altstadtgrabung<sup>5</sup> von Ernst Grohne initiiert und von Arnold Lühning durchgeführt worden war, gaben jedoch dem Unabwendbaren einen versöhnlichen Aspekt. Das sog. „Tieferviertel“ galt damals noch auf Grund einer Fehldeutung des Namens und wegen mangelnder geologischer Kenntnisse als „Keimzelle“ Bremens<sup>6</sup>. Wie schon die erwähnte Grabung Grohnes und Lühnings angedeutet hatte, zeigte sich auch bei meiner Grabung, daß hier im Überschwemmungsbereich der Weser keine mittelalterliche Besiedlung vor dem 13. Jahrhundert möglich war.

Noch im selben Jahr konnte, wiederum mit Strafgefangenen, eine weitere Stadtkerngrabung begonnen werden: auf einem gerade von Trümmern freigeräumten Grundstück in der *Langenstraße 133* (jetzt 14/15)<sup>7</sup>, gegenüber dem Essighaus und somit die damals dem Markt am nächsten gelegene Grabungsmöglichkeit. Das Ergebnis war erstaunlich: zumindest der südlich der Langenstraße gelegene Ortsteil war trotz der Marktnähe nicht vor 1100

4 H. Schwarzwälder, Entstehung und Anfänge der Stadt Bremen, 1955, S. 49 mit Anm. 80 u. S. 50 mit Anm. 85: Die Erwähnung eines Deiches beruht nicht auf Grabungsbefunden, sondern einem Pressebericht!

5 E. Grohne, Mahndorf, 1953, S. 345 f. Funde: Focke-Museum 8091.

6 Schwarzwälder, wie Anm. 4, S. 89 ff.; Grohne, wie Anm. 5, S. 342 ff. Davon abweichend: M. Last, in: J. Hoops, Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 3, <sup>2</sup>1978, S. 439; D. Hägermann, 1100 Jahre Münze, Markt und Zoll in Bremen, in: Brem. Jb. 69, 1990, S. 42 mit Anm. 99!

7 Schwarzwälder, wie Anm. 4, S. 48 mit Anm. 73.

besiedelt worden<sup>8</sup>! Diese Grabung war aber auch Ausgangspunkt erster naturwissenschaftlicher Untersuchungen. So hat Helmuth Nietsch Schichtproben pollenanalytisch untersucht<sup>9</sup>. Ganz besonders interessant ist jedoch die Arbeit von Günter Nobis<sup>10</sup> über die aufgefundenen Tierknochen, als Überreste menschlicher Mahlzeiten und Schlachtabfälle. Hier nur eines seiner Ergebnisse: wie in anderen mittelalterlichen Stadtsiedlungen, wie Hamburg, Lübeck und Hannover, nahm das Rind als bevorzugtes Speisetier auch in Bremen den ersten Platz ein, gefolgt von Schwein, Schaf und Ziege. Aber: im hochmittelalterlichen Bremen waren die Ochsen weit größer! Während die maximale Widerristhöhe in den genannten Städten 123,0 und 125,0 cm betrug, erreichten die bremischen Ochsen 134,0 cm!

Die Langenstraßengrabung konnte wegen überraschenden vorzeitigen Abzugs der Gefangenenkolonne nicht zu Ende gebracht werden. Sie mußte im Herbst abgebrochen werden, gerade als ein Faßbrunnen zutage gekommen war, der noch jahrelang undokumentiert und ohne Untersuchung im Boden verblieb, bis er irgendwann Bauarbeiten zum Opfer fiel!

Der Optimismus, die beiden Grabungen des Jahres 1954 wären der Auftakt zu einer kontinuierlichen, systematischen bremischen Stadtkernforschung, erwies sich ebenso als Irrtum wie die Überzeugung, die abrupt abgebrochene Langenstraßengrabung könnte fortgeführt werden. Die zuständigen, akademisch gebildeten Kulturlenker hatten sich nämlich längst gegen die endgültige Etablierung eines Archäologen (damals noch Prähistoriker) und damit auch gegen die Stadtkernforschung entschieden, indem sie die Verlängerung seines Werkvertrages hintertrieben. Die drohenden Folgen dieser, später fortgesetzten verfehlten Personalpolitik wurden zum Glück durch das Eingreifen von zwei Politikern: Willi Dehnkamp, Senator, und Wilhelm Ahrens, Deputationsmitglied, beide gelernte Handwerker, zunächst gebremst und schließlich durch Schaffung einer Planstelle abgefangen<sup>11</sup>. Der Stadtkernforschung kam diese Wende nicht mehr zugute, weil schon bald durch eine unsachliche Änderung der Geschäftsverteilung im Focke-Museum<sup>12</sup> ein Kunsthistoriker mit der Stadtkernforschung betraut wurde, womit in den entscheidenden späten 50er Jahren der Grund für nicht nachholbare Versäumnisse gelegt wurde. Dabei wurden Grabungen in der Altstadt auch von Historikern begrüßt und gefordert, was damals noch keineswegs selbstver-

8 Zu Funden aus der benachbarten Wilkenstraße, von anderer Seite geborgen, vgl. Stephan, wie Anm. 1, S. 33 u. 64 mit Anm. 50.

9 H. Nietsch, Pollenanalytischer Beitrag zur Geschichte der Wesermarsch bei Bremen, in: Die Kunde NF 9, 1958, S. 72–83. Vgl. dazu F. Prüser, Zeitschriften- u. Bücherschau zur bremischen Geschichte, in: Brem. Jb. 46, 1959, S. 342 f.

10 G. Nobis, Haustiere im mittelalterlichen Bremen. Eine vergleichende Betrachtung der Haustierwelt mittelalterlicher Stadtsiedlungen Norddeutschlands, in: Bremer Archäologische Blätter 4, 1965, S. 39–48.

11 Brem. Jb. 57, 1979, S. 317.

12 K. H. Brandt, 30 Jahre Vorgeschichte am Focke-Museum. Hefte d. Focke-Museums Nr. 12, 1957, S. 12.

ständig war <sup>13</sup>. Dies belegt eindrucksvoll ein Schreiben des damaligen Vorsitzers der Historischen Gesellschaft, Friedrich Prüser, vom 30. Juni 1959, das hier im Auszug wiedergegeben wird:

„Lieber Herr Dr. Brandt, [. . .] Ich bedaure sehr, daß Sie mit der Stadtkernforschung nun nicht mehr zu tun haben; aber noch mehr bedaure ich, daß sie in Bremen so wenig ernsthaft von behördlicher Seite oder von sonst irgendwie entscheidenden Stellen gefördert worden ist. Ich selber habe namens der Historischen Gesellschaft und unterstützt von anderen vor Jahren — es muß um 1950 gewesen sein — beantragt gehabt, DM 10 000,— in den Haushalt für Stadtkernforschung einzustellen. Die Angelegenheit ist ausgelaufen wie das Horneberger Schießen, und so haben wir dann ja auch nur die Grabungen im Schnoor, zwischen Stavendamm, Stavenstraße und Tiefer und die an der Langenstraße gehabt. Es hätte doch wohl einiges mehr herauskommen können, wenn man hier systematisch hätte vorgehen, das gesamte Altstadtgebiet zu einer Zeit, wo das möglich war, hätte erfassen können. Ich habe seinerzeit auch auf das Hamburger Beispiel hingewiesen; aber genützt hat es nichts. Hier ist in der Tat etwas versäumt worden, was nicht wieder gut zu machen sein wird. Schade! Auch darauf möchte ich in meinem Schriftumsbericht mit einem Wort hinweisen. Nochmals herzlichen Dank und herzliche Grüße  
Ihr [gez.] Friedrich Prüser.“

So konnte beispielsweise das völlig zerstörte *Stephaniviertel* ohne archäologische Unternehmen wieder aufgebaut werden. Nicht nur aus der Sicht des Zerstörungsgrades, sondern auch wegen vorliegender vor- und frühmittelalterlicher Funde <sup>14</sup> hätte hier der Schwerpunkt der Bremer archäologischen Stadtkernforschung liegen können. Aber nicht allein die vorgenannten Gründe hätten ein archäologisches Großunternehmen in diesem Stadtteil gerechtfertigt. Auch die über Jahrzehnte verbreitete und wohl begründete Meinung renommierter Bremer Historiker <sup>15</sup>, „[. . .] daß man die Siedlung um Stephani, jedenfalls für die frühe Zeit, nicht nur als Annex Urbremens ansehen kann“, hätte die herrschende Borniertheit und Ignoranz aufweichen müssen.

13 So hat H. Schwarzwälder alle meine Grabungen im Stadtkern aufgesucht und diese später in seinen Arbeiten berücksichtigt. Aber auch F. Prüser (vgl. Anm. 9 u. Text, S. 342), C. Allmers (Besprechung R. Stein, *Das vergangene Bremen*, 1961, in: *Brem. Jb.* 48, 1962, S. 435 u. 437) u. a. haben sich mündlich und schriftlich engagiert.

14 Tongefäßscherben im Focke-Museum (8082 a.b./Slg. Raddatz 54 a.b). Zu den anderen Funden vgl. Stephan, wie Anm. 1, S. 64 mit Anm. 50. — In einem dreitägigen Einsatz wurde 1954 mit Arbeitskräften, die das Gartenbauamt dankenswerterweise kostenlos zur Verfügung gestellt hatte, in der Gr. Krumpfenstraße eine Abfallgrube untersucht: Focke-Museum 8085.

15 Allmers, wie Anm. 13, S. 438 (mit Literatur).

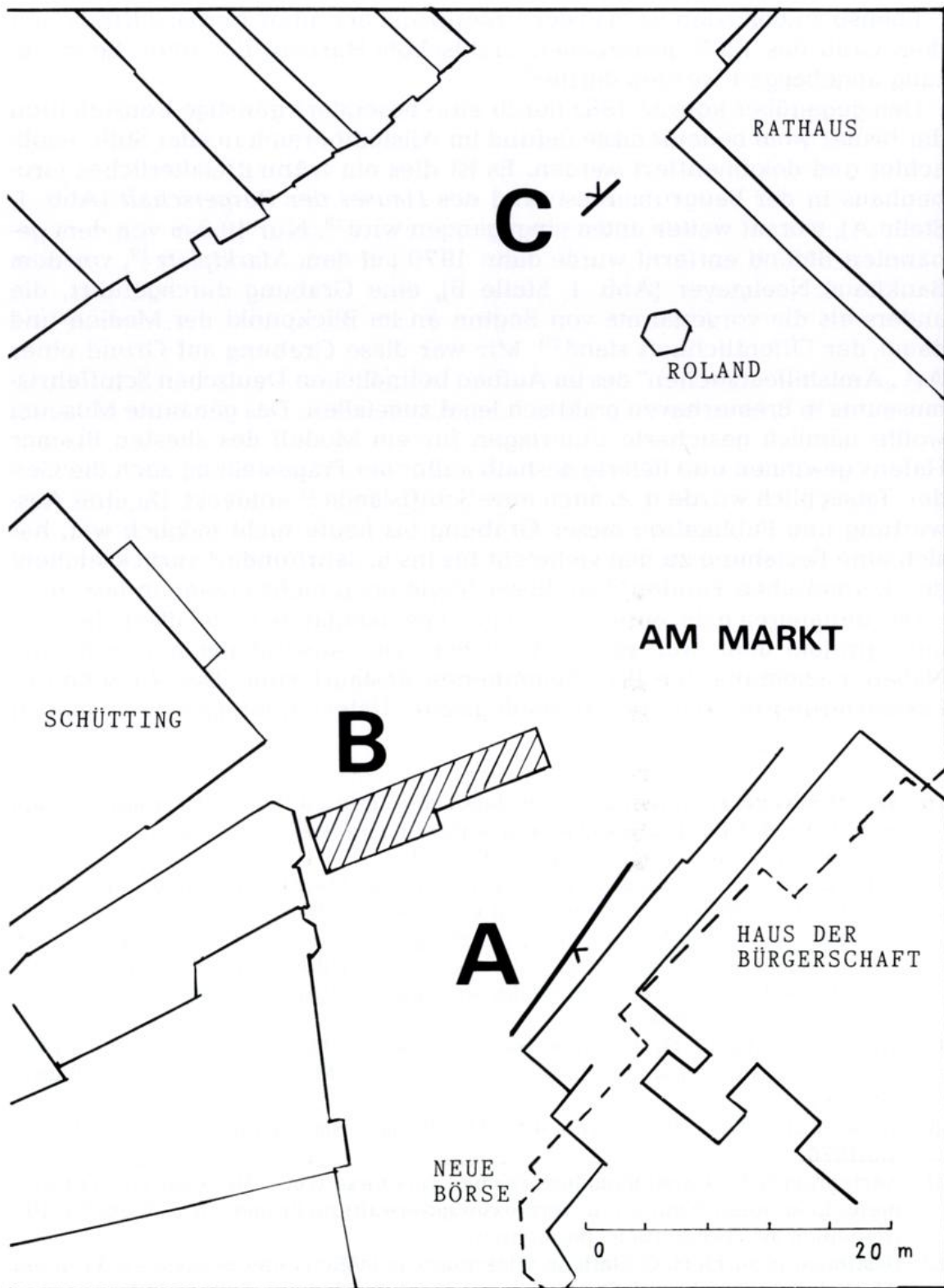


Abb. 1: Bremen, Am Markt. Frühmittelalterliche Fundstellen: A: NW-Profil mit Grubenhaus 1963. B: Schnitt mit Schiffslände 1970. C: SO-Profil 1974

Ebenso zu beklagen ist, daß der Untergrund der alten *Ansgarii-Kirche* mit dem Grab des 1207 gestorbenen Erzbischofs Hartwig II.<sup>16</sup> ohne Beobachtung abgebaggert werden durfte<sup>17</sup>.

Demgegenüber konnte 1963 durch eine besonders günstige Konstellation der bisher wohl bedeutendste Befund im Altstadtbereich in aller Stille beobachtet und dokumentiert werden. Es ist dies ein frühmittelalterliches Grubenhaus in der Baugrubenwestwand des *Hauses der Bürgerschaft* (Abb. 1, Stelle A), worauf weiter unten eingegangen wird<sup>18</sup>. Nur 10,0 m von dem genannten Befund entfernt wurde dann 1970 auf dem *Marktplatz*<sup>19</sup>, vor dem Bankhaus Neelmeyer (Abb. 1, Stelle B), eine Grabung durchgeführt, die anders als die vorgenannte von Beginn an im Blickpunkt der Medien und damit der Öffentlichkeit stand<sup>20</sup>. Mir war diese Grabung auf Grund einer Art „Amtshilfeersuchen“ des im Aufbau befindlichen Deutschen Schiffahrtsmuseums in Bremerhaven praktisch legal zugefallen. Das genannte Museum wollte nämlich gesicherte Unterlagen für ein Modell des ältesten Bremer Hafens gewinnen und lieferte deshalb außer der Fragestellung auch die Gelder. Tatsächlich wurde u. a. auch eine Schiffslände<sup>21</sup> entdeckt. Da eine Auswertung und Publikation dieser Grabung bis heute nicht möglich war, hat sich eine Beziehung zu den vielleicht bis ins 6. Jahrhundert zurückreichenden keramischen Funden<sup>22</sup> an dieser Stelle noch nicht erkennen lassen.

Das umfangreichste, aufwendigste und spektakulärste mittelalterliche Grabungsprojekt aber war der *St.-Petri-Dom*. Die Ausgrabungen waren eine Nebenerscheinung der 1972 begonnenen Restaurierung. Die Nutzung der Restaurierungsperiode für archäologische Unternehmungen war jedoch

16 W. Schönecke, Personal- und Amtsdaten der Erzbischöfe von Hamburg-Bremen vom Jahre 831 bis 1511. Inauguraldissertation Greifswald 1915, S. 51.

17 Zum Abbruch vgl. Brem. Jb. 46, 1959, S. VII f.

18 Auch hier war H. Schwarzwälder aufmerksamer und fachlich engagierter Beobachter. Dies hat sich nach Absprache mit mir in seinem Buch „Reise in Bremens Vergangenheit“<sup>2</sup> 1986, S. 23 f., niedergeschlagen. — Zu diesem Zeitpunkt standen mir — nach neunjähriger Tätigkeit! — noch keine Hilfskräfte für die Dokumentation zur Verfügung, weshalb dies alles sozusagen als Familienunternehmen durchgeführt werden mußte.

19 Altstadt, Fundstelle Nr. 6. Funde: Focke-Museum 10 132; Dokumentation: Landesarchäologie. Allmers, wie Anm. 13, S. 437, hielt eine Marktplatzgrabung für begrübenswert.

20 Weser-Kurier Nr. 129, S. 9, vom 4.6.1970; Bremer Nachrichten Nr. 130, S. 4, vom 4.6.1970.

21 Kartographische Darstellung historischer Zeugnisse vor 1750 in der Altstadt Bremens, hrsg. von d. Kataster- u. Vermessungsverwaltung Bremen, o. J., S. 16, Nr. 108 irrtümlich als „Bohlenweg“ bezeichnet.

22 Bestimmung durch H.-G. Steffens, Oldenburg, anlässlich eines Besuches in Bremen. Ähnlich äußert sich auch Stephan, wie Anm. 1, S. 63, der außerdem in Erinnerung ruft, daß der eisenversilberte Bandspangenhelm aus der Balge von der 2. Schlachtpforte/Schünemann auch in das 6.–8. Jahrhundert gehört (vgl. K. H. Brandt, Vor- und Frühgeschichte des Bremer Raumes im Gang durch die Schausammlung. Hefte d. Focke-Museums Nr. 60, 1982, S. 42).

nicht selbstverständlich. Denn, obwohl die Restaurierung über ein Jahrzehnt geplant und vorbereitet worden war und schon ebenso lange vorliegende Gutachten auf die Notwendigkeit archäologischer Untersuchungen hingewiesen hatten, blieben die archäologischen Belange unbeachtet. Erst, als nach dem ersten Restaurierungsjahr der Einbau einer Heizungsanlage ins Gespräch kam und diese Absicht Schlimmes verhieß, ließ sich die Notwendigkeit, Ausgrabungen durchzuführen, nicht länger ignorieren. Der entscheidende Anstoß erfolgte im Herbst 1973 durch das Landesamt für Denkmalpflege. Als sich wegen der oben erwähnten, immer noch gültigen Geschäftsverteilung Ratlosigkeit ausbreitete, versuchte ich, das Projekt an mich zu ziehen, um ein drohendes Scheitern zu verhindern. Das in Arbeit befindliche Denkmalschutzgesetz<sup>23</sup>, das sowieso alle früheren Regelungen aufgehoben und alle archäologischen Bereiche, einschließlich der Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit, in einer von mir zu leitenden Behörde zu vereinen beabsichtigte, förderte und erleichterte dieses Bestreben. Wegen des viel zu späten Zeitpunktes konnte das Grabungsprojekt aber nur Notgrabungscharakter haben. Ein Grabungsunternehmen vom Rang und der Größenordnung des Domes hätte natürlich ebenso wie die Restaurierung in finanzieller, personeller und fachlicher Hinsicht von langer Hand vorbereitet werden müssen.

Trotz schwerster Bedenken begann ich im November 1973 mit einem einzigen Grabungstechniker sowie Schülern und Studenten als Arbeitskräften ein Grabungsprojekt, das sich allein im Mittel- und Südschiff bis zum Sommer 1976 hinziehen sollte und das Ergänzungsgrabungen im Nordschiff (1979) und im alten Bleikeller (1984) nach sich ziehen sollte. Dabei wurde, den Gegebenheiten entsprechend, jedoch widerstrebend, in der Mittelachse des heutigen Mittelschiffs, dem vermeintlichen Verlauf des Hauptkanals der projektierten Heizung, ein 40,0 m langer und 2,0 m breiter Grabenschnitt gelegt<sup>24</sup>. Dessen wechselnde Breite wurde durch frühneuzeitliche Grabgewölbe und die bei Grabungsbeginn noch nicht entfernten Altarstufen bestimmt. Dies geschah mehr aus Verlegenheit als aus grabungsmethodischer Notwendigkeit. Dabei hat auch der Gedanke mitgespielt, die im Suchschnitt auftretenden Befunde könnten eine Aufgabe des im Verhältnis zum zur Verfügung stehenden Apparat um mehrere Nummern zu großen Unternehmens sinnvoll erscheinen lassen.

Die Ergebnisse der äußerst schwierigen, weil in den Gang der Restaurierung einzupassenden Grabungsarbeiten<sup>25</sup> zeigen in überwältigender Weise,

23 Gesetz zur Pflege und zum Schutz der Kulturdenkmäler (Denkmalschutzgesetz — DSchG) vom 27. Mai 1975. Gesetzblatt der Freien Hansestadt Bremen Nr. 30, ausgegeben am 11.6.1975, S. 265 ff.

24 Dies geschah in Absprache mit allen Beteiligten und ließ keinen Zweifel aufkommen, daß es sich dabei um ein mehrere Monate dauerndes Vorhaben handeln würde. Die Bemerkung in *Hospitium Ecclesiae* 15, 1987, S. 197, die Notgrabung sei „zunächst für zwei Stunden angesetzt“ gewesen, ist deshalb ebenso unsachlich wie unfreundlich.

25 K. H. Brandt, *Ausgrabungen im Bremer St.-Petri-Dom 1974–76. Ein Vorbericht*, 1977, S. 81 mit Anm. 7. Nicht unerwähnt bleiben darf, daß der Artikel „Das Ge-

was beinahe an unwiederbringlichen Geschichtsquellen verloren gegangen wäre. Obwohl es eine zwingende Notwendigkeit und auch Ehrenpflicht ist, Grabungen zu publizieren, konnte die Publikationstätigkeit<sup>26</sup> nicht in einer alle Seiten befriedigenden Weise durchgeführt werden. Eine Befreiung des Ausgräbers von den Tagesanforderungen, wie bei der Paderborner Domgrabung (mit Unterstützung der DFG)<sup>27</sup>, wäre der langwierigen Aufarbeitung, Auswertung und Darstellung seiner Forschungen und ihrer Erträge in vielerlei Hinsicht dienlich gewesen. Die Bremer Situation ließ jedoch diese Lösung gar nicht erst ins Gespräch kommen. So mußte ich, mit der Archäologenweisheit im Nacken, daß eine nicht publizierte Grabung schlimmer ist als wenn man nicht gegraben hätte, einen Weg suchen, mich meiner Pflicht stellen zu können. Nachdem ich bereits 1985 die anthropologische Untersuchung der Skelettreste<sup>28</sup> auf den Weg gebracht hatte, wurde ich wenige Jahre vor Eintritt in den Ruhestand vor die Frage gestellt, in drei Jahren die Gräber oder in fünf bis sechs Jahren die Baugeschichte zu bearbeiten. Dabei konnte die Entscheidung doch wohl nur für die Gräber fallen<sup>29</sup>. Dies bedingte eine Umkehrung der an sich wünschenswerten und üblichen Bearbeitungsfolge: zuerst Baubefund, dann die Gräberkunde. Aber mit den beiden bis jetzt vorliegenden Bänden der Schlußpublikation ist das Thema Gräber noch längst nicht abgeschlossen. Es fehlt immer noch die Bearbeitung der mittelalterlichen Textilien<sup>30</sup>, meist erzbischöfliche Ornate, über die Sigrid Müller-Christensen urteilte, daß ihre Bedeutung für die europäische Kultur- und Kunstgeschichte eminent sei<sup>31</sup>. Obwohl bereits 1983 ein Abschluß der mit erheblichen öffentlichen Mitteln finanzierten Freilegung und Reinigung,

heimnis im Bremer Dom — Mit dem Staubsauger ins Mittelalter: Reportage über eine bedeutende Ausgrabung“, in: Zeit-Magazin 14 vom 28.3.1975 zwar in weiten Bereichen unseriös und objektiv falsch war, aber dennoch Ansehen und Ruf der Domgrabung weltweit (und in Bremen) gefördert und gefestigt hat. O. Rudloff, Besprechung von K. H. Brandt, wie Anm. 29, in: *Hospitium Ecclesiae* 18, 1991, S. 185: „Dr. Brandt ist zu danken, daß er sich immer wieder auch gegen die Domverwaltung durchgesetzt hat.“

- 26 Über die während der laufenden Grabung erschienenen vorläufigen Berichte informiert: Schriftenverzeichnis Karl Heinz Brandt, in: *Brem. Jb.* 65, 1987, S. 141–149. — Zur Restaurierung: H.-Chr. Hoffmann, Die Restaurierung des St.-Petri-Domes in Bremen 1972–1981, in: *Deutsche Kunst und Denkmalpflege* 1981, S. 125–150; H. Schumacher, Die St.-Petri-Domkirche zu Bremen und ihre Wiederherstellung in den Jahren 1972–1982, in: H. Schumacher, K. H. Brandt, *Der Dom zu Bremen. Schriften der Wittheit zu Bremen N.F.* 8, 1982, S. 7–50.
- 27 U. Lobbedey, Die Ausgrabungen im Dom zu Paderborn 1978/80 und 1983, 1986.
- 28 W. Henke, Anthropologische Untersuchung der menschlichen Skelettreste. Ausgrabungen im St.-Petri-Dom zu Bremen. Bd. 1, 1985.
- 29 K. H. Brandt, Die Gräber des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Ausgrabungen im St.-Petri-Dom zu Bremen. Bd. 2, 1988. Rezension: W. Sage, in: *Brem. Jb.* 70, 1991, S. 229–232.
- 30 Um Bd. 3 ausschließlich für die mittelalterlichen Textilien bereitzuhalten, wurden die neuzeitlichen Textilien in Bd. 2 eingearbeitet.
- 31 Schreiben von 29.6.1982.

Anfertigung von Rekonstruktionszeichnungen sowie technischer Analysen aus Stockholm gemeldet wurde, ist die vereinbarte und zugesagte wissenschaftliche Auswertung (Band 3 der Publikationsreihe) einfach im Sand verlaufen<sup>32</sup>. Statt dessen hat man sich in Stockholm in einem nicht mit dem Ausgräber und Auftraggeber abgesprochenen einsamen Entschluß Restaurierungsaufträgen von nicht amtlicher Seite zugewandt<sup>33</sup>. Die Präsentation einiger restaurierter Preziosen im Dom-Museum darf jedoch nicht Endstation für die hochrangigen Geschichtsquellen sein!

Ebenso offen wie die Erforschung der Textilien ist, allerdings aus völlig anderen Gründen, die Bearbeitung der frühmittelalterlichen Baugeschichte<sup>34</sup>.

32 Vgl. Brem. Jb. 63, 1985, S. 138 f.

33 Auszug aus einem amtlichen Schreiben des Landesarchäologen vom 23.2.1987 an das Reichsamt für Denkmalpflege/Staatl. Historische Museum Stockholm: „[. . .] Der heikelste Punkt ist jedoch anscheinend die wissenschaftliche Bearbeitung und Publikation. Obwohl der zweite Band der Schlußpublikation der Domgrabung jetzt in Druck gegangen ist, habe ich keinerlei Klarheit, ob ich das Manuskript für den dritten Band (Textilien) jemals erhalten werde. Mir sind diesbezügliche Anfragen bisher nur ausweichend beantwortet worden. Ich meine, daß ich im Interesse der Herausgabe des Gesamtwerkes *umgehend* eine klare und verbindliche Antwort erhalten muß. Oder sollte ich mich mit dem Gedanken vertraut machen, daß ich von dort keine wissenschaftliche Bearbeitung erwarten kann, wie mir gelegentliche Gerüchte aus Textilforscherkreisen suggerieren wollen? Darüber müßte dann endlich ein deutliches Wort gesprochen werden und vor allem Vereinbarungen getroffen werden, die mir die Möglichkeit geben, einen Bearbeiter andernorts zu beauftragen. Diese Vereinbarungen müßten eine Übergabe sämtlicher Protokolle und Dokumentationen beinhalten, damit wissenschaftliche Studien anhand des zurückgeführten Originalmaterials von Dritten durchgeführt werden können. Es kann doch nicht der primäre Sinn archäologischer Forschung sein, die Vitrinen von Museen zu füllen. [. . .] Ich meine, daß darüber hinaus auch die gesamte Archäologie als interdisziplinäre Wissenschaft betroffen ist. Wenn nämlich die bisherigen Gepflogenheiten und Umgangsformen der Textilwerkstatt mit meiner Institution Schule machen, wird bald kein Ausgräber mehr wagen, benachbarte Disziplinen zur Mitarbeit hinzuzuziehen. Das Risiko, das Gesamtprojekt zu gefährden und um die Früchte seiner eigenen Arbeit gebracht zu werden, würde kaum noch jemand eingehen wollen. In der Hoffnung auf Ihre Hilfe bin ich mit besten Empfehlungen Ihr [gez.] Dr. K. H. Brandt, Landesarchäologe.“

34 Dabei gab es schon für die Bearbeitung der Baugeschichte wenige Tage vor Auslaufen meines Vertrages am 31.12.1987, der meine Amtszeit um neun Monate verlängert hatte, eine befriedigende Perspektive: Zuweisung eines Arbeitsplatzes im Amt und Ankündigung eines Forschungsauftrages „Bremer Dom“ durch die senatorische Behörde. Dabei wäre der Arbeitsplatz der wichtigere Punkt gewesen, weil er für die unabdingbare Beschäftigung einer technischen Hilfskraft, die bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft zu beantragen gewesen wäre (die DFG hatte bereits den Druck des 1. Bandes der Schlußpublikation finanziert), Voraussetzung war. Aber weder von Arbeitsplatz noch von Forschungsauftrag verlautete nach Dienstende jemals wieder etwas. Ein Trost: Die Ausgrabungen im Halberstädter Dom wurden auch erst 30 Jahre nach Grabungsende publiziert (Besprechung: U. Lobbedey, in: Bonner Jahrbücher 187, 1987, S. 863 ff.)!

Wenn es nicht gelingt, beide Forschungsbereiche abzuschließen, wird die Publikation der Bremer Domgrabung nur Stückwerk bleiben, was der Bedeutung der ehemaligen Metropolitankirche, die gerade durch diese Grabung wiederentdeckt worden ist, nicht gerecht wird!

### *Ein frühmittelalterliches Grubenhaus an der Ostseite des Marktplatzes*

Die zwischen 1861 und 1864 an der Ostseite des Marktplatzes erbaute Börse wurde am 20. Dezember 1943 durch Bomben zerstört. Als 1955 die Planungen Gestalt annahmen, die Ruine abzureißen, schienen sich Möglichkeiten abzuzeichnen, die archäologischen Beobachtungen von 1861 (vgl. Anhang 1) zu überprüfen bzw. zu ergänzen. Deshalb wurde die „Bauverwaltung“ in einem Schreiben vom 2. April 1955 entsprechend vorsorglich unterrichtet:

„Focke-Museum

2. April 1955

An die Bauverwaltung Bremen

Betr.: Archäologische Untersuchung auf dem Börsengrundstück

Durch den geplanten Abbruch der Börsenruine ergibt sich für die archäologische Stadtkernforschung, die vom Focke-Museum durchgeführt wird, die einzigartige, letzte Gelegenheit, die beim Bau der Börse gemachten archäologischen Beobachtungen und Befunde zu überprüfen und zu ergänzen. Während jedoch kaum damit gerechnet werden kann, im Innern des Gebäudes noch ungestörte Schichten anzutreffen, besteht begründete Aussicht, durch eine Untersuchung auf dem Platz zwischen Börsenfront und Bürgersteigkante zu Ergebnissen zu gelangen, die einen tieferen Einblick in die Frühgeschichte Bremens gewähren. Wir bitten daher, uns die Erlaubnis zur Durchführung unserer Untersuchung an der genannten Stelle zu erteilen. Da die Gefahr besteht, daß bei den Abbrucharbeiten der fragliche Börsenvorplatz durch Tiefgrabungen unter das jetzige Bürgersteigniveau für unsere Zwecke unbrauchbar gemacht wird, bitten wir, die mit den Arbeiten beauftragte Firma anzuweisen, auf Eingrabungen jeglicher Art bis zu einer erfolgten Untersuchung zu verzichten.

[gez.] Dr. Brandt

[gez.] Dr. Kloos“

Doch dieser Vorstoß verlief wegen mangelnder Einsicht der Bildungsbehörde — wie oben dargelegt — im Sande. Und so wurde die Börsenruine abgerissen und ein Neubau, das Haus der Bürgerschaft, an ihrer Stelle geplant. Als das Neubauprojekt immer näher rückte, jedoch keine archäologische Interessenvertretung erkennbar wurde, hielt ich es trotz fehlender Zuständigkeit für nötig, erneut, diesmal auf dem Dienstwege, Alarm zu schlagen:

An den Senator für das Bauwesen, Bremen

Betr.: Archäologische Untersuchung auf dem Grundstück des ‚Hauses der Bürgerschaft‘ am Marktplatz

Anläßlich des Börsenbaues am Marktplatz wurden im Jahre 1861 durch den Arzt Dr. G. Barkhausen wichtige Beobachtungen gemacht, die den Platz als für die bremische frühmittelalterliche Geschichte von hervorragender Bedeutung ausweisen. Barkhausen hat im Bremischen Jahrbuch 1, 1863, selbst über seine Beobachtungen und Fundbergungen berichtet. Die heute über 100 Jahre zurückliegenden Untersuchungen erfordern jedoch eine Überprüfung und Vertiefung unter modernen historisch-topographischen und archäologischen Gesichtspunkten. Die letzte Gelegenheit einer solchen Überprüfung bietet sich jetzt, wo auf dem Börsengrundstück das Bürgerschaftsgebäude entstehen wird. Zwar sind die interessierenden Befunde durch den Börsenbau weitgehend zerstört. Es besteht aber die berechtigte Hoffnung, außerhalb der Börsenfluchtlinien noch einige Quadratmeter ungestörten Bodens anzutreffen. Vermutlich werden die heutigen Gehsteige an Markt- und Domseite, die nach unseren Informationen nach der endgültigen Aufstellung des Bauzaunes in das Neubaugelände einbezogen werden sollen, unsere Erwartungen erfüllen.

Wir erlauben uns die dringende Bitte, die Forschungen zur Frühgeschichte der Stadt durch die Erlaubnis zu fördern, auf den genannten Gehsteigen eine kleine Ausgrabung durchführen zu können. Für diese Untersuchung würden nur wenige Tage erforderlich sein, wobei eine zeitliche Festlegung auf die Zeitspanne zwischen endgültiger Aufstellung des Bauzaunes und Beginn der eigentlichen Bauarbeiten eine Behinderung des Neubaus ausschließen würde.

[gez.] Brandt

[gez.] Kloos

An den Senator für das Bildungswesen mit der Bitte um Weiterleitung.“

Aus beiden Eingaben geht hervor, daß nicht ernsthaft mit Befunden wie denen von 1861 gerechnet werden konnte. Die Hoffnung richtete sich daher auf die Westverschiebung der Bauflucht des Hauses der Bürgerschaft gegenüber der Bauflucht der Börse<sup>35</sup>.

Erst nachdem die neue Baugrube so nach Westen erweitert worden war und der Guß der Fundamente im Gange war, entdeckte der Hobby-Historiker Johann Hinrich Prüser in der Baugrubenwestwand eine ihm auffällige Verfärbung. Nachdem er wieder einmal keinen legalisierten Ansprechpartner finden konnte, überredete er mich zu einer Ortsbesichtigung. Was dabei in der noch ungeputzten Baugrubenwand zu erkennen war, erschien tatsächlich bedeutsam genug, mit Hilfskräften von der gerade wieder in Mahndorf aufgenommenen Siedlungsgrabung<sup>36</sup> ab 14. Mai 1963 eine Untersuchung

35 Diese Hoffnung auch bei C. Allmers, Anm. 19, S. 435, ausgesprochen.

36 K. H. Brandt, Untersuchungen in der kaiser- und völkerwanderungszeitlichen Siedlung Bremen-Mahndorf 1962 und 1963, in: Germania 43, 1965, S. 383–395.

durchzuführen. Diese Umgehung der amtlichen Geschäftsverteilung war möglich, weil sich der Befund notfalls leicht als prähistorisch, d. h. vormittelalterlich, ausgeben ließ.

Wie bereits in den oben wiedergegebenen Eingaben vermutet wurde, waren archäologische Entdeckungen nur außerhalb der Börsenflucht zu erwarten (Abb. 1, Stelle A). Tatsächlich erforderte die Bauausführung des preisgekrönten Entwurfes des Hauses der Bürgerschaft eine Vergrößerung der Baugrube nach Nordwesten, in Richtung Marktplatz. Die marktseitige Baugrubenwand erreichte so im südwestlichen Bereich die Bauflucht einiger 1860 abgerissener Bürgerhäuser des späten Mittelalters und der Renaissance. Es sind die Fronten der Häuser Am Markt 5 und 4<sup>37</sup>. Der Nullpunkt des Profils liegt östlich des Nordteils des Wilckensschen Hauses Am Markt 16<sup>38</sup>. Es hat den Anschein, daß das erfaßte 13,50 m lange Profil durch die Baugruben der genannten Bürgerhäuser vorgebildet und Fehlstellen bereits von diesen verursacht worden sind. Streng genommen liegt das Profil mit seinen Befunden also an der Südostseite des Marktes und nicht unter dem Haus der Bürgerschaft und schon gar nicht auf dem Grund der Börse! Das vorgefundene Profil verlief direkt westlich des bereits gegossenen äußersten Betonfundamentes (Abb. 3 u. 4). Da bis dahin nur ca. 2,5 m Kulturschichten unter Straßenniveau freilagen, der gewachsene Boden aber noch nicht sichtbar war, wurde zunächst versucht, das Profil nach unten zu verlängern, unter gleichzeitiger leichter Rückverlegung, um eine Dokumentation zu ermöglichen. Dies Verfahren war deshalb riskant, weil zu diesem Zeitpunkt die Straßenbahn unweit der Profiloberkante in verhältnismäßig kurzen Abständen verkehrte. Da keine Sicherheitsmaßnahmen getroffen werden konnten, war Eile geboten.

Bei Erreichen des gewachsenen Bodens wurde eine oben ca. 3,20 m und unten ca. 2,80 m messende Eingrabung sichtbar, die sich bald als zu einem Grubenhaus gehörig erweisen sollte (Abb. 2). Ab 3,70 m Nord war ein intakter Podsol vorhanden (Oberkante Ortstein: + 6,90 m ü. NN), dessen Bleichsand eine 0,15 m dicke Schicht gelber Dünen sand (Schicht 3) auflag, die bei ca. 5,60 m Nord auskeilte. Überdeckt wurde sie von der Bleichsandschicht 4. Die Schichten 3 und 4 sind aufgefüllt und wenigstens teilweise Grubenaushub. Eingrabungshorizont der wannenförmigen Grubennordseite ist die Oberkante von Schicht 4, die sich bis ca. 12,0 m Nord hinzieht.

Schwieriger zu beurteilen ist die südliche Grubenwand. Hier war der Podsol gekappt und nur Spuren der Unterkante erkennbar (+ 5,36 m ü. NN). Anstelle der gekappten Podsolteile fand sich ein zweigeteilter Bleichsandauftrag, der den größeren Teil der südlichen Grubenwand bildete. An der Südseite war nur maximal 0,30 m von der Grubenwand entfernt eine Packung aus Geschieben verschiedener Form und Größe auf die Grubensohle aufgesetzt (Abb. 3 u. 4). Nach Einsturz von Teilen des Profils durch Einwirkung der Straßenbahn und eine dadurch notwendige weitere Zurücklegung des Profils

37 Anm. 21, Nr. 189 u. 190.

38 Anm. 21, Nr. 106.

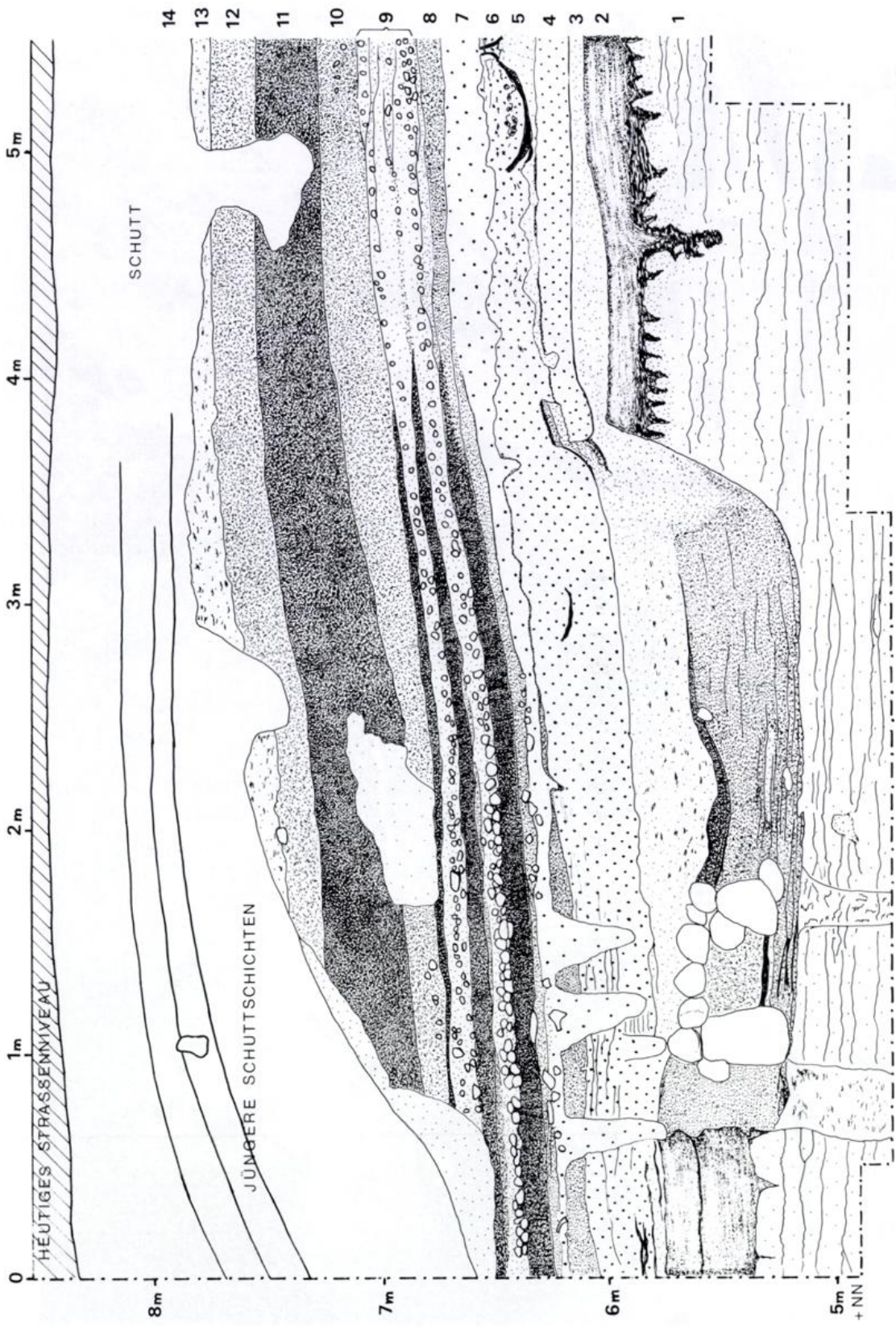


Abb. 2: Bremen, Am Markt, Stelle A: Profilzeichnung, Ausschnitt



Abb. 3: Bremen, Am Markt, Stelle A: Ofen des Grubenhauses während der Freilegung von NO nach SW



*Abb. 4:* Bremen, Am Markt, Stelle A: Ofen des Grubenhauses während der Freilegung, kurz nach teilweiseem Einsturz von SW nach NO. Ziegelmauer zu Haus Nr. 189 der Kartograph. Darstellung (Anm. 21)

konnte erkannt werden, daß es sich dabei um einen Ofen mit falschem Gewölbe handelte<sup>39</sup> (Abb. 2). Der im Prinzip runde Grundriß maß ca. 0,80 x 0,80 m und hatte eine Höhe von ca. 0,55 m. Beim Abbau des Gewölbes, das nach der angeführten Rückverlegung des Profils vor diesem auf einem Sockel vollständig zugänglich wurde, fand sich im Innern eine größere Gefäßscherbe, die sich zu einem Kumpf ergänzen ließ<sup>40</sup> (Abb. 5). Das Gefäßbruchstück wurde dem damaligen besten Kenner frühmittelalterlicher Keramik im Küstengebiet, Konrad Weidemann, vorgelegt. Dieser äußerte sich mit Schreiben vom 1. Februar 1964 wie folgt:

„Bei dem Fragment — und damit möchte ich meinen Auftrag allzu spät erfüllen — handelt es sich nach meiner Kenntnis des Materials im Küstengebiet um eine Ware, wie sie am besten durch die Funde aus der Hamburger Altstadt belegt ist. Dort kommt die Keramik in der Lage über der ‚Schotterschicht‘ vor. Da die ‚Schotterschicht‘ durch importierte Keramik um die Mitte des 9. Jh. einzuordnen ist, in den Lagen darüber andererseits Pingsdorf-Ware erscheint, möchte ich als ältesten Zeitansatz das Ende des 9. und den Anfang des 10. Jh. nennen. Wie lange dann solche Keramik in Benutzung geblieben ist, weiß ich nicht — im 11. Jh. gibt es sie allerdings noch in Hamburg. Von der älteren Ware des 9. Jh. unterscheidet sich Ihr Fragment vor allem durch die feinere Schlammung und Magerung des Tones, die Dünnwandigkeit und gute Glättung der Außenfläche sowie den härteren Brand. All diese Kriterien nämlich fehlen der älteren Tonware. Von der Form her ist keine exaktere Einordnung möglich, umsoweniger, da die Bodenform unsicher bleibt. Insofern muß die Tonaufbereitung und -verarbeitung das entscheidende Kriterium für die Zeitbestimmung bleiben, da der Kumpf zu indifferent ist.“

Zur Absicherung der so wichtigen Datierungsfrage wurden weitere Experten konsultiert. So Heiko Steuer, der sich für eine Zeitstellung der Scherbe „eher um 800 als um 900“ (19. Februar 1976) einsetzte, während Heino-Gerd Steffens sich nur auf „9. Jahrhundert“ einlassen wollte<sup>41</sup>.

Da das Alter des Grubenhauses so wenigstens auf das Jahrhundert eingengt zu sein scheint, wären Erwägungen über Grubenhaustyp und seine Orientierung am Platze. Durch das Fehlen der dritten Dimension bei Befunden, die lediglich in einem Profil erfaßt wurden, gibt es jedoch keine Anhalts-

39 C. Ahrens, Vorgeschichte des Kreises Pinneberg und der Insel Helgoland, 1966, S. 207 ff. Zur Frage frühmittelalterlicher Grubenhäuser nennt Ahrens (S. 227) diesen Ofentyp mit ausdrücklichem Bezug auf den Bremer Befund „Kastenöfen“. Nach ihm sind diese nur unter besonderen Umständen erhalten. Ihre Verbreitung hält er für relativ begrenzt: Schleswig-Holstein, nach Westen bis zur Weser und nach Süden bis zur Mittelgebirgsschwelle. Chronologisch seien sie auf das 8.–10. Jh., vorwiegend auf das 9. Jh. begrenzt.

40 Focke-Museum 9526; H. Schwarzwälder, Geschichte der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 1: Von den Anfängen bis zur Franzosenzeit (1810), 1975, S. 20, spricht irrtümlich von einem Kugeltopf!

41 Beide durch Autopsie anlässlich von Besuchen in Bremen.

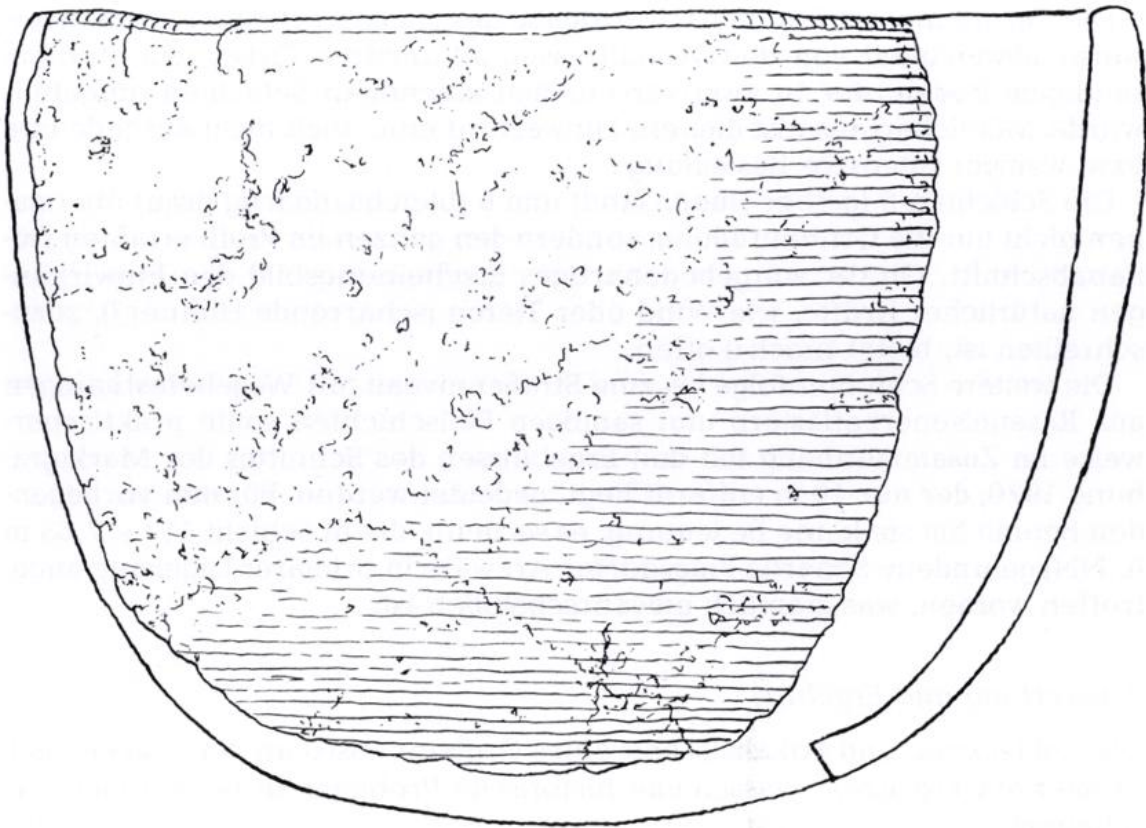


Abb. 5: Bremen, Am Markt, Stelle A: Tongefäß aus Ofen des Grubenhauses. M. 1:2

punkte. Zwei Pfostenlöcher im Ofenbereich (Abb. 2) sind keineswegs so hilfreich, wie zunächst vermutet wurde. Das größere von beiden, mindestens 0,60 m unter die Grubensohle reichend, zwischen südlicher Grubenwand und Mitte des Ofens, liegt viel zu nahe, um mit diesem gleichzeitig sein zu können. Das kleinere Pfostenloch, das ebenso tief reichte, lag sogar unter dem Ofen. Der Befund wird am ehesten so zu deuten sein, daß der Ofen eine spätere Zutat nach Umbau oder Bauplanänderung ist.

Vermutungen über die Größe des vorliegenden Grubenhauses hängen von der Frage nach seiner Orientierung ab. Da diese nach allem Bekannten nur zwischen O—W bzw. NW—SO schwanken kann<sup>42</sup>, möchte man hier eher an NW—SO denken. In diesem Falle würde das zufällig zustande gekommene Profil das Grubenhaus annähernd senkrecht geschnitten haben, was eine Breite von rund 3,0 m bedeutete. Die Länge würde man wohl mit ca. 4,0 m vermuten dürfen, ohne daß es irgendeinen Hinweis auf die Lage des Profils im Objekt gäbe, was einen Schluß über Verlust bzw. Haben unter dem angrenzenden Marktplatzstreifen zuließe. So oder so, sicher ist lediglich, daß in diesem Grubenhaus der Ofen an der West- bzw. Südwestseite lag.

Luftgetrocknete, linsenförmige Webgewichte in der Nähe des Ofens in primärer Lagerung deuten auf die Nutzung des Hauses hin.

42 K. H. Brandt, Zum Stand der Untersuchungen in der Siedlung des 1. Jahrtausends von Bremen-Mahndorf, in: Bremer Archäologische Blätter 5, 1969, S. 55—76.

Die Verfüllung der Grube nach Aufgabe des Hauses erfolgte auffallenderweise, abweichend von den Verhältnissen an anderen Orten, mit sterilem sandigem Boden, der in zwei verschiedenen mächtigen Schichten eingefüllt wurde. Möglicherweise ist dies ein Hinweis auf eine noch nicht ausgedehnte bzw. weniger intensive Besiedlung?

Die Schichten 5 (gelber Dünensand) und 6 (bleichsandartig grau) überziehen nicht nur die Grubenfüllung, sondern den ganzen im Profil erfaßten Dünenabschnitt. Ob ihr würgebodenartiges Erscheinungsbild den Einwirkungen natürlicher Kräfte, wie Wind oder Tieren (scharrende Hühner?), zuzuschreiben ist, bleibt (noch?) offen.

Die weitere Schichtenfolge bis zum Straßenniveau mit Wegebefestigungen aus Raseneisenerzpflastern und sandigen Füllschichten sollte praktischerweise im Zusammenhang mit den Ergebnissen des Schnittes der Marktgrabung 1970, der nur 10 m entfernt liegt, gedeutet werden. Für den vorliegenden Befund hat sie keine Bedeutung, es sei denn, die in Schicht 11 (+ 7,63 m ü. NN) gefundene Scherbe Pingsdorfer Art wäre in primärer Lagerung angetroffen worden, was ziemlich unwahrscheinlich ist.

### *Auswertung und Ergebnis*

Die Entdeckung und Lokalisierung eines Grubenhauses an der Ostseite des Bremer Marktplatzes<sup>43</sup> lassen alte historische Probleme in neuem Licht erscheinen.

Grubenhäuser sind, wie die sonstigen Bauten, erstrangige Siedlungsindikatoren. Als Nebengebäude begleiten sie stets in wechselnder Anzahl ebenerdige Großbauten sowohl in ländlichen<sup>44</sup> als auch in frühstädtischen<sup>45</sup> Siedlungen. Auf das Vorhandensein solcher ebenerdiger „Hauptbauten“ in der Umgebung des Grubenhauses deutet zumindest ein Pfostenloch bei 11,80 m Nord des Profils von 0,40 m Tiefe und ca. 0,35 m Durchmesser in entsprechender stratigraphischer Position hin. Daß die Grubenhäuser als Nebengebäude verschiedenen handwerklichen Verrichtungen dienten, wird heute nicht mehr bestritten<sup>46</sup>. Auffallend ist jedoch, daß sie überwiegend Web- und Spinnstuben gewesen sind, worauf Webgewichte, Spinnwirtel<sup>47</sup> und gelegentlich auch einmal ein Tongefäß als Wasserbehälter<sup>48</sup> hinweisen. Daß auch das vorliegende Grubenhaus eine Webstube war, belegen die erwähn-

43 Nicht Westseite wie M. Last, wie Anm. 6.

44 Archäologische und naturwissenschaftliche Untersuchungen an ländlichen und frühstädtischen Siedlungen im deutschen Küstengebiet vom 5. Jh. v. Chr. bis zum 11. Jh. n. Chr. Bd. 1: Ländliche Siedlungen, 1984, S. 236 ff.; W. H. Zimmermann, Archäologische Befunde frühmittelalterlicher Webhäuser, in: Jb. d. Männer v. Morgenstern 61, 1982, S. 111–144.

45 Wie Anm. 44, Bd. 2: Handelsplätze des frühen und hohen Mittelalters, 1984.

46 Anm. 39.

47 Anm. 39 u. Anm. 42.

48 Besonders deutlich bei Grubenhaus 1968/Q33/2 in Bremen-Mahndorf (vgl. Anm. 42): in situ ausgestellt im Focke-Museum.

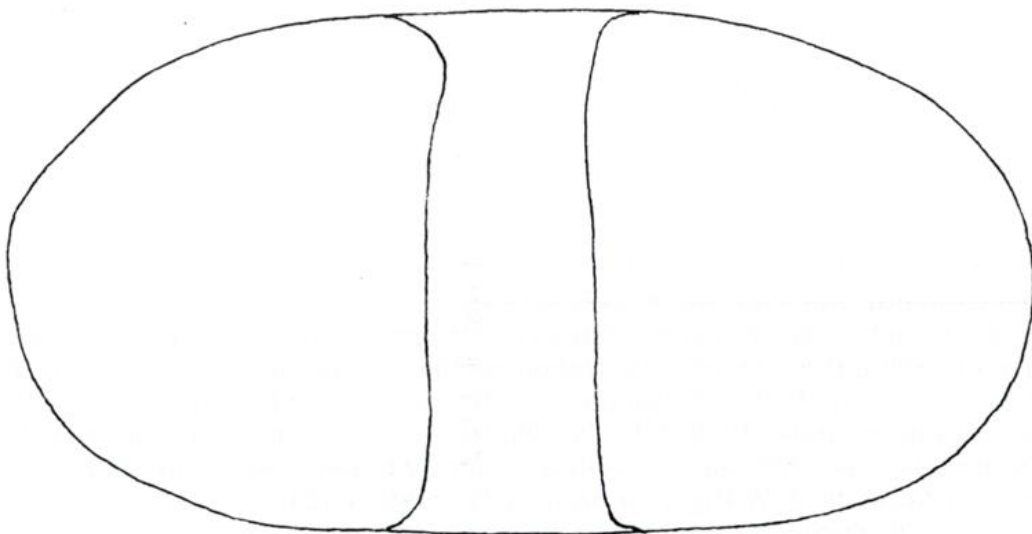
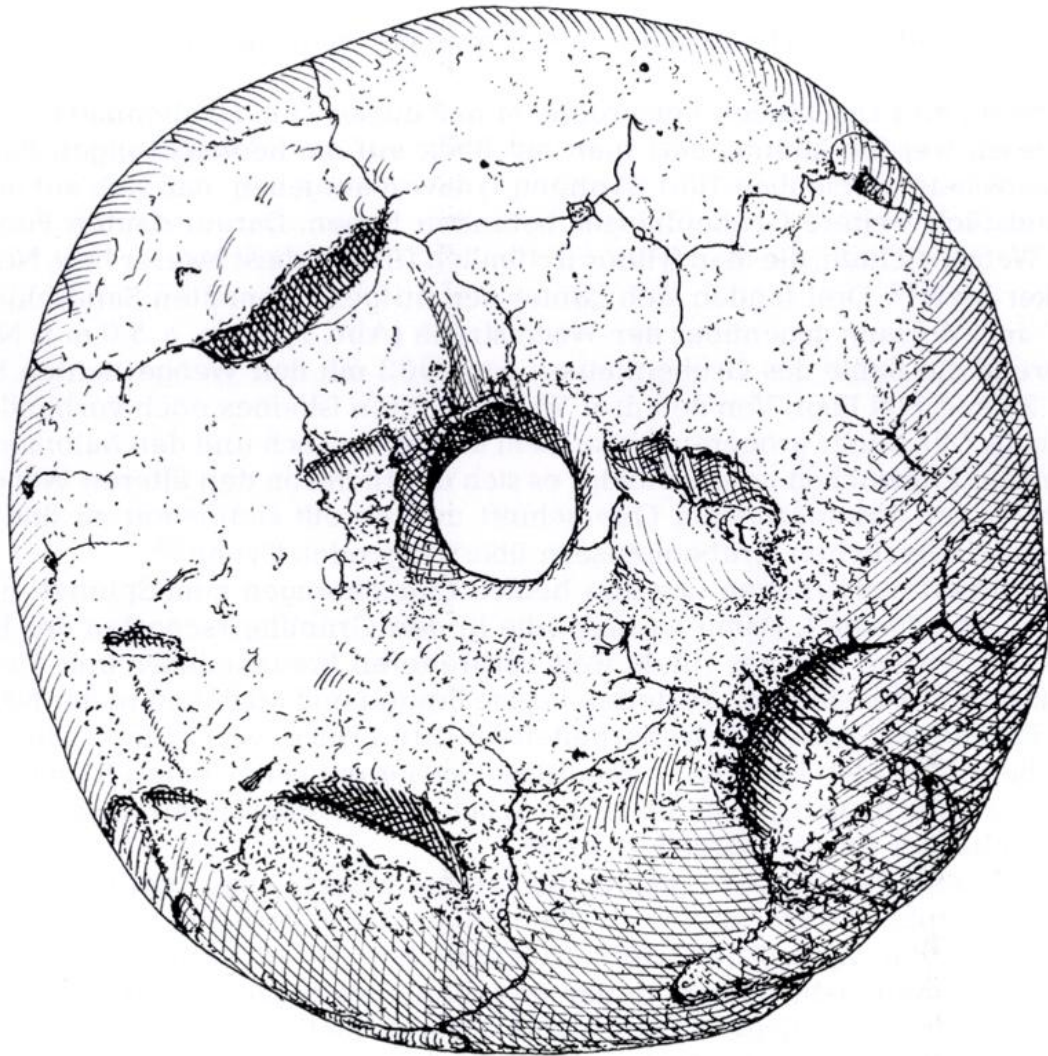


Abb. 6: Bremen, Am Markt, Neue Börse 1861. Webgewicht, Focke-Museum 186.  
M. 1:2

ten Fragmente luftgetrockneter linsenförmiger Webgewichte in primärer Lagerung.

Obwohl den Umständen entsprechend nur dieses eine Grubenhaus nachgewiesen werden konnte, darf man mit Blick auf die Beobachtungen Barkhausens beim Börsenbau 1861 (Anhang 1) davon ausgehen, daß sich auf dem Grundstück weitere Grubenhäuser befunden haben. Darauf deuten Funde von Webgewichten, die man früher irrtümlich für Netzbeschwerer bzw. Netzsenker hielt<sup>49</sup>. Drei fanden sich „unter den aufgeschwemmten Sandschichten“ am SW-Hang gegenüber der Wachtstraße (Abb. 7), etwa + 5,0 m ü. NN, während die Sohle des Grubenhauses von 1963 mit den Webgewichten bei + 5,20 m ü. NN liegt. Von den drei Webgewichten ist eines noch vorhanden (Abb. 6). Mit seiner größeren Dicke, dem kleineren Loch und den halbmondförmigen Eindrücken unterscheidet es sich deutlich von den älteren Webgewichten mit linsenförmigem Querschnitt und gesellt sich somit zu den in frühmittelalterlichen Grubenhäusern überwiegenden Typen<sup>50</sup>.

In frühmittelalterlichen Quellen heißen Einrichtungen zum Spinnen und Weben *Gynäceen*<sup>51</sup>. Damit werden „die in den Grundherrschaften des Königs, der Kirche und des Adels weit verbreiteten Frauenhäuser und Tuchwerkstätten“ bezeichnet, „in denen hörige Frauen und Mädchen in der Nähe von Fronhöfen Spinn- und Webarbeiten für ihren Herrn verrichten“. Mit diesem Begriff werden nicht nur ebenerdige Häuser mit beheizbaren Räumen<sup>52</sup> erfaßt, sondern auch „Webhütten, die in den Boden eingelassen waren“, also Grubenhäuser der vorliegenden Art<sup>53</sup>.

Das Grubenhaus an der Ostseite des Bremer Marktplatzes regt auch dazu an, topographische Fragen neu zu überdenken. Dies betrifft in hervorragender Weise den Verlauf der frühmittelalterlichen Befestigungsanlagen, der seit über einem Jahrhundert in der örtlichen Forschung ausführlich diskutiert wird<sup>54</sup>. Waren diese Erörterungen anfangs mehr theoretischer Natur, so wurden sie seit den Entdeckungen beim Bau des Neuen Rathauses 1908 und vor allem beim Bunkerbau auf dem Domshof 1940/41 wesentlich konkreter<sup>55</sup>.

49 E. Dünzelmann, Bremische Verfassungsgeschichte bis zum Jahr 1300, in: Brem. Jb. 13, 1886, S. 38.

50 Anm. 42, S. 72, Abb. 13,9.11. — Anm. 39, Taf. 99, 100, 101. — D. Schünemann, Ein karolingisch-ottonischer Spitzgraben im Bereich des Domes zu Verden, in: Die Kunde NF 31/32, 1980/1981, S. 212, Abb. 11.

51 Lexikon des Mittelalters 4, 1989, Spalte 1811.

52 Zimmermann, wie Anm. 44, S. 139, Abb. 18.

53 In den Wundern des Heiligen Willehad wird ein Fronhof in Lesum erwähnt, bei dem um 860 unfreie Mägde mit Weben beschäftigt waren: A. Röpcke, Willehad. Das Leben des hl. Willehad, Bischof von Bremen, und die Beschreibung der Wunder an seinem Grabe, 1982, S. 91, Nr. 28. Dazu: A.E. Hofmeister, Mittelalterliche Kirchspiele, Gerichte und Gemeinden nördlich der Lesum, in: Lebensraum Bremen-Nord. Jb. d. Wittheit zu Bremen 31, 1989, S. 124.

54 Anm. 4 u. R. Stein, Das vergangene Bremen, 1961.

55 E. Grohne, Die älteste Stadtbefestigung Bremens, in: Brem. Jb. 43, 1951, S. 133; Hägermann, wie Anm. 6, S. 21–44.

Ohne diese archäologischen Befunde selbst sowie deren Zeitstellung eingehender abwägen zu müssen, kann festgestellt werden, daß an der Ostseite des Marktplatzes keine Befestigungsanlagen bestanden haben können<sup>56</sup>. Auch auf dem Grundstück der Neuen Börse bzw. des Hauses der Bürgerschaft waren weder im Nordprofil noch auf der Sohle der Baugrube entsprechende Hinweise zu beobachten<sup>57</sup>. Dies war auch kaum zu erwarten, da die Befestigung dann ja u. a. die höchste Erhebung der Düne<sup>58</sup> berührt hätte, statt sie einzubeziehen. Unter der Voraussetzung, daß die Befestigungsanlagen überhaupt vollendet worden sind, müssen sie daher weiter westlich verlaufen sein<sup>59</sup>!

Die eigentliche Bedeutung des Grubenhauses ergibt sich jedoch erst bei Einbeziehung in allgemeine Erwägungen unter besonderer Berücksichtigung des Wesens eines Bischofssitzes im 9. Jahrhundert. Daß der Bischofssitz von Anfang an befestigt war, darf man schon in Anbetracht seiner Entstehung in erobertem Land vermuten. Hinzu kommt die besondere Gefährdung durch die exponierte Lage am Unterlauf eines Stromes<sup>60</sup> im Zeitalter anhaltender Normannen-Wikinger-Einfälle<sup>61</sup>.

- 56 Letzte Darstellung: S. Fliedner, in: Der Bremer Dom. Baugeschichte, Ausgrabungen, Kunstschatze. Hefte d. Focke-Museums Nr. 49, 1979, S. 37, Abb. 43. Vgl. dazu Anm. 77; zur Mehrdeutigkeit der Mauerreste unter dem Neuen Rathaus vgl. Schwarzwälder, wie Anm. 4, S. 176 ff.
- 57 Stein, wie Anm. 54, S. 18, wollte auf Grund einer willkürlichen Interpretation der Beobachtungen Barkhausens von 1861 auf dem Börsengrundstück „einen offenbar künstlich gezogenen Graben“ seiner erzbischöflichen Burg erkennen. Doch dieser hätte im Profil und auf der Baugrubensohle erkennbar sein müssen. Auch in den dem Bau vorausgehenden Bohrungen war er nicht nachweisbar!
- 58 F. Buchenau, Die Entwicklung der Stadt Bremen bis zum Abschlusse der Altstadt im Jahre 1305, in: Brem. Jb. 18, 1896, S. 15, äußert sich unmißverständlich, „daß jener älteste Wall vor dem Portale des Domes vorüber ging“ [ . . . ] „und zuletzt das Areal der heutigen Börse durchschnitt“. Zur neuzeitlichen Niveauregulierung um den Dom: A. Lonke, Altbremen — die Stätte und die Stadt (bis 1305), 1919, S. 24; W. Lührs, Der Domshof. Geschichte eines bremischen Platzes, 1979, S. 34.
- 59 Vgl. Schwarzwälder, wie Anm. 4, S. 169 ff.
- 60 Dazu H. Schmidt, Die Bremer Kirche und der Unterweserraum im frühen und hohen Mittelalter, in: Stadt — Kirche — Reich, 1983, S. 10 ff.; Beachtenswertes zur Bedeutung der Weser für Bremen bei Last, wie Anm. 6, S. 438!
- 61 H. Harthausen, Die Normanneneinfälle im Elb-Wesermündungsgebiet, 1976. — Die besondere Anziehungskraft gerade von Bischofssitzen ergibt sich u. a. auch durch die „Hofhaltung“ der Bischöfe. Vgl. dazu: D. Hägermann, Mission, Bistumsgründung und fränkischer Staatsaufbau zwischen Weser und Elbe, in: Bremen. 1200 Jahre Mission, 1989, S. 16 f.; ders., Buten und Binnen im 11. Jh. Welt und Umwelt bei Bremens erstem Geschichtsschreiber Magister Adam, in: Brem. Jb. 63, 1985, S. 26; H. Schmidt, in: Bremen. 1200 Jahre Mission, 1989, S. 46 f.; P. Schmid, a.a.O., S. 92; K. H. Brandt, St.-Petri-Dom. Ausgrabungen im Bleikeller — Keramik und Schwertgurtbeschläg, in: Brem. Jb. 64, 1986, S. 258.

Dieser Vermutung stehen allerdings sowohl der fehlende archäologische Niederschlag<sup>62</sup> als auch die Aussage der Schriftquellen entgegen, die für das karolingische und ottonische Bremen nur die Attribute *locus*, *villa* und *villa publica* kennen<sup>63</sup>. Jedoch scheinen neuere archäologische Untersuchungen<sup>64</sup> und eine damit verknüpfte Neuinterpretation altbekannter Schriftquellen<sup>65</sup> eine Neuorientierung zu erlauben. Im Rahmen des vorliegenden Fundberichtes kann diese im folgenden nur angedeutet werden.

Da die Bischöfe nach alter kanonischer Weisung<sup>66</sup> nicht auf dem flachen Lande, sondern nur in Städten (*civitas* im antiken Sinne) residieren sollten, diese aber im Sachsenland nicht vorhanden waren, hat Karl d. Gr. an „von der Natur begünstigten“ und „volkreichen Orten“ solche *civitates* gegründet<sup>67</sup>. „Mit der Eroberung Sachsens und seiner Eingliederung in den fränkischen Reichsverband beginnt an jenen Orten, die als Bischofssitze festgelegt werden: Paderborn, Münster, Minden, Osnabrück und Bremen der Bau von *urbs* und *civitates*, *Termini*, die für die karolingische Zeit die gleiche Sache bezeichnen: Burg und Stadt. Den frühen Beginn dieser Entwicklung überliefert

- 62 Grohne, wie Anm. 55. — Obwohl für die Beurteilung der beim Bunkerbau 1940/41 auf dem Domshof entdeckten Spitzgräben nur Fotos vorliegen, ist jedoch einigermaßen deutlich erkennbar, daß es sich dabei um zwei Perioden handelt, was schon Schwarzwälder, wie Anm. 4, S. 173, aufgefallen war, und nicht um „doppelte Gräben“ einer Befestigungsphase. Versucht man den Befund unter diesem Gesichtspunkt mit den Schriftquellen in Übereinstimmung zu bringen, könnte der innere, sicher ältere Graben mit der für Libentius I. überlieferten Befestigung und deren Erneuerung durch Unwan in Verbindung gebracht werden. Der jüngere, äußere Graben wäre dann der Hermann/Bezelin-Mauer zuzuordnen. Wohl kaum mehr als hypothetische Bedeutung hat der Versuch, den älteren Graben ins 9. Jh. zu datieren. Ein Graben solchen Ausmaßes im lockeren Dünensand wird sich schwerlich ca. 150 Jahre ohne ständige Erneuerung bewahren lassen, was jedoch in den Profilen nicht erkennbar war! Schon deshalb ist z. B. der Behauptung Grohnes, wie Anm. 55, S. 130 u. S. 131, Bodenfunde (welche?) in der Baugrube hätten eine Datierung in die 1. Hälfte des 9. Jh. bewiesen, mit ebensolcher Skepsis zu begegnen wie dessen Hinweis auf einen vermeintlichen Befestigungsgraben an der Seemannstraße!
- 63 Schwarzwälder, wie Anm. 4, S. 169; dazu neuerdings auch Hägermann, wie Anm. 6, S. 35. — Überdenkenswert jedoch, daß gemäß Rimbert, *Vita Anskarii*, Kap. 16 (Zitat n. Schwarzwälder, wie Anm. 4, S. 69 mit Anm. 117), Hamburg eine *urbs* sei, was den umfangreichen und klaren Grabungsergebnissen widerspricht (Schindler, wie Anm. 3). Durch die weitere Benennung als *urbs* und *suburbium* (Kap. 16) werden die Begriffe bei Rimbert doch sehr verwässert!
- 64 W. Winkelmann, Ausgrabungen auf dem Domhof in Münster, in: *Monasterium. Festschrift zum 700jährigen Weihegedächtnis des Paulus-Domes zu Münster*. Hrsg. A. Schröder, 1966, S. 27; ders., Die karolingische Burg in Paderborn, in: *Archäologisches Korrespondenzblatt* 1, 1971, S. 185–189.
- 65 *Translatio Sancti Liborii*. Schwarzwälder, wie Anm. 4, S. 67 f. mit Anm. 103 u. 104; Winkelmann, wie Anm. 64 (Paderborn), S. 189 mit Anm. 1; Hägermann, wie Anm. 61; ders., wie Anm. 6, S. 34.
- 66 Schwarzwälder, wie Anm. 4, S. 66 mit Anm. 90.
- 67 Winkelmann, wie Anm. 64 (Paderborn), S. 185.

die in den *Annales Petaviani* zu 776 gemeldete Errichtung der ‚civitates, quae vocatur urbs Karoli‘.<sup>68</sup>

Berücksichtigt werden muß weiter, daß zu einem Bischofssitz ein Kollegium von Geistlichen gehörte<sup>69</sup>. Für solche klösterlichen Gemeinschaften an Bischofssitzen aber galt seit der Reichssynode von 816 die Regel des Erzbischofs Chrodegang von Metz, die eine Befestigung mit *firmis munitioibus* vorschrieb<sup>70</sup>.

Verlauf und damit Form und Größe der vermuteten karolingischen Befestigung bleiben vorerst jedoch noch unbekannt. Aber auch für sie gilt allgemein ein größerer Umfang entsprechend den weiter oben gewonnenen Einsichten über den Verlauf aller Befestigungswerke<sup>71</sup>. Umfang und Flächeninhalt der karolingischen Bremer „Domburg“ wären somit den übrigen karolingischen Domburgen in Sachsen vergleichbar<sup>72</sup>:

Paderborn	280 x 250 (bzw. 300) m
Münster	250 x 280 m
Minden	220 x 300 m
Hildesheim	220 x 240 m
Verden	230 x 300 m (?) <sup>73</sup>
Osnabrück	100 (225) x 350 m <sup>74</sup>

Das sind flächenmäßig 4,25 ha bis ca. 8,0 ha. Dies läßt eine Grundkonzeption karolingischer Gründungen erkennen<sup>75</sup>. Wie schon Pirenne mit Bezug auf das Kapitular von Soissons anführt<sup>76</sup>, hat sicher auch der Markt ursprünglich in der civitas gelegen.

Aufgrund analoger Entwicklungen und allgemeiner Erwägungen kann man wahrscheinlich auch in Bremen von einer Konzentration geistlicher und weltlicher Institutionen innerhalb der Befestigung der Domburg — urbs — civitas ausgehen<sup>77</sup>.

68 Winkelmann, a.a.O. mit Anm. 2.

69 Für die Ansgarzeit vgl. Schwarzwälder, wie Anm. 4, S. 73.

70 Th. Penners, Die Entstehung und Entwicklung der Stadt Osnabrück im Mittelalter, in: Führer zu vor- u. frühgeschichtl. Denkmälern 43: Das Osnabrücker Land, 1979, S. 3.

71 Anm. 54.

72 Winkelmann, wie Anm. 64 (Paderborn), S. 189.

73 Schönemann, wie Anm. 50, S. 224.

74 W. Schlüter, Ausgrabungen im karolingischen Bischofssitz von Osnabrück, in: Führer zu vor- u. frühgeschichtl. Denkmälern 43, 1979, S. 22 f.

75 Winkelmann, wie Anm. 64 (Paderborn), S. 188.

76 Zitat nach Winkelmann, wie Anm. 64 (Münster), S. 46, Anm. 31; Hägermann, wie Anm. 6, S. 26.

77 Dies steht natürlich im Gegensatz zu den herrschenden Meinungen, die neuerdings durch neue Argumente aufgefrischt wurden (Hägermann, wie Anm. 6). Das oben behandelte Grubenhaus wäre selbstverständlich eine zu geringe Basis für eine Kontroverse mit der Fülle historischer Zeugnisse! Jedoch sei hier wenigstens dem bei Hägermann immer wiederkehrenden Hinweis auf die Gemeinsamkeiten

Das nachgewiesene Grubenhaus lag demnach mit einiger Wahrscheinlichkeit innerhalb der mit Wall und Graben umgebenen urbs. Wie die Bebauung dort ausgesehen haben mag, beleuchten wiederum die Ausgrabungsergebnisse in Münster. Dort gab es bis zu 7 x 15 m große Parzellen, jede von einem starken Plankenzaun eingefasst. In ihrer Mitte stand ein 4 x 6 m großes Gebäude mit einem oder zwei Grubenhäusern<sup>78</sup>. Daß im Schatten des karolingischen Bremer Domes<sup>79</sup> ähnliche Verhältnisse herrschten, ergibt sich aus den, wenn auch fragmentarischen Befunden von 1861 (vgl. Anhang 2) und 1963<sup>80</sup>!

## ANHANG 1

### *Barkhausens Beobachtungen beim Bau der Neuen Börse 1861 Zusammenfassende Übersicht*

Anlässlich des Baues der Neuen Börse machte der Arzt und Mitbegründer der Abteilung für Bremische Geschichte und Altertümer des damaligen Künstlervereins, Dr. Georg Barkhausen, im Jahre 1861 bei den Ausschachtungsarbeiten und dem Wegräumen der Fundamente von 17 im Jahr zuvor abgerissenen Häusern des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit<sup>81</sup> geologisch-bodenkundliche und vor allem archäologische Beobachtungen.

Diese wurden später von Dr. Wilhelm Olbers Focke, ebenfalls Arzt (und Botaniker), bei den Vorarbeiten für das südöstlich anschließende Börsennebengebäude im Winter 1862/63 ergänzt. Da Barkhausen schon 1862 starb, hatte es Focke übernommen, dessen Aufzeichnungen, die in einem nicht druckreifen Manuskript und Notizen für einen Vortrag, den dieser im Herbst 1861 gehalten hatte, vorlagen, zu überarbeiten und herauszugeben<sup>82</sup>.

Bremens und Hamburgs in karolingischer (!) Zeit widersprochen. In Hamburg ist eine ganz andere Entwicklungslinie zu fassen. Dort lag bereits ein Ringwall (castrum, castellum), bevor Ansgar kam (Schindler, wie Anm. 3, S. 118). Dieser Ringwall hatte einen Innenraum von nur 1 ha! Deshalb mußte sich hier die Kaufmannssiedlung (suburbium, vicus) zunächst ungeschützt entwickeln, im Gegensatz zu den großflächigen civitates der Bischofssitze.

78 Winkelmann, wie Anm. 64, S. 27; ders., a.a.O. (Paderborn), S. 185.

79 Entfernung Grubenhaus vom karolingischen Altar, dem einzigen sicher festzulegenden Bezugspunkt des damaligen Domes, beträgt ca. 140,0 m! — Zur Datierung und Beurteilung der Beobachtungen beim Bau der Neuen Börse 1861 (Brem. Jb. 1, 1863, S. 12—38 u. Anhang 1) vgl. K. H. Brandt, in: Brem. Jb. 69, 1990, S. 297 f., und Allmers, wie Anm. 13, S. 435!

80 Der Verwaltung der Bremischen Bürgerschaft gebührt Dank für die freundliche Überlassung von Bauplänen am 15.4.1991.

81 Anm. 21.

82 G. Barkhausen, Bericht über die Aufgrabungen beim Bau der neuen Börse zu Bremen. Mit Erläuterungen u. Zusätzen von W. O. Focke, in: Brem. Jb. 1, 1863, S. 12

Obwohl die Beobachtungen — und nicht nur aus der Sicht der damaligen Zeit — teilweise erstaunlich genau beschrieben wurden, sind sie nicht ohne weiteres auswertbar. Dies liegt in erster Linie am Fehlen jeglicher Dokumentation<sup>83</sup>, vor allem der stratigraphischen Situation. In Anbetracht der Lage des Areals, „welches für die Entwicklung unserer Vaterstadt seit den ältesten Zeiten von hoher Bedeutung war“, wie Focke klar gesehen hat, sei hier versucht, die wesentlichen Punkte herauszufiltern<sup>84</sup>, um sie leichter beurteilen und vergleichen zu können.

#### A. Stratigraphischer Befund (Abb. 7)

1. Die Dünenoberkante fiel im Bereich der Baugrube von NO nach SW um etwa 4,0 m ab; die höchste Stelle lag mit etwa 6,0 m über Bremer Null (= ca. 8,284 m ü. NN)<sup>85</sup> im Bereich der ehemaligen Wilhadi-Kirche (S. 20), im NO der späteren (heutigen) Börsenpassage<sup>86</sup>.

2. Am SW-Ende des Hanges, gegenüber der Wachtstraße und am SW-Ende des Marktes, wurde die Dünenoberkante „zunächst aufgefüllt durch viele dünne Sandschichten, die durch noch dünnere dunklere Schichten Erde von einander getrennt und wahrscheinlich im Laufe der Zeit von der höheren Umgebung herabgeschwemmt waren“. Barkhausen erkennt in diesem Befund eine vom ehemaligen Grasmarkt zur Wachtstraße ziehende Wasserrinne (S. 20).

3. Das Schwemmschichtpaket wurde von einer zur Dünenkuppe anscheinend auskeilenden Schicht „blauen Tones“ überlagert. Auf diesem Ton lag am SW-Rand kleinräumig „Moorerde“ mit Gräsern und Heidekräutern. Focke hat später auf Grund von Proben, die F. Buchenau aufgesammelt hatte, von „derbem und ockerigem Raseneisenstein“, von fettem Ton mit viel Vivianit<sup>87</sup>

bis 38. — Diese „Aufgrabungen“ gaben den unmittelbaren Anstoß zur Gründung des Vorläufers der Historischen Gesellschaft (Abteilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Altertümer), a.a.O., S. 2.

83 Das wird bei den auf der Baustelle herrschenden Verhältnissen kaum möglich gewesen sein, wie man einer Äußerung des „Vorstandes“ der Abteilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Altertümer entnehmen kann, als sie forderte, im Gegensatz zu der „gelegentlichen Umwühlung eines Teiles der Domdüne beim Börsenbau“ eigentliche Aufgrabungen vorzunehmen. 4. Jahresbericht, Juli 1865—Sept. 1867: A. Lonke, Die Historische Gesellschaft als Treuhänder Bremischer Altertümer, in: Brem. Jb. 37, 1937, S. 3 f. — Als verschollen gelten müssen leider „Risse der Wilhadikirche und Plan des Wilhadikirchhofes mit Eintragung der Funde beim Börsenbau“, die H. Müller schenkte: Lonke, a.a.O., S. 7.

84 Vorarbeiten dazu stammen von Claus Ahrens, 1963.

85 Die Höhenangaben in Bremer Fuß (= 0,28935 m), bezogen auf Bremer Null (= + 2,284 m ü. NN), wurden in Meter umgerechnet: F. Buchenau, Die Freie Hansestadt Bremen. Eine Heimatkunde, <sup>4</sup>1934, hrsg. von D. Steilen, S. 31 u. S. 34.

86 Anm. 21, Nr. 220.

87 Womit schon eine evtl. Vermutung, es könnte sich um eine Kulturschicht handeln, hinfällig wird. — Grohne, wie Anm. 55, S. 126, fiel auf dem Domshof „stellenweise speckig wie fettiger Ton“ auf!

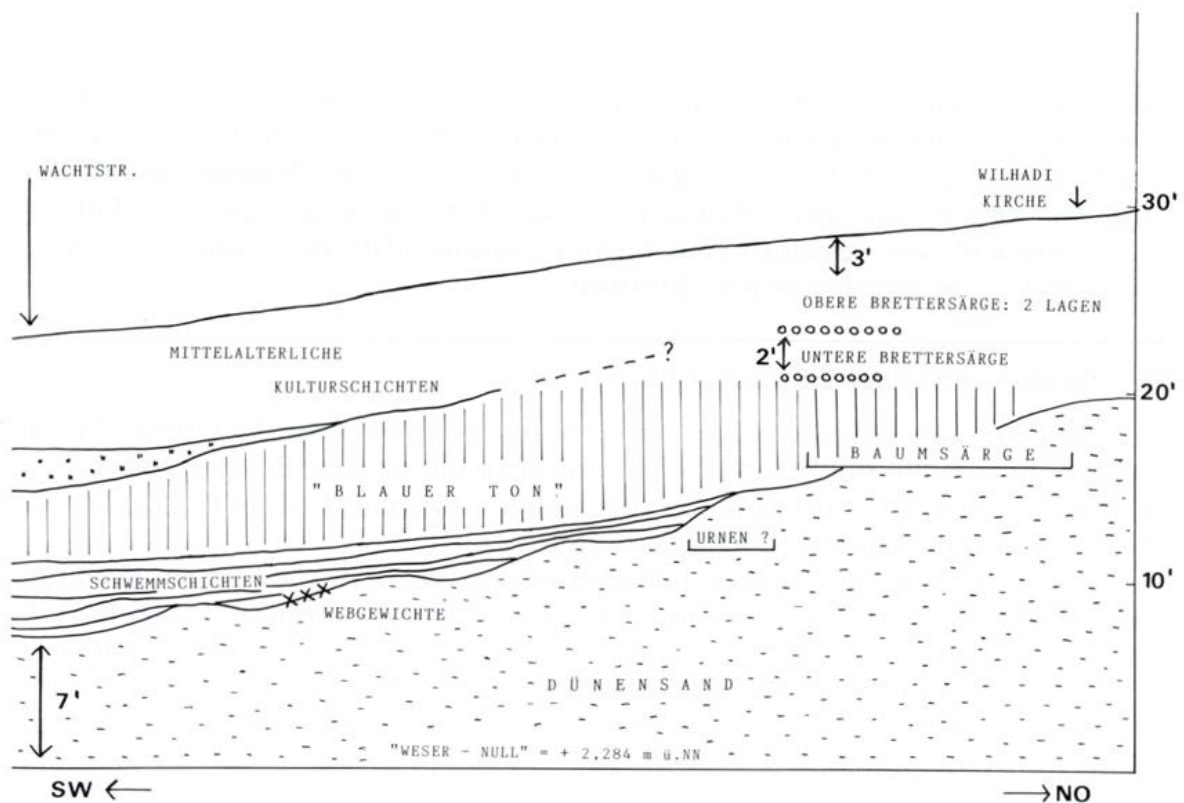


Abb. 7: Bremen, Am Markt, Neue Börse 1861. Rekonstruktion des stratigraphischen Befundes

und stellenweise organischen Resten vermutet (S. 32 f.), daß der „blaue Ton“ eine anthropogene Auftragung sei und eine Herkunft aus der Balge am Dünenfuß für möglich gehalten. Im „blauen Ton“ in mehreren Horizonten Brettersärge, „Knüppellagen“<sup>88</sup> und Baumsärge.

4. Bis zur Oberfläche (= Straßenpflaster) folgt schwarzes, vielfältig durchgegrabenes, mit altem Gemäuer (Fundamente, Keller, Kloaken) durchsetztes Erdreich, z. T. aus umgelagertem „blauen Ton“ bestehend (S. 20). Die Mächtigkeit dieser anscheinend mehrschichtigen mittelalterlich-neuzeitlichen Ablagerungen westlich und nördlich der ehemaligen Wilhadi-Kirche betrug etwa 4,0 m, nach SW hin zunehmend. Tiefere Anlagen fehlen im Ost-Teil im Bereich des ehemaligen Wurstmarktes, der Laufstraße bis zur Wilhadi-Kirche im Bereich der Brettersarggräber.

88 Focke-Museum 5923–24, verschollen. — Die ursprünglich im Besitz der Handelskammer gewesenen wenigen Funde, Belege und Proben kamen über die Sammlung der Abteilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Altertümer in das (spätere) Übersee-Museum und von dort zum großen Teil 1933–1936 in das Focke-Museum (vgl. Anm. 12). Die menschlichen Skelettfunde, die nicht im Katalog der Prähistorischen Abteilung des Übersee-Museums verzeichnet sind, blieben dort bis auf den heutigen Tag! Ins Focke-Museum gelangten lediglich einige Gipsabgüsse von Schädeln.

## B. Archäologischer Befund

1. *Baumsarggräber.* Am Dünenhang wurden in dem unteren, dem Sand unmittelbar aufliegenden Teil des „blauen Tons“, wahrscheinlich im Bereich des ehemaligen Wurstmarktes, nordwestlich der Börsenpassage, zwei gut erhaltene Eichenholz-Baumsärge und viele Sargfragmente gefunden (S. 21 f.). Die beiden erhaltenen Särge bestanden aus ausgehöhltem Ober- und Unterteil und enthielten je ein Skelett, westöstlich orientiert, d. h. Kopf im Westen. Nahe diesen Baumsärgen lag „frei in der Erde“ ein Schädel mit erhaltenem Haarschopf<sup>89</sup> von etwa 0,40 m Länge. Von den Baumsargfragmenten werden mehrere wegen ihrer geringen Länge als Kindersärge gedeutet<sup>90</sup>. Die erhaltenen Baumsärge sind etwa 1,80 m, die Skelette etwa 1,60 m lang und ziemlich vollständig, jedoch anscheinend teilweise entkalkt. Die Zähne fielen durch erhebliche Zahnsteinbildung auf. Eines der Skelette wird aufgrund des Knochenbaues als weiblich angesehen. „Das muthmaßlich weibliche Skelett hatte nach Aussage eines zuverlässigen Augenzeugen beim Abheben des Sargdeckels eine große Kette von ganz verrostetem Eisendraht um den Hals, welche beim Anfassen zerbrach und spurlos verschwunden ist“ (S. 25 f.).

Zahlreiche weitere Baumsärge wurden im höher gelegenen Bereich des Börsenanbaus beobachtet, jedoch nur noch in Verfärbungen, mit gelegentlichen Knochenresten (S. 37).

2. *Untere Brettersärge.* In einer gut 0,50 m dicken Schicht des „blauen Tones“ zwischen zwei „Knüppellagen“ aus etwa armdicken Birken, Erlen, Eichen u. a. mit Rinde und Blättern, anscheinend mit Dichtung aus Moos<sup>91</sup> (eine Hypnumart?), wurden wenige viereckige Särge, westöstlich orientiert, aus dicken Fichtenholzbohlen mit Skelettresten gefunden (S. 21).

3. *Obere Brettersärge und Massengräber.* Von etwa 1,0 m unter Straßenniveau abwärts wurden westlich der Wilhadi-Kirche unter dem Wurstmarkt und der Laufstraße in halbkreisförmiger Anordnung zwei aufeinandergesetzte Reihen aus zahlreichen viereckigen, dünnwandigen Brettersärgen gefunden (S. 21). Sie standen auf der oberen Knüppellage (vgl. 2.) und waren westöstlich orientiert. Zwischen den Särgen wurden zahlreiche Skelettreste frei im Boden liegend angetroffen. Die Zahl der Skelette mit und ohne Sarg wird auf 300–400 geschätzt (S. 22). Zahlreiche Skelettreste im Bereich des östlich gelegenen Börsenanbaus belegen die Ausdehnung des Friedhofes (S. 35). Um die Wilhadi-Kirche wurden mehrfach Massengräber (S. 36) mit Skeletten „ohne zwischenliegende Erde in Menge übereinander gehäuft“ angetroffen. Allein drei solcher Massengräber lagen im Winkel zwischen Chor und südlichem Querschiff, weitere an der Nordseite der Kirche. Einige Schädel daraus zeigten „schwere Verletzungen“. Weitere Skeletteile lagen im Erdreich verstreut in sekundärer Lagerung.

89 Focke-Museum 2685, verschollen.

90 Im Übersee-Museum verblieben: 5964–66.

91 Focke-Museum 5921, verschollen.

Von den etwa 300 durchgesehenen Schädeln war nur einer senil (verknöcherte Hinterhaupts- und Pfeilnaht), wenige waren infantil nach 2. Dentition, einer infantil mit offener Stirnbeinnaht, jedoch geschlossenen Fontanellen, während alle übrigen aus dem „kräftigen Lebensalter“ stammen. Die Schädelform ist durchgehend dolichocephal, manchmal in extremer Weise (Deformation?), und die Gebisse orthognat.

Gemengelage beider Geschlechter.

Mehrfach verheilte Verletzungen der Schädel, meist Hiebunden vorn; ein Schädel seitlich mit zwei Trepanationslöchern, wovon eines verheilt, das andere wahrscheinlich Todesursache (Granulation nach innen) ist; mehrfach ein oder zwei gut erbsengroße Löcher, meist mit Resorbtiionsbildungen; ein Schädel und mehrere Knochen mit pathologischen Erscheinungen, darunter Knocheneiterungen; eine Schienbeinfraktur; mehrfach Karies der Zähne (S. 22 ff.).

4. *Tierknochenfunde* (S. 31) kamen an mehreren Stellen gehäuft vor, z. B. Rinderunterkiefer am marktseitigen Dünenrand oder Kalbsschädelteile nahe dem Wurstmarkt, die wohl von gewerblichen Betrieben stammen. Eine auffallende Häufung von Pferdeunterkiefern und Pferdezähnen wurde an der Nordseite des Turmes gefunden.

5. *Steinfundamente* (S. 30). „Ich erwähne noch zweier tiefliegender Fundamente, deren eines der Wachtstraße gegenüber, das andere mehr nach dem Markte hin sich befand, aus Feldsteinen und einem sehr festen Mörtel in Dimensionen erbaut, welche annehmen ließen, daß sie etwa einem in der vaterstädtischen Geschichte unbekanntem Festungsturm als Unterlage gedient hätten.“<sup>93</sup>

6. *Fundamente der ehemaligen Wilhadi-Kirche*<sup>94</sup>. Nach Beseitigung der Ruinen der Kirche (aufgehendes Mauerwerk war noch in beträchtlicher Höhe vorhanden) wurden die Fundamente unmittelbar auf dem Dünen sand etwa + 6,0 m ü. „Weser-Null“ = etwa + 8,0 m ü. NN festgestellt; Mittelschiff und der — sehr kleine — Chor: Trockenmauerwerk aus großen Findlingen;

92 J. Gildemeister, Ueber einige niedrige Schädel aus der Domdüne zu Bremen, in: Abhandl. d. naturwissenschaftl. Vereins zu Bremen 4, 1875, S. 513—523; ders., Über Schädel des Reihengräber-Typus aus der Domdüne zu Bremen, a.a.O. 5, 1878, S. 557—578; ders., Ein Beitrag zur Kenntnis nordwestdeutscher Schädelformen, in: Archiv f. Anthropologie 11, 1879, S. 25—63; Chr. von Krogh, Die Skelettfunde des Bremer Gebietes und ihre Bedeutung für die Rassengeschichte Nord-West-Deutschlands. Abh. u. Vorträge hrsg. von d. Bremer Wissenschaftl. Ges. 13, 1940; W. Henke, wie Anm. 28.

93 Hierauf beruht die Rekonstruktion des Verlaufes der Hermann-Bezelin-Mauer. Vgl. dazu Anm. 55 u. 56.

94 Buchenau, wie Anm. 85, S. 315 f.; Schwarzwälder, wie Anm. 4, S. 65 mit Anm. 87, S. 74 mit Anm. 147; R. Stein, Romanische, gotische und Renaissance-Baukunst in Bremen, 1962, S. 18 ff.; Allmers, wie Anm. 13, S. 435.

Turm: durch sehr harten muschelkalkhaltigen, mit Flint durchsetzten Mörtel betonartig umschlossene und verbackene große und kleine Findlinge einschließlich Feuersteingeschiebe; parallel zum Mittelschiff Fundament eines etwaigen südlichen Seitenschiffs aus großen Findlingen mit lockerem zerreiblichem Muschelkalkmörtel (S. 33 ff.).

## 7. Funde

a) *Tongefäß*<sup>95</sup>, gut erhalten, „von runder Topfgestalt mit oben eingebogenem Rande“, härter gebrannt, gefunden „im Sande mehr nach dem Mittelpunkt der Düne hin“. Enthielt „augenscheinlich gelbbraune Torfasche in ziemlicher Menge“ (S. 30).

b) *Dreifüßiger Grapen*<sup>96</sup>, weitbauchig, mit „etwas engerem, handbreiten, gerade aufsteigenden Halse, an welchem sich ein Handgriff befand aus ganz demselben Material und ohne Glasur wie die Urnen“ (vgl. c), im Sande der W-Seite der Baugrube unter dem früheren Pundsackschen Hause (S. 30).

c) „*Urnen*“: Dicht an „der inneren Seite eines sehr alten Mauerfundaments“ im Dünensand, jedoch innerhalb der Baugrube des Börsenhauptgebäudes nicht festlegbar, standen nebeneinander vier anscheinend mäßig gebrannte Tongefäße von grauer, „ins bläuliche spielenden Farbe“. Ihre Form wird mit „bauchig, vasenförmig“ angegeben (S. 29 f.).

Barkhausen sieht in den Gefäßen Grabgefäße (Urnen)<sup>97</sup>, obwohl er sich wunderte, daß sie bei der Anlage des genannten Mauerfundamentes „in so großer Nähe desselben von der Menschenhand verschont blieben“. Außerdem wird das Material mit einem dreifüßigen Grapen (vgl. b) gleichgestellt! Verwunderlich ist auch, daß jemand, der im Gefäß a) „Torfasche“ entdeckte, den in „Urnen“ unabdingbaren Leichenbrand übersehen haben sollte<sup>98</sup>!

d) *Webgewichte*<sup>99</sup>, linsenförmig (Abb. 6). Als Fundstelle wird zunächst mit Bezug auf Fundstelle von b) „Pundsacksches Haus“ suggeriert, jedoch später präzisiert: „unter den aufgeschwemmten Sandschichten“ auf dem SW-Hang, gegenüber der Wachtstraße (S. 30).

e) *Spinnwirtel*<sup>100</sup>: „Fünf plattrunde, gebrannte und glasierte, irdene Steine von 1½ bis 2 Zoll im größten Durchmesser und einem Loch in der Mitte, [. . .]“. Fundstelle unklar, vielleicht nahe b) = Pundsacksches Haus.

95 Weder im Katalog noch im Bestand des Focke-Museums zu identifizieren.

96 Focke-Museum 358.

97 Weder im Katalog noch im Bestand des Focke-Museums nachzuweisen.

98 Die Vermutung Grohnes, wie Anm. 55, S. 134, daß es sich dabei um „anscheinend“ vorgeschichtliche Urnen handele, ist daher durch nichts begründet.

99 Focke-Museum 186, als einziges im Katalog und Bestand nachweisbar.

100 Im Katalog nur vier verzeichnet (285–288); Originale nicht identifizierbar.

f) *Tonkrug*<sup>101</sup>, bunt bemalt, glasiert, „aus schönem Thon“. Unter dem Pundsackschen Haus.

g) *Silbermünzen*, wenige, „alle aus neuerer Zeit“ (S. 31)<sup>102</sup>.

## ANHANG 2

### *Beobachtungen an der Westseite des Marktplatzes 1974*

Im Juli 1974 beobachtete der Geologe E. Seyler, damals bei der Außenstelle Bremen des Niedersächsischen Landesamtes für Bodenforschung, Kanalbauarbeiten zwischen Rathaus und Deutschem Haus (Abb. 1, Stelle C). Dabei nahm er in einem Kanalschacht ein Südost-Profil 15,0 m nordwestlich vom Roland auf (Abb. 8). Einblicke in den Untergrund, besonders, wenn sie den gewachsenen Dünen sand erreichen, sind auch für den Historiker/Archäologen von Bedeutung. Im vorliegenden Fall jedoch ist das archäologische Interesse besonders groß, weil Seyler bei der Dokumentation des Profils zwei Tongefäßscherben entdeckte und stratigraphisch festlegte. Mit den vorne geschilderten Bremer Verhältnissen hängt es wohl zusammen, daß ich, obwohl zu diesem Zeitpunkt bei der Domgrabung erreichbar, nicht zu Rate gezogen wurde. Der Befund und die beiden Fundstücke kamen mir erst im Herbst 1991 zur Kenntnis! Sie brachten mir sofort in Erinnerung, daß mir schon vor Jahrzehnten beim Blick vom Dom in Richtung „Unser Lieben Frauenkirchhof“, am Nordwestrand des Marktes, eine rinnen- oder grabenartige Vertiefung aufgefallen war. Der sich von Jahr zu Jahr in mir verstärkende Verdacht auf einen Befestigungsgraben in der Flucht des „Schoppensteel“<sup>103</sup> war mangels geeigneter Aufschlüsse nicht überprüfbar. Auch der Befund von 1974 kann natürlich wegen seiner Vereinzelnung und ungünstigen Orientierung keinen wesentlichen Beitrag zum Problem leisten, wie immer dieses auch gelagert sein mag. Man kann dem Profil aber deutlich entnehmen, daß hier kein ungestörtes Podsolprofil vorliegt. Es fehlt der A-Horizont und der obere Teil des B-Horizontes, die zusammen etwa 0,50 m ausmachen. Im übrig gebliebenen

101 Weder im Katalog noch im Bestand des Focke-Museums nachweisbar.

102 Vortrag A. Lonke: Antike Münzen und Funde aus den Aufgrabungen an der Dombüne, aus dem Besitz des Städt. Museums. Historische Gesellschaft 1912/13. Erwähnt bei Lonke, wie Anm. 83, S. 25. — Weder im Katalog noch im Bestand des Focke-Museums nachweisbar sind „Waffen und kleine Geräte vom Börsenbau“, die von der Sammlung der Abteilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte u. Altertümer 1871/72 angekauft wurden: a.a.O., S. 9. — Zwei spätmittelalterliche Tongefäße (Grapenkanne u. Siegburger Import) und Tierknochen wurden 1956 auf dem Börsengrundstück in „spaltartiger Vertiefung“, ca. + 3,5 m ü. NN, gefunden: Focke-Museum 9309 a—c. — Zur Datierung und Deutung des „Börsenkomplexes“ vgl. vorerst Anm. 79!

103 Schwarzwälder, wie Anm. 4, S. 176 ff., S. 280 ff.



Größte Beachtung verdienen indessen die beiden keramischen Fundstücke, die sich auf dem planierten B-Horizont, also im unteren Bereich der 0,20 m mächtigen Übergangsschicht, fanden.

*Scherbe a)*: ca. 5,5 x 6,0 cm groß, grau-beige, im Bruch grau mit gröberen Magerungsbestandteilen, Fragment vom Umbruch mit Hals, deutliche Schwellung 0,7–1,2 cm im Halsbereich, fester Brand. Oberfläche von der Schulter abwärts durch Bewurf aufgeraut.

*Scherbe b)*: ca. 5,0 x 6,0 cm groß, schwarz polierter Schlicker, innen und im Bruch grau, feingemagert, jedoch einzelne gröbere Quarzkörner, dünnwandig: 0,6 cm.

Eine Datierung beider Scherben springt nicht gleich ins Auge, schon weil bei beiden der Rand fehlt. Dennoch wird man Scherbe b) kaum von der qualitätsvolleren Ware des 4./5. Jahrhunderts trennen können, wie sie nicht nur auf Gräberfeldern, sondern auch in Siedlungen<sup>104</sup> begegnet.

Scherbe a) gibt sich durch ihren festeren Brand und vor allem durch das auffällige Merkmal der Schwellung der Halspartie als frühmittelalterlich zu erkennen. Gerade im Bremer Raum gibt es genügend Vergleichsobjekte von Siedlungen<sup>105</sup>. Diese wurden schon früher mit Schwerpunkt ins 8. Jahrhundert datiert. Spielraum nach unten<sup>106</sup> und nach oben ist gegeben, so daß sowohl eine Verkürzung als auch Verlängerung des zeitlichen Abstandes beider Scherben von grob 200 Jahren durchaus denkbar erscheint.

Die Fundsituation und die nach dem gegenwärtigen Forschungsstand zeitliche Diskrepanz beider Scherben zeigen, daß sie umgelagert worden sind. Die Richtigkeit der Datierung der jüngeren Scherbe vorausgesetzt, kann dies im 8. Jahrhundert oder später gewesen sein.

Festgehalten werden kann indessen, daß am Rande, wenn nicht gar im Bereich einer mit bloßem Auge erkennbaren Einsenkung an der Westseite des Marktplatzes menschliche Betätigung durch Planierung stattgefunden hat, die ins 8. Jahrhundert zurückreichen kann<sup>107</sup>.

### **Abbildungsnachweis**

Abb. 1–8: I., J. u. K. H. Brandt

Abb. 7: Nach einem Entwurf von C. Ahrens, 1963

Abb. 8: Umzeichnung nach E. Seyler, Niedersächs. Landesamt  
f. Bodenforschung, Außenstelle Bremen, 1974

104 Anm. 42, S. 64 f.

105 Anm. 42, S. 67, Abb. 8, 11; S. 68, Abb. 9, 5.12; S. 73, Abb. 14; S. 74, Abb. 15, 1.6.

106 Brandt, wie Anm. 61, S. 257 u. S. 270, Abb. 12.

107 Der Kataster- und Vermessungsverwaltung Bremen schulde ich Dank für die Hergebe der im Profil nicht verzeichneten Angabe der Höhen über NN (Schreiben vom 6.2.1992).

# Die Denkmalpflege in der Freien Hansestadt Bremen 1989 bis 1991

*Sechster Bericht des Landesamtes für Denkmalpflege*

Von Hans-Christoph Hoffmann mit Peter Hahn

## Inhaltsverzeichnis

### I. Zur Lage der Denkmalpflege

Finanzielle Ausstattung .....	224
Personal und Deputationsberatung 1990 .....	226
Reisetätigkeit .....	228
Veröffentlichungen, Vorträge .....	229

### II. Die Erfassung und Inventarisierung der Kulturdenkmäler

Situation nach der Novellierung des Denkmalschutzgesetzes .....	231
Der Fall Kaffee-HAG .....	232
Zur Denkmalwürdigkeit der Rickmers-Halle in Bremerhaven (Hahn) .....	233
Abbruch Parkallee 113 — Gästehaus des Senats .....	236
Ein Bußgeldfall und zur Akzeptanz des Denkmalschutzes (Hahn) .....	237
Beteiligungsdefizite und öffentliche Anteilnahme .....	238

### III. Die Denkmalpflege in Bremen und Bremerhaven

Ansgariifresken .....	241
Fitgers Erdteile-Bilder aus Haus Seefahrt .....	242
Rathaus .....	247
— Güldenkammer .....	248
— Obere Güldenkammer .....	253
— Wittheitsstube .....	253
— Gobelinzimmer .....	254
— Obere Rathaushalle .....	257
Altes Packhaus in Vegesack (Hahn) .....	258
Bischofstor in den Wallanlagen .....	261
Am Dobben 91 (Ortsamt), Festsaal .....	262
Waldschlößchen im Bürgerpark .....	265
Gymnasium Barkhof (Hahn) .....	266
Gesellschaftshaus „Bremen-Ost“ (Hahn) .....	268
Haus Blumeneck, Schwachhauser Heerstraße 66 (Hahn) .....	269
Postamt 5 (Hahn) .....	269
Böttcherstraße, Haus Atlantis (Hahn) .....	271
Ensemblepflege .....	279
Hollerallee 67 (Hahn) .....	282
Mühle Horn-Lehe .....	282
Bremerhaven, Kraftzentrale (Hahn) .....	284

## I. Zur Lage der Denkmalpflege

Litt die Denkmalpflege in den vergangenen Jahren zunehmend unter öffentlichem Desinteresse, so geriet sie in diesem Berichtszeitraum infolge einiger Vorkommnisse, auf die weiter unten eingegangen werden soll, dermaßen unter Druck, daß die ohnehin nur mühsam aufrechterhaltene Kontinuität der Arbeit abermals arg strapaziert wurde, wiewohl die Vorteile solcher zunehmender Beachtung unserer Arbeit auch nicht verschwiegen werden dürfen.

Der Überblick über den finanziellen Rahmen der bremischen Denkmalpflege, wie früher<sup>1</sup>, bei aller Genauigkeit der Summen doch blockhaft zusammgezogen, soll auch diesmal am Anfang des Berichtes stehen:

Verwendungszweck	1989	1990	1991
für stadteigene Kulturdenkmäler	45 000	45 680	46 900
für Zuschüsse an Ensembles	42 000	42 630	44 000
			+ 160 000
für kleine Instandsetzungsmaßnahmen an städtischen Kulturdenkmälern	10 000	15 000	15 000

Der proportional bedeutende Zuschlag im Haushaltsjahr 1991, Folge der wieder größeren Beachtung, die die Denkmalpflege durch die Diskussion im politischen Raum erfahren hatte, mußte zwar um 36 000 DM gekürzt werden zugunsten der Ausgabetitel für die interne Verwaltung – Verbesserung der Bibliothekssituation, Aufstockung der Reisemittel, Ausbau der fotografischen Ausstattung des Amtes u. ä. –, doch handelte es sich dabei letztlich auch um Verbesserungen der Arbeitsmöglichkeiten des Amtes, die in den letzten zehn Jahren nur allzu sehr vernachlässigt werden mußten.

Nach wie vor ist Denkmalpflege in Bremen ohne die Zuwendungen der Stiftung Wohnliche Stadt jedoch nicht denkbar. Das gilt nicht nur für die tägliche Arbeit in und an den Ensembles und an den bremischen Mühlen, für die es schon eine Art „fester“ Titel bei der Stiftung gibt, sondern in gleichem Maße für die Förderung einzelner mehr oder minder hervorgehobener Maßnahmen.

1 Hans-Christoph Hoffmann, Die Denkmalpflege in der Freien Hansestadt Bremen 1971 bis 1977, in: Brem. Jb., Bd. 56, 1978 (zit. 1. Bericht); ders., Die Denkmalpflege in der Freien Hansestadt Bremen 1978 bis 1979, in: Brem. Jb., Bd. 58, 1980 (zit. 2. Bericht); ders., Die Denkmalpflege in der Freien Hansestadt Bremen 1980 bis 1981, in: Brem. Jb., Bd. 60/61, 1982/83 (zit. 3. Bericht); ders., Die Denkmalpflege in der Freien Hansestadt Bremen 1982 bis 1984, in: Brem. Jb., Bd. 63, 1985 (zit. 4. Bericht); ders., Die Denkmalpflege in der Freien Hansestadt Bremen 1985 bis 1988, in: Brem. Jb., Bd. 67, 1989 (zit. 5. Bericht).

Im einzelnen hat die Denkmalpflege von der Stiftung folgende Zuwendungen erfahren:

Verwendungszweck	1989	1990	1991
für Zuschüsse an Ensembles	80 000	90 000	100 000
für private Mühlen	15 000	15 000	25 000
für das Haus im Park			
im Zentralkrankenhaus Ost	175 000	—	—
für die Orangerie in Hasses Park	15 000	—	—
für die Restaurierung des Terrakotta-Brunnens im Hof „Haus des Reichs“	50 000	—	—
für Restaurierungsarbeiten am Gewerbehause	—	20 000	—
für die Instandsetzung des Bischoftores	—	40 000	—
für die Wiederherstellung des Giebels Sandstraße 5	—	120 000	—
für die Restaurierung des Himmelssaals im Haus Atlantis/Böttcherstraße	—	300 000	—
für restauratorische Arbeiten im Rathaus	—	300 000	361 000
für die Erneuerung der Fenster der alten Kraftzentrale	—	—	40 000
	335 000	885 000	526 000

Der Förderung von 1989 ist darüber hinaus eine Spende in Höhe von 133 000 DM zuzurechnen, die durch die Vermittlung der Stiftung Wohnliche Stadt von einer bremischen Bank zugunsten der Restaurierung der Güldenammer geleistet wurde.

Der Charakter der Stiftung Wohnliche Stadt bringt es mit sich, daß immer wieder Zuwendungen für Maßnahmen, die mit Denkmalpflege im engeren Sinne nur indirekt oder gar nichts zu tun haben, über die Denkmalpflege abgewickelt werden müssen. Sie sind in der obigen Aufstellung nicht enthalten; die Mittel, die hier genannt wurden, wurden also mit mehr oder weniger „fortune“ durch die Mitarbeiter des Amtes betreut und bewirtschaftet.

Dazu summieren sich Zuwendungen, die dem Amt für Denkmalpflege für die Durchführung von Arbeiten im Rathaus zur Bewirtschaftung zugewiesen wurden — in den vergangenen Jahren immerhin 380 000 DM —, sowie private Spenden. Bei diesen stand der Einsatz der Sparkasse für die Sicherung der Bausubstanz des alten Allgemeinen Krankenhauses mit 50 000 DM an der Spitze. Die Bürger von Horn gaben für die Erhaltung ihrer Mühle fast 47 000 DM, und 50 000 DM flossen der Denkmalpflege zugunsten der Restaurierung von Gemälden aus dem Haus Seefahrt von Arthur Fitger von der Reidemeister & Ulrichs-Stiftung zu. — Die Zahlen sind sicher geeignet, die Dimension der Arbeit, die in dem kleinen Amt, dem für die Haushalts-

angelegenheiten nur eine halbe Arbeitskraft zur Verfügung steht, zu bewältigen ist, zu verdeutlichen.

Der Bericht über den finanziellen Teil sei abgeschlossen mit der Mitteilung über die Werte, die im Rahmen der §§ 82 i und k Einkommensteuereinführungsverordnung (EStDV) zu vorgezogener Abschreibung anzuerkennen waren: Mit 61 Bescheinigungen wurde ein Volumen von 6 490 657 DM im Rahmen der Bestimmungen zur Abschreibung anerkannt. Das Vorbescheinigungs-, Prüf- und Bescheinigungsverfahren wurde 1991, mehr als zehn Jahre nach Einführung dieser für die Denkmalpflege insgesamt segensreichen Bestimmung durch den Bundesminister der Finanzen, vereinheitlicht. Dabei ergaben sich für unser Amt keine grundlegenden Neuerungen, weil hier schon in der Vergangenheit das Gesetz so eng wie sinnvoll aber auch nötig angewandt wurde. Immer wieder muß darauf hingewiesen werden, daß die steuerlichen Prüf- und Bescheinigungsvorgänge für die damit befaßten Mitarbeiter eine riesige Belastung darstellen, die durch die neuen Bestimmungen keineswegs abnimmt und die ohne Personalzuwachs zusätzlich zu den eigentlichen Facharbeiten angefallen ist.

Abermals hatte das Amt eine personell turbulente Phase durchzustehen. Zum 1. Juni 1989 trat Frau Lori Frerking in den Ruhestand. Sie war Steinmetzin und wegen der mit diesem Beruf verbundenen Kenntnisse dem Amt 1976 im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme zugewiesen worden. Da sie sich bei den verschiedensten Tätigkeiten bewährt hatte, wurde intensiv ihre feste Einstellung betrieben, was in den siebziger Jahren noch möglich war. Als Fotografin, die sich mit allen einschlägigen Arbeiten zunehmend vertraut gemacht hatte, auch die nicht weniger wichtige Ordnung der Bild-, Lichtbild- und Negativsammlung penibel betrieb, daneben zwei Lagerplätze überwachte und, wenn auch nicht ständig, die denkmalpflegerischen Arbeiten auf den Friedhöfen betreute, war sie dem Amt eine unentbehrliche Mitarbeiterin, deren Fehlen gleich mehrere, auf keine Weise mehr zu schließende Lücken riß, nachdem rechtzeitig eingeleitete Schritte zur Wiederbesetzung der Stelle ohne jedes Echo geblieben waren. Die Wiederbesetzung der Stelle im August 1991 war eine der Folgen der Deputationsbeschlüsse im Herbst 1990 und sie wieder eine Folge des Aufsehens, das der Abbruch des Gästehauses des Senats an der Parkallee erregt hatte. — Nachfolgerin von Frau Frerking ist seit Sommer 1991 Frau Margarethe Haberecht. Sie hatte zuletzt als Restauratorin gearbeitet und kann daher mit kleineren restauratorischen Untersuchungen (für größere mangelt es sowohl an technischen wie auch an personellen Voraussetzungen, da sonst die Hauptaufgaben wieder liegenblieben), der Überwachung restauratorischer Arbeiten und der Verbindung zur Leitstelle Nord-West für Diagnose und Therapie von Schäden an Baudenkmalern betraut werden — für das Amt ein unschätzbare Gewinn, obwohl natürlich die Gefahr besteht, daß infolge dieser besonderen Qualifikationen die eigentlichen Arbeiten der Dokumentation schnell ins Hintertreffen geraten können.

Die unhaltbaren, für den Leiter des Denkmalamtes nicht mehr weiter verantwortbaren Mißstände im personellen Ausbau des Amtes waren der Anlaß

für einen schließlich nicht mehr überhörbaren Hilferuf an die Behördenspitze. In der daraufhin erarbeiteten Vorlage für die Deputation für Wissenschaft und Kunst war von seiten der Behörde der zusätzliche Bedarf für 2 ½ zusätzliche Planstellen anerkannt und beantragt worden, neben der Wiederbesetzung der vakanten Stelle; mit dann neun Kräften wäre das bremische Amt immer noch schlechter als jedes andere vergleichbare Amt — Lübeck, Köln, Frankfurt — besetzt. Die Lücken, von Engpässen kann nicht gesprochen werden, weil überhaupt nichts da ist, bestehen auf dem Gebiet der Denkmälererfassung, -ausweisung und -inventarisierung, also auf einem Arbeitsfeld, das einerseits zumindest einer voll ausgebildeten, auf diesem Gebiet erfahrenen wissenschaftlichen Kraft bedarf, die, wenn sie auf den drei genannten Gebieten tatsächlich etwas leisten soll, der Unterstützung eines Mitarbeiters bedarf, den man früher als „wissenschaftliche Hilfskraft“ bezeichnet hätte. Dieses deshalb, weil die Rechtsprechung die Anforderungen an den Denkmalwert im Verlaufe des vergangenen Dezenniums so präzisiert eingeeengt hat, daß jede Eintragung eines Kulturdenkmals in eine Denkmalliste eine alle wissenschaftlichen und künstlerischen Facetten umfassende Begründung voraussetzt, was wiederum umfangreiche, zeitraubende Recherchen in Archiven und Bibliotheken unumgänglich macht.

Neben den personellen Anforderungen war auch ein nennenswerter Ausbau der materiellen Ausstattung des Amtes beantragt worden, und zwar einerseits bei den konsumtiven, also amtsinternen Haushaltsansätzen — Bibliothek, Reisemittel, Bilddokumentation —, hauptsächlich aber bei den Zuwendungen für Zuschüsse an Eigentümer, deren Häuser unter Denkmalschutz stehen. Die Zuschüsse dürfen in der Regel nur den denkmalpflegerisch bedingten Mehraufwand erreichen (sie tun es selten genug). Wieviel müßte da nun einem Amt, wie dem hiesigen, zur Verfügung stehen? Eine Vergleichsbasis zwischen den Ländern der Bundesrepublik Deutschland, selbst zwischen Städten mit eigener ausgebauter Denkmalpflege ist schier unmöglich; die Denkmallandschaften Baden-Württembergs und Bayerns sind mit der von Bremen nicht vergleichbar, die von Köln oder Hamburg wären es durchaus, doch wird dem entgegengehalten, daß beide Städte viel größer und finanziell besser ausgestattet seien. Wenn denn nur bedingt verglichen werden kann, so kann doch gewichtet werden: Baden-Württemberg und Bayern haben in den letzten Jahren pro Kopf der Bevölkerung 10 DM an Zuschüssen zur Verfügung gestellt. Der Kreis der Empfänger umfaßte zwar nicht nur die privaten Eigentümer, auch Kirchen und Kommunen konnten Zuwendungen erhalten, sofern keine öffentliche Baulast bestand. Für die Städte Frankfurt/M. und Köln beliefen sich die Werte auf etwa 2 DM pro Einwohner. In Niedersachsen, dessen Denkmallandschaft naturgemäß der von Bremen am nächsten steht, hat die Denkmalpflege erschreckende Sprünge bei den Zuschußmitteln durchmachen müssen; der Mittelwert lag dort zwischen 1 und 2 DM pro Einwohner und Jahr. Dieser untere Wert erschien uns sowohl nach fachlichen Kriterien, wie auch nach fiskalischen, ein auch unter den schwierigen Bedingungen, unter denen in Bremen gewirtschaftet werden muß, durchaus vertretbar. Das hätte bedeutet, daß dem Amt für Zuschüsse — also ohne Eigeninvestitionen der Stadt — etwa 650 000 bis 1,2 Millionen DM hät-

ten bereitstehen müssen. Die bei den Haushaltsberatungen erreichte Erhöhung der Zuschußmittel brachte das Amt unter Einschluß der Mittel, die nur für stadteigene Objekte aufgewandt werden dürfen, schließlich auf einen Wert, der zwischen 0,50 und 1 DM pro Einwohner liegt.

Hat die Deputation der Steigerung des Sachhaushalts für 1991 schließlich zugestimmt, auch der Wiederbesetzung der Stelle der Bilddokumentation, so hat sie den so dringenden personellen Ausbau auf eine Beratung im Jahr 1991 zurückgestellt. Danach war es zwischen Januar und Ende September (Bürgerschaftswahl 1991) nicht mehr möglich, die Diskussion erneut in Gang zu bringen. Der Abbruch eines Flügels der Kaffee-HAG hätte dem Amt beinahe doch noch den ersehnten Inventarisator im Sommer desselben Jahres gebracht, doch bürokratischen Verzögerungen gelang es, die Freigabe der dem Amt zugesagten Stelle so lange hinauszuzögern, bis durch das Wahlergebnis eine Situation eingetreten war, die ein weiteres Handeln in solchen haushaltsrechtlich sensiblen Bereichen zunächst erst einmal nicht mehr zuließ.

Von ähnlichem Auf und Ab, Zu- und Absagen war auch das Bemühen begleitet, auf der Basis einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme (ABM) eine Diplom-Bibliothekarin mit der Sichtung und Ordnung von Schriftgut und Bibliothek, die dem Amt in den vergangenen 20 Jahren zugewachsen sind, beschäftigen zu können. Nach zwei Jahren schließlich, im November 1991, konnte die Arbeit, die sicher zwei Jahre in Anspruch nehmen wird, endlich begonnen werden.

Erfreulich haben sich die Kontakte der Mitarbeiter des Amtes mit den Kollegen in anderen Bundesländern entwickeln können. So war beispielsweise die Teilnahme an den Jahrestagungen der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland für den Amtsleiter und seinen Vertreter, 1989 in München, 1990 in Saarbrücken und 1991 in Potsdam, nicht mehr ausschließlich von der Finanzierbarkeit abhängig. Auf der letzten dieser Tagungen, der in Potsdam, die bei dem ersten Anzeichen einer sich anbahnenden Wiedervereinigung von der am 1. März 1990 auf der Wartburg tagenden Amtsleiterkonferenz an die Stelle der turnusmäßig vorgesehenen Bremer Tagung gesetzt worden war, waren nach über 40jähriger Trennung erstmals wieder Denkmalpfleger aus allen deutschen Ländern in freiem fachlichem Gespräch vereint.

Das Bemühen um fachlichen Austausch über die deutsch-deutsche Grenze hinweg war nie ganz erloschen. 1987 konnten einige Kollegen im Anschluß an die Jahrestagung der Vereinigung in Lüneburg an Exkursionen in die damalige DDR teilnehmen, und das mühsam ausgehandelte Kulturabkommen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR sah mehrere Kolloquien sowohl in der Bundesrepublik wie auch in der DDR vor. Das erste fand Anfang 1989 in Lüneburg zum Thema Inventarisierung statt, und zwar, wie man im Nachhinein sagen muß, in den nicht zuletzt auch zeremoniös getragenen Formen der Abgrenzung der DDR von der Bundesrepublik. Immerhin war es einem größeren Kreis von Wissenschaftlern des zentralen Denkmalamtes in Berlin und seiner Außenstellen erlaubt worden, nach Lüneburg zu

reisen; das bremische Amt war auf jener Tagung durch Dr. Hahn vertreten. Das zweite Kolloquium, dem Thema Steinkonservierung gewidmet, fand vom 1. bis 6. Oktober 1989 in Dresden statt. Tiefbewegt, ja auch erschüttert, erlebte die kleine Gruppe der aus der Bundesrepublik angereisten Denkmalpfleger, für Bremen der Verfasser, in dem am Hauptbahnhof gelegenen Hotel den Aufruhr jener Tage, stille, aber auch gewalttätige Demonstrationen, Aufmärsche und Vorgehen der polizeilichen Formationen mit, und auch die Erschütterung der Menschen über die Flucht tausender und abertausender meist junger Bürger.

Wie oben schon angedeutet, griff der Vorstand der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger sehr früh Hinweise auf eine Neubildung von Ländern in Mitteldeutschland auf und berief zum 1. März 1990 eine Amtsleitersitzung auf die Wartburg bei Eisenach, zu der die Vertreter der präsumtiven neuen Landesämter — damals noch als Gäste — eingeladen waren.

Anläßlich dieser Tagung verabschiedete die Vereinigung, eine Anregung der neuen Kollegen aufgreifend, die sog. „Wartburg-Thesen“, Empfehlungen zum Aufbau und zur rechtlichen Stellung der zu gründenden neuen Landesämter, damit diese dem voraussehbaren Bauboom einigermaßen standhalten könnten — die Entwicklung zeigte bald, daß die Sorgen der damals auf der Wartburg versammelten Denkmalpfleger nicht übertrieben waren. Auf der Wartburg war es dann auch, daß beschlossen wurde, die Jahrestagung 1991 in einem der neuen Länder durchzuführen, statt in Bremen.

Die hier nur in dürren Worten andeutbaren Ereignisse von 1989/90 waren schließlich auch der Anlaß zu einer vom üblichen Rhythmus abweichenden Kette von Amtsleitersitzungen und Beratungen der Arbeitsgruppe für Recht und Steuerfragen des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, der der Verfasser angehört. Immer selbstverständlicher wurde die Teilnahme der Kollegen „aus dem Osten“, bis sie im Herbst 1990 förmlich als Mitglieder in der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland aufgenommen werden konnten.

Neben dieser durch die Wiedervereinigung ausgelösten Reisetätigkeit, zu der letztlich auch Besuche in Rostock gehörten, ist nur die Teilnahme des Verfassers an einem Symposium zur Geschichtsrezeption der Marienburg in Danzig und auf der Marienburg im April 1991 zu nennen. Mit Fahrten nach Marienwerder, Frauenburg, Elbing sahen sich die deutschen Vertreter jeweils ganz eigenen Nachkriegs-/Wiederaufbau- und Rezeptionsproblemen konfrontiert — insgesamt war auch dies eine Reise, von der man mit reichen Eindrücken heimkehrte.

Dr. Hahn und Dipl.-Ing. Schöning haben im Berichtszeitraum an mehreren Tagungen der Arbeitskreise Inventarisierung und Bautechnik und einem Seminar über Fragen städtebaulicher Denkmalpflege in Lübeck teilnehmen können. Auch war das Amt regelmäßig bei den Besprechungen über die Einrichtung eines gemeinsamen Labors der norddeutschen Küstenländer (sog. Leitstelle Nordwest) in Hamburg und Hannover vertreten.

Der Raum zu wissenschaftlicher Entfaltung ist in dem personell karg ausgestatteten Amt eng. Dennoch hat der Verfasser den Festvortrag aus Anlaß der

Weihe eines Domes in Bremen vor 1200 Jahren am 3. November 1989 im St.-Petri-Dom übernommen. Mehrjähriges Quellenstudium, gedacht für eine umfangreiche Darstellung über die Restaurierung des Domes im 19. und 20. Jahrhundert, hat dadurch wenigstens eine kurze Zusammenfassung gefunden<sup>2</sup>. Auf dem Symposium „Schutz und Erhaltung von Bauten der Fünfziger Jahre“, das im Februar 1990 im Rahmen der „Constructa“ in Hannover stattgefunden hatte, hielt der Verfasser das Referat über „Der schöpferische Umgang mit dem Denkmal – Gedanken zur Praxis der 50er Jahre“<sup>3</sup>; auf die bremische Situation abgewandelt wurde dieser Vortrag im Februar 1991 im Vortragsprogramm der Historischen Gesellschaft Bremen wiederholt<sup>4</sup>. Eine Einladung der Aufbaugemeinschaft Bremen nutzte der Verfasser, um in „Rückblick und Ausblick“ über rechtliche und inhaltliche Grenzen des Denkmalschutzes zu sprechen<sup>5</sup>.

Aus dem letzten Berichtszeitraum ist die Aufarbeitung der Baugeschichte des Schüttings durch Peter Hahn aus Anlaß des 450jährigen Jubiläums dieses Hauses nachzutragen<sup>6</sup>. Die alle bis 1987/88 greifbaren Quellen zu diesem Bau auswertende Arbeit enthält nicht nur eine Neubewertung der Bautätigkeit des 16. Jahrhunderts, sondern auch eine den derzeitigen Wissensstand zusammenfassende Aufarbeitung der Veränderungen des Baues und seiner Ausstattung bis zum Wiederaufbau nach dem letzten Krieg.

Die Betreuung der Neubearbeitung des Bremen-Teils in Georg Dehios Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler<sup>7</sup> in den Jahren 1988–1991 lag in den Händen von Peter Hahn. Der entsprechende Abschnitt der Ausgabe von 1977 lag in den Händen des Verfassers<sup>8</sup>, der ein etwa 25seitiges Manuskript von Rudolf Stein von ca. 1965 in einem Vierteljahr unter Einschluß von Bremerhaven auf einen etwa dreifachen Umfang erweitern mußte. Bei allen Bemühungen, neue Forschungen zu berücksichtigen, vor allem auch neuen Be-

- 2 Hans-Christoph Hoffmann, 1200 Jahre Dom zu Bremen – Die Erhaltung des Domes im 19. Jahrhundert, in: *Hospitium Ecclesiae*, Bd. 17, 1989, S. 141–177.
- 3 Hans-Christoph Hoffmann, Der schöpferische Umgang mit dem Denkmal – Gedanken zur Praxis der 50er Jahre, in: Werner Durth und Niels Gutschow (Red.), *Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre. Ergebnisse der Fachtagung in Hannover, 2.–4.2.1990, Tagung des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz und der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland im Rahmen der „Constructa“ in Hannover. Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz*, Bd. 41, 1990, S. 122–133.
- 4 Hans-Christoph Hoffmann, Der schöpferische Umgang mit dem Denkmal in den fünfziger Jahren, in: Franz-Peter Mau (Hrsg.), *Flugdächer und Weserziegel, Architektur der 50er Jahre in Bremen*, 1990, S. 52–64.
- 5 Hans-Christoph Hoffmann, Die Denkmalpflege – Rückblick und Ausblick, in: *Der Aufbau*, Jg. 44, 1990, H. 2, S. 3–5.
- 6 Peter Hahn, 450 Jahre Haus Schütting, Sitz der Handelskammer Bremen, *Die Baugeschichte*, 1988.
- 7 Dehio, Georg (Begr.), *Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler*, Bremen, Niedersachsen, bearbeitet von Gerd Weiß unter Mitarbeit von Karl Eichwalder, Peter Hahn, Hans Christoph Hoffmann, Reinhard Karrenbrock und Roswitha Poppe, München 1992.
- 8 Dass., bearb. von Gottfried Kiesow, Hans-Christoph Hoffmann, Roswitha Poppe, Hans Reuther, Walter Wulf und anderen Fachkollegen, 1977.

wertungen von Kunstdenkmälern breiteren Raum zu gewähren, konnten Fehler nicht ausbleiben. Die jetzige Fassung ist daher nicht einfach Korrektur und Fortschreibung der bisherigen, sondern eine neue Bearbeitung.

Peter Hahn hat ferner (1988) für den Katalog der Ausstellung „Wasser — Zur Geschichte der Trinkwasserversorgung in Bremen“ den Beitrag zum Wasserturm auf dem Werder verfaßt<sup>9</sup> und beim Hafendenkmalpflege-Symposium in Hamburg 1989 einen Vortrag über „Wasserkanten und Wasserkammern“ gehalten<sup>9a</sup>.

Die Berufung des neuen Landesarchäologen zog sich länger hin als gedacht. Die Berufungskommission hatte zwar im Wintersemester 1988/89 ihren Auftrag erfüllt und eine Vorschlagsliste erarbeitet, bei der die beiden ersten Positionen gleichrangig besetzt waren, doch konnte, da es sich ja nicht allein um einen universitären Besetzungsvorschlag handelte, sondern auch um den eines Dienststellenleiters und deshalb die zuständige Deputation gehört werden mußte, der Ruf erst im Sommer 1989 ausgesprochen werden. Er erging an Frau Dr. Dohrn in Frankfurt/M. Die von ihr mit dem Senator für Bildung, Wissenschaft und Kunst geführten Berufungsverhandlungen ließen sich hoffnungsvoll an und weckten bei den Mitarbeitern der Landesarchäologie große Hoffnungen, doch zu Ende des Jahres brachen die Kontakte ab, und im Frühjahr 1990 gab Frau Dr. Dohrn den Ruf nach Bremen zurück, um sich dem Aufbau eines Institutes in Frankfurt/M. zu widmen. Im Benehmen mit den Mitarbeitern des Landesarchäologen legte der Verfasser danach zum 1. April die kommissarische Leitung der Dienststelle nieder, so daß dieselbe vorübergehend von der senatorischen Behörde direkt geführt wurde. Der Ruf erging sodann an Herrn Dr. Manfred Rech, der Ende des Jahres 1990 mit der Berufung zum Professor zum Landesarchäologen ernannt wurde; er nahm 1991 seine Tätigkeit in Bremen auf.

## II. Die Erfassung und Inventarisierung der Kulturdenkmäler

Die Probleme um das Denkmalschutzgesetz, im letzten Bericht eingehend dargestellt, sind behoben. Das Gesetz wurde am 13. Juni 1989 novelliert, die zugehörigen Rechtsverordnungen am 26. März 1991 erlassen<sup>10</sup>. Danach können nach mehrjähriger Unterbrechung wieder Kulturdenkmäler in rechtlich kalkulierbaren Verfahren eingetragen werden.

9 Peter Hahn, Der Wasserturm auf dem Werder, in: Wasser — Zur Geschichte der Trinkwasserversorgung in Bremen, Katalog der Sonderausstellung im Bremer Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte (Focke-Museum), 1989, S. 67–72.

9a Peter Hahn, Wasserkanten und Wasserkammern. Beispiele aus Bremen und Bremerhaven, in: Aspekte und Perspektiven der Hafendenkmalpflege. Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 40 (1992), S. 30–34.

10 Gesetz z. Änderung des Denkmalschutzgesetzes, GBl. Bremen, 1989, Nr. 27, v. 26.6.1989, S. 230; VO über die Unterschutzstellung von Kulturdenkmälern und das Eintragungs- und Lösungsverfahren, GBl. Bremen, 1991, Nr. 13, v. 8.4.1991, S. 133; VO über die Zusammensetzung und die Tätigkeit des Denkmalrates, ebd., S. 135.

Nun zeigt sich jedoch, daß das Amt personell gar nicht (mehr) in der Lage ist, zusätzliche Arbeiten aufzufangen. Es gibt mehrere Gründe dafür, daß heute nicht mehr geht, was noch vor zwölf Jahren möglich schien oder auch tatsächlich war. Die ortsnahe Betreuung von 1200 eingetragenen Kulturdenkmälern, zu denen noch viele nicht eingetragene Objekte hinzukommen, um die sich das Amt in wechselnder Intensität kümmert, ist einer der Gründe. Die Betreuung ist in den meisten Fällen intensiver als in den Flächenstaaten, in denen in nicht wenigen Fällen das Denkmal nur vom Schreibtisch aus wahrgenommen wird — die besondere lokale Situation, die Kleinheit des Stadtstaates, erzwingt von jedem Mitarbeiter des Denkmalamtes ein näheres Verhältnis zu den Denkmälern, drängt zu einem Engagement im Einzelfall, das nicht beliebig vermehrbar ist. Eine andere Ursache ist, daß die Zeit zu intensiver wissenschaftlicher Forschung und Erfassung von Denkmälern fehlt. Die Rechtsprechung hat in den Jahren, in denen das Bremer Amt gehindert war, im notwendigen und wünschenswerten Umfang Kulturdenkmäler einzutragen, durch eine Reihe von Obergerichtsurteilen den Handlungsrahmen zulässiger Denkmalschutzaktivitäten recht präzise abgesteckt<sup>11</sup>, zumindest so genau, daß es unverantwortlich und leichtsinnig wäre, diese Hinweise und Abgrenzungen zu ignorieren. Im normalen Unterschutzstellungsverfahren ist zwar kein Ermessen mehr auszuüben, kann der Denkmaleigentümer auch nur noch Einwendungen gegen die Denkmalbedeutung erheben, doch stellen die Gerichte hohe Anforderungen an die fachliche Begründung des Denkmalschutzes; sie setzt gründliche Forschung und fachliche Abwägung voraus, die nur noch von jemandem geleistet werden können, der sich mehr oder weniger ausschließlich auf diesen Teil denkmalpflegerischer Arbeit konzentrieren darf. — Ganz anders liegt der Fall, will (soll) man durch die Unterschutzstellung eines Objektes einen laufenden Bauvorgang aufhalten: da muß zugleich mit der fachlichen Feststellung des Denkmalwertes das Ermessen ausgeübt werden, und zwar in einer Tiefe, die in komplizierteren Fällen, etwa wenn es um bedeutende Grundvermögen oder Investitionen geht, im Grunde nur noch von einem Amt geleistet werden kann, das über eine eigene Rechtsabteilung verfügt — und über einen personell gut ausgestatteten Schreibdienst!

Alle diese Probleme und dazu noch andere fielen im Fall des Abbruches eines Bauteils der Kaffee-HAG zusammen. Als bei einem Gespräch mit Vertretern von stadtbildinteressierten Gruppen und Initiativen bei Herrn Senator Scherf am 18. Juli 1990 der HAG-Komplex erwähnt wurde, war den Beteiligten nicht bekannt, daß bereits seit 1989 eine rechtsgültige Abbruchgenehmigung vorgelegen hat; der Vorgang war, wie der Bauakte<sup>12</sup> unschwer zu entnehmen ist, dem Denkmalamt, dem im Regelfall alle, auch banalsten Abbruchvorgänge zur Kenntnis vorgelegt werden, nicht zur Stellungnahme vor-

11 VGH Bad.-Württ., Urt. v. 10.5.1988 — 1 S 1949/87; OVG Berlin, Urt. v. 23.6.1989 — 2 B 45.87; OVG NW, Urt. v. 13.10.1988 — 11 A 2734/86.

12 Bauordnungsamt Bremen A 18/89.

gelegt worden. Selbst wenn also nach obigem Gespräch die Bauvorgänge angefordert worden wären, hätte nur noch das Vorliegen einer rechtsgültigen Abbruchgenehmigung festgestellt werden können. Es wäre, als der Abbruchantrag im Frühjahr 1991 erneut behandelt werden mußte — die Genehmigung war nach zwei Jahren erloschen —, der Antrag dann zwar sicher dem Denkmalamt zur Stellungnahme zugeleitet worden, doch waren genau zu diesem Zeitpunkt die neuen Rechtsverordnungen noch nicht in Kraft. Es hätte das Amt also mit Verordnungen agieren müssen, die nicht auf das novellierte Gesetz bezogen waren, ein Makel, der in einem gerichtsanhängigen Verfahren mit Sicherheit aufgefallen wäre — ganz abgesehen davon, ob wir bei fehlerfreier Ermessensausübung (hier hätte ja der Fall vorgelegen, daß ein Abbruchbegehren und ein Denkmalschutzverfahren zeitlich zusammengefallen wären) bei der Bescheidung des Abbruchantrags imstande gewesen wären, das Erhaltungsinteresse höher als die auf Eigentümerseite für den Abbruch sprechenden Gründe hätten veranschlagen können. Es ist das sehr in Zweifel zu ziehen, denn das für den Restkomplex der HAG, zu dem auch die Gründungsbauten von Hugo Wagner gehören, im Herbst desselben Jahres ausgearbeitete denkmalfachliche Gutachten<sup>13</sup> hat — leider — ergeben, daß der ursprünglich einmal vorhandene Denkmalwert sich durch die Fülle banalster Veränderungen verflüchtigt hat, ohne daß dem Komplex, etwa durch das Zutun der Fünfziger Jahre, neue, originär auf die jüngere Vergangenheit bezogene oder aus dem Spannungsverhältnis zwischen dem Altbau und seinen Modifikationen lebende Denkmalqualitäten zugewachsen wären.

Einem weiteren Versuch, zwecks Belebung parteipolitischer Auseinandersetzung den Denkmalschutz spektakulär zu instrumentalisieren, waren wir anlässlich des Abbruchantrags für die ehemalige Schiffbauhalle auf dem Gelände der Rickmers-Werft in Bremerhaven ausgesetzt. Als die Halle, ein Stahlfachwerk mit Klinkerausfachungen (etwa 120 m lang, 50 m breit, 15 m hoch) und inzwischen städtisches Eigentum, auf dem brachliegenden Werftgelände an der Geesthelle dem Neubau des Arbeitsamtes weichen sollte, wurde sie als ein Werk von Egon Eiermann identifiziert. Unter Berufung auf diese illustre Autorschaft forderte der Stadtverordnete Horst Grützner die Unterschutzstellung. Nun wäre die Entscheidung über den zu erwartenden Abbruchantrag der Stadt nicht Sache der Denkmalfachbehörde gewesen, und anders als bei stadtbremischen Objekten hätte nicht der Denkmalpfleger, sondern das Bremerhavener Bauordnungsamt im Rahmen seiner Ermessensausübung nach § 10 DSchG kaum ignorieren können, daß eine aus Erträgen finanzierte Erhaltung dieses Hallenvolumens von immerhin ca. 90 000 m<sup>3</sup> unter den gegebenen Umständen undenkbar erscheinen mußte

13 Gutachten zum Denkmalwert der ehemaligen Fabrik der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft an der Hagstraße in Bremen, erstellt von Dr. Peter Hahn, veröffentlicht in: Aus einem Guß, Veröffentlichung des Bremer Landesmuseums für Kunst- und Kulturgeschichte, Focke-Museum, Nr. 89, 1992, S. 102–117.

und praktikable Nutzungs- wie Finanzierungskonzepte auch von dem erwähnten Stadtverordneten und der mit ihm verbundenen Initiative nicht zu vernehmen waren. Daß die Unterschutzstellung allein kein vom Abbruch bedrohtes Bauwerk erhält, sondern zunächst nur den Abbruch auch denkmalrechtlich genehmigungspflichtig macht, und der Denkmalpfleger aus Rechtsgründen bei der ihm obliegenden — verwaltungsgerichtlich überprüfbaren — Ermessensausübung bei Bescheidung des Abbruchartrages gezwungen sein kann, einem Abbruch zuzustimmen, wird von unseren unentwegten Kritikern immer wieder geflissentlich übersehen.

Verblieb die Entscheidung über einen Abbruch auch in Bremerhaven, so war doch die Prüfung der Denkmalbedeutung und damit einer möglichen Unterschutzstellung Sache der Denkmalfachbehörde. Zu klären waren zunächst die nur mündlich überlieferte Autorschaft Eiermanns, dann die originale Gestalt der nach schweren Kriegsschäden vereinfacht wiederaufgebauten Halle und endlich der Denkmalwert dieser Halle von 1941/42 im Vergleich mit anderen Hallenbauten jener Jahre — dies u. a. im Hinblick auf ihre spezifische Zweckbestimmung für den Marineschiffbau, auf baukonstruktive Details und auf die gestalterische Bewältigung des Hallenvolumens. In Ermangelung archivalischer Quellen ließ sich die Autorschaft Eiermanns nicht weiter erhärten; streng genommen beruht sie nach wie vor nur auf mündlicher Überlieferung. Unklar ist weiter, und dieser Aspekt wurde auch von Wulf Schirmer und Immo Boyken, diesen von Horst Grützner bemühten Eiermann-Spezialisten von der Technischen Hochschule Karlsruhe nicht gestreift, in welcher Eigenschaft, mit welchen Aufgaben und aufgrund welcher organisatorischer Einbindung Eiermann an diesem Kriegsbauvorhaben mitgewirkt haben soll. Auftrag- und Geldgeber war wohl letztlich das Oberkommando der Kriegsmarine, und so wurden in der neuen Halle auch bis zur Zerstörung am 18. September 1944 ausnahmslos Minensuchboote gebaut. Erheblich verändert war die beim Angriff „aufs schwerste beschädigte“<sup>14</sup> Halle wieder aufgebaut worden, ohne den über das gesamte Südschiff reichenden, 6 m hohen befensterten Schnürboden mit den charakteristischen Lichtband-Kästen, ohne die Drahtverglasung der Außenfront und ohne eine Ersetzung der zerstörten Gefachausmauerung; die provisorischen Blechverkleidungen wurden später durch Skobalithplatten ersetzt. Erst recht im Inneren der Halle durften einem aufmerksamen Auge die schweren Substanzeinbußen und Gestaltveränderungen eigentlich nicht verborgen bleiben. Einen genaueren Eindruck von der Dachgestalt vermittelten uns dann Luftbilder von 1943<sup>15</sup>, die bei den Rekonstruktionsbemühungen des Instituts für Baugeschichte an der Universität Karlsruhe offenbar unbeachtet geblieben sind.

14 125 Jahre Rickmers — Ein Buch von Schiffbau und Schifffahrt, 1959, S. 64.

15 Da diese Luftaufnahmen bei den Rekonstruktionsbemühungen des Instituts für Baugeschichte an der Universität Karlsruhe offenbar unbeachtet geblieben sind, geriet der von Immo Boyken veröffentlichte Rekonstruktionsversuch nur mangelhaft; vgl. Immo Boyken, Die Schiffbauhalle der Bremerhavener Rickmers-Werft von Egon Eiermann, in: Festschrift Kurt Asche, 1990, S. 25–33.

Bei dieser Gelegenheit hat es uns — gelinde gesagt — doch einigermaßen erstaunt, wie salopp am Beispiel der Rickmers-Halle eine Autorschaft nachgewiesen, Befunde erhoben und ein Bauwerk historisch gewürdigt werden konnten. Als sei der gleichsam in nahtloser Fortsetzung des Neuen Bauens ausschließlich funktionsbestimmte, konsequent sachliche Industriebau des Dritten Reichs, als seien die Anlagen eines Fritz Schupp, Martin Kremmer, Hans Väth, Herbert Rimpel oder Rudolf Lodders nicht ausreichend genug publiziert worden, mußte diese Halle — so Peter Sulzer, Universität Stuttgart — sogar als Zeugnis des Widerstands erhalten: Eiermann habe mit diesem Bau gezeigt, „was das Gegenteil von Opportunismus ist, als andere Kollegen schon an den Monumenten der Nazi-Architektur arbeiteten“<sup>16</sup>, und nach Schirmer entstand die Halle, „als fast alle Architekten der Bauhaus-Ära Deutschland verlassen mußten“ — das wäre also zwischen 1933 und 1936 —; für ihn „ist sie indirekt auch ein Zeugnis für die Irrationalität und politisch-ideologisch bestimmte Architektur der dunkelsten Zeit deutscher Geschichte“. Andererseits wurde eine charakterisierende, aus der Übersicht und mit Vergleichen operierende Würdigung der Halle umgangen und die Bedeutung von Luftschutzgründen für ein auffälliges Baudetail wie die Lichtband-Kästen nicht einmal angesprochen<sup>17</sup>.

Der verantwortungsbewußte Denkmalpfleger muß schon genauer hinschauen — und das nicht nur eingedenk der faktischen und rechtlichen Tragweite seines Votums. Um eine Unterschutzstellung und damit das öffentliche Erhaltungsinteresse an einem Bauwerk rechtfertigen zu können, bedarf es einer stichhaltigen, nachvollziehbaren Vergewisserung und Darstellung ihrer Denkmalbedeutung; nicht getan ist es mit der bloßen Feststellung ihrer prominenten Autorschaft oder ihrer Qualifizierung als „eines der rar gewordenen Zeugnisse eindeutiger Architektur, klar in ihrer Aussage, ohne wenn und aber“<sup>18</sup>, ohne sich mit den beträchtlichen, unstreitigen Einbußen an der originalen Gestalt auseinanderzusetzen.

Eine verbindliche fachgutachterliche Äußerung des Amtes erübrigte sich jedoch, als auf Wunsch des Senators für Bildung, Wissenschaft und Kunst ein auswärtiger Sachverständiger mit einer Begutachtung des Denkmalwerts der Rickmers-Halle beauftragt wurde. Gutachter war Dr. Rainer Slotta, der in seinem Gutachten vom Mai 1990 resümierend zunächst feststellte, daß derartige Hallenbauten in größerer Zahl in der deutschen Großindustrie entstanden sind und sich auch noch erhalten haben. Konstruktiv biete die Halle keine Besonderheiten, das Tragesystem sei durchaus konventionell. Entscheidend aber seien die Veränderungen vor allem der Dachgestalt, die im unversehrten Zustand den Denkmalwert der ansonsten eher durchschnittlichen Hallenkonstruktion maßgeblich gestützt hätte. Nach dem Verlust der originalen Dachlandschaft vermittele die heute bestehende Bausubstanz Eiermannsche Architekturvorstellungen und -gedanken nicht mehr ausrei-

16 In: DIE ZEIT 17.8.1989.

17 Der Baumeister, Jg. 37, 1939, H. 7, S. 226 f.

18 Boyken, wie Anm. 15, S. 32.

chend genug, „um als Objekt mit besonderem Denkmalwert bewertet zu werden“. Im November 1990 wurde mit dem Abbruch der Halle begonnen.

Zu den nicht nur bei dieser Gelegenheit wieder offenkundig gewordenen Defiziten des Amtes gehörte nun das Fehlen einer ausschließlich für die Erfassung von Kulturdenkmälern zuständigen kunstwissenschaftlichen Fachkraft. Damit das Amt wenigstens wissenschaftlich schneller agieren und Eintragungen vorausschauend betreiben könne, wurde dem Amt im Juni 1991 daher außerplanmäßig eine Stelle für den Bereich Inventarisierung zugesagt, verbunden mit der Erwartung, daß ad hoc die Industriebauten im Hafen erfaßt werden — die Bewilligung dieser Stelle erfolgte im Mai 1992.

Die Personalfrage berührt den wohl wundesten Punkt des Amtes: Die mit der Beratung des Denkmalschutzgesetzes 1975 von der beschließenden Bürgerschaft zur Kenntnis genommene personelle Ausstattung des Amtes wurde nie eingelöst. Die einzige Stelle, die seither noch bewilligt worden war und die den Bereich Bilddokumentation betraf, wurde geschaffen, als sich Bremen bemühte, Arbeitslose über AB-Maßnahmen in feste Arbeitsverhältnisse zu übernehmen. Danach war weder für die kontinuierliche Bearbeitung der mit großem Elan begonnenen Denkmaltopographie, noch für die mit erheblicher Mehrarbeit verbundene Ausstellung der Bescheinigungen gem. §§ 82 i und k EStDV, noch für den mit der bis 1982 betriebenen Fortschreibung (also Erweiterung) der Denkmalliste verbundenen zusätzlichen Betreuungsarbeit, ganz zu schweigen von dem riesigen Verwaltungsaufwand, der seit den rigorosen Sparbeschlüssen des Senats mit der Beschaffung der für die Fortführung denkmalpflegerischer Arbeiten notwendigen finanziellen Mittel verbunden ist, Personal bewilligt worden. Diesem Arbeitszuwachs, und was hier geschildert wurde, ist nur ein Ausschnitt, stehen die Arbeitszeitverkürzungen gegenüber, die in einem so kleinen Amt natürlich nicht zu Personalvermehrungen geführt haben, weil dazu wieder nicht genug Stunden zusammenkommen<sup>19</sup>. Geist und Bestimmung des Datenschutzes lassen nicht zu, zu schildern, welche persönlichen Probleme für einzelne Mitarbeiter daraus entstehen.

Die vorausschauende Eintragung von festgestellten Kulturdenkmälern könnte in Zukunft also weniger von gesetzlichen Bestimmungen gebremst werden als von den Engpässen im Verwaltungs- und Schreibdienst.

Ein anderes Problem, das nicht ohne Auswirkung auf das geschilderte Personalbudget des Amtes wie auch dessen Erscheinungsbild nach außen geblieben ist, ist ein zunehmendes Auseinanderdriften der Ansichten über das, was Denkmalschutz und Denkmalpflege zu leisten haben und zu leisten vermögen. Exemplarisch dafür stehen zwei Fälle, die räumlich und zeitlich nahe

19 Gerechterweise muß gesagt werden, daß auch in Ämtern oder Einrichtungen, in denen die Arbeitszeitverkürzungen vom Zeitansatz die Freigabe neuer Stellen begründet hätten, dies in den seltensten Fällen tatsächlich die Bewilligung zusätzlichen Personals zur Folge hatte.

beieinanderlagen: In dem einen Fall wurde das Amt in den Medien auf das Unqualifizierteste geschmäht, weil es mit einem Bußgeldverfahren einen Verstoß gegen Denkmalschutz verfolgte, in dem anderen ging es um den Abbruch der sogenannten Senatsvilla (Gästehaus des Senats) an der Parkallee 113<sup>20</sup>.

Im Kern ging es dort um zwei Problemkreise: Kann man realiter erwarten, daß eine Baugesellschaft, die ein Grundstück dieser Größenordnung für 1,5 Millionen erwirbt, dazu verpflichtet wird, ein darauf stehendes Zweifamilienhaus „pfleglich zu behandeln“, und muß/kann man von einer Landesbehörde – hier der Denkmalpflege – erwarten, daß sie bei städtischen Objekten nach konkret anderen Maßstäben urteilt als bei privaten und das Objekt ohne ausreichenden Denkmalwert unter Schutz stellt. Das Haus war 1989 kein Baudenkmal mehr – lassen wir die Frage offen, ob es ohne die Reduktionen der Nachkriegszeit im Vergleich zu den Häusern Parkallee 101 und 115 ein Kulturdenkmal gewesen wäre –, womit es für die Denkmalpflege keine Einwirkungsmöglichkeit mehr gab. Würden Häuser dieses Erhaltungsgrades und Bildwertes als Kulturdenkmäler ausgewiesen, so würde die Bauentwicklung Bremens tatsächlich mehr von der Denkmalpflege bestimmt als vom Planungsamt; will man das haben, müßten von politischer Seite entsprechende organisatorische, rechtliche und finanzielle Konsequenzen gezogen werden.

Der andere Fall betraf eine nicht allein ungenehmigte, sondern vorsätzliche, widerrechtliche Maßnahme an einem eingetragenen Objekt.

Der einhellig konzertierte Ruf nach dem Denkmalschutz, wenn es – aus welchen Gründen auch immer und beileibe nicht nur aus Denkmalgründen – gilt, mißliebige Abbrucharträge abzuwehren, suggeriert bei nur oberflächlicher Betrachtungsweise eine breite öffentliche Zustimmung zum Anliegen des Denkmalschutzes. Daß tatsächlich aber die Akzeptanz des Denkmalschutzes ganz wesentlich davon abhängt, ob und in welchem Umfang das denkmalpflegerische Handeln eigenen Vorstellungen und Wünschen entspricht und nach unseren Erfahrungen – von wenigen, die Regel bestätigenden Ausnahmen einmal abgesehen – die Akzeptanz mit der Intensität der Selbstbetroffenheit abzunehmen pflegt, bewies uns wieder einmal mit exemplarischer Deutlichkeit die öffentliche Aufnahme eines Bußgeldverfahrens gegen den Eigentümer eines unter Denkmalschutz stehenden Hauses an der Hermann-Allmers-Straße. Dieses Verfahren war uns nachgerade aufgenötigt worden dadurch, daß sich der Eigentümer bei uns, während wir ihn, notgedrungen auch unter Hinweis auf die Genehmigungsbedürftigkeit nach § 10 DSchG, von der Notwendigkeit eines befundgetreu-holzfarbenen Anstrichs

20 Holger Bruns-Köstlers, *Die Villa, Die Geschichte des Bremer Senatsgästehauses 1900–1990*, 1991. – Genau in der Diskrepanz zwischen dem dort auf S. 10 sowie der Bauzeichnung S. 8 angesprochenen Schmuckreichtum von Häusern dieser Epoche und dem, was zum Zeitpunkt des Abbruchs noch davon vorhanden war, liegt der Grund, weshalb das Haus von der Denkmalpflege nicht als Kulturdenkmal angesprochen werden konnte – es war eben kein schlicht gestaltetes Haus im Reformstil, wie an anderer Stelle in dieser Diskussion behauptet wurde.

seines Giebelfachwerks zu überzeugen versuchten, nach der Höhe des im Falle einer Zuwiderhandlung zu erwartenden Bußgeldes erkundigte. Dieser Umstand und noch andere Gründe zwangen uns zur Durchführung dieses auch für uns mißlichen Verfahrens, worüber in den Medien so gut wie ausnahmslos nur einseitig recherchiert, mit entscheidenden Auslassungen und grob irreführend berichtet wurde<sup>21</sup>; der unbefangene und unkundige Zuschauer bekam ein Exempel unbegreiflicher Behördenwillkür vorgeführt. Unsere Bemühungen um Richtigstellung verliefen erfolglos. Ebenso wenig gelang es uns, auch bei einer wohl grundsätzlich dem Denkmalschutz aufgeschlossenen Öffentlichkeit differenzierteres Verständnis dafür zu wecken, daß unter Schutz gestellte Kulturdenkmäler auch Kulturdenkmäler mit ihren spezifischen, die Unterschutzstellung rechtfertigenden Denkmalqualitäten bleiben müssen. Selbst erklärte Denkmalfreunde erliegen offenbar dem Irrtum, mit der Unterschutzstellung eines Baudenkmals sei dem Denkmalschutz Genüge getan und müsse es sein Bewenden haben. Sie verkennen die Rolle der Unterschutzstellung nur als Voraussetzung, beileibe aber nicht Gewähr für eine denkmalgerechte Erhaltung, deren mühsames Geschäft mit der Unterschutzstellung im Gegenteil erst beginnt. So offenbarte auch dieser an sich banale Bußgeldfall die Brüchigkeit der öffentlichen Denkmalakzeptanz und unsere Schwierigkeiten, wenn nicht unser Unvermögen, denkmalpflegerisches Handeln beim Vollzug des Denkmalschutzgesetzes als für die Erhaltung unserer Denkmalwelt notwendig, sinnvoll und positiv öffentlich zu vermitteln.

Beide Fälle gemeinsam betrachtet und dazu vielleicht noch die Diskussion über den Neubau des „Freese“-Hauses<sup>22</sup> auf dem Teerhof signalisieren, daß es tatsächlich nicht um Denkmalschutz im Sinne von Erforschung und Erhaltung von Kulturdenkmälern geht, sondern um einen Aktionismus, der sich mit Denkmalschutz als einem nicht unpopulären öffentlichen Anliegen zu schmücken sucht, der den Erfolg von Denkmalschutz daran mißt, wie groß die Zahl der eingetragenen Objekte ist, von der Pflege des Kulturdenkmals, seiner originalen (Rest-)Substanz jedoch nichts wissen will, sie vielmehr als unbequem, unzumutbar, als außerhalb des Vermittelbaren sogar ablehnt. Da wird dann Denkmalschutz „mit Augenmaß“ gefordert. Wo blieben und bleiben all die Apologeten des Denkmalschutzes, als es darum ging, einen die Struktur des als Baudenkmal eingetragenen Altenheims der „Egestorff-Stiftung“ gravierend verändernden Umbau abzuwehren, und zwar auch nachdem der Fall in Bremen publik gemacht worden war<sup>23</sup> — ohne die

21 So in WK 31.5., 12.6., 19.6.1990.

22 U. a. WK 26.10., 2.11.1990 — zur Ergänzung: Es geht hier nicht darum, ein abgetragenes Haus wieder aus den materiell vorhandenen Steinen zusammensetzen, sondern darum, aus einer in einer Bauzeile eingebundenen „Bude“ (so der zeitgenössische Begriff) ein um eine Fensterachse breiteres, dazu in den Längen-, Breiten- und Höhenmaßen aufgeblähtes, freistehendes Freese-„Palais“ mit freigestaltetem Grundriß zu errichten.

23 DIE WELT 30.1.1988; WK 19.2.1988; Weser-Report 21.2.1988 u. a.

Unterstützung von außen wäre es dem Amt und den einzelnen Mitstreitern in Bremen nicht gelungen, dieses Unheil von einem der schönsten Kulturdenkmäler aus diesem Jahrhundert in Bremen abzuwenden. Es ist nach solchen Auseinandersetzungen und Kränkungen, wie sie sich um die Umbauplanung der Egestorff-Stiftung zugetragen haben, nur ein schaler Trost, wenn einem danach von Teilnehmern an den Prozessen zugerannt wird, daß man sich freue, daß nun doch die denkmalverträglichere Lösung zur Ausführung komme. Oder wo bleibt der Aufschrei über die Zerstörung einer der wenigen noch erhaltenen guten Innenausstattungen der Fünfziger Jahre in Bremen im Erdgeschoß der Stadtwaage im Herbst 1991. Das Gebäude, das substanziell mehr ein Fünfziger-Jahre-Bau ist als ein solcher von Lüder von Bentheim — das gilt nicht nur für die Rückfront und das gesamte Innere —, steht unter Denkmalschutz und konnte als Rarissima unter den bremischen Denkmälern sogar publiziert werden, wobei auch die jetzt zerstörte Innenausstattung in Wort und Bild angesprochen wurde<sup>24</sup>.

Nur wenig Unterstützung erfuhr das Amt auch bei der Mitwirkung oder gar Durchsetzung öffentlicher Planungen. Die Beteiligung des Amtes an der Planung der Gleisführung auf der Domsheide kann korrekterweise nicht die Mitwirkung an deren Oberflächengestaltung ersetzen. Sie aber fand nicht statt. Einige allzu laute Elemente derselben wurden nach ihrer Fertigstellung auf öffentlichen Druck im wahrsten Sinne des Wortes glattgebügelt; auch der Turm von Ker Kirbeby am Übergang der Domsheide in die städtebaulich sicher unglücklich aufgewertete Balgebrückstraße wurde gegen das Votum der Denkmalpflege gebaut<sup>25</sup>. In diesem Fall verzichtete das Amt allerdings darauf, den Fall abermals, wie bei der Egestorff-Stiftung, dem Senat zur Entscheidung vorzutragen.

Bei den großen Planungsanläufen zur Neugestaltung der Ostseite des Marktes — in den Fünfziger Jahren Gegenstand sorgfältigster Planungen und Beratungen mit den Koryphäen der Baukunst in Deutschland<sup>26</sup> — wurde die Denkmalpflege von jeder Teilnahme und Unterrichtung ausgeschlossen. Drei Investorenbüros erarbeiteten höchst aufwendige Projekte in der Nachbarschaft von Rathaus, Dom, Liebfrauenkirche, Schütting und der Westbebauung des Platzes im Stil einer geheimen Kommandosache, ohne sich darüber Gedanken zu machen, welche Position die Denkmalpflege gegenüber einer solchen Umgestaltung als Landesfachbehörde einnehmen muß, wobei zugegebenermaßen das natürlich Aufgabe des Bauwesens hätte sein müssen. Es war die FDP-Bürgerschaftsfraktion, die das Amt um eine Stellungnahme ge-

24 Die Sparkasse in Bremen (Hrsg.), Die Stadtwaage, ein Bau im Stil der Weserrenaissance, von Hans-Christoph Hoffmann, 1979, spez. S. 30 ff.

25 Hierzu ein Leserbrief des Landesamts für Denkmalpflege vom 6.10.1988 in WK.

26 Für den ersten Marktplatzwettbewerb 1952, für dessen Vorbereitung die Bauverwaltung 1951 eigens eine Broschüre über die bauliche Entwicklung des Marktplatzes herausgegeben hatte, ließ sich dieselbe u. a. von den Professoren Bonatz (Stuttgart) und Esterer (München) beraten, neben allen Fachleuten aus Bremen; dem Preisgericht des Wettbewerbes für das Haus der Bürgerschaft 1959 stand Prof. Bartmann (Darmstadt) vor.

beten hatte, bevor sie sich selber zu diesem für die Bürgerschaft hochbedeutenden Projekt — es sollten auch notwendige Fraktions- und Sitzungsräume für die Bürgerschaft gewonnen werden — äußern wollte. Nachdem das Amt auf diesem Weg in das Verfahren eingeführt worden war, kam es schließlich zu einer Einladung des Planungsamtes.

Es wurde eingangs dieses Berichtsteiles mitgeteilt, daß Eintragungen von Kulturdenkmälern in die Denkmallisten erst seit Frühjahr 1991 wieder frei von Ermessenserwägungen und allein aufgrund denkmalfachlicher Kriterien möglich sind, und weiter wurde die personelle Situation des Amtes geschildert. Entsprechend bescheiden sieht die Liste der Neueintragungen im Berichtszeitraum aus. — Es besteht jedoch die Hoffnung, daß sich das etwas bessern wird.

Der Bestand an Fotos und Lichtbildern hat durch die lange Vakanz an dieser Stelle wenig zugenommen, auch gelang es nicht, größere Bildbestände käuflich zu erwerben. Ergänzt wurde, wie in der Vergangenheit, die Sammlung Siebert von Fotos alter Grabdenkmäler aus Bremen und Umgebung.

Von der Haushaltsverstärkung des letzten Berichtsjahres — 1991 — profitierte auch die Amtsbibliothek, der in den drei Berichtsjahren 300 Titel (Inventarliste) — nach wie vor natürlich hauptsächlich Zugänge im Wege des Schriftenaustauschs — zugeführt werden konnten, darunter wichtige Standardwerke zur Architektur der Zwanziger Jahre. Ein Gewinn für das Amt war ferner der Erwerb von Bildern und Entwürfen aus den Nachlässen von Arthur und Hermann Fitger.

### III. Die Denkmalpflege in Bremen und Bremerhaven

Die Liste der mit mehr oder weniger Erfolg, mehr oder weniger Freude durchgeführten oder auch nur „abgewickelten“ pflegerischen Maßnahmen ist auch diesmal wieder lang, sie beginnt aber nicht, wie bisher, mit der Schilderung von Maßnahmen an einer Kirche, weil es im Berichtszeitraum keine denkmalpflegerische Arbeit an einer bremischen Kirche gab, über die zu berichten es wert wäre. Es ist das einerseits ein signifikanter Hinweis auf Charakter und Zusammenstellung der bremischen Denkmalliste, in der der Anteil kirchlicher Objekte weit geringer ist als in Denkmallisten anderer Orte, andererseits war die Beteiligung der Landesfachbehörde am Aus- und Umbau des Kellers der St.-Johannis-Kirche zu einer Kapelle dürftiger, als dem Bau angemessen gewesen wäre.

Einen Grenzfall stellt die Untersuchung der Restaurierungsfähigkeit der 1959 von der Ruine der Ansgariikirche abgenommenen Fresken dar. Ein Bericht über die von dem Restaurator Otto Klein<sup>27</sup> abgenommenen Fresken liegt nicht vor.

Von den von Gerd Dettmann beschriebenen Fresken<sup>28</sup> waren an der südlichen Wand noch sieben Fragmente erhalten, die nach einer Festigung der Malschicht und dem Auftrag einer Trägerschicht auf der Bildseite von der Wand abgelöst worden sind. Seither wurden die mit Schutzverkleidungen umgebenen Bilder an verschiedenen Orten verwahrt, zuletzt durch die Bremische Evangelische Kirche. Niemand konnte sagen, in welchem Zustand sich die Bilder nach Ablauf von mehr als 30 Jahren befinden, ob, im Extremfall, ihre weitere Aufbewahrung lohnen würde. Es wurde deshalb 1991 eines der Bilder dem Restaurator Klaus Thönes zur Untersuchung anvertraut. Weil auf den äußeren Umhüllungen nicht vermerkt war, um welches der fotografisch dokumentierten Bilder es sich handelt, war zufälligerweise das, wie sich später herausstellte, problematischste Bild gegriffen worden, was im Hinblick auf den experimentellen Anteil an der Untersuchung nicht nachteilig war.

Für das Auge des Laien ist das Ergebnis der ersten Freilegung niederschmetternd. Für den Fachmann, der die aufgewandte Mühe im Sinne einer Pilotuntersuchung zu würdigen weiß, den Weg zur Freilegung der Bilder auch vor Augen hat, ist das Resultat dieser ersten Untersuchungskampagne eine Aufforderung, die Arbeit fortzuführen, auch wenn jetzt schon erkennbar sein dürfte, daß am Ende neben wissenschaftlichen Erkenntnissen nur zwei oder drei ausstellungsfähige Bilder übrigbleiben.

Restaurator Thönes fand folgenden Befund vor: An der Rückseite der abgenommenen Wandmalereien hafteten in großem Umfang noch abgesägte und mechanisch abgearbeitete Steinreste, die Träger des Kalkputzes sind. Stellen-

27 Über den Vorgang der Abnahme und Bergung gibt es im Landesamt für Denkmalpflege nur wenige Briefe über den Zeitpunkt der Bergung, jedoch nichts über das restauratorische Vorgehen.

28 Gerd Dettmann, Die Ansgariikirche zu Bremen, 1934, S. 33 ff.

weise waren auch Gipsplomben und Kittungen zu erkennen, die auf der Vorderseite aufgetragen waren, um Löcher (Splittereinschläge und anderes) aufzufüllen. Es war ferner bereits an der ungeschützten Rückseite erkennbar, daß infolge mechanischer Erschütterungen und anderer Einwirkungen (Klimaschwankungen?) sich Teile der Malhaut vom Putzträger gelöst hatten, daß es auch zu Verrieselungen zerstörter Putzreste und Rotsteinteilchen gekommen war, die in der Fuge zwischen der Originalmalerei und dem Trägergewebe zu Verbeulungen geführt hatten.

Die Malerei war durch eine Leinen- und Rupfenbespannung gesichert sowie durch ein in eine Gipsbeschichtung eingelassenes Drahtgewebe, das an einen Eisenrahmen montiert war.

Bei Abnahme dieser in sich beinahe steifen Schutzverkleidung wurde festgestellt, daß Otto Klein die Maloberfläche zunächst durch ein Wachs-Harz-Gemisch gesichert hatte, auf das er eine Leinwand legte. Diese wiederum schützte er durch eine Rupfenbespannung, die er mit französischem Plotin (ein Tafelleim in der Art von Tischlerleim) festigte, über die dann das in Gips eingelegte Drahtgewebe als mechanischer Schutz gelegt wurde.

Die Probleme bestanden darin, daß Plotin nicht wasserlöslich ist, sondern nur durch Erwärmen ab 80° C aufgeweicht wird oder indem man die Proteine des Leimes durch Tiefrieren versprödet und so zerstört. Es wurden das letztere Verfahren gewählt und mit Trockeneis die Proteine an der Oberfläche so weit zerstört, daß das Rupfengewebe, stellenweise auch die Leinwand, abgelöst werden konnten. Die weitere Beseitigung der Leinwand stieß jedoch dort auf Schwierigkeiten, wo das Wachs-Harz-Gemisch sich mit der Malschicht so verbunden hatte, daß diese sich vom Bildträger löste. Eine rein mineralische Verklebung mit organischen Bindemitteln (z. B. Kalk-Kasein) war andererseits nicht mehr möglich, weil das in die Malschicht eingedrungene Wachs als Trennmittel wirkte. Es mußte die Festigung deshalb mit Kunstharzen durchgeführt werden. Die nächste Schwierigkeit bestand darin, die restlichen Wachs-Harz-Bestandteile aus der Putzoberfläche zu entfernen. Dies gelang mit Lösungsmittelkompressen nur unvollständig, weil deren Eindringtiefe nur begrenzt ist. Ein besseres Ergebnis erbrachte der Einsatz von Wärme durch ein Heißluftgerät, die die Wachsbestandteile anquellen ließ, so daß sie sich an der Oberfläche abtupfen ließen. Zurück blieb eine nicht mehr reversible Nachdunklung der Maloberfläche.

Nach dieser mehrstufigen Freilegung schloß sich die Restaurierung im engeren Sinn an, indem die Malerei durch reinen Kalkmörtel unter Zugabe von 2% Kasein in den Fehlstellenbereichen gekittet und durch Trattegioretusche in Aquarelltechnik geschlossen wurde. Die so restaurierte Malerei kann auf neuem Trägergrund wie ein Tafelbild aufgehängt werden.

Von vergleichbar museologisch-kunstdenkmalpflegerischer Art — wenn man diesen Teil der Aufgaben von Denkmalpflege einmal dem ungleich größeren und gewichtigeren Gebiet der Baudenkmalpflege gegenüberstellt — ist die Restaurierung der „Erdteil“-Bilder von Arthur Fitger aus dem früheren Haus Seefahrt an der Hutfilterstraße. In diesem 1875 erbauten Haus gab es einen Festsaal, in dem bis zu der durch den Krieg erzwungenen Unterbre-



*Abb. 1:* Ehem. St.-Ansgarii-Kirche, Fresko, 2. H. 15. Jh.



Abb. 2: Arthur Fitger, „Europa“, nach 1873, aus dem Festsaal des ehem. Haus Seefahrt an der Hutfilterstraße, Zustand vor der Restaurierung



Abb. 3: Dasselbe nach der Restaurierung

chung dieser alten Tradition das Schaffermahl stattfand. Der Saal war mit neun Bildern von Arthur Fitger geschmückt: die fünf Erdteile und vier Winde. Sie waren von den Vorstehern von Haus Seefahrt gestiftet worden und vermitteln durch ihre Maße — ursprünglich 4,20 x 2,10 m — eine ungefähre Vorstellung von der Größe des Raumes.

Das Haus wurde ein Opfer des Bombenkrieges. Rechtzeitig waren von den Vorstehern von Haus Seefahrt Archivalien, die Tafeln aus dem Wappensaal und andere kleinere Gegenstände geborgen worden, aber natürlich nicht wandfeste Ausstattungsteile wie diese Bilder, deren künstlerischer Wert damals sicher nicht hoch veranschlagt wurde.

Das Schadensbild zeigt, daß die Bilder im Herausschneiden in sich zusammengefallen und dabei geknickt und gestaucht wurden — es waren also keine Helfer zugegen, die die Bilder sofort hätten aufnehmen können. Dunkel blieb bis heute, wer sich der Gemälde später angenommen hatte, sie nach Delmenhorst, das sich als Geburtsort des malenden Postmeistersohnes schon immer der Pflege des Fitger-Erbes verpflichtet gefühlt hatte, verbrachte. Als dort das Haus Koburg als Museum und Kulturbegegnungsstätte ausgebaut wurde, stellte sich für das Kulturamt in Delmenhorst die Frage, wohin mit den großen Leinwandrollen. Damals, um 1973, übernahm der Verfasser die Bilder in staatliche Obhut, wo sie weitere 16 Jahre lagerten.

Als 1987 die St.-Petri-Domgemeinde den Restaurator Georg Skrypzak, Berne, mit der Restaurierung der beiden dem Dom gehörenden Bilder von Arthur Fitger, die seit Beginn der Domrestaurierung 1972 im Südturm gelagert hatten, beauftragte, mit schönem Ergebnis, was die Wirkung der Malerei betrifft, war das Interesse groß zu erfahren, in welchem Zustand sich die Bilder aus dem Haus Seefahrt, nachdem sie damals bereits etwa 45 Jahre eng aufgerollt lagen, wohl befinden würden. Sie wurden deshalb in die Werkstatt Skrypzak gegeben mit dem Auftrag, ihren Zustand zu untersuchen, darüber zu berichten und erforderliche Konservierungsarbeiten durchzuführen. Um es kurz zu sagen: Die Bilder befanden sich in einem unerwartet guten Zustand.

Parallel dazu wurde überlegt, was künftig mit den Bildern geschehen sollte. Hier waren es besonders Heinz Bömers, Vorsteher des Hauses Seefahrt, und der Verwaltende Kapitän Johann Bremer, die sich für eine Wiederherstellung der Bilder und ihre Ausstellung oder Hängung einsetzten. Die Frage war nur, wohin mit ihnen, und würde ihr künstlerischer und historischer Wert größeren Aufwand rechtfertigen. Das Problem bestand ja im wesentlichen darin, daß Raumhöhen von 4,20 m zuzüglich eines Sockels von wenigstens 1 m in neueren profanen Räumen praktisch nicht mehr vorkommen, ältere dagegen durch eigene Kunstbestände besetzt sind. Die Lösung des Problems bestand auch hier, wie so oft heutzutage, in der Verbringung in ein Museum: Das Deutsche Schiffahrtsmuseum in Bremerhaven, dessen Verbindung zur Seefahrt allen Beteiligten als geeigneter Ort für die künftige Verwahrung der Bilder erschien, war bereit, sie aufzunehmen. In der fachlichen Frage ließ sich das Haus Seefahrt von Prof. Dr. Günter Busch beraten, der die Gemälde nicht zuletzt auch im Hinblick auf die Bedeutung und Stellung Fitgers in Bremen als durchaus restaurierungswürdig erklärte. Der finanzielle Teil klärte sich

durch eine Zuwendung der Reidemeister & Ulrichs-Stiftung in Höhe von zunächst 50 000 DM, womit erst einmal, in Verbindung mit Mitteln der Denkmalpflege, die Restaurierung der fünf Erdteilbilder im Verhältnis von etwa 60:40 (Stiftung/Staat) finanziert war.

Die Restaurierung der gewaltig großen Bilder schreitet seitdem langsam voran. Folgende Arbeitsgänge fallen jeweils an: Reinigen der Malerei und Abnehmen des Firnisses, Verschweißen von Rissen mit Polyamidkunstharz, Festigen der Malschicht mit Acrylharz, Planieren der Gemälde, Doublieren auf neue Leinwand, Kitten und Retuschieren der Fehlstellen innerhalb der originalen Malerei und der Vergoldung sowie Ergänzen der fehlenden Randbereiche in *Tratteggio* und endlich Aufbringen eines Schlußfirnisses. Auf dieser Arbeitsbasis konnten seit Herbst 1989 die Gemälde „Europa“, „Asia“ und „Australia“ restauriert und nach Bremerhaven gebracht werden; das Bild „Afrika“ ist seit Ende 1991 in Arbeit.

Ein Schwerpunkt denkmalpflegerischer Arbeit lag im Berichtszeitraum im Rathaus. Dieser Bau genoß seit dem Krieg immer besondere Zuwendung durch das Hochbauamt und die Denkmalpflege. Die vor 1971 durchgeführten oder begonnenen Arbeiten sind nur wenig dokumentiert<sup>29</sup> und harren einer zeitgeschichtlich interessanten Aufarbeitung — wichtige Entscheidungen und Veränderungen liegen nun mehr als 30 Jahre zurück, so daß der Sichtung und Auswertung des Materials nichts mehr im Wege steht. Die Aufarbeitung der vielen Reparaturen und Veränderungen wäre vor allem deshalb jetzt so wichtig, weil das seinerzeitige Tun materiell und auch inhaltlich nicht hält und die Notwendigkeit erneuten pflegerischen Zugriffs immer offenkundiger wird. Eine nicht unwesentliche Ursache des permanenten materiellen Verschleißes sind dabei die organisatorischen Mängel der nicht für heutige Nutzungsanforderungen konzipierten Rathausteile: hier Senatskanzlei, da bürgernahe Repräsentation, hier banale Alltäglichkeit von Essen- oder Papiertransporten im einzigen Aufzug des Hauses, da Empfänge von Schülern bis zu Seniorengruppen, Botschaftern oder Staatsbesuchern, kleinere oder größere Essen. Fast täglich müssen die Obere Rathaushalle, der benachbarte Festsaal, das Kaminzimmer ummöbliert werden, doch gibt es für die Elemente runder oder eckiger Tische, für die Beistell- und Serviertischchen, für Vortragspulte und die zu Hunderten zählenden Stühle kein Depot, es sei denn die Obere Rathaushalle und den Festsaal, und wenn beide, wie bei der Schaffermahlzeit, belegt sind, den Senatssaal! Der Ausstellungsbetrieb in der Unteren Rathaushalle raubte zu allem dem Seidlschen Rathauskonzept den sich von Höhepunkt zu Höhepunkt steigernden Zugang zu den Festsälen, mit der Folge, daß sich der Garderobenbetrieb in der unteren Diele oder der Diele vor der Festtreppe abspielen muß. Dazu darf auch nicht übersehen werden, daß Arbeitsrecht und Arbeitskosten mit den Verhältnissen von 1913

29 Zu den wenigen Restaurierungsberichten, die das Amt besitzt, gehören die Aufzeichnungen von Willi Olsztynski über die Restaurierung der Decke in der Oberen Rathaushalle in den Jahren 1962–1964; über die gleichzeitig von Otto Klein durchgeführten Arbeiten an den Wandbildern liegt nichts vor.

nicht mehr zu vergleichen sind, daß viele Arbeiten nicht mehr oder doch nur noch in geraffter Form durchgeführt werden können. Die unvollständige Aufzählung macht deutlich, daß erneute restauratorische Arbeiten mit einer Verbesserung dieser organisatorischen Mängel einhergehen müßten. Entsprechende Hinweise aus dem Amt verhallten ungehört bis zu dem Moment, als die beschriebenen Engpässe auch mit Sicherheitsbelangen kollidierten. Da endlich, Mitte der Achtziger Jahre, wurde ein Planungsauftrag für die Bewältigung dieser Probleme formuliert und an Architekt Dipl.-Ing. Hermann Brede, auf den sich Hochbauamt und Denkmalpflege geeinigt hatten, erteilt. Die Kernstücke des Umbauentwurfs sind die Öffnung der kleinen Pforte neben dem Osteingang zum Ratskeller, der in die untere Diele der Festtreppe führt, die Einrichtung einer Garderobe an der Stelle der jetzigen Registratur, der Einbau eines Lastenaufzugs, der vom Ratskeller bis zum Dachgeschoß führt, und der Einbau eines Möbellagers im Dach des Neuen Rathauses; diese Hauptteile des Umbaus werden begleitet von einer Fülle von Raumumlegungen, die den nach außen unsichtbaren und auch im Inneren unauffälligen Eingriff kompliziert und aufwendig machen. Interne Abstimmungsverfahren und die Absicherung der Finanzierung verzögerten den Beginn der Arbeiten bis 1990. Es bleibt nun zu hoffen, daß die künftige Verbesserung aller Arbeitsabläufe tatsächlich der Ausstattung des Rathauses zugute kommt.

Die Restaurierung der Güldenammer, begonnen 1988, wurde 1991 zum Abschluß gebracht. Das Restaurierungsziel und die Vorgaben waren im letzten Bericht bereits genannt<sup>30</sup>, so daß hier nur über die Durchführung Rechenschaft abzulegen ist.

Die Restaurierung der Holzteile erfolgte grundsätzlich und für alle Teile in der Restaurierungswerkstatt von H. G. Thiessen. Soweit die Möglichkeit bestand, die Bauelemente der Vertäfelung und der Decke zerstörungsfrei auseinanderzunehmen, ist das geschehen, damit ein gleichmäßiger Lackauftrag ermöglicht wurde. Einzig die Zahnleiste unter dem Abschlußgesims ließ sich nicht ablösen. Das alte Schellack-Kopallack-Gemisch wurde mit Abbeizfluiden auf der Basis von Methylenchlorid entfernt, Furniere und Intarsien wurden, soweit notwendig, repariert, und abschließend wurde eine klassische vielschichtige Schellackpolitur aufgetragen. Entsprechendes gilt für alle Metallteile — außer der Lampe, den Kapitellen und den Pilasterwülsten auch die Beschläge der Türen und die Kamingeräte und -abdeckungen —, die ebenfalls alle ausgebaut und in den Werkstätten von Koch & Bergfeld gereinigt wurden. Eine Ausnahme hiervon bildeten die breiten Kapitelle und Pilasterwülste an den drei Türen und die vergoldeten Teile des Aufsatzes über der Haupteingangstür, die merkwürdigerweise aus Holz geschnitzt und mit Schlagmetall belegt waren. Trotz mancher Bedenken — Schlagmetall verliert schnell seinen Glanz — wurde diese Art der Vergoldung beibehalten und fand auch Verwendung an den erneuerten Ventilatorenrahmen, zierlich geschnitzten Rosenkränzen oberhalb der seitlichen Balkontüren. Von ihnen

30 5. Bericht, S. 196 ff.



Abb. 4: Rathaus, Güldenammer von Heinrich Vogeler, 1905, nach Abschluß der Restaurierung

gab es ursprünglich nur einen an der Ostseite, wo, versteckt hinter einem Kamingitter, auch die Heizung eingebaut ist. War diese Anordnung schon fehlerhaft — der Ventilator hätte, nachdem sich die Heizung an der Ostseite des Raumes befand, an der Westseite eingebaut werden müssen —, so waren die Verhältnisse nicht gerade verbessert worden, indem der Ventilator ganz ausgebaut wurde. Bei der Erneuerung der Heizungsanlage wurde nun darauf gedrängt, auf beiden Seiten Lüftungen einzubauen, um einerseits eine ausreichende Lüfterneuerung zu erreichen, andererseits aber auch mit Umluft arbeiten zu können, da bei einer permanenten Erneuerung der Luft die für das Holzwerk im Raum erforderliche Luftfeuchtigkeit sonst nicht eingehalten werden kann.

Bei der Entfernung der Paneele am westlichen Fensterpfeiler traten Maleireste — Ornamente, Grottesken und Engelsköpfchen — zutage. Direkt auf den Werkstein aufgetragen und mit Überfassungen und Veränderungen, die in die Zeit von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts zu datieren sind, lassen sie uns wissen, daß die „güldene“ Ledertapete, deretwegen der Raum seit 1688 als Güldenammer bezeichnet wird, nur an den Innenwänden angebracht war. Wieweit diese Ledertapete reichte, also ob bis an die Fensterwand heran, wissen wir allerdings nicht. Die Befunde wurden gesichert und dokumentiert<sup>31</sup>.

Der nach einem Entwurf von Heinrich Vogeler geknüpft Teppich mußte erneuert werden. Der an unbekanntem Ort über Kettfäden aus Jute geknüpft wollene Teppich war im Flor so abgetreten, daß die Farben kaum mehr erkennbar und die Jutefäden — möglicherweise infolge feuchter Lagerung im Krieg — so morsch waren, daß der Teppich nicht mehr bewegt werden konnte, ohne ständig weiter zu brechen. Es war klar, daß der neue Teppich aus naturgefärbter Kammgarnwolle ungeteilt und von Hand geknüpft werden sollte. Das setzte einen Webstuhl mit einer Walzenbreite von mehr als 3,20 m voraus, der sich auf keinen Fall durchbiegen durfte. Eine bekannte Werkstatt in Lübeck sah sich außerstande, ein so großes und schwer zu bearbeitendes Stück in ihr Programm aufzunehmen. Es waren nicht Zweifel, in Schleswig-Holstein oder Niedersachsen doch noch eine Werkstatt zu finden, die einen solchen Teppich neu knüpfen könnte, die den Anstoß gaben, es in der ehemaligen DDR zu versuchen. Einerseits bestanden seit Jahren enge persönliche Kontakte zwischen dem bremischen Denkmalamt und der Außenstelle des Instituts für Denkmalpflege der DDR in Schwerin, die für die nördlichen Bezirke Rostock, Schwerin und Neubrandenburg zuständig war, und andererseits bemühte sich Bremen, die naturgemäß politisch eingefärbten Kontakte zur Partnerstadt Rostock mit Leben zu erfüllen. Ein weiterer Grund war der, daß der Verfasser auf einer mehrtägigen Rundreise durch die nördlichen Bezirke, die er in Begleitung seines Kollegen besucht hatte, mehrere private Kunsthandwerksbetriebe kennengelernt hatte, denen durch ei-

31 Zu den Befunden liegt ein Bericht des Restaurators Klaus Thönes vom Juli 1988 zur Akte; er kann durch Abnahme der Ledertapete überprüft werden. — Gefunden wurden auch Reste einer Deckenmalerei von etwa 1880 in der Art einer dunkelbraunen Parkettierung.

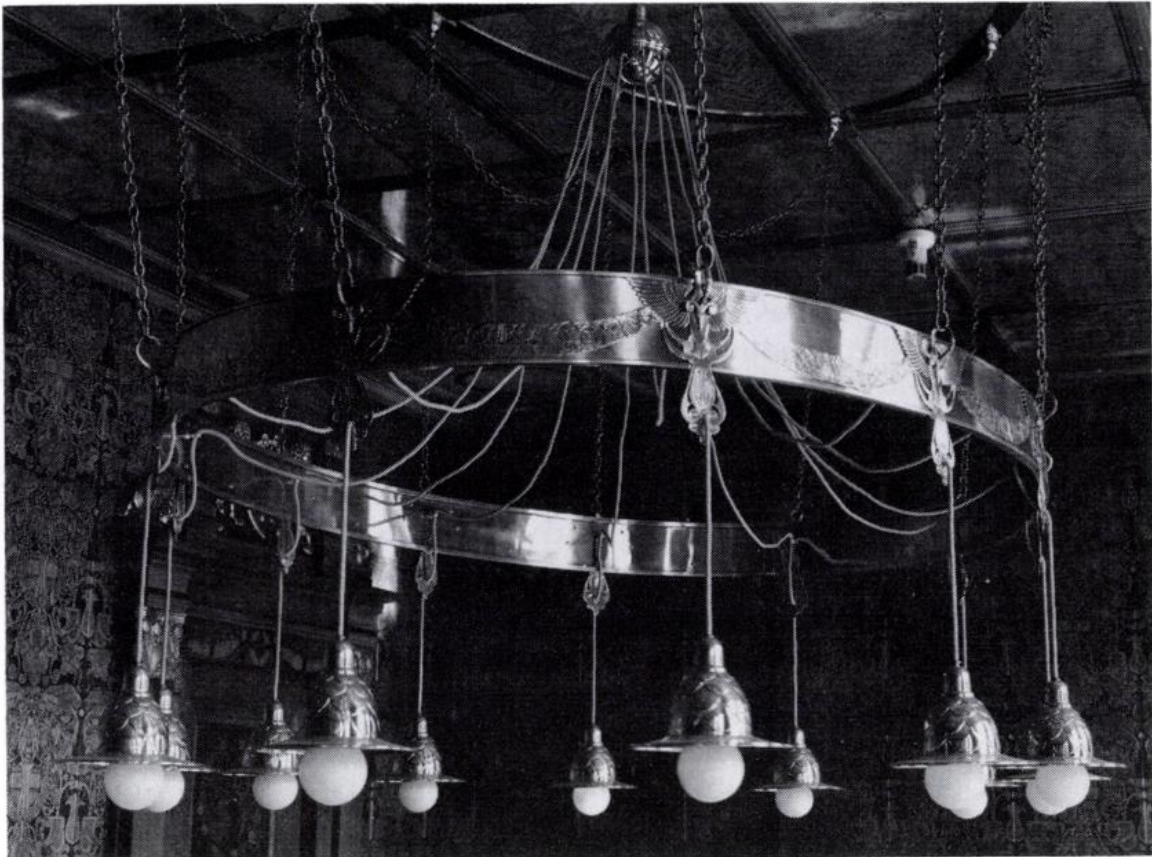


Abb. 5: Rathaus, Güldenammer von Heinrich Vogeler, 1905, die Lampe nach der Wiederherstellung

nen Devisenauftrag persönlich hätte geholfen werden können. Die 1988 ganz offiziell an den Leiter des Schweriner Amtes gerichtete Anfrage verlief zunächst im Sande, weil dort nach einer Werkstatt im Einzugsbereich der Stadt Rostock gesucht wurde. Erst im Sommer 1989 kam es zu Kontakten mit der Weberin Hanna-Sophie Kuhlmann aus Schwerin, die, sie war Mitglied im Verband Bildender Künstler, eine eigene, private Textilwerkstatt besaß, deren Ausstattung die Herstellung dieses Teppichs (3,15 x 7,15 m) möglich machte. Die Vertragsverhandlungen zogen sich danach bis in das Frühjahr 1990 hin; die verschiedenen Vertragsentwürfe zu den Modalitäten des Zahlungsverkehrs – in welcher Währung sollten auf welches Institut Zahlungen geleistet werden, wie konnte die Ausfuhr des bei Fertigstellung ja weitgehend bezahlten Teppichs sichergestellt werden, wieweit mußten die zu dem Zeitpunkt zu erahnenden, aber überhaupt nicht kalkulierbaren Lohnsteigerungen aufgefangen werden – sind interessante Dokumente dieser, der Wiederherstellung der deutschen Einheit vorausgegangenen Phase. Die letzte Fassung des Vertrages sah schließlich, lange vor der Währungsunion, die Abrechnung auf DM-Basis vor sowie die steuerliche Behandlung als Inlandsgeschäft. Die Herstellung des Teppichs wurde sodann 1990 und 1991 mehrmals besichtigt,

und am 31. Mai 1991 erfolgte die mit großer Spannung und einiger Sorge erwartete Lieferung. Sorgen bereitete die kraftvolle Farbigkeit. Nur zu gern gewöhnt sich unser Auge an den blassen Atelierton, den angestaubte oder übermäßig strapazierte Kunstwerke leicht annehmen; verschlissene und verblichene Eleganz wird da gern als künstlerische Aussage oder als Alterswert genommen. Wollfäden aus dem alten Teppich bezeugten jedoch eine, bei Vogeler nicht überraschende, intensive Färbung nicht nur des großen, in Rot gehaltenen Mittelspiegels, sondern auch der „grauen“ Ornamente in der Bordüre, die sich als ein warmes Violett erwiesen. Wie würde sich diese neue Farbigkeit mit der 1964 erneuerten Ledertapete und den darauf abgestimmten ledernen Stuhlbezügen und Vorhängen vertragen — die Entspannung kam, als der Teppich ausgelegt war und sich farbig einpaßte, als hätte dieses den Raum belebende Element nie gefehlt.

Kaum lösbare Probleme bereiteten die Tücken der Technik und die laufende Unterhaltung des Raumes. Der sich voll der Südsonne öffnende Raum hat die klimatischen Qualitäten eines einfach verglasten Wintergartens. Die an der Außenseite zum Putzen nicht erreichbare Bleiverglasung der Jahrhundertwende, auf der sich die Schmutzverkrustung bereits in das Glas gefressen hatte, wurde erneuert und dichtet spürbar besser ab als vorher, auch die auf den Fotos von 1907 bereits erkennbare innere Verglasung erhielt bessere Anschlüsse. Gegen die direkte Sonneneinstrahlung wurden die Vorhänge an eine Vorhangsteuerung angebunden, die nach 90 Sekunden Sonneneinstrahlung die Vorhänge automatisch schließt. Die Heizung wurde auf Umluft umgestellt, die, von außen und aus dem Raum angesaugt, auf die gewünschte Raumtemperatur gebracht, langsam in den Raum gedrückt wird; bei sehr hohen Sommertemperaturen kann die Luft auch gekühlt werden, ohne allerdings den Komfort einer Klimaanlage auch nur annähernd zu erreichen. Stellen diese technischen Einrichtungen schon hohe Anforderungen an die tägliche Aufsicht, so fast noch mehr die Nutzung. Der Raum ist der Durchgang für den „Erscheinungsbalkon“ der Marktplatzfront, der seine Wirkung, das Erscheinen der wahrhaft Populären der Zeit, erst entfalten kann, wenn dort Podeste aufgestellt werden, auf denen dann gestanden wird. Alles das und am Ende der Troß derer, die sich auf dem Balkon zeigen dürfen, dazu notwendige oder aufdringliche Begleiter, die Medien mit technischem Gerät, müssen durch den Raum gehen. Selbst wenn alle Möbel zusammengesoben und der Teppich zusammengerollt werden, die Verlockung, eine der bronzenen Applikationen zur Erinnerung an den erhabenen Anlaß mitgehen zu lassen, ist riesig, und Schäden bleiben am Ende nie aus<sup>32</sup>.

32 Neben den genannten Betrieben, die die Hauptlast der Restaurierung getragen haben, waren folgende Firmen beteiligt: Richard Bosse und Friedrich Meinken (verschiedene Tischlerarbeiten), Schlichting und Crasemann, Hamburg (Vergoldung), Paul Schomburg (Textil- und Polsterarbeiten), H. Derix, Kevelaer (Bleiverglasung), Volkmar Opfermann (Heizung und Lüftung), Hermann Feldhusen (Elektroarbeiten), Paul Graffstedt (Parkett), Naturstein Billen, Wolfsburg (Restaurierung der Marmorarbeiten).

Für den regulären Betrieb ist die Aufarbeitung von Räumen zur Entlastung der Güldenammer der größte Schutz dieses kostbaren Gehäuses. Die Obere Güldenammer, Archiv, Musikbühne und, etwa bei den Schaffermahlzeiten, zuweilen auch Aufenthaltsraum für die Vertreter der Medien, zuletzt allerdings verkommen zu einer Rumpelkammer, wurde als kleines Sitzungszimmer hergerichtet. Das älteste Bilddokument, vermutlich vor der Jahrhundertwende entstanden, zeigt, daß der Raum zur Oberen Rathaushalle durch Fenster, deren Detaillierung spätbarock war, geschlossen war. Sie waren, als die Kammer 1905 mit Restmitteln des Güldenammerausbaus durch die Hochbauinspektion aufgefrischt wurde, entfernt und durch einfache Sprossengitter, ähnlich den zuletzt erhaltenen (sie waren vor etwa 20 Jahren erneuert worden), ersetzt worden. Die Einrichtung des Raumes wird man mit Ausnahme des Türgerichts in die Zeit umfangreicher Baumaßnahmen im Rathaus zwischen 1870 und 1900 datieren; was 1905 dazu gekommen war — eine großformatige jugendstilige Fassung der Decke, Lampen wie in den Dielen im Neuen Rathaus, ein Spannteppich aus Sisal —, war nicht mehr erhalten.

Die jüngste Restaurierung erneuerte die Fenster in der oben beschriebenen, im Bild dokumentierten Form, wobei sich herausstellte, daß die barocken Zapfen für die Hängen noch vorhanden waren, und erneuerte die für das Holzwerk der Güldenammer überlieferte und stilgeschichtlich richtige Schwarzfassung — mangels Befundes nun auch für die Einbauten des 19. Jahrhunderts. Aufgegriffen wurde auch der Sisalbelag, während Beleuchtung und Ausmalung nicht rekonstruiert wurden. Wirklich neu in dem Raum ist eine zusätzliche Innenverglasung. Der Raum lebt einerseits von dem zauberhaften Blick auf den Marktplatz, andererseits der Atmosphäre der Oberen Rathaushalle, deren Geräusche bei Führungen oder häuslichen Vorkehrungen vor Empfängen durch die Fenster ausreichend gedämpft werden.

Gleichzeitig wurde die Wittheitsstube erneuert. Von ihr besitzen wir keine Bildüberlieferung. Sie ist als Raum aber auch nicht sehr alt, denn unter der mannshohen Vertäfelung der Jahrhundertwende kam eine schlichte Wandfassung — Öl auf Putz, zwischen 1860 und 1880 anzusetzen — zutage. Sie belegt, daß neben der Tür zur Oberen Rathaushalle eine Treppe in das heutige Büro des Ratskellermeisters (und von da über die kleine Wendeltreppe in den Ratskeller) führte und daß der Raum unterteilt war. Wohl im Zusammenhang mit dem Bau des Neuen Rathauses und dem dadurch veranlaßten neuen Zuschnitt der Räume im nordseitigen Rathausanbau von 1545 entstand die Wittheitsstube in ihrer heutigen Ausdehnung mit den hohen Paneelen in brauner Eiche, umkleideten Deckenbalken und (ursprünglich hellem) Fischgrät-Parkett. Der Rest des Gewändes des gotischen Hallenportals, ein gestuftes Gewände aus im Wechsel unglasierten und glasierten Backsteinen, war von dem Paneel umkleidet, jedoch durch eine Klappe in der Verkleidung vorzeigbar<sup>33</sup>.

33 Weitere erhaltene Reste sind, zumindest im unmittelbaren Anschluß an die freige-

Der Raum war dunkel und wurde in dieser Fassung nicht angenommen. Sollte die Guldenkammer entlastet werden, mußte die Stube so eingerichtet sein, daß sie für kleinere Konferenzrunden und für das Protokoll für kleinere, familiäre Empfänge, etwa Ordensverleihungen, gerne benutzt würde. Voraussetzung dafür war, daß sie heller erscheint, besser erreichbar ist und insgesamt freundlicher wirkt.

Erreicht wurde das, indem die Wandvertäfelung um ein Feld bis auf eine Höhe knapp über den Fensterbrüstungen heruntergezogen und dadurch das Verhältnis zwischen verputzter und holzverkleideter Wandfläche günstiger gestaltet wurde, diese, wie auch die von ihren Umkleidungen befreiten Deckenbalken, auf einen Weiß-Schwarz-Kontrast eingestimmt wurden und der Raum zusätzlich zur Tür in die Obere Rathaushalle einen zweiten Zugang vom Festsaal erhielt, er also auf zwei Wegen erreichbar ist. Zu diesem zusätzlichen Durchgang sei hinzugefügt, daß der beinerne Griff an der Seite zum Festsaal aus dem der Stadt Bremen gehörenden Haus Hohehorst bei Löhnhorst, erbaut als Landsitz von Carl Lahusen<sup>34</sup>, stammt; er mußte dort, zusammen mit bescheidenen Resten der üppigen Ausstattung, geborgen werden, als das zuvor als Krankenhaus genutzte Gebäude Rehabilitationszentrum für Suchtkranke wurde.

Das Portalgewände des gotischen Rathauses wurde soweit freigelegt, wie ansehnliche Reste erhalten sind, von den sichtbaren Wandflächen wurde der Zementputz entfernt und durch einen Kalkputz ersetzt; unter den Paneelen der alten Nordwand blieben die Reste der oben erwähnten Fassung stehen.

Ein nicht unwichtiger Teil der neuen Ausstattung ist der zerlegbare Konferenztisch für 22 Sitzungsteilnehmer. Er läßt sich so auseinandernehmen, daß fünf Beistelltische für kleine Empfänge zur Seite gestellt werden können. Entwurf und Herstellung des Tisches waren den Kunsttischlerinnen Hendrike Farenholtz und Ragna Gutschow aus Hamburg übertragen.

Bei der Restaurierung des Gobelinzimmers drehte sich zunächst alles um die Frage, ob die beiden durch Gabriel von Seidl vermittelten Gobelins mit Darstellungen der Artemis-Sage, französisch, 17. Jahrhundert<sup>35</sup>, durch moderne Werke ersetzt werden könnten.

Der Raum, zugänglich vom Kaminsaal und einem als Spielzimmer ausgewiesenen Zimmer (jetzt Chef des Protokolls), ist in den Plänen als „Kabinett des Präsidenten“<sup>36</sup> bezeichnet. Bei seiner Lage darf davon ausgegangen werden, daß er immer repräsentativen Zwecken dienen sollte. Entsprechend aufwendig war die Bekleidung der Wände mit reich profilierter Vertäfelung, die in Schleiflack gefaßt war.

legten Teile, nicht vorhanden; sowohl nach oben als auch nach unten sind die Profilsteine abgeschlagen, um besser beimauern zu können.

34 Herrenhaus Hohehorst bei Bremen, erbaut 1928–1929 von Otto Blendermann, o. J. (1929/30), Abb. 74.

35 Ernst Ehrhardt, Das Neue Rathaus in Bremen, o. J. (1913), S. 68.

36 Ebd., Plan S. 32 unten.



Abb. 6: Rathaus, Wittheitsstube nach der Restaurierung

Die Bearbeitung und Zusammenfügung dieser Wandverkleidung verraten, daß das Holzwerk von Anfang an gefaßt gedacht war. Anders dagegen die Gobelins, die erst im Herbst 1912 ins Gespräch kamen<sup>37</sup>. Ihr durch von Seidl vermittelter Ankauf als Stiftungen von Senator M. Gildemeister und Frau F. L. Biermann erzwang eine Änderung der Ausstattung des Raumes, indem

37 StAB 3—G. 7., Nr. 140. [4] — Neubau des Stadthauses, und 3—G. 7., Nr. 140. [4] g. — Akte betr. Stiftungen für das neue Stadthaus.

ein zweiteiliges, nach Norden blickendes Fenster — einschließlich der Beschläge fertiggestellt — zugestellt werden mußte.

Die Hereinnahme der Gobelins in das Ausstattungsprogramm des Hauses erfolgte im tatsächlichen Ablauf des Einrichtungsgeschehens zwar etwas zufällig, entsprach aber ganz sicher der Zeitvorstellung von der Einrichtung eines reichen Hauses, kam also den Intentionen von Seidls gewiß entgegen. Die dadurch bedingten Veränderungen an der schon begonnenen Raumgestaltung wurden offenbar bereitwillig in Kauf genommen. Für die Frage, ob an den Gobelins etwas geändert werden könne, ergab sich daraus zunächst einmal die Antwort, daß die Gobelins nicht durch andere Werke der Bildenden Kunst ersetzt werden dürften; die Frage, ob dann die historischen Gobelins durch moderne ersetzt werden könnten, sollte, so die Empfehlung des Verfassers, einer materiellen und inhaltlichen Prüfung unterzogen werden. Mit dieser Prüfung wurden Peter Reischauer aus der Senatskanzlei und der Verfasser betraut. Nach Beratungen mit Prof. Dr. Carl-Wolfgang Schümann, Direktor des Textilmuseums in Krefeld, und Prof. Dr. Günter Busch wurde in Halle an der Saale die ehemals zu den Giebichensteiner Werkstätten gehörende Textilmanufaktur aufgesucht, die über die ehemalige DDR hinaus einen bedeutenden Ruf genießt und nach dem Krieg mit Gobelins bekannt wurde, die natürlich alle in dem unter den obwaltenden Umständen geduldeten Stil zwischen real-sozialistisch und folkloristisch gestaltet, handwerklich über jeden Zweifel erhaben ausgeführt waren. Als Ergebnis war festzustellen, daß die Herstellung moderner Gobelins keine Frage der Technik ist, sondern ausschließlich des Sujets, sofern man in Kauf nähme, daß moderne Gobelins um der Bezahlbarkeit willen drei- bis sechsfädig (der Faden, mit dem das Bild geknüpft wird, ist aus drei bis sechs einzelnen Fäden gedreht und dadurch entsprechend stärker) geknüpft werden — der Unterschied gegenüber alten Gobelins ist natürlich gewaltig.

Eine sich daran anschließende Besichtigung der Nürnberger Gobelinmanufaktur bestätigte dieses Bild, bereicherte um Informationen von Möglichkeiten und Aufwand der Restaurierung alter Gobelins und auch schon etwas erfaßt von einem noch leisen Zweifel, ob es gelingen würde, die Unverbindlichkeit griechischer Mythologie durch eine stärker auf den Ort bezogene Thematik zu ersetzen, ohne in banale Heimattümelei — Hafengebäude, Stadtsilhouette oder ähnliches, abstrakt oder realistisch oder verfremdend überformt — zu verfallen. Hier auch tauchte die Frage auf, wie ein beschränkter Wettbewerb unter Künstlern von internationalem Rang finanziert werden sollte, denn die Sammlung von Mitteln für die Herstellung von einem oder zwei neuen Gobelins hätte erst beginnen können, wenn ein allgemein akzeptierter Entwurf vorliegt.

Die sich lange hinziehenden Überlegungen wurden durch zwei Ereignisse überkreuzt, die am Ende die Lösung brachten. Als die alten Gobelins für die Renovierungszeit abgenommen waren, fiel im Rathaus auf, daß sich hinter dem dem Eingang gegenüberhängenden Gobelin ein Fenster befand, das nur dürftig verkleidet war. Nachdem diese Verkleidung, zunächst nur probeweise, entfernt war, man den Raum in ganz neuem Licht erlebte, war es der dringende Wunsch des Präsidenten des Senats, das Fenster nicht wieder zu ver-

decken. Gleichzeitig war die Reinigung der alten Gobelins in Paris in die Wege geleitet worden, war doch immer betont worden, daß ein „Einmotten“ der alten Wandteppiche nur nach vorangegangener Reinigung und Konservierung geschehen dürfe. Das Ergebnis der Reinigung war nun ein so überraschendes, beglückendes, daß danach überzeugend vor Augen stand, daß wenigstens der zweite, an der Wand zum Nachbarzimmer hängende Gobelin restauriert und wieder in dem Raum aufgehängt werden müßte. Bei den Vorbereitungsarbeiten für die Reinigung kam ferner zutage, daß beide Gobelins durch Umschlagen der Kanten auf die im Raum verfügbaren Wandgrößen reduziert waren, wobei besonders bei dem nordseitigen, vor dem Fenster hängenden Gobelin wichtige Bildelemente des Palastraumes, in dem die Begrüßung Zeus – Artemis stattfindet, der Anschauung entzogen waren, auf dem anderen eine zarte, detailreiche Baumgruppe. Von diesen weniger verschmutzten Teilen war erwartet worden, daß sie sich nach der Reinigung deutlich von den dem Licht ausgesetzten Partien unterscheiden würden. Diese Befürchtung ist nicht eingetreten, was die materielle Qualität der Gobelins aus bester französischer Manufaktur nur unterstreicht. Allerdings ist der Erhaltungszustand des Gobelingsgewebes stellenweise besorgniserregend. Es waren so gut wie alle sich aus der Herstellungstechnik von Gobelins ergebenden Schlitze eingerissen und mußten vor der Reinigung ganz geöffnet werden; dazu kommen Fehlstellen, die wieder geschlossen werden müssen, und ältere, technisch und materiell aus dem Rahmen fallende Restaurierungen, die so nicht stehenbleiben können. Der Restaurierungsaufwand ist darum kein geringer. Dennoch wurde mit dem Hausherrn des Rathauses das Einvernehmen erzielt, den im Raum verbleibenden Gobelin restaurieren zu lassen und wieder zurückzuführen. Für den größeren der beiden Teppiche konnte die Restaurierung jedoch noch nicht finanziell abgesichert werden.

Bei den übrigen Arbeiten, die, zumal bei der textilen Ausstattung des Raumes, einem hohen Verschleiß unterworfen sind, muß man mehr von Renovierung sprechen, wobei auch sie, etwa bei der Erneuerung des Schleiflacks in alter Manier (ölgebundene Farbe), nicht mehr zum Standardrepertoire handwerklichen Tuns gehört.

Zu den kleineren Rücknahmen früherer Eingriffe in die Obere Rathauhalle gehört die Wiederherstellung des Paneels an der Nordseite der Halle zwischen dem Portal von 1550 (neben dem Salomonischen Urteil) und dem Braunschweiger Portal (rechts unterhalb des Karlsbildes). Dort war um 1965 die Vertäfelung von Johann Georg Poppe entfernt worden, um zu prüfen, wie die Halle ohne die historistische Vertäfelung erscheinen würde<sup>38</sup>. Dabei kamen Nischen zutage, die ursprünglich wahrscheinlich verschließbar wa-

38 Die Darstellung der Oberen Rathauhalle von Karl Gildemeister von 1864 zeigt an wenigen Wandabschnitten, daß die Halle ursprünglich keine Vertäfelung besaß. S. Abb. XVII in: Denkmale der Geschichte und Kunst der Freien Hansestadt Bremen, hrsg. von der Abteilung des Künstler-Vereins für Bremische Geschichte und Altertümer, 1. Abt., Das Rathaus zu Bremen, 1870.

ren und Schriften bargen, die der Rat regelmäßig zur Hand haben mußte, vielleicht auch Rechnungsbücher städtisch verwalteter Stiftungen<sup>39</sup>. Es gelang in fast 30 Jahren nicht, die Nischen überzeugend in das Bild der Halle einzubinden — verschiedene Proben haben sich erhalten —, und schließlich wurde das Fehlen der Vertäfelung immer mehr als Mangel empfunden. So wurde beschlossen, unter Verwendung von Resten der alten Täfelung den alten Zustand wiederherzustellen. Der Gesamteindruck ist ein wesentlich geschlossenerer.

Für die nächsten Jahre ist eine lebhafte Diskussion um die Rückführung der Bilder an die Nordseite der Halle zu erwarten. Im Mittelpunkt steht dabei das Wal-Bild von Franz Wulfhagen, das dieser im Auftrage des Rates zur Erinnerung an den am 8. Mai 1668 in der Lesum gestrandeten Meersäuger gemalt hatte, weil sich für die Stadt mit diesem Ereignis eine glücklich beigelegte Grenzauseinandersetzung mit Schweden verband. Mag der Kunstwert des über 10 m langen Bildes auch unterschiedlich beurteilt werden, so dürfte die geschichtliche Bedeutung unbestritten sein. Dieses Bild wurde 1960 auf Beschluß der seinerzeitigen Rathauskommission zusammen mit vier anderen Fischbildern aus der Halle entfernt<sup>40</sup>, um das Bild des Osterschen Hauses zu Antwerpen, des ehemaligen letzten hanseatischen Kontors an der Schelde, freier hängen zu können. Dieses Bild war vordem zwischen dem Löwen des Portals zur Neuen Rhederkammer von 1662 und der Decke eingeklemmt.

Die erneute Hängung des Wal-Bildes wurde jetzt anhand einer Bild-Montage untersucht, jedoch verworfen, weil die Rückkehr zum Geschichts- und Wunderkabinett mit diesem einen Bild weder erreicht wird, noch (derzeit) vermittelbar ist. Die Diskussion wird deshalb nicht abbrechen.

Die Beschreibung der von der Denkmalpflege betreuten Objekte folgte in der Vergangenheit dem Baualter der Objekte, nicht topographischer Ordnung; so springt der Bericht nun vom Rathaus über zum Alten Packhaus, alias Kito-Haus, in Vegesack, Alte Hafestraße 30. Es war am 21. April 1990 der Öffentlichkeit übergeben worden.

Leider sollten sich unsere schon im letzten Bericht<sup>41</sup> anklingenden Befürchtungen, dieses Baudenkmal könne durch unangemessen überzogene Ansprüche der prospektiven Nutzer zu leiden haben und denkmalpflegerisch Schaden nehmen, als berechtigt erweisen. Als angesichts der näher rückenden Übergabe zur Durchsetzung solcher Wünsche druckvoll interveniert wurde, denkmalpflegerische Kriterien als hinderlich und deshalb nachrangig galten und uns in diesem Fall auch kein Genehmigungsverfahren nach § 10 DSchG zur Seite stand, blieben nur der Rückzug und die Einsicht,

39 Im Friedenssaal des Rathauses zu Osnabrück gibt es diese Wandfächer noch mit den zugehörigen Klappen, u. a. mit Schnitzereien des Meisters von Osnabrück, aus denen auf die Nutzung der Fächer Rückschlüsse gezogen werden können.

40 Die beiden großen Bilder — Wal von Wulfhagen und Schwertfisch — wurden in das Übersee-Museum zur Verwahrung gegeben; über die kleineren Fischdarstellungen liegen keine Abgabennachrichten vor.

41 4. Bericht, S. 181 f.; 5. Bericht, S. 187 f.

daß sich dieses Baudenkmal, wie so oft, einer denkmalpflegerischen Betreuung bis auf weiteres entziehen würde. Unser jahrelanges intensives Bemühen, die Notwendigkeit einer denkmalgerechten Instandsetzung dieses bedeutenden Baudenkmals mit vernünftigen und nicht überzogenen Nutzeransprüchen zu versöhnen, war damit gescheitert.

Um zu rekapitulieren: Unser Ziel war die denkmalgerechte Erhaltung dieses ältesten und bedeutendsten Profanbaues in Vegesack, der — unter einem einzigen langen Satteldach — aus der Verbindung eines 1758 aufgestockten straßenseitigen Wohn- und Handelshauses des 17. Jahrhunderts mit einem hofseitig hinzugefügten Packhaus des 18./19. Jahrhunderts hervorgegangen war. Das aus der ursprünglichen Zweckbestimmung des Gebäudes und seiner Nutzungsgeschichte entwickelte Konzept zur Instandsetzung und Wiederherstellung sah vor, die hausgeschichtliche, siedlungsgeschichtliche und (hafen)wirtschaftsgeschichtliche Bedeutung des Hauses anschaulich zu erhalten, notfalls — nachdem der desolate, vor allem durch Rammarbeiten für die wesenartig fast bündig am Gebäude entlang geführte Hochwasserschutzwand ramponierte Bauzustand weitgehende Erneuerungen erzwang — anschaulich zu rekonstruieren. Im Vorderhaus sollten das Wohnhaus der Zeit um die Mitte des 18. Jahrhunderts erlebbar werden und im Hinterhaus der bis in die 1970er Jahre unversehrt überlieferte Speicher mit durchgehenden Böden erhalten bleiben. Unabweisbare Forderungen an eine zeitgemäße Nutzung und folglich unvermeidbare Einbußen an Denkmalsubstanz, wenn auch immer unter dem Gesichtspunkt des minderschweren Eingriffs, wurden anfangs mit der Bremischen Gesellschaft für Stadterneuerung und Stadtentwicklung als Bauherrin abgestimmt und als sachlich geboten in Kauf genommen. Auf die zentralen Nutzungsvorgaben, die dem Baudenkmal zwangsläufig zusetzen mußten, konnten wir jedoch keinen Einfluß nehmen. Der u. a. mit Wirtschaftsförderungsmitteln alimentierte Trägerverein sollte den Dachboden für kulturelle Veranstaltungen mit bis zu 199 Besuchern herrichten dürfen, zwei Böden des Speichers und die oberen Geschosse des Vorderhauses sollten der Stiftung Fritz und Hermine Overbeck als Museumsräume überlassen werden, und im Erdgeschoß des Speichers wurden wir mit der Aufstellung eines wiederum vom Wirtschaftsressort geförderten, bereits gelieferten Glasschmelzofens<sup>42</sup> konfrontiert.

Unvermeidbar war zunächst eine zweite massive Treppenanlage im Hinterhaus, verbunden mit einer bedauerlichen Verkürzung der Böden. Zustimmung mußten wir auch vielen Maßnahmen, um die Belange von Landesbauordnung, Gebäudesicherheit, Wärmeschutz, Be- und Entlüftungsanlagen im Dachgeschoß und dem Sicherheitsbedürfnis der Sammlung Overbeck unter einen Hut zu bringen. Die uns aufgenötigte, für den Bestand des Hauses nach unserer Überzeugung sogar gefährliche Installierung eines ständig brennenden Glasschmelzofens mit eigenem Außenschornstein konnten wir dagegen nicht abwenden. Uns blieb nur der Appell an die künftigen Nutzer, daß dieses Gebäude, mit Ansprüchen wie an einen beliebigen Neubau überfrachtet,

42 SCANDIA OVNEN AS, Typ 9747 HGGS mit 47 l Nettoinhalt.

seine schutzwürdigen Denkmalqualitäten zwangsläufig weitgehend verlieren und damit unsere Erhaltungsbemühungen konterkarieren würden.

Diese unausweichlichen Interessenskonflikte, angereichert durch nutzungsbedingte Sonderwünsche, wie des Statikers (noch nachvollziehbar) und des Akustikers (nicht mehr nachvollziehbar), erschwerten ein denkmalpflegerisch kontrolliertes Vorgehen; deshalb ließ sich unser in den Anfängen auf eigenen bauarchäologischen Untersuchungen (Kammerer/Frerking) fußendes Konzept nur mit erheblichen Abstrichen realisieren:

Zunächst konnten wir uns erfolgreich gegen den Plan der Bauherrin durchsetzen, das notwendige neue, feuersichere Treppenhaus im Vorderhaus unterzubringen; dabei wären das noch aus dem 17. und 18. Jahrhundert überlieferte Raumgefüge geopfert, mehr noch, die Anschaulichkeit der mit einem Wohn- und Handelshaus an der Straße einsetzenden Entstehungsgeschichte des Gebäudes getilgt worden. So konnten im Vorderhaus, wenn auch die erwähnten Rammschäden neue Wände und auch teilweise neue Decken erzwingen, die alten Grundrisse weitgehend beibehalten und die — in den Jahren des Leerstands schlimm ramponierte — Treppe des 18. Jahrhunderts mit Brettbalustern nach Befund rekonstruiert werden. Für die Hausforschung relevante Befunde, wie die Führung der Kaminzüge in den Außenwänden, die über den Decken des 18. und 19. Jahrhunderts versteckten weiß geschlemmten Deckenbalken, Sockelreste eines der — mündlich überlieferten — Fayenceöfen, die Anlage eines Schotts zwischen Treppenhaus, Kellertreppe und der im Haus rechts gelegenen Längsdiele, Spuren von Bodenluken als Indizien für eine auf dem Dachboden installierte Winde und verbretterte Scherwände, ließen sich nicht erhalten oder verschwanden spurlos während der Bauarbeiten — zu gering war unser Einfluß, und zu lückenhaft verlief die von der Bauherrin zeitweise stark unterversorgte Baubetreuung. Im übrigen beschränkte sich unsere Mitwirkung bei der Herrichtung des Vorderhauses auf die Vermittlung gebiets- und zeittypischer, aus den Häusern Burger Heerstraße 40/42 und 44<sup>43</sup> geborgener Türblätter und -futter sowie auf fachliche Empfehlungen etwa zur Verwendung eines geeigneten Kalkputzes zur Profilierung der Deckenkehlen, zur Auswahl passender Türdrücker und schließlich auch zur Farbgebung — Pigmentierung in Ocker oder Graublau — des Kalkanstrichs der Wände, wie er aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im unteren Vegesack vielfach überliefert ist und auch bei Freilegungen im Vorderhaus festzustellen war. Zum leider nicht mehr korrigierten Lapsus, als Folge der überstürzten Fertigstellung, gerieten Oberfläche und Anstrich der Innenseite der Außenwand des alten Treppenhauses.

Im Hinterhaus, dem noch bis in die 1970er Jahre von der Segelmacherei Meyerdiercks genutzten Speicher, konzentrierten sich unsere denkmalpflegerischen Bemühungen auf die Abwehr von Neubaustandards und gegen eine Preisgabe des charakteristisch rohen, vom Arbeitsalltag geprägten Erscheinungsbildes von Böden, Wänden, Decken und Ständerwerk — vor allem maßgebliche Repräsentanten des Trägervereins setzten sich intensiv für eine

43 Ehem. Bosse-Werft, abgebrochen 1988, vgl. 5. Bericht, S. 173.

derartige „Veredelung“ ein. So gelang es, die neuen Böden sägerauh und das Balkenwerk „unbehandelt“ zu erhalten und auf dem Dachboden zwischen den Sparren eine Verbretterung der Wärmeisolierung zu erwirken, wie sie für Dachbodenausbauten des 19. Jahrhunderts überliefert ist; die Bauherrin hatte hier vehement für Putz optiert.

Als denkmalpflegerischen Gewinn für den Außenbau können wir die teilrekonstruktive Instandsetzung des Straßengiebels unter Erhaltung einiger originaler Fensterluken und die leidlich denkmalgerechte Erneuerung der übrigen Fenster verbuchen, vor allem aber im Inneren die zum neuen Treppenhaus hin freigestellte ehemalige Rückfront, die nach dem Speicheraanbau zur nachträglich verputzten Innenwand geworden war. Nach der Entfernung des späteren Putzes trägt damit die jetzige Treppenhauswand das an diesem Baudenkmal wichtigste originale Baudetail, nämlich das ursprüngliche Ziegelmauerwerk mit den vermauerten Öffnungen, das, ungeschönt, stellenweise noch die unversehrte Oberfläche behielt, mit bündig verstrichenen Fugen und dünnem eingetieftem Fugenschnitt unter dem originalen roten Kalkanstrich (anloge Befunde aus der Zeit um 1750 waren am Amtsgebäude Sandstraße 3 festgestellt worden).

Ansonsten aber waren uns denkmalpflegerisch die Hände gebunden. Ob der tonnengewölbte Keller im Vorderhaus seine weitgehend authentisch überlieferte Gestalt behalten darf oder sich, wie vom Trägerverein gewünscht, in eine Art Partykeller verwandeln muß, ob ein Speicherboden (2. OG), wie vom Trägerverein gefordert, mit Naßzellen und Umkleideräumen belegt werden muß oder eine zusätzliche Außentreppe vor die Hofwand gelegt wird, wird die Zukunft erweisen. Bei realistischer Einschätzung der Sach- und Einflußlage ist davon auszugehen, daß derartige Veränderungen einer Beeinflussung durch die Denkmalpfleger in gleicher Weise entzogen sein werden wie beispielsweise die Auswahl der Türen zum neuen Treppenhaus, eigenmächtige Veränderungen am Außenanstrich oder gar das über den First geführte Abgasrohr vor dem Rückgiebel.

Die restauratorischen Voruntersuchungen, Freilegungsarbeiten an Türblättern und das Anmischen der Farben oblagen der Werkstatt Klaus Thönes; die denkmalpflegerische Betreuung der schon 1980 eingeleiteten Instandsetzungsarbeiten hatte Dr. Hahn wahrgenommen.

Eine kleinere Betreuungsarbeit ergab sich in Vegesack an dem vermutlich nach Plänen von Heinrich Müller errichteten historischen Teehaus und Belvedere auf dem Grundstück Weserstraße 75 C, das ursprünglich zum Landsitz Fritze und damit zum heutigen Ortsamt gehörte. Hier wurde der auf der Weserseite glattgeschlagene Außenputz 1990 rekonstruktiv erneuert und ergänzt.

Zu den kleineren Arbeiten gehörte auch die Instandsetzung des Bischofstores am Ausgang der Wallanlagen 1990/91.

Die vermutlich 1838 im Zusammenhang mit dem Bau des kleinen Wachhauses geschaffene Toranlage war noch im vorigen Jahrhundert zum Guts- hof von Senator Oelrichs an der Osterholzer Heerstraße transloziert worden,

wo sie als Eingang diente; 1912 wurde sie abermals versetzt, und zwar an den Parkeingang der Egestorff-Stiftung. Rudolf Stein setzte sich dann für die Rückführung des Gitterwerks an die Wallanlagen ein und erreichte tatsächlich 1955 ihren Aufbau am alten Platz, wobei die Sandsteinpfeiler neu errichtet wurden.

Anlaß der Restaurierung waren Schäden durch Vandalismus und fortschreitende Korrosion. Nach einer Untersuchung durch das Institut für angewandte Materialforschung wurde das Restaurierungskonzept entwickelt. Das Gitter wurde mit Kupferschlacke bestrahlt, grundiert und durch eine extrem schlagfeste Beschichtung auf Epoxydharzbasis geschützt, bevor der auf Befund beruhende zweimalige Endanstrich folgte. Die vergoldeten Spitzen gehören ebenfalls zum historischen Grundbestand der Gitter. Im Zusammenhang mit der Instandsetzung der Eisenteile wurden auch die Sandsteinpfeiler gereinigt, wiewohl die Erfolglosigkeit dieses Tuns angesichts der überall um sich greifenden Schmierereien abzusehen ist.

Zu den kleinen Erfolgen gehört die Erneuerung der nach alten Fotografien rekonstruierten Schneefanggitter auf dem Dach der Villa Ichon, Oberneulander Landstraße 70, deren Deckung erneuert wurde. Die Finanzierung übernahm in diesem Fall das Landesamt für Denkmalpflege. Bei der anschließenden Erneuerung des Außenanstrichs wurde dem bei der restauratorischen Voruntersuchung festgestellten Befund, einem für die Erbauungszeit typischen Steingrau, bauseits leider nicht gefolgt.

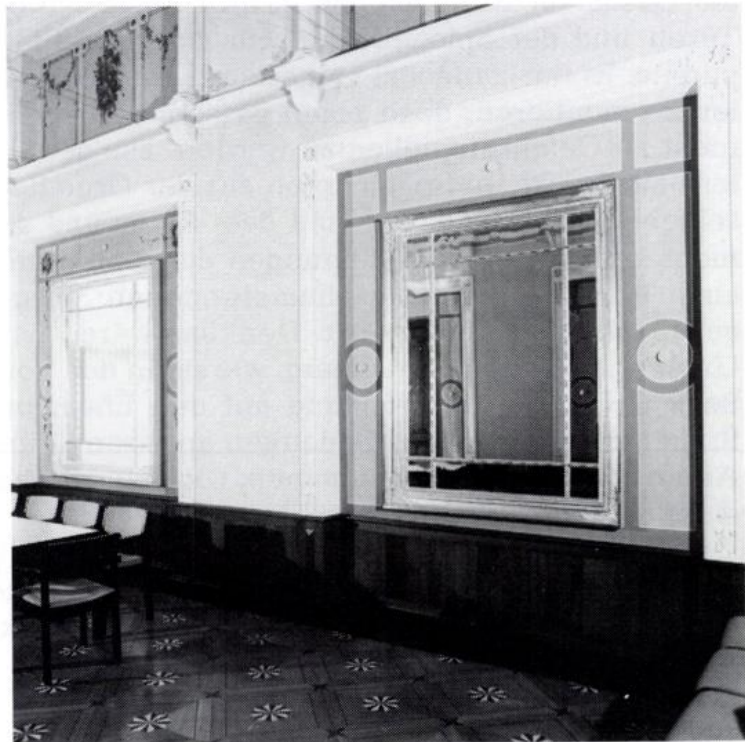
Fertiggestellt wurde auch die Rekonstruktion des Festsaals in der Villa Rutenberg, Am Dobben 91, Ortsamt Mitte. Auch hier mußten Wege zu Kompromissen gefunden werden, die aber schmerzloser waren als bei dem vorne geschilderten Fall des Packhauses in Vegesack — nicht zuletzt wohl auch eine Folge davon, daß die Finanzierung unter Mithilfe der Denkmalpflege, die auch für die Bewirtschaftung zuständig blieb, zustande kam.

Die Vorarbeiten und Untersuchungen, die der Rekonstruktion vorausgingen, wurden im letzten Bericht<sup>44</sup> beschrieben. Hier bleibt vor allem die intensive und hervorragende Planungsarbeit von Dipl.-Ing. Rainer Zimmermann zu erwähnen, der gemeinsam mit Günther Bargemann (Stuck) immer neue Modelle baute, an denen sich schließlich die Formfindung weitgehend aus dem Formrepertoire des Hauses vollzog. Sie litt vor allem unter dem Problem zu vieler zu beachtenden Befunde, die kaum auf einen Nenner zu bringen waren. Zunächst mußte Abschied genommen werden von der Vorstellung, die Rahmungen und voluminösen Ausbauten um die Nischen wären aus Holz konstruiert gewesen, weil sie sich wohl bei dem Umbau von 1893 so sauber entfernen ließen. Winzige Nagelspuren und Gipsabrisse belegten jedoch, daß Rutenberg vermutlich mit leichten Gipselementen, Hohlkörpern aus Pappmaché mit Gipsüberzug, gearbeitet hatte. Die Öffnungen zum früheren Bodenraum sind sodann analog ähnlicher Nischen im Treppenhaus des

44 5. Bericht, S. 195.



*Abb. 7:*  
Am Dobben 91, Festsaal  
nach der Restaurierung,  
Blick zur Empore



*Abb. 8:*  
Am Dobben 91, Festsaal  
nach der Restaurierung,  
Blick zur Spiegelwand

Alten Palais in Oldenburg (Erweiterungsteil von 1860–1863 nach Entwurf von Karl Boos aus Wiesbaden) durch gestanzte Lochbleche geschlossen zu denken, der Raum unter der Empore war sicher durch eine Flügeltür entsprechend den vorhandenen abgeschlossen, die Wand zum Emporenraum wie die anderen Wände gegliedert, jedoch offen oder nur durch einen Vorhang geschlossen. Es galt also auch Abschied zu nehmen von der Vorstellung, der Ballsaal wäre von der Straßenfront bis zur Gartenseite durchgegangen.

Der Bodenraum mußte aus feuerpolizeilichen Gründen vermauert werden. Das „Lochblechmuster“ wurde von der Nische der Fensterwand übertragen. Die Malerei auf der fensterseitigen Nische, mehrfach dekorativ überfaßt, zeigte zwar die verschiedenen Malschichten, jedoch in so desolatem Zustand, daß jede Restaurierung einer Neufassung gleichgekommen wäre. Um die wertvollen Befunde gleichwohl nicht zu verlieren, wurde die Bemalung nur konservatorisch behandelt und anschließend durch eine Platte mit neuer Fassung abgedeckt.

Die Deckenmalerei war vollständig erhalten. Die Wandfassung, erste Stufe, konnte nach Befund rekonstruiert werden. Die Fassung an den Stuckteilen mußte weitestgehend frei nachempfunden werden. Bei allen diesen Restaurierungen war es das Ziel, sofern keine jüngeren Befunde dadurch zerstört wurden, etwa bei den Nischen gegenüber den Türen, den Erstzustand von 1864 herzustellen.

Das Holzwerk war etwa zur Hälfte noch vorhanden und wurde ergänzt, ebenso die Rahmungen der Türnischen bzw. der gegenüberliegenden Spiegelfelder. Der originale Fußboden reichte nur noch für den Hauptraum, der hintere Raumteil erhielt daher eine einfache Dielung.

Der Saal besaß keine Leuchten. Die Lichtquellen saßen nach Einführung der Gasbeleuchtung mit jeweils drei Auslässen beiderseits und oberhalb der Türen und der Spiegelfelder. Für ihre Ausbildung gab es keine Anhaltspunkte. Es war zunächst vorgesehen, die Lampen wieder an denselben Stellen zu montieren, doch ragen passende Modelle zu weit in den Raum, um nicht zu Gefahrenquellen zu werden. Die gewählte Beleuchtung aus Strahlern zur Decke und nach unten auf der Grundlage von Niederspannung erschien so neutral, daß sie mit dem Raum und dessen historistischen Teilen nicht kollidiert — die Meinungen darüber gehen freilich auseinander, wie auch über die beiden nachempfundenen Spiegel. Die Felderung dort war gewiß nicht leer, unbesetzt. Denkbar wären natürlich Bilder der Eheleute Lüder und Mathilde Rutenberg, wie sie in den Vorstandsräumen der Brauerei Beck & Co., deren Gründung auf den Ehemann zurückgeht, hängen. Die Brauerei hat darum das Gedenken an ihren Gründer im 100. Todesjahr zum Anlaß dieser Stiftung genommen. Die Spiegelrahmung wurde nach Vorlagen eines zeitgenössischen Rahmens entwickelt.

Abschließend seien die Restauratoren genannt: Günther Bargemann hat die Stuckarbeiten durchgeführt, Klaus Thönes die Restaurierungen der vorhandenen Malereien und die Rekonstruktion dekorativer Elemente, während die Malerfirma Hans Horr die schablonierten Wandfassungen besorgte; Planung und Bauleitung aller Arbeiten lagen in den Händen des Denkmalamtes.

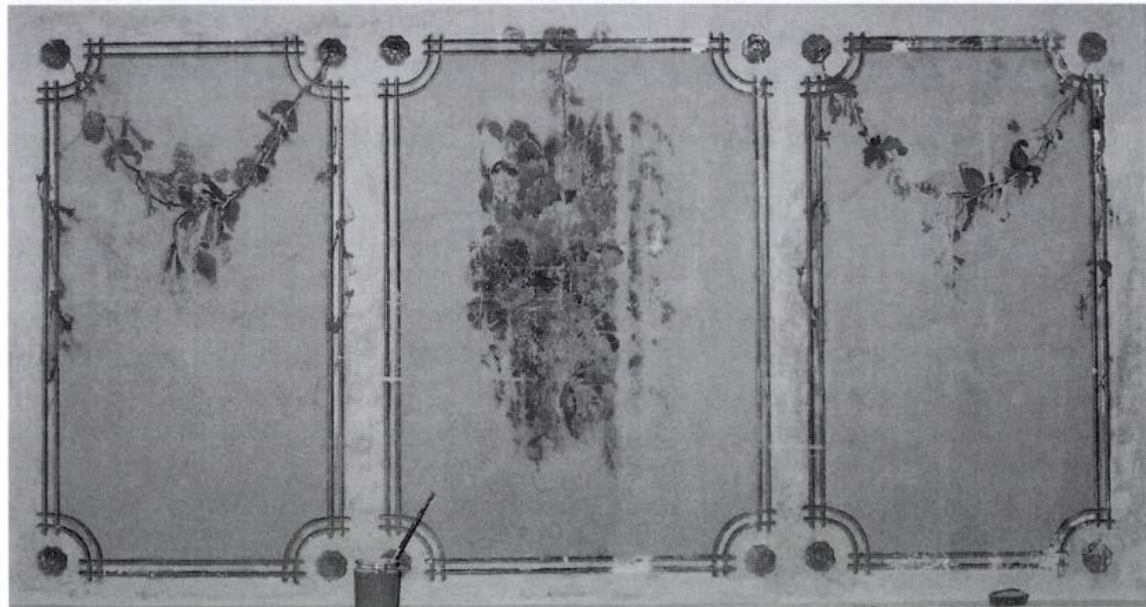
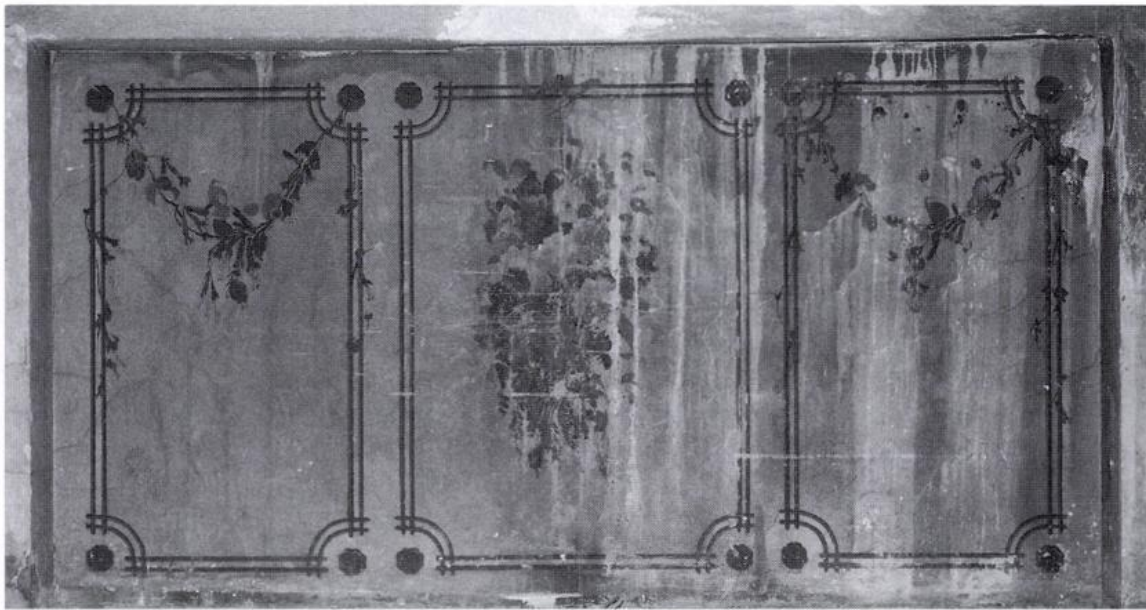


Abb. 9a, 9b: Am Dobben 91, Festsaal, Details der Ausmalung der oberen Nischen vor und während der Restaurierung

Eine schöne, dankenswerte Zusammenarbeit zwischen der Bürgerparkverwaltung, deren Beauftragte Architekten Klocke & Partner und dem Denkmalamt, vertreten durch Dipl.-Ing. V. Schöning, ergab sich anlässlich der Restaurierung und Instandsetzung des sog. Waldschlößchens, der „Waldbühne“ im Bürgerpark.

Das Waldschlößchen wurde anlässlich der „Nordwestdeutschen Gewerbe- und Industrieausstellung“ von 1890 mit einer Vielzahl von Gebäuden, Was-

serläufen und technischen Anlagen erbaut<sup>45</sup>. Damals war es der Ausstellungspavillon der Zigarrenfabrik Leopold Engelhardt & Biermann, der Architekt war Carl Bollmann. Der Pavillon stand ursprünglich in der Achse zwischen dem Parkhaus (später Parkhotel) und der Meierei. Während alle Ausstellungsgebäude nach Abschluß der Ausstellung niedergelegt wurden, verblieb dieses Gebäude nach Verlagerung an die Nordostecke des Bürgerparks als Stiftung im Park. Wilhelm Benque hatte bereits in seinem Generalplan für diesen Platz einen Regenschutz mit Aufseherwohnung geplant, so daß die Versetzung des Pavillons an diesen Ort den Intentionen des Schöpfers des Parkes entsprach. An diesem neuen Ort wurde das um einen kleineren Anbau erweiterte Gebäude als „Restaurant Waldschlößchen“ betrieben. 1893 wurde der Anbau aufgestockt, 1910 um einen WC-Anbau erweitert. Geringe Einkünfte, mangelnde Bauunterhaltung und nachlassende Wertschätzung gefährdeten das Gebäude in den folgenden Jahrzehnten; die Bekrönungen der vier Ecktürmchen und der Aufsatz über der Mittelkuppel waren nicht das einzige, was verlorenging.

Eine Sanierung und Modernisierung, verbunden mit der Rekonstruktion der für das historische Erscheinungsbild so wichtigen Baudetails, mußten 1975 aus Kostengründen zurückgestellt werden. Erst 1990/91 konnte eine Finanzierung, die auch denkmalpflegerische Belange berücksichtigte, erstellt werden.

Das denkmalpflegerische Hauptanliegen war neben der Instandsetzung des Fachwerks und der Ausfachung, deren Überfassung sich leider nicht mehr beseitigen ließ, die Erneuerung der Dachlandschaft, die in diesem Fall aus einer Wiederherstellung der originalen Dachdeckung und der Rekonstruktion der Ecktürmchen und der Mittellaterne bestand. Die Dachdeckung, das zeigten alte Postkarten und Aquarelle von Wilhelm Otto (1899), bestand aus Schindel-Blechplatten aus Zink. Sie konnten wieder beschafft und verlegt werden. Der Anbau erhielt dazu passend ein „Zink-Leistendach“.

Nicht rekonstruiert wurde die historische Eingangssituation an den beiden Ecktürmen und Vereinfachungen am Fachwerk oberhalb des massiven Sockels. Anstrich (Färbung) nach Befund laut restauratorischer Voruntersuchung.

Die Zuwendung der Denkmalpflege deckt in einem solchen Fall meistens nicht mehr als den halben Mehrwertsteuersatz; das wird etwas kompensiert, indem das Amt für Denkmalpflege in der Lage ist, Planungsleistungen zu erbringen für Rekonstruktionszeichnungen, die in vielen Fällen bis zu Ausführungszeichnungen im Maßstab 1:1 reichen und die bei diesem Gebäude alle Rekonstruktionen an den Ecktürmchen und der Mittellaterne umfaßt haben.

So aufgeschlossen, wie die Bürgerparkverwaltung im Umgang mit dem baulichen Erbe des Parkes ist, so schwierig reagiert oft die öffentliche Hand, wenn es um die Erhaltung ihrer Kulturdenkmäler geht, ganz besonders,

45 Die nordwestdeutsche Gewerbe-, Industrie-, Handels-, Marine-, Hochseefischerei- und Kunstausstellung, Bremen 1890, S. 310 ff. mit Abb.



Abb. 10: Bürgerpark, Waldschlößchen nach der Wiederherstellung

wenn die Denkmalfachbehörde auf eine denkmalgerechte, am historischen Befund überprüfte Behandlung von Kulturdenkmälern dringen muß. So widerfuhr es uns beispielsweise anlässlich von Umbauarbeiten am und im früheren Gymnasium Am Barkhof (Parkallee 39), als das Hochbauamt 1990 die schöne patinierte Biberschwanzdeckung nach unserer Überzeugung ohne Not und im übrigen denkmalpflegerisch falsch gegen neue Hohlpannen austauschte und einen deckenden Anstrich des im Laufe der Jahrzehnte dunkelgrau bis schwärzlich verwitterten Außenputzes zu erzwingen versuchte. Mit dem bauhistorischen Argument, daß dieser historistische Schulbau in deutscher Renaissance den materialfarbigen Rauhputz auch mit der Absicht einer beschleunigten optischen Alterung erhalten haben dürfte und jedweder nachträgliche Anstrich eines bestimmungsgemäß ungestrichenen Außenputzes das authentische Erscheinungsbild eines Baudenkmals entscheidend verfremden würde, vermochten wir zunächst nichts auszurichten. Den denkmalpflegerischen Standpunkt konnten wir erst durchsetzen, nachdem sich abgezeichnet hatte, daß der bauphysikalische Nutzen eines An-

strichs überaus zweifelhaft war und sich ein Anstrich im wesentlichen nur geschmacklich begründen ließ.

Mit zwiespältigen Gefühlen ist auch von der teilrekonstruktiven Instandsetzung des heutigen Gesellschaftshauses auf dem Gelände des Zentralkrankenhauses Bremen-Ost zu berichten, eines Saalbaues, der vermutlich nach Plänen von Baurat Weber zu dem nach dem kolonialen System angelegten „St.-Jürgen-Asyl für Gemüts- und Nervenkranke in Ellen“ gehörte und dessen im wesentlichen einräumiges Innere ursprünglich als Fest- und Betsaal diente<sup>46</sup>. Das im Grunde noch historisierende, „reformerisch“ zwischen Heimat- und Jugendstil schwankende Gebäude war nicht unerheblich verändert, wechselnden Bedürfnissen gebrauchstüchtig unterworfen und dabei zwangsläufig auch stilistisch verballhornt worden. So erschien es zunächst reizvoll, als das Vorhaben einer denkmalgerechten Instandsetzung auftauchte und mit dieser Vorgabe auch erfolgreich Mittel eingeworben wurden, sich fachbehördlich für einen behutsamen und am Befund orientierten Rückbau zu engagieren. Doch schon bald stellte sich heraus, daß dieses Vorhaben auf Bauherrn- und mehr noch auf Architektenseite primär unter dem Gesichtspunkt einer Nutzungsoptimierung (in der Fachdenkmalpflege als „Nutzungsfetischismus“ beklagt) behandelt werden sollte. Mehr und mehr entzog sich die Baustelle einer spezifisch denkmalpflegerischen Betreuung, und selbst eine sowohl denkmalpflegerisch wie raumästhetisch unbezweifelbar gebotene Maßnahme wie die Öffnung der nachträglich teilweise vermauerten Drei-Fenster-Gruppe über der Empore war nur gegen heftigen Widerstand durchzusetzen. Die Ergebnisse der auf unser Betreiben veranlaßten restauratorischen Voruntersuchung der ursprünglichen Außen- und Innenfarbigkeit mußten wieder kollidierenden, ausschließlich geschmacklichen Präferenzen auf der Bauseite weichen.

Unter einem kaum bewältigbaren Kostendruck standen Umbau und Umnutzung des ehemaligen Alten Gymnasiums an der Dechanatstraße für die Hochschule der Bildenden Künste und Musik. Das verwahrloste Gebäude bedurfte im Inneren größerer Umbauten, mußte aber auch außen instandgesetzt werden. Dabei konnte der Erhalt der alten Fenster, für den sich das Landesamt für Denkmalpflege sehr eingesetzt hatte, nicht durchgesetzt werden; die neuen Fenster sind schlecht und recht mit der Denkmalpflege abgestimmt. Einzig die großen Fenster der Aula wurden erhalten und nachgerüstet, weil die Erneuerung des Schnitzwerks an den Rahmen nicht zu finanzieren war und dessen Wegfall die Proportionen der Rahmung nicht unerheblich verändert hätte. Die Schmuckterrakotten an der Fassade konnten ebenfalls aus Kostengründen nicht aus Ton (Terrakotta) hergestellt werden, sondern nur aus einem optisch dem Original angepaßten Ersatzmaterial.

46 Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland, Baudenkmale in der Freien Hansestadt Bremen, hrsg. vom Landesamt für Denkmalpflege der Freien Hansestadt Bremen, 3.7, Stadtteil Osterholz, bearb. von Kurt Lammek, 1982, S. 46 ff. mit Abb. S. 49.

Im Vergleich dazu waren die Arbeiten am Haus Blumeneck (Schwachhauser Heerstraße 66)<sup>47</sup>, auf dem Gelände des Kippenberg-Gymnasiums und von diesem genutzt, finanziell vergleichsweise gut ausgestattet. Dies ist einer denkmalpflegerischen Kehrtwendung eigener Art zuzuschreiben: Der in seiner Zeit in Bremen wohl künstlerisch bedeutendste Villenbau, 1911 nach Entwürfen von Carl Eeg für den Zigarrenfabrikanten und Senator Friedrich Carl Biermann errichtet, muß seit Jahrzehnten als Schulgebäude erhalten und präsentierte sich bei einer Begehung im Februar 1981 in einem baulich verfallenen Zustand mit ramponierten, teilweise schon devastierten Innenräumen. Die Umstände erzwangen eiligste Sicherungsmaßnahmen, und so verschwanden Ledertapeten und Wurzelfurniere hinter Sperrholzplatten und Parkettböden unter Linoleum; die geschmiedeten Ampelständer, sogar die noch originale Klinke der Eingangstür mußten eingelagert werden. Die Wende zeichnete sich 1986/87 ab, als die Schulleitung unter Berufung auf ein deutlich verbessertes Schülerverhalten vandalisierende und destruktive Entgleisungen für inzwischen unwahrscheinlich hielt und die erzieherische Vorbildwirkung einer kultivierten Umgebung betonte. Wir ließen es auf einen – bis heute noch nicht bereuten – Versuch ankommen und betrieben nun statt bloßer Schadensabwehr die Wiedergewinnung eines denkmalgerechten Erscheinungsbildes der Villa. Demgemäß wurden 1987/90 das kostbare Holzwerk angearbeitet und aufpoliert, vor dem Eingang wieder die Ampeln, an der Eingangstür die originale Klinke und auf dem Dach die alte Wetterfahne installiert. Im Inneren übernahm eine öffentlich betriebene Lehrwerkstatt die dem Befund angelehnten, leider nicht restlos geglückten Anstricharbeiten von Wänden und Decken. Nachdem dann 1989 bisher jahrelang vergeblich beantragte Hochbauunterhaltungsmittel bewilligt wurden, konnte mit der Instandsetzung des teilweise schadhaften Naturstein-Außenmauerwerks, der Terrassentreppe, des undichten Terrassenbodens und den Blecharbeiten am Dach wie dem Nachbau der verlorengegangenen Schornsteinhauben begonnen werden. Langfristig besteht die Absicht, auch die schmuckreichen Räume im Erdgeschoß zu restaurieren und, soweit vertretbar, zu rekonstruieren.

Die Sprunghaftigkeit in der Ansprache von Themen in diesem Bericht ist ein Spiegelbild der oft tatsächlich verwirrenden Vielschichtigkeit denkmalpflegerischen Tuns, das oft genug von solcher Hektik geprägt ist, daß wir froh sein müssen, wenn wichtigste Fragen und Entscheidungen, wie sie etwa am Postamt 5, Bahnhofplatz/An der Weide, anstanden, uns nicht telefonisch abverlangt werden. Am Beispiel dieses für Bremen spektakulären, bis zum März 1991 etappenweise in Betrieb genommenen Neubaus mußten wir wieder einmal erfahren, wie offenbar ausweglos schwierig die Darstellung eines denkmalpflegerischen Problemfalles in der Öffentlichkeit ist – hier also die Ersetzung eines Altbaues durch einen Neubau bei Erhaltung der alten Schaufronten. Eine in Denkmalfällen bestenfalls engagierte, jedoch nur selten vom

47 Dekorative Kunst, XVII, 1914, S. 361–368 mit Abb.

Drang zur gewissenhaften Recherche beseelte Berichterstattung in der Tagespresse trug nur wenig dazu bei, denkmalpflegerisches Tun und Lassen nachvollziehbar zu vermitteln. So sollte der interessierte Betrachter zumindest wissen, daß zunächst, übrigens maßgeblich auf Betreiben des BDA im Lande Bremen, die Unterschützstellung der gesamten Anlage vorbereitet war. Nach einer Intervention der Oberpostdirektion bei der Oberen Denkmalschutzbehörde wurde dieses Verfahren ausgesetzt und, unter dem Eindruck der überzeugenden postbetrieblichen Notwendigkeiten, dahingehend geändert, daß nur noch die Schaufronten zum Bahnhofsplatz und An der Weide, mit Ausnahme der Kraftwagenhalle, unter Schutz zu stellen seien. Über die Motive für diese Teilrücknahme läßt sich nur spekulieren. Rechtlich notwendig zur Ermöglichung eines Neubaus hinter den alten Fassaden war sie nicht; dies wäre auch als Ergebnis einer einerseits die postbetrieblichen Zwänge, andererseits die Baumängel des vom bewältigenden Umschlag hoffnungslos überforderten Altbaus zu berücksichtigenden Ermessensausübung in Anwendung von § 10 DSchG möglich gewesen. Andererseits schien der Rückzug auf die Schaufronten denkmalfachlich zumindest vertretbar, lag doch auf diesen Fassaden das Schwergewicht des denkmalpflegerischen Interesses. Sie stammen von Rudolf Jacobs, waren aus einem eigens ausgelobten Schauseiten-Wettbewerb hervorgegangen und sollten dem 1923–1926 nach Entwürfen der Post errichteten Dienstgebäude „eine dem Ansehen und der Bedeutung der angrenzenden Straßen und Plätze entsprechende Architektur“ verleihen, wobei ein Anschluß an norddeutsche Bauformen erwünscht war. Doch selbst die jetzt auf die Schauseiten beschränkte Unterschützstellung war nur von kurzer Dauer; 1984 endlich vollzogen, wurde sie nur zwei Wochen später, wiederum auf Intervention durch die Oberpostdirektion, von der uns vorgesetzten Oberen Denkmalschutzbehörde kassiert. Von alledem unberührt blieben die gemeinsamen Bemühungen der Postbaubehörde, der mit dem Neubau beauftragten Hamburger Architektengruppe me di um und der Denkmalpflege zunächst um eine Sicherung, dann um die denkmalgerechte Erhaltung der Fassaden und deren Adaption an die neuen, begreiflicherweise nun primär vom Neubau diktierten Betriebsabläufe. Rechtsbeständig unter Denkmalschutz gestellt wurden die Fassaden Anfang 1986. Eine angedeutete Trennung der alten Fassaden vom Neubau, wie beim vergleichbaren Fassadendenkmal der Alten Post von Alexis de Chateauneuf in Hamburg, durch eine partielle Freistellung, wie sie zur optischen Akzentuierung des Kulturdenkmals als Fassadendenkmal denkmalpflegerisch womöglich vorzuziehen gewesen wäre, kam unter den hiesigen Rahmenbedingungen nicht in Betracht. Gleichsam ersatzweise waren uns kontrastierende Bruchkanten zwischen Alt und Neu nicht unwillkommen, auch und erst recht nicht die Gestaltung der neuen Ausfahrt An der Weide, deren veränderte Lage von der Notwendigkeit eines im Neubau sinnvoller und sicherer abgewickelten Lkw-Verkehrs erzwungen worden war. Neu sind das steilere Dach und die im Vergleich zur Jacobsschen Ausführung größeren Gauben. Erhalten blieben die für eine authentische Erscheinung der Fassaden unersetzlichen alten Fenster, ein angesichts der seit Jahren verbreiteten, auch von öffentlichen Bauträgern nachgerade zwanghaft geforderten Fensteraus-



Abb. 11: An der Weide, Postamt 5, Zustand 1992

tausch-Aktionen vorbildliches Bekenntnis der Post zur überlieferten Anschaulichkeit und Substanzerhaltung. Die Plastik neben der Ausfahrt An der Weide, ein Werk von Haus Rucker, ist ohne Zustimmung der Denkmalpflege neben das Baudenkmal gesetzt worden.

Mit dem schon 1987 getätigten Verkauf des zuletzt als Parkplatz genutzten altstadtbrachen Eckgrundstücks Martinistraße/Wachtstraße an den schwedischen Skanska-Konzern bot sich die denkmalpflegerisch hochwillkommene Gelegenheit, den Erwerber für eine denkmalgerechte Instandsetzung der drei letzten noch weitgehend original überlieferten Raumschöpfungen Bernhard Hoetgers im Haus Atlantis zu gewinnen. Dies waren, in teilweise desolatem Zustand, das Treppenhaus, dessen ursprünglich weißlich-grau schimmernden Wände mit einer dunkel oliv-umbra-farbenen Dispersion überstrichen waren, dann der nach der Erneuerung des Daches seit 1982 quasi liegengebliebene Himmelsaal<sup>48</sup>, dessen subtil nach Oberflächen und Farben differenzierte Ausmalung einem trivial vereinheitlichten Aluminium-Anstrich gewichen war, dessen Parkett nach Pilzbefall eine etwa 15 qm große Fehlstelle aufwies und dessen Ausstattung nur noch fragmentarisch existierte, sowie endlich der Kuppelraum über dem Treppenhaus, dessen Wände

48 3. Bericht, S. 264 f.; 4. Bericht, S. 159 f.

ebenfalls aluminium-farben überstrichen waren und dessen einst transparentes Dach mit inzwischen bröckelnden, milchig blinden Glasbausteinen unter deckenden Teeranstrichen eingedunkelt war. Der Skanska-Konzern hatte mit dem Eckgrundstück auch das Haus Atlantis erworben, um in den hinter der Mataré-Fassade gelegenen Geschossen Tagungsräume unterbringen zu können.

Um vor auszugreifen: So erfreulich und erfolgreich letztendlich die denkmalpflegerische Arbeit im Haus Atlantis verlief, so ärgerlich und erfolglos gerieten unsere Bemühungen um die denkmalpflegerisch relevanten Auswirkungen des Hotelneubaus, dessen prägende Gestaltungsmerkmale im wesentlichen auf Forderungen der Bauverwaltung zurückgehen. Obwohl mit den Baumassen des Bankverein-Gebäudes als des Kopfbau-Pendants an der Wachtstraße und jüngeren Neubauten im weiteren Verlauf der Martinstraße ein städtebaulicher Bezugsrahmen für eine Höherzonung des Eckgrundstücks existierte und die anschließenden Altbauten der Böttcherstraße — schon um die Einzigartigkeit der Böttcherstraße und ihren historischen Ort zu bewahren — als Vorbilder ersichtlich untauglich waren, sollte der Hotelneubau deren Trauf- und Firstlinie, anfangs auch deren Backsteinhaut übernehmen. Dem Zwang zur Reduzierung der Baumasse waren schließlich das runde Dachgeschoß und einem entsprechenden Drängen der Bauverwaltung der selbst durch das Erdgeschoß des Hauses Atlantis an der Martinstraße geführte Arkadengang zu verdanken — dort, wie vorausgesagt, immer wieder mißbraucht als öffentliche Bedürfnisanstalt und zur Gänze ziemlich entbehrlich angesichts des aktuell betriebenen Rückbaus der Martinstraße. Unsere Ablehnung auch der baubehördlich geforderten rekonstruktiven Maßnahmen der erwähnten Erdgeschoßfront des Hauses Atlantis hatte zur Folge, daß dem Landesamt für Denkmalpflege seine denkmalpflegerische Zuständigkeit für die Neubaufassaden gem. § 10 Abs. 2 DSchG vom Bauressort im Benehmen mit der Oberen Denkmalschutzbehörde entzogen wurde. Damit war uns eine Mitwirkung im Bereich der sensiblen Gebäudeanschlüsse nicht mehr möglich. Auch der Wiederaufbau der Fassade Wachtstraße 32 geht auf das Bauressort und nicht auf das Landesamt für Denkmalpflege zurück, da es für eine diesbezügliche denkmalrechtliche Forderung — gegen den Willen der Bauherrin — an der erforderlichen Denkmalsubstanz fehlte, denn die für den Hotelneubau niedergelegte Fassade konnte, zuvor schon den Originalbau verändernd aufgestockt, in der Substanz bis auf den Giebelschmuck ausgetauscht, mit Sichtziegeln anstelle des überlieferten Putzes und einem unkenntlich entstellten Erdgeschoß, nur noch als Schatten eines authentischen historischen Straßengiebels gelten. Gegen solche um Denkmalbelange unkümmerte Eigenmächtigkeiten der Bauverwaltung half es auch nicht, daß in erstmaliger Anwendung von § 10 Abs. 4 DSchG „zur Sicherung der Denkmalverträglichkeit aller baulichen Auswirkungen auf die Böttcherstraße und insbesondere das Haus Atlantis“ ein Sachverständiger bestellt worden war. Es handelte sich um den Architekten BDA Horst von Bassewitz aus Hamburg, der sich vor allem mit der Restaurierung des Schlosses Reinbek den Ruf eines im behutsamen Umgang mit verletzlicher Denkmalsubstanz außergewöhnlich kompetenten Fachmannes erworben hatte. Selbst seine engagierten Be-



Abb. 12: Böttcherstraße, Haus Atlantis, Himmelssaal

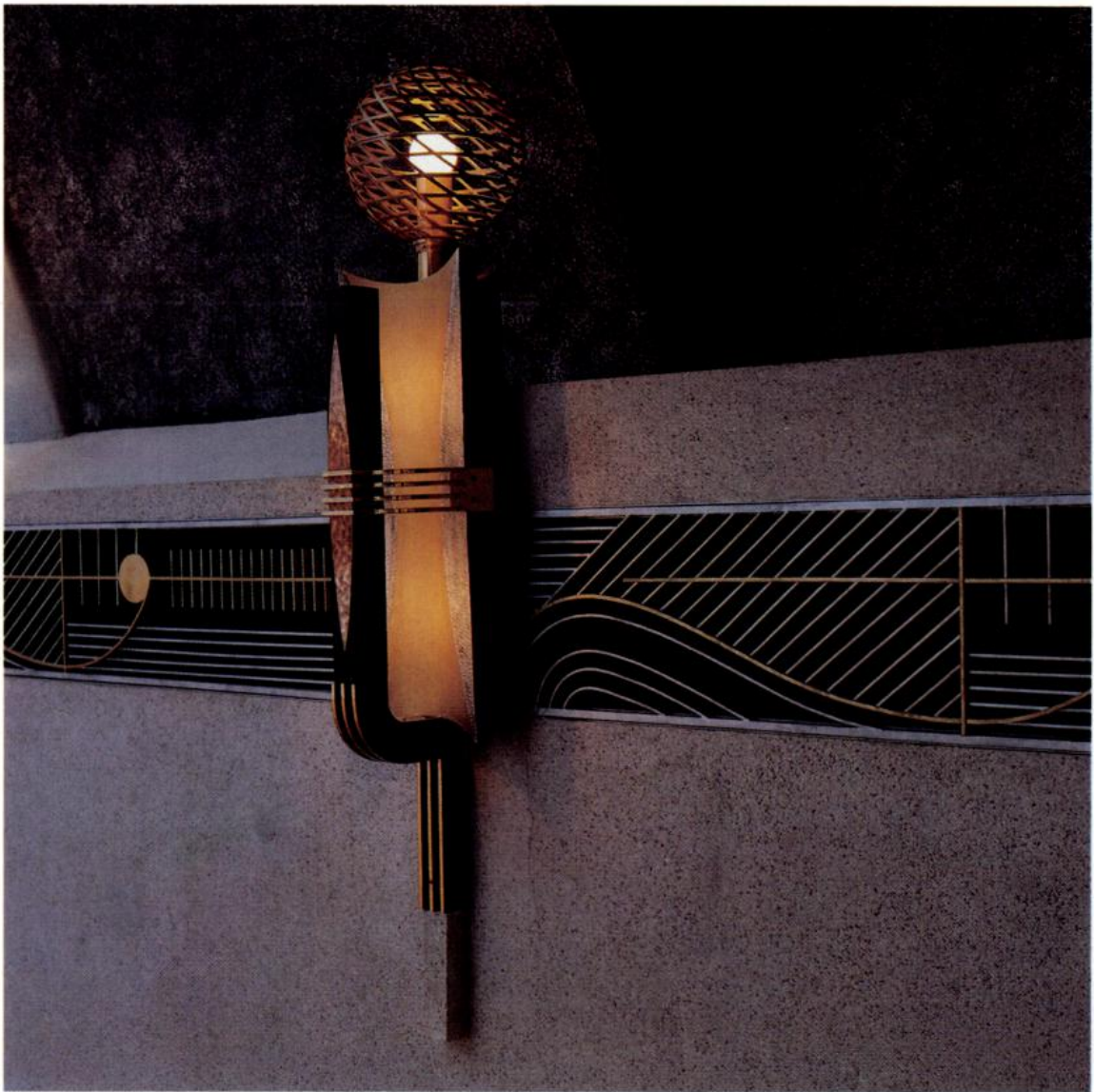


Abb. 13: Böttcherstraße, Haus Atlantis, Leuchte im Himmelsaal



Abb. 14: Böttcherstraße, Haus Atlantis, Wandaufriß im Kuppelsaal



Abb. 15: Böttcherstraße, Haus Atlantis, Himmelssaal, Blick zum Ausgang des Kuppel-  
saals

mühungen scheiterten an der mit dem Hotelneubau verantwortlich befaßten Baubehörde.

Ungehindert konnte sich dagegen die Arbeit der Denkmalpflege im Inneren des Hauses Atlantis im Sinne eines positiven Gegenbildes entfalten.

Das gemeinsam mit der Skanska verfolgte Ziel waren die denkmalgerechte Instandsetzung von Treppenhaus, Himmelssaal und Kuppelraum sowie eine rücksichtsvoll abgestimmte, je nach Befundlage auch restauratorische Behandlung der diesen Kernräumen über eine Zusammenschau verbundenen Nebenräume. Der absehbar hohe Aufwand erschien gerechtfertigt in Anbetracht der außerordentlichen architekturgeschichtlichen und raumkünstlerischen Bedeutung dieser drei letzten, substantiell weitestgehend noch unversehrten Raumschöpfungen Bernhard Hoetgers in Bremen. Alle übrigen, zum Teil kaum weniger bedeutenden Raumausstattungen Hoetgers im Haus Atlantis, das als Eisenbetonbau in der ansonsten weitgehend zerstörten Böttcherstraße den Krieg recht glimpflich überstanden hatte, waren Modernisierungs- und Umbauvorhaben in den 50er und 60er Jahren geopfert worden<sup>49</sup>. Erst die Restaurierung würde die verbliebenen Räume, ohnehin rare Raumzeugnisse eines expressionistisch beseelten Modernismus um 1930, wieder als künstlerisch intendierte Ganzheit, als Ergebnis eines Zusammenwirkens von Raumgehäuse und Raumplastik, von Materialien, Oberflächen, Farben und Licht, anschaulich machen. Die Räume waren seit Kriegsende auch nicht, anders als die Fassade zur Böttcherstraße mit ihrer Umdeutung durch Ewald Mataré, mit neuen denkmalrelevanten Qualitäten überformt, sondern nur mißverstanden banalisiert, etwas beschädigt und in ihrer Ausstattung ausgedünnt worden.

Das Restaurierungskonzept basierte auf der mit akribischer Gründlichkeit durchgeführten Befunderhebung durch die Lüneburger Restaurierungswerkstatt Renate Kant, deren Ergebnisse, wann immer möglich, anhand zeitgenössischer Beschreibungen, Ausschreibungsunterlagen und Schwarzweißfotografien quellenkritisch überprüft wurden. Ferner stand schon frühzeitig fest, daß die Glasbausteine der Treppenhauswände, trotz aller Risse, nicht zur Disposition stehen sollten. Die optische Einbuße wog geringer als der mit ihrem Austausch verbundene Verlust an originaler Substanz, an immer noch authentischer Anschaulichkeit und dokumentiertem Gebäudeschicksal; im übrigen wäre der betroffene Wandabschnitt nicht zu halten gewesen und hätte, neu aufgeführt, das Raumbild des Treppenhauses wesentlich verfremdet. Schließlich war aufgrund der vorbereitenden Untersuchung abzusehen, daß für die Wände und Decken, sofern nicht materialfarbig gedacht, nur eine Neu- bzw. Überfassung in Betracht käme. Unter Neuanstrichen der Nach-

49 1951 Ausbau der Einrichtung des ehem. Instituts für Gesundheit und Leistung; 1952 Einrichtung Restaurant Martini, z. T. mit Möbeln aus dem (alten) Club zu Bremen – bis 1978 laufend modernisiert; 1954 Wiederherstellung der Front nach Entwurf Säume und Hafemann (Sternzeichen); 1963–1964 Umbau durch Welp und Uhde, dabei Aufgabe des von Hoetger gestalteten Eingangs und Bau der Fassade von E. Mataré.

kriegszeit waren die originalen Fassungen zumeist nur noch rudimentär erhalten.

Stichwortartig seien die wichtigsten Maßnahmen genannt:

1. Treppenhaus und Nebenräume:

An den Wänden Abnahme der Dispersionsanstriche und nach Behebung erheblicher Putzschäden, vor allem im Bereich der Wandverglasung, Überfassung mit einer dünnen Schicht in Gips/Leim-Glimmer, darüber eine ölige Lasur mit Graphit und Zinkweiß, die zur Erzielung des originalen Oberflächenbildes anschließend gebürstet wurde. Entfernen deckender Dispersionsanstriche auf der ursprünglich materialsichtigen Treppenlaufunterseite. Ergänzung des gestörten keramischen Wandornaments an der ehemaligen Rettungstür des Filmvorführers. Dunkelblaue Neufassung der Türblätter, Freilegung der intarsierten Ornamente auf den Türen beiderseits des Eingangs zum Himmelssaal.

Im Fahrstuhlvorraum und Brückendurchgang des 2. OG Neufassung von Wänden und Decken nach Befund ultramarin/silber/violett.

Neufassung, Reinigung und befundgetreue, differenzierte Neufassung der zuvor einfarbig überstrichenen Heizungsgitter.

2. Himmelssaal:

Reinigung der ursprünglich materialsichtigen, später übertünchten Sockelzone. Befundgetreue Neufassung der Stirnwand, die Scheibe in Goldbronze zweischichtig, die Rinnen in Aluminiumsilber zweischichtig halbdeckend auf licht-ockeriger Grundierung. Auf der Emporeseite Entfernung jüngerer Aluminiumanstriche und befundgetreue Neufassung, die Wand in kaseingebundenem Ultramarinblau, die Decke, Bögen und Zwickel grau mit Aluminiumsilber in einer kombinierten Stuck-Schwamm-Technik, die Treppenbrüstung wieder naturholzichtig. Die nachträglich auf der Empore zum Lichthof geöffnete Nische wurde wieder bündig geschlossen, die noch erhaltene historische Bespannung des Lautsprechers doubliert.

Das dem Eingang benachbarte Türblatt zur Außengalerie nach alten Fotos rekonstruiert, neu auch fünf Gitter, zwei Leuchtkörper-Konsolspangen, nach Muster die Klinken der Türen an der Stirnwand und vor dem Eingang und, wieder nach alten Fotos, in Messingguß sämtliche Kugelaufsätze. Schließung der Fehlstelle im Parkett, in den Stößen befundgetreu und wie 1931 in Okoumé. Schließlich in der Stirnwand Wiederherstellung der in der Nachkriegszeit verballhornt zwei-löchrig geschlossenen großen, kreisrunden Leucht- und Belüftungsöffnung und befundgetreue Rekonstruktion der Öffnung durch ein eingestelltes, aus vertikalen Glassegeln gebildetes Gitter.

3. Kuppelraum:

Über der Kuppel Errichtung eines verglasten Schutzdaches. Ersetzen der abgängigen runden Glasbausteine durch befundgetreue Nachgüsse; Neufassung der Schale in Schlagmetall-Gold patiniert. Mehrschichtige Neufassung der zu Lichtrinnen ausgebildeten Kehle in der Abfolge fleckig aufgetragener Goldbronze auf Violett, braunem Schellack, Anlösung und fleckiges Aufreißen der Schicht mit abschließend dünnem grün-

nem Harzüberzug. Die Wände in Wickeltechnik Aluminiumsilber auf grauer Grundierung. Reinigung und Neufassung der Heizkörpergitter und Erneuerung zweier Wandleuchter.

Die Restaurierung gestaltete sich ebenso reizvoll wie schwierig. Bei der einschränkungslos gelungenen Nachbildung der originalen Farbfassungen, uns zwar zeitlich näher, doch aufgrund ihrer Seltenheit sehr viel weniger vertraut als etwa Fassungen des Historismus, bewies die Werkstatt Renate Kant außergewöhnliches künstlerisches wie handwerklich-materialkundliches Einfühlungsvermögen. Die Oberflächenwirkung der Fassungen geriet so offen, gleichsam belebt und atmend, wie für Hoetger typisch und durch Befunde erhärtet; ein Ausweichen in das bequemere und billigere, aber vergleichsweise „tote“ Acryl wurde von vornherein verworfen. Kunsthandwerklich tadellos fielen auch sämtliche Gürtlerarbeiten aus, die Reparaturen der alten Lampen, die Nachbildung neuer und — nachgerade ingeniös — der ungemein schwierige Formenbau und Guß der nach Fotografien zu rekonstruierenden Planetenkugeln als Lampenaufsätze.

Restauriert, teilweise rekonstruiert wurde schließlich die für die Wirkung von Oberflächen, Farben und Raum so wesentliche Beleuchtungs- und Lichtregie Hoetgers, mit Lampenschnüren in den Lichtrinnen von Kuppelraum, Himmelssaal, Treppenhaus und Fahrstuhlvorräumen, mit der Hinterleuchtung der Stirnwandöffnung, dem Anstrahlen der blattmetallgoldenen „Mond“-Scheibe und dem Licht im Kern des blau glühenden Glaszapfens am Fuß der Pfeiler im Treppenauge.

Die mit ersten Vorbereitungsarbeiten im Herbst 1988 einsetzende Restaurierung wurde Ende 1991 abgeschlossen. Vor allem an den Schnittstellen zu Architektengewerken war die Mitwirkung von Horst von Bassewitz eine wertvolle Hilfe. Das Landesamt für Denkmalpflege war durch Dr. Hahn vertreten. Die Kosten beliefen sich alles in allem auf etwa 1,3 Millionen DM, wovon die Stiftung Wohnliche Stadt 300 000 DM übernommen hatte. So haben die Böttcherstraße und Bremen mit dieser Restaurierung des Hauses Atlantis dem schwedischen Skanska-Konzern ein Millionengeschenk zu verdanken. Kaum geringer wiegt indessen die Bereitwilligkeit der Bauherrin, diese Restaurierung nach ausschließlich fachdenkmalpflegerischen Kriterien erfolgen zu lassen — ein Vorgang, dessen singuläre Außergewöhnlichkeit — zumal bei einem so bedeutenden Vorhaben — wohl nur intime Kenner unserer Arbeitswirklichkeit angemessen zu würdigen wissen.

Nach wie vor bildet die Pflege von Ensembles ein Kontinuum der Denkmalpflege in Bremen, auch wenn dieser Teil der Arbeit zumeist geräuschlos vor sich geht und die Ergebnisse, weil meist nur Schlimmeres verhindert, also optisch nicht wirksam wird, wenig spektakulär sind. Die Maßnahmen umfassen immer wieder Hilfestellungen bei der Instandhaltung der bautechnisch immer problematischen Eingangstreppen, Freisitze, der Wintergärten, die Erhaltung oder Erneuerung von Fenstern in alter Teilung. Die „Dienstleistung“ besteht in unterschiedlich vertiefter Beratung bis hin zur Ausarbeitung von Rekonstruktionsplänen, in der Bereitstellung originaler Bauelemente — Gartenzäune, Haustüren, Zimmertüren, Beschläge —, der Vermittlung direkter

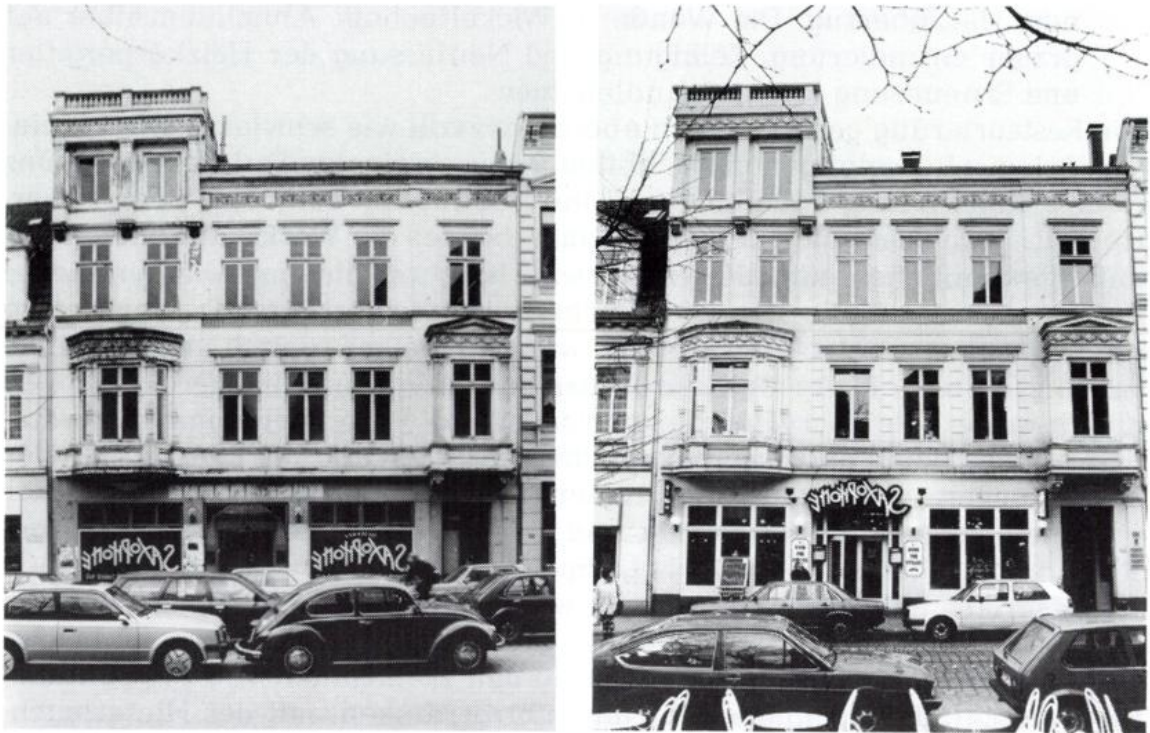


Abb. 16a, 16b: Ostertorsteinweg 74/75 vor und nach der Instandsetzung 1989

finanzieller Zuwendungen und schließlich der Prüfung und Feststellung von Aufwendungen zugunsten der Denkmalpflege für die Ausstellung von Bescheinigungen für das Finanzamt. Aus dieser umfangreichen Tätigkeit ragen nur wenige Objekte so heraus, daß sie eigene Erwähnung verdienen:

Das Haus Ostertorsteinweg 74/75 war ein Sorgen- und Problemfall seit der Denkmalausweisung 1973; der damalige Eigentümer wollte vom Denkmalschutz nichts wissen und unterließ jede Pflegemaßnahme — die Schwelle hoheitlichen Eingreifens im Wege der Ersatzvornahme liegt so hoch, daß wir dem schleichenden Verfall tatenlos zusehen mußten. Daran änderte sich nach einem Eigentümerwechsel zunächst nichts. Erst als ein Brandschaden eingetreten war, kam es endlich zu einer Instandsetzung des übel devastierten Hauses. Die von Frau Dipl.-Ing. Gudrun Spengler betreute Hilfe des Denkmalamtes mußte sich schließlich auf das äußere Erscheinungsbild beschränken.

Die Erhaltung von Wintergärten hat sich in den letzten Jahren immer mehr in den Vordergrund geschoben; viele Eigentümer suchen nach Wegen, ihren alten Glas-Eisen-Vorbau möglichst original zu erhalten oder stilgerecht wiederherzustellen. Ein Beispiel für letzteres ist der im Krieg zerstörte, nach alten Fotos und Zeichnungen rekonstruierte Wintergarten am Haus Delmestraße 53, für den nicht nur neue Gußzierteile beschafft wurden, sondern auch die dazu gehörigen Buntgläser.



Abb. 17: Delmestraße 53, rekonstruierter Wintergarten

Wie bedeutend manche Ausstattung bremischer Häuser gewesen ist, kommt oftmals erst zutage, wenn man als Denkmalpfleger gerufen wird, um mit einem Hauserwerber zu beraten, was noch zu retten ist. Die zuletzt fast gänzlich unter Efeu verborgene Stadtvilla Hollerallee 67/Am Stern war ein solches Beispiel. Erbaut 1900/01 nach Plänen der Architekten Wellermann und Frölich als Atelierhaus für den Kunstmaler Wilhelm Otto, besaß dieses Haus eine der modernsten Innenausstattungen des Reichs<sup>50</sup>. Die Entwürfe dazu lieferten Bruno Paul, Richard Riemerschmidt und Bernhard Pankok<sup>51</sup>. Von dieser innenarchitektonisch wie kunsthandwerklich erlesenen, um die Jahrhundertwende in Bremen gewiß einzigartig modernen Ausstattung blieb fast nichts erhalten. Das Haus, jahrzehntelang für Unterrichtszwecke genutzt und nicht unerheblich umgebaut, war zudem, so der Augenschein bei der Besichtigung im Sommer 1988, teilweise brachial ausgeräumt worden. Die restauratorische Voruntersuchung ergab nur geringe Reste von Erstfassungen, zumeist in desolatem Zustand. Unter diesen Umständen konzentrierte sich unser denkmalpflegerisches Bemühen auf die möglichst ungestörte Erhaltung des zentralen Dielenraumes mit Kamin, dessen Neufassung nach Befund und die auch den Alterswert respektierende Instandsetzung der beiden Schaufrenten dieses Reihenendhauses; die alte Deckung mit Biberschwänzen blieb, nur stellenweise umgedeckt, weitgehend erhalten, und der Anstrich von Holzwerk und Putzflächen erfolgte nach Erstbefund.

Im Bereich der Denkmalpflege an Technischen Kulturdenkmälern dominieren weiter die fünf bremischen Mühlen. Nach umfangreichen Instandsetzungsarbeiten an der Oberneulander Mühle in den Jahren 1986/87, nach der Reeteindeckung der Rekumer Mühle 1989/90 und nach regelmäßigen Wartungs- und Pflegemaßnahmen an der Arberger Mühle (wo die liebevolle Fürsorge für die der Familie Möller in Ottersberg gehörende Mühle allmählich auf den Sohn übergeht) zeigte sich an der Horner Mühle, an der 1984 Reparaturen an der Windrose durchgeführt worden sind, daß umfangreiche Erhaltungsmaßnahmen erforderlich waren.

Allein für die Mühlenbauarbeiten wiesen die Vorgaben des regelmäßig mit der Wartung beauftragten Mühlenbaubetriebes Rhodenbostel Kosten in Höhe von rund 50 000 DM für Maßnahmen an wirtschaftlich nicht vom Eigentümer und Betreiber der Mühle nutzbaren Teilen aus. Weitere Mittel waren aufzubringen für Putz- und Malerarbeiten und für Arbeiten an der Galerie. Die Finanzierung solcher Beträge konnte nur dank der Spendenfreudigkeit der Horner Bürger gelingen, die innerhalb eines Jahres 47 000 DM sammelten, wobei ein einzelner Spender 20 000 DM gegeben hat. Die restliche Finanzierung wurde aus Haushaltsmitteln, einer Zuwendung der Stiftung Wohnliche Stadt und Mitteln des Ortsamtes sichergestellt.

50 Vgl. Nerdinger, Winfried (Hrsg.), Richard Riemerschmidt, München 1982, S. 136.

51 Illustrierte kunstgewerbliche Zeitschrift für Innen-Dekoration, Jg. 12, S. 205 bis 214.



Abb. 18a, 18b: Hollerallee 67, „Villa am Stern“, vor und nach der Instandsetzung 1990

Folgende Arbeiten wurden im Berichtszeitraum durchgeführt: An Dach und Haube wurden die Schieferdeckung erneuert, der Getriebelock und der Windbalken repariert, die 96 Jalousieklappen neu mit Segeltuch bespannt und alle mechanischen Teile gangbar gemacht; nachfolgend konnte der Verputz auf dem Mühlenkörper repariert bzw. erneuert werden, und es reichten die Mittel auch für umfangreiche Reinigungs- und Holzschutzarbeiten an der Galerie. Diese wurde so umgebaut, daß der Mühlenkörper besser gegen Nässe von der Galerie geschützt wird. Längerfristig müssen die Entwässerungsverhältnisse um die Mühle verbessert werden, weil das Wasser bisher noch offen in den Boden einläuft und das Fundament ständig durchnäßt. Auch werden wir nicht herumkommen um eine weitere Erneuerung konstruktiver Hölzer, die jetzt noch mit Blechen und Platten abgedeckt, mit Kunstharz vergossen und eisenverstärkt sind, aber auf Dauer kaum zu halten sein werden.

Die bisherigen Instandsetzungsmaßnahmen an dieser einen Mühle belaufen sich bereits auf rund 140 000 DM.

Aus Bremerhaven ist in diesem Abschnitt nur vom Fortgang der teilrekonstruktiven Instandsetzung der Alten Kraftzentrale (Hydraulikgebäude) am Kaiserhafen zu berichten. An dem 1983 unter Denkmalschutz gestellten, der Obhut des Hansestadt Bremischen Amtes unterstehenden Gebäude wird schon seit 1985/86 gearbeitet. Erneuert wurden bisher die Dachdeckung, das Zierfachwerk und die Fenster. Die Rekonstruktion des Außenmauerwerks namentlich der originalen Totalöffnung ist noch nicht abgeschlossen. Der Außenanstrich orientiert sich am bei der restauratorischen Voruntersuchung festgestellten Befund. Das weitere Schicksal des Hydraulikgebäudes, vor allem die Behandlung der Innenräume, ist noch ungewiß.

### **Bildnachweis**

DSM Bremerhaven: 3; Kirchner: 18b; Scheidulin: 5;  
Skrypzak: 2; Thönes: 1, 9a, 9b; alles andere Landesamt für Denkmalpflege

## Rezensionen und Hinweise

*Helling, Wilfried: Gleichschaltung und Ausgrenzung. Der Weg der bremischen Anwaltschaft ins Dritte Reich. Bremen 1990. 423 S. (Veröff. der Hanseatischen Rechtsanwaltskammer Bremen, Bd. II.)*

Es gibt wohl kein Thema der neueren bremischen Geschichte, das so sorgfältig und aus so unterschiedlichen Blickwinkeln untersucht worden wäre wie die NS-„Machtergreifung“ von 1933, für die zwar auf Reichsebene der Rahmen gegeben, aber im lokalen Bereich manche Besonderheit beige-steuert wurde. Dabei standen immer wieder zwei Themenbereiche im Vordergrund, die man als „Gleichschaltung“ und „Ausgrenzung“ bzw. „Ausschaltung“ bezeichnen konnte. Bei der Gleichschaltung blieb eine bestehende Organisation (eine Firma, ein Verein, eine Dienststelle usw.) erhalten, wurde aber von Führerprinzip und NS-Bestimmung überzogen. Durch die Ausgrenzung oder Ausschaltung wurden Personen (etwa Juden und politische Gegner) aus ihrer bisherigen beruflichen oder dienstlichen Stellung entfernt oder auch Organisationen (wie Parteien, Vereine usw.) aufgelöst. Die Ausgrenzung von Personen war die erste Stufe jener Leiter, die zu deren Vernichtung führte. Auch zur Gleichschaltung und Ausgrenzung in Bremen ist viel geschrieben worden; doch kommen immer neue Nuancen und Sonderfälle hinzu, die die „Machtergreifung“, die sich vordergründig als die Übernahme von Regierungen und Verwaltungen darstellt, kompliziert erscheinen lassen. Verf. hat einen solchen Sonderfall behandelt, der durchaus dem Grundmuster der Gleichschaltung von Vereinen entspricht, der aber durch die enge Beziehung zum Rechtswesen und durch die berufliche Ausgrenzung „nicht-arischer“ Mitglieder seine Besonderheiten hat. Da die umfangreiche und detaillierte Untersuchung durch ihren Veröffentlichungsort vor allem von Juristen beachtet wird und einem breiteren Leserkreis verborgen bleiben könnte, mag es von Nutzen sein, über die Ergebnisse etwas ausführlicher zu berichten, wobei der Rezensent auch Ergebnisse einer brieflichen Diskussion mit dem Verf. verwerten möchte.

Verf. behandelt ein heikles Thema mit der Kernfrage: Wie fand sich eine Gruppe von Rechtswahrern mit der ersten Phase des Unrechtsstaates ab, den die Nationalsozialisten 1933 einrichteten? Er selbst gehört nicht zu jenem Personenkreis, der direkt „betroffen“ ist und sich aus persönlichen Gründen rechtfertigen müßte; doch kam durch die Aussagen von Zeitzeugen ein subjektives Element hinein. Wie in jedem Beruf gab es auch unter den Anwälten fähige und unfähige, starke und schwache und auch viele mittelmäßige Persönlichkeiten. Es wurden zudem sehr unterschiedliche Meinungen über Gott und die Welt vertreten; das schillernde Bild des eigenwilligen und oppositionell gestimmten Advokaten hat in Deutschland eine lange Geschichte; das

Pauschalurteil einseitiger Kritiker, die von einer „Klassenjustiz“ als Unterdrückungswerkzeug der Herrschenden sprachen, ist ebenso ungerecht, als wenn man die Juristen für eine Gruppe von Gerechtigkeitsfanatikern hielte. Bei der Frage nach der politischen Belastung muß bedacht werden, daß die „Versuchungen“ des einzelnen sehr unterschiedlich waren: Wer höhere Funktionen anstrebte, mußte Nationalsozialist werden. In vielen Bereichen anwaltlicher Tätigkeit, etwa im Notariat, Zivil- und Familienrecht, auch in einem Teil des Strafrechts, spielten politische Probleme kaum eine Rolle. Anders war es bei politisch eingefärbten Strafverfahren, bei denen sich aus der Rückschau die Frage stellt, in wieweit der Anwalt als Verteidiger auch die politischen Auffassungen des Mandanten teilen mußte und ob er in allen Fällen das Beste für ihn „herausholte“, ja, herauszuholen wagte. Sicher sah sich mancher Anwalt mit Gesetzen und Normen des NS-Staates konfrontiert, die er zwar nicht anerkennen mochte, aber dennoch respektieren mußte. Doch das ist ein Problem, das 1933 erst in seinen Anfängen sichtbar wurde.

Verf. begrenzt seine Untersuchung auf die Gleichschaltung des Anwaltsvereins und die Ausgrenzung von Anwälten aus rassistischen und politischen Gründen im Jahre 1933, wobei er freilich auch die Vorgeschichte sowie das politische Umfeld und die Umstellung der Rechtsnormen auf Reichsebene einbezieht. Die Entwicklung in Bremen hielt sich im allgemeinen Rahmen, doch gab es auch lokale Nuancen. Das Land Bremen hatte einen eigenen Landgerichtsbezirk mit Amtsgerichten in Bremen und Bremerhaven; es gehörte zum Bezirk des Hanseatischen Oberlandesgerichts in Hamburg. Staatlicher Einfluß auf die Zulassung von Anwälten an diesen Gerichten war auch vor 1933 gegeben, da sie durch den Senat nach Gutachten der Anwaltskammer und der Justizkommission erfolgte. Hierbei brauchte nur die bisherige liberale Handhabung durch straffe, politisch gefärbte Entscheidungen ersetzt zu werden, um die Zulassung mißliebiger Personen zu verhindern. Eine gewisse Homogenität der bremischen Anwaltschaft ergab sich dadurch, daß ihre Mitglieder zu 99 % Männer, zu 87 % in Bremen geboren und zu über 90 % evangelische Christen waren. Die meisten stammten aus Familien des mittleren und gehobenen Bürgertums. Verf. stellt auch die schwer zu beantwortende Frage nach dem politischen Standort der Anwälte. Eine exakte Statistik ist nicht möglich, und so mag man sich darüber streiten, ob die Justiz schon vor 1933 NS-verseucht oder als Verteidiger des Rechtsstaates gegenüber dem Nationalsozialismus weitgehend immun gewesen sei. Beide Auffassungen wären nicht glaubhaft. Die überwiegende Mehrheit der Anwälte stand im konservativen und bürgerlich-liberalen Lager, wenige waren Sozialdemokraten und sehr wenige Nationalsozialisten. Es gilt auch die Tatsache, daß sich wegen eines zunächst fehlenden Karrieredenkens nur wenige Anwälte parteipolitisch engagierten, wie etwa der Nationalsozialist Dr. Emanuel Backhaus, der aber durchaus eigenständige Vorstellungen über die politische Kultur bewahrte und daher schon 1932 von seiner eigenen Partei verstoßen wurde. Es gab in Bremen auch später keinen NS-Juristen vom Schlage des Dr. Hans Frank oder Dr. Roland Freisler, die beide aus dem Anwaltsberuf kamen und auch in Bremen ihre „Auftritte“ hatten. Umstritten ist die Rolle der Deutschnationalen im Rahmen des republikanischen Staates und der breimi-

schen Anwaltschaft vor 1933. Verf. möchte sie nicht pauschal als republik- und verfassungsfeindlich einstufen (so S. 74). Dem steht aber entgegen, daß sie es nach Wort und Tat durchaus waren: sie lehnten die Weimarer Verfassung und die Parteien-Demokratie ab, waren schwarz-weiß-rot und durchaus „militaristisch“; sie befanden sich auch gemeinsam mit den Nationalsozialisten in der „Harzburger Front“. Doch auch hier gilt: die bremischen Anwälte deutschnationaler Gesinnung traten politisch nicht besonders hervor, bildeten aber 1933 durchaus ein Anpassungspotential. Es fragt sich, ob man angesichts des starken konservativen Elements von einem „liberalen“ Grundkonsens der Anwaltschaft sprechen kann (so S. 75 ff.), wobei man klären müßte, ob sich diese liberale Gesinnung auf Religion, Kultur, Wirtschaft oder Politik bezog. Es bleibt auch offen, wieweit antisemitische Tendenzen vorhanden waren. Man darf annehmen, daß es sie gab; doch traten sie nicht offen zutage und richteten sich auch nicht erkennbar gegen jüdische Berufskollegen. Es ist aber sicher nicht zutreffend, wenn Verf. verallgemeinernd betont, es habe bis 1933 keine Trübung des Verhältnisses zwischen Juden und ihren nicht-jüdischen Mitbürgern gegeben. Dem stehen zahlreiche antisemitische Exzesse seit den frühen 20er Jahren und die Tätigkeit starker völkischer Gruppen entgegen. Ebenso falsch wäre es, die ganze „Justiz“ als antisemitisch zu bezeichnen (die Kritik des Verf. an dieser Behauptung auf S. 79/80 ist berechtigt). Es ist ein Verdienst des Verf., daß er diesen Fragen nachgeht, ebenso wie dem wichtigen Problem des keineswegs politisch motivierten Reputationsgefälles und der hierarchischen Innenstruktur der bremischen Anwaltschaft. Der Anwaltsverein hatte vor 1933 einen Honoratiorenvorstand, der mit dem allgemeinen Konsens der Mitglieder rechnen konnte. Politische Fraktionen gab es nicht.

Der Einbau in den NS-Staat ging nicht von diesem Verein aus, sondern vom NS-Juristenbund, der in Bremen seit April 1933 im Rechtsanwalt Erich von Seelen einen ehrgeizigen Vorsitzenden hatte — einem Mann, der keine Führernatur war, aber einen wichtigen Helfer im hanseatischen „Gauführer“ des NS-Juristenbundes in Hamburg, Dr. Walter Raecke, fand. Die Zahl der bremischen NS-Rechtsanwälte schätzte Verf. für März/April 1933 auf zehn bis zwölf (etwa 5 %), für den Herbst 1933 auf 45 (etwa 20 %). Ob man die Deutschnationalen — zumindest in Einzelfragen — als Sympathisanten einstufen muß, bleibt offen. Verf. sieht folgende Gründe für den Eintritt in NS-Organisationen: Vorstellungen von einer „Volksgemeinschaft“, von öffentlicher Sicherheit, Angst vor dem Kommunismus und Opportunismus; man sollte aber nicht übersehen, daß auch nationale Phrasen („Tag von Potsdam“) ihre Wirkung nicht verfehlten. Es überrascht, wie wenig sich die meisten Anwälte offenbar durch Rechts- und Verfassungsbrüche wie den Mißbrauch der Schutzhaft, die Mißhandlungen in den Konzentrationslagern, den Judenboykott und die Absetzung des bremischen Senats abschrecken ließen; das müßte noch genauer untersucht werden. Viele meinten, daß die revolutionären Kommunisten keinen Anspruch auf den Schutz durch eine Verfassung hätten, die sie gewaltsam abschaffen wollten.

Verf. schildert ausführlich Gleichschaltungs- und Ausgrenzungsbemühungen im Justizbereich auf nationaler Ebene, um dann die bremische Entwick-

lung zu untersuchen. Was die Ausgrenzung von jüdischen Anwälten anbelangt, so gab es beim Boykott vom 1. April 1933 vereinzelte Kritik von Anwälten. Das „Gesetz über die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft“ vom 7. April stellte es den Ländern frei, „nicht arischen“ Anwälten Rechtsvertretungen zu untersagen, soweit sie nicht Frontkämpfer und „Altanwälte“ waren – Ausnahmen, die von den NS-Scharfmachern abgelehnt, von den Gemäßigten und den Deutschnationalen aber weitgehend begrüßt wurden. In Bremen waren nur wenige Rechtsanwälte betroffen: vier von ihnen verloren das Vertretungsrecht aus rassistischen, einer aus politischen Gründen, einer resignierte freiwillig, zwei waren Kriegsteilnehmer, blieben also zunächst verschont (einer wanderte 1934 nach Chile, einer 1938 in die USA aus). Die Umstände der Ausgrenzung sind empörend. Die Frage, ob Senator Laue anders handeln konnte, bleibt offen; sicher ist aber, daß er sich in seiner Entscheidung schwer tat, sich dann aber im Reichsrahmen hielt. Der Anwaltsverein und der Landgerichtspräsident versuchten die „nicht arischen“ Kollegen zu stützen, wobei u. a. die überragenden Qualitäten von Dr. Lifschütz hervorgehoben wurden; allen Betroffenen wurde nationale Gesinnung bescheinigt, 111 Leumundsunterschriften wurden für sie abgegeben, Theodor Laue unterhielt sich mit zweien von ihnen. Die Angelegenheit führte auch zu einem heftigen Streit zwischen dem Anwaltsverein und dem NS-Juristenbund, der die ausnahmslose „Ausgrenzung“ forderte. Theodor Laue geriet zwischen die Stühle und sah sich immer stärkerem Druck der Scharfmacher ausgesetzt. Man muß die Passagen S. 289 ff. genau lesen, um die schillernde Person Theodor Laues gerecht einschätzen zu können, den viele als Prototyp eines Nazis ansahen; man begreift dann auch seine zermürbenden Konflikte mit Leuten vom Schlage des Gauleiters Röver sowie der bremischen SA-Führer und Bürgermeister. Schließlich gab er in der Frage einer Ausgrenzung nicht-arischer Anwälte nach, ja, er entzog dem widerspenstigen Anwaltsverein die berufsständische Vertretungsbefugnis und übertrug sie auf den NS-Juristenbund, der dazu freilich noch gar nicht in der Lage war. Bemerkenswert ist, daß alle „ausgegrenzten“ Anwälte zunächst von ihren Kollegen weiterbeschäftigt wurden, ohne daß sie freilich vor Gericht auftreten durften.

Auf Betreiben des NS-Juristenbundes und der Reichs-Rechtsanwaltskammer wurde das dann unterbunden, so daß die Ausgegrenzten in wirtschaftliche Not gerieten; sie konnten jedoch alle auswandern. Als wesentliches Ergebnis der Arbeit bleibt in dieser Frage festzuhalten, daß die Ausgrenzung nicht-arischer Anwälte auf das Konto des NS-Juristenbundes und ihres bremischen Vorsitzenden, des Anwalts Erich von Seelen, geht, daß der Anwaltsverein und der Landgerichtspräsident ihr widersprachen und daß der Justizsenator nur zögernd nachgab.

Die Ausgrenzung aus politischen Gründen war nur bei Betätigung „im kommunistischen Sinne“ vorgeschrieben, wobei vor allem an eine wiederholte Strafverteidigung von Kommunisten im Auftrag der „Roten Hilfe“ gedacht war. Die denunziatorische Belastung durch den NS-Juristenbund führte unter dubiosen Umständen zur Ausgrenzung des Rechtsanwalts Dr. Jordan. Ein anderer Ausgrenzungsfall war der des Syndikus der Gewerbe-

kammer, Dr. Heino Bollinger, eines aktiven DDP-Mitglieds, der dann aber 1937 als Anwalt wieder zugelassen wurde.

Verf. macht deutlich, daß die Situation im Gericht (Staatsanwälte, Richter) anders war: hier gab es (im Gegensatz zu Hamburg) keine Entlassungen von Berufsjuristen aus rassistischen oder politischen Gründen. Die Grundstimmung blieb deutschnational, die Parteieintritte hielten sich in engen Grenzen. Der verfügte Zwangseintritt in den NS-Juristenbund im Juli 1933 will über die Gesinnung nicht viel sagen. Der einzige stramme Nationalsozialist mit konservativem Gehabe war der neue Oberstaatsanwalt Dr. Eduard Loose, der engen Kontakt zum Justizsenator Laue hielt. Wie dieser gehörte er später zu den Zweiflern; er meldete sich freiwillig zum Militär und fiel in Rußland. Erheblichen Wechsel gab es aus politischen Gründen bei den Laienrichtern: auch wurden drei nicht-arische und ein kommunistischer Referendar entlassen.

Richter und Staatsanwälte arbeiteten zunächst in gewohnter Weise weiter; politische Verfahren fanden beim Sondergericht des Oberlandesgerichts in Hamburg statt (das freilich bisweilen in Bremen tagte); erst 1940 gab es ein Sondergericht beim Landgericht in Bremen, somit auch „politische Justiz“. Eine stärkere Politisierung der bremischen Richter und Staatsanwälte im NS-Sinn nimmt Verf. für die Zeit nach 1937 an. Das gilt wohl auch für die Anwälte, bei denen für die Zulassung zum Notariat eine Bescheinigung politischen Wohlverhaltens gefordert wurde.

Das Schicksal des Anwaltsvereins war im Sommer 1933 nicht aufzuhalten: Der Vorstand billigte zwar nicht die Ausgrenzung nicht-arischer Mitglieder, hielt auch Distanz zum NS-Juristenbund; doch seit März 1933 traten immer mehr Mitglieder der NSDAP und ihren Gliederungen bei. Sie blieben jedoch in der Minderheit (im Herbst 20 %). Die Schätzungen bleiben aber unsicher. Sicher ist, daß der NS-Juristenbund erheblichen Druck ausübte und am 31. Mai den Verlust des berufsständischen Vertretungsrechts für den Anwaltsverein bewirkte. Eine Intervention des Anwaltsvereins beim Justizminister Gürtner, einem Deutschnationalen, zeigte dessen Ohnmacht in politischen Fragen. Es herrschte nun im Anwaltsverein Unsicherheit. Erich von Seelen und sein Hamburger Helfer Dr. Raecke vom NS-Juristenbund sowie der Reichskommissar für die Justiz, Dr. Hans Frank, waren stärker. Verf. läßt offen, ob der Vorstand des Anwaltsvereins die Lage klar erkannte oder nicht. Einige Anwälte hofften wohl, daß durch einen korporativen Anschluß an den NS-Juristenbund noch etwas zu retten sei. Das Gesuch wurde gestellt, der NS-Juristenbund forderte jedoch das Führerprinzip und die berufsständische Vertretung für den NS-Juristenbund. Die Mitglieder waren sich offenbar nicht einig; einige wollten die totale Eingliederung unter möglichst weitgehender Bewahrung der alten Vereinsstruktur, andere wollten eine Art selbständigen Klub. Eine Mitgliederversammlung beschloß dann aber am 18. November 1933 einstimmig die Auflösung; die meisten Mitglieder traten in den NS-Juristenbund ein, in dem sie die „Fachgruppe der Rechtsanwälte und Notare der Bezirksgruppe Bremen“ bildeten. Diese erhielt einen neuen Vorstand.

In den „Anlagen“ des Buches finden sich Zahlen zur „Ausgrenzung von Rechtsanwältinnen im Landgerichtsbezirk Bremen“ und Untersuchungen über die Zahl der NSDAP-Mitglieder unter den Rechtsanwältinnen des Landgerichtsbezirks Bremen bis Ende 1933.

Trotz großer Aktenverluste gelingt dem Verf. eine nahezu lückenlose Darstellung der Strukturen und Vorgänge von 1933. Dabei nutzte er seine engen Kontakte zu älteren Berufskollegen, deren Urteil er jedoch keineswegs pauschal übernahm. Er unterscheidet bei der Bewertung überall zwischen dem, was angesichts der politischen Entwicklung unvermeidbar war, und den Folgen eines ungezügelten politischen Fanatismus und persönlichen Ehrgeizes einzelner Personen. Man möchte — nicht nur bei vorliegendem Thema — wünschen, daß sich hier und da durch die Erschließung von Tagebüchern und Briefen (Bemühungen des Verf. auf diesem Gebiet hatten wenig Erfolg), Registraturen von Anwältinnen und Gerichten sowie Entnazifizierungsakten Einblicke ergeben, durch die dann die problematischen Interviews und Memoiren überprüft werden könnten.

Die Darstellung ist flüssig, hier und da mit juristischer Argumentation durchsetzt, aber mit einem Gespür für politische Strömungen und aufgelockert durch biographisches und anekdotisches Detail. Daß hier und da Unsicherheiten bleiben, liegt an den lückenhaften Quellen. Daß manches den Anstoß zur Diskussion geben wird, kann man hoffen.

Der Rezensent schließt mit einem dringenden — wahrscheinlich aber unerfüllbaren — Wunsch: Verf. möge mit gleicher Abgewogenheit, wenn auch etwas gestrafter, das Problem der bremischen Justiz (Gericht, Anwaltschaft, Strafvollzug) im Dritten Reich aufarbeiten, um vor allem zu klären, ob die in letzter Zeit immer wieder in den Vordergrund gestellten, die ganze Härte der NS-Justiz kennzeichnenden und menschlich anrührenden Einzelfälle der Sondergerichtsbarkeit auf eine besonders scharfe bremische Rechtsprechung zurückzuführen sind oder aber, was der Rezensent aufgrund seiner eigenen Aktenkenntnis annehmen möchte, ob sie einer durch die Reichsjustiz unter erheblichem Druck erzwungenen Norm entsprachen. Dabei ergaben sich — abgesehen von fehlender Qualifikation einiger Pflichtverteidiger — für alle Anwältinnen Probleme, die viel schwieriger waren als die von 1933 und manchen von ihnen in schwere Gewissenskonflikte stürzten, wie etwa bei einem der Anwältinnen, der fünf Franzosen, denen wiederholter Kaninchendiebstahl unter Ausnutzung der Verdunkelung im Kriege vorgeworfen wurde, erfolglos verteidigte und der dann bei der Hinrichtung in Hamburg anwesend sein mußte. Rezensent wird ein Gespräch mit diesem Anwalt nicht vergessen. Es gab viele Tatbestände, bei denen das Strafrecht im Kriege die Todesstrafe zwingend vorschrieb, keine Berufung möglich war, für eine Wiederaufnahme die Gründe fehlten, der Reichsjustizminister bisweilen strafverschärfend eingriff und Gnadengesuche routinemäßig ablehnte. Die Aufgabe des Anwalts, der seine Sache ernst nahm, war in solchen hoffnungslosen Fällen gewiß bedrückend; das aber waren Fragen, die 1933 noch nicht abzusehen waren.

*Herbert Schwarzwälder*

*Strafjustiz im totalen Krieg.* Aus den Akten des Sondergerichts Bremen 1940 bis 1945. Hrsg. vom Senator für Justiz und Verfassung der Freien Hansestadt Bremen. Bd. 1. Bearb. von *Hans Wrobel*. Bremen: Steintor 1991, 398 S.

„Nach dem gesunden Volksempfinden des Volkes erscheint die Tat als so verwerflich, daß sie nur durch eine besonders harte, über den üblichen Strafrahmen hinausgehende Strafe eine gerechte Sühne finden kann. Wer es in der jetzigen schweren Notzeit des deutschen Volkes [. . .] über sich gewinnt, bombengeschädigte Volksgenossen [. . .] noch zu bestehlen, gilt nach allgemeiner Ansicht als Volksschädling. [. . .] Dem kann nur dadurch begegnet werden, daß der Angeklagte aus der Volksgemeinschaft [. . .] endgültig ausgeschlossen wird.“

So lautet ein Teil aus dem auf den Seiten 228 und 229 einer nun vorgelegten Dokumentation über die Tätigkeit des Bremer Sondergerichts abgedruckten Urteil gegen einen Maschinisten, dem im Jahre 1944 der wiederholte Diebstahl bei Aufräumungsarbeiten aus den Trümmern und dem Schutt zerstörter Häuser vorgeworfen wurde und welcher strafverschärfend von den Richtern dieses Gerichtes auf der Grundlage der bereits am 5. September 1939, also wenige Tage nach Beginn des Zweiten Weltkrieges, erlassenen „Verordnung gegen Volksschädlinge“ zum Tode verurteilt wurde.

Dieses Urteil ist eines aus insgesamt 539 überlieferten Prozessen des Sondergerichts Bremen, welche zwischen dem 15. März 1940 und dem 27. April 1945 gegen insgesamt 911 Angeklagte auf der Grundlage eigens für die nationalsozialistische Sondergerichtsbarkeit geschaffener Verordnungen oder einer strafverschärfenden Rechtsprechung dieser Gerichte durch die extensive Auslegung der Paragraphen des Reichsstrafgesetzbuches verurteilt wurden. Der nun vom Senator für Justiz und Verfassung der Freien Hansestadt Bremen vorgelegte erste Band einer vollständigen Dokumentation der Bremer Urteile erfaßt sämtliche erhalten gebliebenen Urteilsschriften, wobei der Herausgeber darauf verweist, daß es insgesamt weitaus mehr Verfahren gegeben haben muß.

Neben der Urteilsschrift enthalten die dokumentierten Verfahren auch Angaben zur Urteilsvor- bzw. Nachschau durch das Hamburger Oberlandesgericht, in dem die Bremer Richter und Staatsanwälte bei regelmäßig in Hamburg stattfindenden Besprechungen sich im Falle von strittigen Verfahren über das gewünschte Strafmaß verständigten. Darüber hinaus enthält der Band Angaben zur Strafaufhebungs- bzw. Strafmilderungspraxis nach 1945.

In der Dokumentation, mit der zum erstenmal der Versuch gemacht wird, die Judikatur eines einzelnen Sondergerichtes umfassend zu dokumentieren, sind neben den schon erwähnten Verfahren gegen sogenannte Volksschädlinge die Verfolgung von „Rundfunkverbrechen“ und „heimtückische Angriffe auf Staat und Partei und zum Schutze der Parteiuniformen“ abgedruckt. Letztere Verfahren, welche auf der Grundlage eines gleichlautenden Gesetzes vom Dezember 1934 geahndet wurden, verfolgten gezielt, wie es dort formuliert stand, „öffentlich gehässige, hetzerische oder von niedriger Gesinnung zeugende Äußerungen über leitende Persönlichkeiten des Staates

[. . .], die geeignet sind, das Vertrauen des Volkes zur politischen Führung zu untergraben“. Auf dieser Grundlage wurde auch ein 47jähriger Tischler zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, weil er wenige Tage nach dem Beginn der Kriegsoffensive gegen die Sowjetunion gegenüber einem Arbeitskollegen betonte, daß die deutschen Arbeiter im Falle einer Niederlage nicht verlieren, sondern nur gewinnen könnten. Die Bremer Sonderrichter befanden, daß diese Äußerung geeignet war, die Arbeitskameraden mutlos zu machen und ihre Siegeszuversicht untergraben würde. Da sie im Falle des Angeklagten keine mildernden Umstände für die gemachten Äußerungen erkennen konnten, ja, gemessen am gesunden Volksempfinden diese die Heldentaten der Wehrmacht herabsetzende Äußerung einen besonders gemeinen Charakter offenbare, verurteilten sie den Angeklagten zu zehn Monaten Gefängnis.

Die dokumentierte Anzahl dieser sogenannten Heimtückeverbrechen läßt vieles von dem damals vorherrschenden Denunziationsklima an der „Heimatfront im Deutschen Reich“ erkennen und offenbart zugleich, wie dienstbar und kreativ sich die Strafjustiz an diesem Herrschaftsdiskurs beteiligte.

In einem weiteren Band ist vorgesehen, die restlichen „Volksschädlingsverbrechen“ abzudrucken und darüber hinaus die durch das Bremer Sondergericht verfolgten Verstöße gegen die Kriegswirtschaftsbestimmungen zu dokumentieren. Weiterhin ist vorgesehen, die Entnazifizierung der Bremer Richter und Staatsanwälte sowie deren häufig stattgefundenen Nachkriegskarrieren vorzustellen. Ergänzt werden soll in dem zweiten Band der Abdruck der Bremer Sondergerichtsverfahren durch einen statistischen Anhang.

Der vorliegende Abdruck der Bremer Sondergerichtsurteile der Jahre 1940 bis 1945 in einem ersten Band auf 398 Seiten stellt einen wichtigen Beitrag, wie es der Bremer Justizsenator in seinem Vorwort ausdrückt, durch die „notwendige Erschließung aller Quellen, die unseren Überblick über diese Epoche vervollständigen“, dar.

Im Gegensatz zu der immer noch weitgehend unbekanntem Praxis dieser nationalsozialistischen Sondergerichte, deren Akten mancherorts weiterhin unzugänglich auf Dachböden oder in Kellern verstauben, trägt diese Veröffentlichung dazu bei, einen exemplarischen Einblick in die Tätigkeit dieser Gerichte und damit der damaligen Strafrechtspraxis zu gewinnen. Die Dokumentation dieses Aktenmaterials ist ein lohnenswerter Schritt, um die Justizpraxis im Dritten Reich zu durchleuchten und in ihrer komplexen Praxis darzustellen. Die auszugsweise Darstellung der wichtigsten Gesetze und Verordnungen der Sondergerichtsbarkeit in diesem Band stellt darüber hinaus eine sinnvolle Ergänzung zu den Verfahrensakten dar.

Um so ärgerlicher und überflüssig erscheint allerdings die oberflächliche und damit undifferenzierte Vorbemerkung des Bearbeiters unter der Überschrift: „Was einem auffällt, wenn man fast 250 Urteile des Sondergerichts Bremen gelesen hat“.

Der Senatsrat Hans Wrobel, der die Verfahrensakten bearbeitet hat und mit dessen Hilfe somit diese Veröffentlichung erst realisiert werden konnte,

schreibt in diesem Vorspann seine Erfahrungen und subjektiven Eindrücke über die Arbeit mit den Akten und die Bedeutung dieser Verfahren im Geflecht zwischen Richtern, Staatsanwälten und Justizverwaltung auf acht Seiten nieder. Anstelle dieser allgemeinen Schilderung verschiedenster Aspekte hätte, wenn überhaupt, der nachfolgenden Dokumentierung der Verfahren eine quellenkritische Einführung in die Dokumente dem vorliegenden Band besser zu Gesicht gestanden. Im Gegensatz zu den angerissenen Beschreibungen zur Rolle und der Verantwortung der beteiligten Richter und Staatsanwälte wäre vielleicht eher eine tiefergehende Charakterisierung der Erstellung der vorliegenden Akten bzw. einzelnen Aktenstücke, ihres Aussagewerts und der Perspektive, mit der die Autoren der Vernehmungsprotokolle, Anklageschriften, Urteile etc. diese formuliert haben, eine sinnvolle und notwendige Ergänzung zu dem dokumentarischen Abdruck der Verfahrensakten gewesen.

Insgesamt ist diese Veröffentlichung eine nützliche Quelle für die Erforschung und Vermittlung des Justizalltages im Nationalsozialismus. Sie sollte nicht nur von interessierten Historikern gelesen werden, sondern sollte ebenfalls in keiner juristischen Bibliothek fehlen bzw. innerhalb der Juristenausbildung als Lehrstoff dienen.

Es bleibt zu hoffen, daß der zweite Band eine zusätzliche Ergänzung und Bereicherung dieser bisher kaum zur Kenntnis genommenen Justizpraxis der Jahre 1933 bis 1945 werden wird.

*Bernt Roder*

*Butterwegge, Christoph, Adolf Brock, Jochen Dressel und Ulla Voigt (Hrsg.): Bremen im Kalten Krieg. Zeitzeug(inn)en berichten aus den 50er und 60er Jahren: Westintegration — Wiederbewaffnung — Friedensbewegung. Bremen: Steintor 1991. 240 S.*

Mit dem Zerfall des „Ostblocks“ und der Sowjetunion gerät eine Epoche jüngster Geschichte verstärkt ins allgemeine Bewußtsein, in der die Welt von den Systemgegnern USA und UdSSR dominiert und z. T. in Atem gehalten wurde. So erwacht das historische Interesse, wenn ein Buch zur Geschichte des „Kalten Krieges“ in Bremen veröffentlicht wird, zumal hier Zeitzeugen zu Wort kommen und einen Eindruck davon vermitteln sollen, „wie sich die Spaltung Deutschlands, die Ost/West-Konfrontation und die Wiederbewaffnung auf das öffentliche Leben der Hansestadt auswirkten“ (Klappentext). Leider hält das Buch Erwartungen des Lesers und selbst formulierten Ansprüchen nicht stand. „Eine selbstkritische Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit müßte . . . auf beiden Seiten des politischen Spektrums über das Eingeständnis bloß taktischer Fehler hinausgehen“ (Vorwort, S. 7). Ein dementsprechend differenziertes Bild der Zeit wird aber nicht entworfen, es geht vielmehr zu häufig um rechtfertigende Darstellung der eigenen Handlungen. Dabei handelt es sich fast ausschließlich um Fragen der Wiederbewaffnung, tiefere Einblicke in persönliche Schicksale werden kaum gegeben; das Buch enthält statt dessen in weiten Teilen Geschichte von Institutionen.

24 überwiegend männliche Autoren, von denen wegen der unvollständigen Lebensdaten im Anhang nur z. T. erkennbar ist, ob sie als Zeitzeugen gelten, entwickeln in 21 Artikeln einen Überblick über die Zeit des Kalten Krieges, überwiegend aus Sicht als Parteimitglied (SPD, GVP, KPD) oder Mitglied einer Organisation (Naturfreunde, Gewerkschaft, VVN, LFK, IdK usw.) — alle verstehen sich als Opfer der politischen Bedingungen. Die „Täter“, die politisch für den Kalten Krieg Verantwortlichen oder auch die Mitläufer, sind nicht vertreten. Dadurch entsteht ein einseitiges Bild der Zeit, bedingt durch den Ausgangspunkt der Textsammlung: eine Veranstaltungsreihe der Volkshochschule Bremen mit Zeitzeugen zum Thema „Friedenspolitik im Kalten Krieg“. Es ist aber auch der systematische Ansatz, den die Herausgeber darstellen, der diese Verkürzung hervorbringt. Es geht ihnen darum zu zeigen, „welche Möglichkeiten es gab, sich dem starken politisch-ideologischen Anpassungsdruck . . . zu entziehen und/oder Gegenwehr zu leisten“ (S. 8). Dabei wird dies verstanden als Gegenpol gegen die ansonsten verbreitete Geschichte der Herrschenden. So wünschenswert dieser Gegenpol ist, so darf er doch nicht das Gleiche nur mit anderen Vorzeichen tun und die eigene Position als absolut ansehen. Die Geschichte der Fünfziger und Sechziger Jahre und des Kalten Krieges ist wohl nicht überwiegend eine Geschichte des Widerstandes, sondern eher eine der Mitläufer gewesen, die es zugelassen haben, daß wieder Menschen ausgegrenzt und ihrer Lebensgrundlage teilweise beraubt wurden — wie dies im Beitrag von Wilhelm Meyer-Buer deutlich wird. Wenn man aber die Beweggründe der schweigenden Mehrheit besser kennen würde, würde man auch die Aktivitäten der Gegenwehr klarer beurteilen und vor allem ihren Stellenwert besser einschätzen können. Handlungsspielräume sichtbar zu machen (S. 11) bedeutet nicht, nur die eigene Sichtweise sich immer wieder selbst zu bestätigen, sondern gerade auch durch Perspektivenwechsel die Sichtweise der anderen zu begreifen und für das eigene Handeln nutzbar zu machen. Hier ist seit Oktober 1989 einiges deutlicher geworden, ohne allerdings Niederschlag in diesem Buch zu finden. Auch der darstellende Artikel des Mitherausgebers Butterwegge kann diese Lücken nicht füllen. Butterwegge faßt in seinem Beitrag über die Friedenspolitik im Kalten Krieg die Entwicklung der Friedensbewegung in Bremen zusammen, reduziert dabei aber ebenfalls den Kalten Krieg überwiegend auf die Wiederaufrüstungsfrage. Hierzu liefert der Beitrag einen guten Überblick, kann aber nichts Neues bieten, zumal schon in verschiedenen Veröffentlichungen (auch von Butterwegge selbst) auf diese Thematik ausführlich eingegangen worden ist (vgl. Brem. Jb. Bd. 69, 1990, S. 329 ff.). Die im Zusammenhang mit dem Ansatz des Buches, Zeitzeugen zu Wort kommen zu lassen, interessanten Informationen z.B. zur Alltagsgeschichte der Fünfziger und Sechziger Jahre, fehlen aber praktisch ganz. Dennoch werden Grundzüge der Stimmung sichtbar: „Gegenseitiges Mißtrauen, Angst vor Denunziation, Geheimniskrämerei und politisches Duckmäsertum waren kennzeichnend für die Pogromstimmung des Kalten Krieges“ (S. 53). Wieweit dies aber die alles, auch das alltägliche Leben dominierenden Empfindungen waren, wird nicht hinterfragt oder belegt. Bei der Einschätzung des diffamierenden Vorwurfes gegen die Friedensbewegung, insbesondere der Ostermar-

schierer, als „Fünfte Kolonne“ Moskaus wäre ebenfalls eine sorgfältigere Bewertung nötig vor dem Hintergrund z. B. der heute bekannten Finanzierungspraktiken der damaligen DDR. Inwieweit finanzielle Abhängigkeit auch (indirekt) Hörigkeit bedeutet haben kann, bedarf einer kritischen Prüfung. Auch in diesem Punkt bleiben bei Butterwege Lücken (S. 65).

Die positiven Möglichkeiten von Zeitzeugenberichten verdeutlicht Hans Koschnick (SPD) in teilweise nachdenklichen und zweifelnden Äußerungen. „Die einen verschlossen die Augen vor dem Unrechtsstaat des kommunistischen Regimes im Osten, die anderen verschlossen die Ohren bei der Frage, warum der Westen so wenig Mut zeigte, die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus im offenen Wettstreit der Ideen zu führen“ (S. 28) resümiert er und kritisiert die „unsinnige Personalpolitik im öffentlichen Dienst“, die in ihrer abschreckenden Wirkung auf die Jugend ihren tieferen Sinn entfaltete. Wenn hier in mehreren Passagen die Widersprüchlichkeiten der eigenen Ansichten und Empfindungen sichtbar werden, wird im Aufsatz von Ernst Müller-Hermann (CDU) die unverbesserliche Rechthaberei spürbar, die auch aus der Distanz nicht ein Fünkchen von Selbstzweifeln zuläßt. Von diesen unkritischen Zeitzeugenberichten gibt es mehrere. So der Artikel von Johann Reiners, der in unbewiesener Sicherheit behauptet: „Wäre das Volk befragt worden, es hätte mit Sicherheit gegen die Militarisierung votiert“ (S. 115). Woher diese Gewißheit außer im unerschütterlichen Glauben gestützt wird, hinterfragt er nicht – immerhin wurden nur zwei Jahre später die Regierungsparteien in Bonn mit satten Mehrheiten wiedergewählt. Die schweigende Mehrheit dachte offenbar anders.

An einer anderen Stelle macht Reiners allerdings einen wesentlichen Punkt deutlich, nämlich daß der Kampf um die Wiederaufrüstung, der von den Herausgebern als alles dominierende Element der Fünfziger Jahre begriffen wird, nur ein kleiner – im Bewußtsein der Mehrheit sehr kleiner? – Teil der Realität war. Es ging bei den politischen Auseinandersetzungen dieser Jahre auch z. B. um die Rentenreform und um die soziale Marktwirtschaft (S. 117). Daß andere Themen einen großen Raum einnahmen, wird auch bei Herbert Breidbach deutlich, der seine Kollegen erst mühsam über Ostermärsche etc. informieren muß und dazu den ansonsten im Vordergrund stehenden Kampf um höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen etwas beiseite rückt (S. 142). Es wird sichtbar, daß für viele Arbeitnehmer die Verbindung zwischen Rüstung und sozialen Verhältnissen nicht gesehen wurde und daß es einer enormen Kleinarbeit bedurfte, dieses Bewußtsein herzustellen. Genau darüber wäre es interessant, mehr zu erfahren, welchen Stellenwert denn nun die Wiederbewaffnung, der Friedenskampf allgemein in der Bevölkerung neben dem Überlebenskampf (in den ersten Nachkriegsjahren) und den Verbesserungen der Lebens- und Arbeitsbedingungen hatte. Die Reduktion der Zeitzeugen auf „Friedenskämpfer“ verschiebt hier jedenfalls die Schwerpunkte.

Zu den nachdenklichen Zeitzeugenberichten gehört auch der Artikel von Diether Koch, der den schwierigen und widersprüchlichen Weg der Positionsbestimmung in Kirchengemeinden darstellt und auf „die Verstrickung der Kirche in den Kalten Krieg als Mitursache für die Verfestigung der Tei-

lung Deutschlands“ verweist (S. 93). Hier wird etwas spürbar von den harten Auseinandersetzungen in den Gemeinden, von den Schwierigkeiten, gegenüber der westlichen Politik standhaft kritisch zu bleiben, ohne sich gleichzeitig zu sehr in die Nähe von Kommunisten bringen zu lassen. Die erkennbare Gratwanderung und die Tatsache, dabei „schmerzliche Trennungen“ in Kauf nehmen zu müssen, machen die Aktivitäten gegen die Wiederbewaffnung überzeugend und menschlich nachvollziehbar, sie bilden zugleich die Realität in weiten Teilen der Gesellschaft wohl deutlich präziser ab, als die „Ohne-Zweifel-Überzeugten“ zulassen mögen.

Zu offenen Fragen nimmt auch Arnold Müller in seinem Beitrag über die Rolle von Sozialdemokraten Stellung, in dem er die Frage aufgreift: „Was wäre, wenn wir unsere Friedensziele in der Bundesrepublik Deutschland erreichen würden? Mußten wir nicht damit rechnen, von den aggressiven, damals stalinistischen Kommunisten vereinnahmt zu werden? Ich bekenne, daß ich darauf bis zum heutigen Tage keine befriedigende Antwort gefunden habe“ (S. 124).

Mit dem mehrfach erwähnten Hinweis, daß in Bremen besonders liberal mit Andersdenkenden umgegangen wurde (so z.B. auch bei Hundertmark, S. 134), räumt Rolf Stelljes auf, indem er Bremens Vorreiterrolle bei den Maßnahmen gegen das „Komitee der Kämpfer für den Frieden“ 1950 aufgreift. Bremen war „das erste Land der Bundesrepublik, das aktive Maßnahmen gegen eine kommunistische Infiltration unternommen hat“ (S. 164). So sind es wohl eher einzelne Persönlichkeiten gewesen, die einen weniger verkrampften Umgang mit Kommunisten praktiziert haben. Heinrich Hannover stellt für den Bereich der Justiz in einem spannend zu lesenden Artikel diese widersprüchlichen Entwicklungen dar — einerseits die Staatsanwaltschaft, die mit umfangreichen Anklageschriften Menschen verfolgte, die sich nach dem Verbot der „Freien Deutschen Jugend“ (FDJ) 1951 noch aktiv für diese Gruppe betätigten, andererseits aber der Landgerichtsdirektor Mehne (eine „Ausnahmeerscheinung“), der nach einem sechswöchigen Prozeß nur Bewährungsstrafen verhängte (S. 148). Der innenpolitische „Kalte Krieg“ wird hier eindringlich spürbar.

Insgesamt liegt hier ein Buch vor, das mit seinem dokumentarischen Anhang und seiner Literaturübersicht auf 240 Seiten beiträgt zu einem facettenreicheren Bild der Jahre des Kalten Krieges in Bremen und das den Leser zu kritischen Fragen anregt, die eigentlich im Buch selbst gestellt werden müßten. Es ist zugleich ein Beleg der Schwierigkeiten von Zeitzeugen, distanziert, offen und ohne vorgefaßtes Urteil mit der eigenen Vergangenheit umzugehen — auch mit dem Risiko, Fehlverhalten und Scheitern eingestehen zu müssen.

*Günther Rohdenburg*

*Mohrmann, Günter: Liberale in Bremen. Die F.D.P.-Fraktion in der Bürgerschaft 1951–1991. Bremen: Temmen 1991. 231 S.*

Die Literatur zur Geschichte der politischen Parteien in Bremen nach 1945 ist nicht eben reichlich. Die SPD kann für die Zeit bis 1959 auf die Monographie von Renate Meyer-Braun zurückgreifen, auch gibt es einen von Klaus Wedemeier herausgegebenen Sammelband mit Beiträgen von unterschiedlichem Gewicht. Für die übrigen Parteien ist die Ausbeute von Arbeiten mit auch nur annähernd wissenschaftlichem Anspruch eher mager; die CDU hat ein für 1986 geplantes Projekt nicht verwirklicht, aus was für Gründen auch immer, und da sind auch die Memoiren Müller-Hermanns (vgl. Rezension in Brem. Jb. Bd. 69, 1990, S. 332) nur ein unzulänglicher Ersatz. Zur Geschichte der FDP gab es bisher gar nichts Zusammenfassendes, und so nimmt man die aus Anlaß der 40jährigen Wiederkehr des Zusammenschlusses der bis dahin nebeneinander konkurrierenden Parteien BDV und FDP entstandene vorliegende Arbeit erfreut zur Hand. Allerdings weist der Autor gleich im Vorwort darauf hin, daß er ein „bescheidenes“ Opus mit dem Charakter eines Umrisses vorlege. Das trifft schon auf die Quellengrundlage zu. Akten wurden nicht benutzt, weder amtliche noch solche aus der Parteiregistratur, von der man gern zumindest wüßte, was sich in ihr noch erhalten hat. Dabei mag auch die offenbar gebotene Eile eine Rolle gespielt haben. Im Rahmen dieser Voraussetzungen kann man dem Autor bescheinigen, daß er eine lebendige, gut zu lesende Darstellung auf der Basis veröffentlichten Materials (z. B. die beiden Bücher von Adamietz über die bremischen Parlamentarier, Zeitungsberichte und -kommentare, Broschüren und Drucksachen, Memoiren [etwa von Spitta und Borttscheller]) bietet. Ergänzend hat er Gespräche mit leitenden Funktionären der Partei geführt und gewiß auch Kenntnisse aus seiner 1987 abgeschlossenen Dissertation zur Entwicklung der Partei beige-steuert; auch viele biographische Porträts von Senatoren, Funktions- und Mandatsträgern werden vorgestellt, wobei man gern wüßte, woher die Angaben im Einzelfall stammen. Die Darstellung reicht bis 1990, von der Zeit vor 1951 (hier insbesondere hätte man sich etwas mehr Ausführlichkeit zur Geschichte der BDV bzw. der FDP gewünscht, doch ist gerade die Quellenlage aus dieser Zeit offenbar besonders problematisch), über die zwei Jahrzehnte der Koalition mit der SPD bis 1971, die folgende Oppositionsrolle bis 1983, die Durststrecke bis 1987, in der die Partei nicht in der Bürgerschaft vertreten war, bis hin zum erfolgreichen parlamentarischen Wiedereinzug 1987. Ein informativer Umriss also, in dem Wesentliches nicht fehlen dürfte, auch wenn der Verzicht auf Interna zu bedauern ist, ebenso übrigens auch das Fehlen eines (Personen-)Registers und eines Einzelnachweises der Herkunft der reichhaltigen Abbildungen.

*Reinhard Patemann*

*Kröning, Volker, Hartmut Müller, Hans-Helmut Euler, Rudolf Hickel und Andreas Fuchs: Das Land Bremen in Deutschland und Europa. Argumente und Konzepte für die Zukunft. Mit einer Einleitung von Klaus Wedemeier. Bremen: Steintor 1991. 96 S.*

*Für Bremen. Eine kritische Standortbestimmung. Von Kurt Rossa, Ernst Müller-Hermann, Hans Koschnick, Rolf Speckmann, Frank Haller, Richard Lahmann, Egon H. Harms, Hanspeter Stabenau, Rolf W. Stuchtey, Klaus Haefner, Johann-Tönjes Cassens, Albrecht Graf Matuschka und Hermann Faltus. Bremen: Hauschild 1991. 143 S.*

Die (finanz-)politische Handlungsfähigkeit und (Über-)Lebensfähigkeit des Stadtstaates und kleinsten Bundeslandes sind massiv gefährdet. So lautet verstärkt seit 1990 die Diagnose von Politik, Wirtschaft und Wissenschaft in der Hansestadt an der Weser. 1992 müßte erstmals die jährliche Nettokreditaufnahme des Landes die Milliarden-Grenze überschreiten, die nunmehr, der bremischen Haushaltsordnung widersprechend, bereits die jährlichen öffentlichen Investitionen des Stadtstaates übersteigt. Bremens zukünftige Beiträge zum Lastenausgleich mit den neuen Bundesländern und die Gefahr, im Rahmen des europäischen Binnenmarktes nach 1993 zunehmend in eine Randlage zu geraten, bringen aktuell die Frage nach einer sinnvollen Weiterexistenz des kleinsten Bundeslandes auf die Tagesordnung. Antworten auf diese vornehmlich finanzielle Herausforderung, die ein Großteil der bremischen Bürger allerdings seit über einem Jahrzehnt in einer immer tiefergreifenden Verschlechterung der kommunalen Infrastruktur zu spüren bekommt, versuchen zwei unabhängig voneinander entstandene, aber fast gleichzeitig Anfang 1991 erschienene Bücher zu geben.

Der von Bürgermeister Wedemeier eingeleitete Band, der fünf Aufsätze zur Geschichte und Zukunft der Selbständigkeit Bremens und die Positionsbestimmungen von sieben das politische Leben Bremens prägenden Institutionen und Organisationen enthält, ist bemüht, „Argumente und Konzepte für die Zukunft“ Bremens anzubieten. Der Bürgermeister läßt dabei keinerlei Zweifel aufkommen, daß für ihn die Eigenständigkeit Bremens auch weiterhin eine unabdingbare Voraussetzung für die Weiterentwicklung der Städte Bremen und Bremerhaven darstellt (S. 9). In einer gerechteren Verteilung der Steuereinnahmen und einer stärkeren Berücksichtigung beim Länderfinanzausgleich sieht er die zentralen Hebel zur Sanierung der Landesfinanzen und ergo zur zukünftigen Sicherung der Eigenstaatlichkeit. Der jetzige Senator für Finanzen Volker Kröning, der mit anderem Schwerpunkt ähnlich wie Hartmut Müller, der Leiter des Staatsarchivs Bremen, die verfassungsrechtliche und wirtschaftliche Historie der Selbständigkeit Bremens vom Mittelalter bis heute nachzeichnet, äußert sich demgegenüber doch um einige Nuancen skeptischer. Er zieht durchaus in Erwägung, daß Bremens Landes-Status keineswegs eine heilige Kuh ist und somit historisch auch vergehen kann (S. 19).

Das Herzstück dieses Bandes stellt zweifellos der Beitrag von Rudolf Hickel dar, der als Wirtschaftswissenschaftler an der Universität Bremen eine finanz-

politische Bestandsaufnahme des Zwei-Städte-Staates vorlegt. Für Hickel ist der Verlust der finanzpolitischen Handlungsfähigkeit Bremens bereits Tatsache, weshalb das kleinste Bundesland sich nicht mehr mit eigener Kraft aus der Kreditfinanzierungs-Zinsfalle befreien kann. Hickel weist auf der einen Seite nach, daß die Entkoppelung der Finanz- von der Wirtschaftskraft Bremens sich zu ca. 70 % aus den stadtstaatlichen Benachteiligungen ergibt, die seit der Großen Finanzreform von 1970 mit der Erhebung von Lohn- und Einkommensteuer nach dem Wohnortprinzip bei ca. 100 000 niedersächsischen Einpendlern zu einer Staatsschuld von derzeit ca. 15 Mrd. DM geführt hat. Auf der anderen Seite beschwört er nicht bloß einen finanzpolitisch stabilisierten Status quo. In drei Zukunftsszenarien diskutiert Hickel die Überlebensfähigkeit Bremens. Sein „Kompromißszenario“ einer „Nordwestdeutschen Gemeinschaft“ hält er für die beste Lösung für Bremen, da sie — ähnlich dem Modell der Europäischen Gemeinschaft — bei Erhalt der bremischen Landessouveränität Teilbereiche der politischen Gestaltung an die Gemeinschaftsorgane zusammen mit Niedersachsen und Sachsen-Anhalt abgibt. Die den Band abschließenden kurzen Positionsbestimmungen gehen allesamt vom notwendigen Erhalt der bremischen Eigenstaatlichkeit aus. Warum der im Anhang recht schmale Vergleich von ausgewählten Daten Bremens mit den entsprechenden Zahlen aus den anderen norddeutschen Ländern durch ein Adressenverzeichnis verschiedener staatlich-politischer und gesellschaftlich-kultureller Organisationen und Behörden ergänzt wurde, bleibt unerfindlich. Die hier nicht näher bezeichneten Beiträge zu Bremens kultureller Eigenart und zur europäischen Dimension fallen nicht nur wegen ihres dünnen Umfanges aus dem Rahmen.

Während im obigen Band die Handschrift der langjährigen sozialdemokratischen Mehrheit im Lande Bremen deutlich durchscheint, gibt die zweite hier anzuzeigende Aufsatzsammlung zur Zukunft Bremens auch den politischen Positionen der Opposition im kleinsten Bundesland Raum. Auf Initiative von Ernst Müller-Hermann, dem Mitbegründer der Bremer CDU und langjährigen Abgeordneten von Bürgerschaft, Bundestag und Europaparlament, umfaßt diese „kritische Standortbestimmung“ dreizehn Beiträge. Die unterschiedlichen Autoren stellt Müller-Hermann als „bremische Patrioten“ vor, die, in diesem bremischen „Schicksalsjahrzehnt“ (S. 9) von einer nüchternen Selbstbesinnung ausgehend, Anstöße für die Zukunft Bremens geben wollen. Dabei stellt der Initiator jedoch von Anfang an klar, daß nur die Einsicht in die jahrzehntelange sozialdemokratische Fehlentwicklung Bremens mit deren „linksideologischer Wirtschaftslenkung“ (S. 18) die Hansestadt an der Weser zu retten vermag. Während Müller-Hermanns *conditio sine qua non*, nämlich das Ende der sozialdemokratischen Alleinregierung seit der Bürgerschaftswahl von 1991 zur Realität geworden ist, plädiert der ehemalige Chef der Bremer Senatskanzlei Kurt Rossa eher für eine alle Parteigrenzen übergreifende „Bürgerinitiative Pro Bremen“. Für diese „Große Bremer Kooperative“ (S. 8), die nicht alleine den Politikern überlassen werden darf, lohnt sich nach Rossa ein konzentrierter Einsatz „Für Bremen“, wie der Titel des Buches plattformartig herausstellt.

Die folgenden Beiträge des Buches unterteilen sich in einige mehr durch politische Alltagsrhetorik auffallende Stellungnahmen und in das Gros der vor allem an einer nüchternen Bestandsaufnahme und am Aufzeigen von Lösungswegen orientierten Aufsätze.

Zur ersten Autorengruppe sind der ehemalige Finanzsenator Rolf Speckmann und der Hochschullehrer Klaus Haefner zu zählen. Während Speckmann kaum ein Stichwort des bevorstehenden Bürgerschaftswahlkampfes unerwähnt läßt, um die bremische Politik der Vergangenheit für vollends gescheitert erklären zu können, stellt Haefner dem Leser verschiedene Pro- und Kontra-Bundesland-Szenarien vor, deren Unterscheidungsmerkmale allerdings lediglich in der jeweiligen parteipolitischen Zusammensetzung der Landesregierungen bestehen. Der langjährige Bürgermeister Hans Koschnick rechtfertigt die hohe Schuldenaufnahme Bremens in der Vergangenheit mit der erforderlichen Zukunftssicherung, räumt jedoch ein, die ruinösen Folgen der Steuerfinanzreform von 1970 nicht gesehen zu haben. Auf die Frage nach dem „Wohin des Weges“ bleibt der Leser ratlos zurück.

Frank Haller, Staatsrat beim Senator für Wirtschaft, schätzt die wirtschaftlichen Perspektiven des Zwei-Städte-Landes nach der „doppelten Marktrevolution“ (vereinigtes Deutschland, EG-Binnenmarkt) recht pessimistisch ein, da sie — ähnlich wie der Mitbegründer der Treuhand-Vermögensverwaltungs GmbH Graf Matuschka in seinem Beitrag ausführt — die Randlage Bremens nur noch weiter verstärkt. Nur ein differenziertes Instrumentarium staatlicher Strukturpolitik mit Ansiedlungs-, Diversifizierungs- und Konversionsfonds kann der drohenden Provinzialisierung der Unterweserregion entgegensteuern, was den gezielten Einsatz von öffentlichen Mitteln erforderlich macht.

Die besonders prekäre strukturelle Lage der Seestadt Bremerhaven, die sich alljährlich zu über 50 % aus Landesmitteln finanziert, gibt auch zukünftig zu wenig Hoffnung Anlaß, wie die Bestandsaufnahme von Richard Lahmann zeigt. Demgegenüber sagt der Vorsitzende des Industrie Clubs Bremens Egon H. Harms für Bremen eine große Zukunft voraus, wenn das kleinste Bundesland in einer „Verwaltungseinheit Nord-Niedersachsen“ aufgeht. Diese soll Bremen um ein ausgedehntes Umfeld erweitern, das die Steuereinkünfte der reichen Umlandgemeinden für Bremen nutzbar macht und welche gewerbliche Neuansiedlungen ermöglicht, so wie sie an der belgischen Küste von Antwerpen bis Zeebrügge zu besichtigen sind.

Im Ausbau zum arbeitsintensiven Logistik-Zentrum bzw. zum zentralen Standort der maritimen Wirtschaft sehen die beiden Seeverkehrswissenschaftler Stabenau und Stuchtey die wirtschaftliche Überlebenschance Bremens, die konsequent die bisherigen infrastrukturellen Schwerpunkte der bremischen Hafenvirtschaft fortentwickeln wollen. Große Chancen für Forschung und Technologie macht der ehemalige niedersächsische Wissenschaftsminister Cassens in Bremen aus, wenn die Hansestadt ihre Ausgaben für Raumfahrttechnologie und Meeresforschung gewaltig erhöht.

Während die von Müller-Hermann initiierten Aufsätze also kaum über umfassendere Bestandsanalysen verfügen, so stellen sie punktuell konkrete Vorschläge zur Verbesserung der bremischen Wirtschaftsstruktur vor. Insgesamt

gesehen sind die Beiträge zu heterogen und geben wohl eine zu dünne Grundlage ab für das von Kurt Rossa erträumte bremische Rettungs-Bündnis aus den Farben „Schwarz-Rot-Blau-Geld-Gold-Grün“ (S. 7).

Daß die Diskussionen um Bremens wirtschaftliche Zukunft nach dem Jahre 2000 und um dessen Eigenstaatlichkeit noch am Anfang stehen und auch nach dem Urteil des Bundesverfassungsgerichtes vom 28. Mai 1992 noch vertieft werden müssen, machen die beiden vorliegenden Aufsatzsammlungen deutlich. Deren Überlegungen sind entweder noch allzu sehr befangen in der Sachzwang-Logik der Regierenden, die Politik in Bremen gegenwärtig auf die Durchsetzung von immer breiter um sich greifenden Sparflächenbränden in die soziale und kulturelle Infrastruktur reduzieren, oder sie gelangen nicht aus dem ritualisierten rhetorischen Schattenboxen der Partei- bzw. Medienpolitik hinaus. Bremens Landesqualität steht — wie Hans Koschnick schreibt (S. 32) — mehr denn je auf dem Prüfstand. Dazu sind offensive Sanierungs- und Finanzierungskonzepte ebenso gefordert wie eine Evaluierung des Standortes mit Tradition ohne Umland, der vermeintlich besonderen Hafenfunktionen, des aufwendigen eigenstaatlichen Parlaments- und Regierungsapparates oder der vielbeschworenen unverwechselbaren kulturellen Identität der Weser-Hanseaten. Ein Anfang ist gemacht. Die Diskussion benötigt Richtung und Perspektiven. Hartmut Roder

*Spichal, Reinhold: Jedem das Seine. Markt und Maß in der Geschichte am Beispiel einer alten Hansestadt. Bremen: Brockkamp 1990. 294 S.*

Rechtes Maß und Gewicht gehören zu den Grundlagen des Warenverkehrs. In einer Handelsstadt wie Bremen war die Aufsicht über Maße und Gewichte wesentlich für einen florierenden Handel. Seit dem 13. Jahrhundert nahm der Rat der Stadt diese Aufsicht wahr. Im Stadtrecht von 1303/08 (nicht erst 1428) findet sich bereits eine Vorschrift über das Scheffelmaß mit städtischer Markierung, und das Privileg des Rats von 1339 für das Krameramt sieht vor, daß die Gewichte der Kramer mit dem Stadtzeichen (dem Schlüssel) markiert und zweimal jährlich kontrolliert werden sollen. Die Eichung der Gewichte und Maße war zu dieser Zeit also schon eine Angelegenheit der Stadt.

Trotz mancher Gemeinsamkeiten mit anderen Städten und Ländern entwickelte sich ein besonderes bremisches Maß- und Gewichtssystem. Es bedarf einer Orientierung über Bedeutung und Verhältnis der Bremer Maße und der Umrechnung auf das metrische System, um sich in den Rechnungs-, Handlungs- und Zollbüchern wie auch in der bremischen Statistik zurechtzufinden, in denen bis zur Einführung des metrischen Systems am 1. Januar 1872 z. B. nach Elle, Scheffel, Last, Balje, Hunt oder Oxhoft gerechnet wurde. Anders als für das Münzwesen fehlte bisher eine gründliche Aufklärung über Maße und Maßsysteme in Bremen. Die vorliegende Veröffentlichung schafft hier weitgehend Abhilfe.

Der Verfasser, ehemals Amtsleiter des Eichamtes Bremen, verbindet die Fachkenntnis des Eichwesens mit historischem Forscherdrang. Er hat die schriftliche und die gegenständliche Überlieferung über bremische Maße zu-

sammengetragen und ausgewertet und unter Berücksichtigung der Ergebnisse der allgemeinen historischen Metrologie historisch und systematisch zur Darstellung gebracht. Kernstücke der Untersuchungen waren Feststellungen der Maße der Elle für die Längenmaße, des Scheffels für die Raummaße, der Eichgefäße für die Flüssigkeitsmaße und des Gewichts des Pfundes.

Die Schwierigkeiten lassen sich ermessen, wenn man bedenkt, daß es amtliche Relationen zum metrischen System erst seit 1818 gibt, davor aber durchaus mit Änderungen der Maße zu rechnen ist. Die Bremer Elle sollte um 1470 so lang wie die Kölner Elle sein. Aber wie groß war damals die Kölner Elle? In der Fachliteratur werden Werte von 575 bis 580 mm oder auch 553 mm angegeben. Wenn man mit der Kölner Forschung von 576 mm ausgeht, könnte wegen Meßungenauigkeiten in Bremen doch ein etwas abweichender Maßstab verwendet sein. 1799 wurde die Bremer Elle mit 578,4 mm angegeben, 1818 auf 578,7 mm festgesetzt. Der Verf. rechnet mit einer Ellenlänge von ca. 579 mm schon für 1470. Dafür spricht, daß bei dem Bau des Rathauses 1405–1410 für die Ziegel schon ein Maß von durchschnittlich 290 mm (=  $\frac{1}{2}$  Elle) verwendet worden ist.

Auch das Bremer Pfund orientierte sich ursprünglich offenbar am Kölner Vorbild, das 467,7 g wog. In Bremen war ein Pfund von ca. 470 g in Gebrauch, das bis 1857 als „Krämerpfund“ verwendet wurde. Daneben gab es hier seit dem 16./17. Jahrhundert ein schwereres Pfund, das sog. Handelspfund, von ca. 499 g, das sich 1858 als Pfund von 500 g leicht in das metrische System einpassen ließ. Für den Laien verwirrend ist, daß es in Bremen daneben noch ein Liespfund (zu 14 und 14,5 Pfund), ein Schiffspfund (zu 290 und 325 Pfund) und ein Pfund-schwer (zu 300 und 308 Pfund) gab, deren Verhältnisse und Begründungen der Verf. darlegt. Nicht alle in Bremen verwendeten Rechnungsgewichte und Zählgrößen für einzelne Waren sind behandelt, doch wird das bremische Maßsystem in vielen Facetten verdeutlicht.

Unter den gegenständlichen Maßstäben, Eichgefäßen und Gewichten, die untersucht werden, mag das Taufbecken in der Westkrypta des Domes mit einer Kapazität von 1 Oxhoft von besonderem Interesse sein. Daß die Knie spitzen des Rolands eine besondere „Rolandelle“ markieren, die von der Bremer Elle abweicht, ist eine interessante Hypothese, die aber noch zu keinem gesicherten Ergebnis führt.

Weitere Forschungen bedarf es besonders auf dem Gebiet der Flächenmaße. Bezeichnungen wie Hufe, Land, Viertel, Stück, Weide, Tagwerk, hinter denen bestimmte Maßvorstellungen standen, sucht der Verf. auf der Grundlage des bremischen Morgens des 19. Jahrhunderts (0,25 ha) zu berechnen. Dies ergibt jedoch zumindest für die Marschgebiete viel zu geringe Größen. Hier müßten zunächst die umfangreiche Überlieferung gemustert, die Verbreitung geprüft und Einzelfälle nach Größe und Form lokalisiert werden, um zu einem realistischen Ergebnis zu gelangen.

Der Verf. will das Maßwesen in den größeren Zusammenhang des Markt- und Handelswesens stellen, was berechtigt ist. Doch sind Marktrecht und Hansehandel weite Themenfelder, deren Relevanz nur angedeutet, nicht auf der Höhe der Forschung behandelt wird, so daß sich hier eine Kritik erübrigt.

Das Buch wendet sich an einen größeren Leserkreis, der „einen Einblick in die Kulturgeschichte von Markt, Maß und Gewicht“ erhalten soll. Daher ist es reich illustriert und sparsam mit Anmerkungen versehen. Doch stellen die gut ausgewählten und plazierten Illustrationen eine Bereicherung dar, und die Nachweise sind als Belege für Fachleute zumeist ausreichend. Angefügt sind eine Geschichte der öffentlichen Waagen in Bremen und eine Chronik der bremischen Eichämter. Eine Übersicht des heute gültigen Internationalen Einheitensystems, das auch die vorher nicht behandelten (da nicht speziell bremischen) Maße für Zeit, Stromstärke, Temperatur, Stoffmenge und Lichtstärke enthält, ist beigegeben. Es fehlt leider ein Register der behandelten Maße.

Das Buch von Spichal schildert ausführlich und gründlich die Entstehung und Entwicklung des Messens und Wägens wie auch des Eichwesens in Bremen. Nützlich wäre eine Kurzfassung als Handwerkszeug für all jene, die sich mit den Quellen zur bremischen Geschichte beschäftigen.

*Adolf E. Hofmeister*

*Löbe, Karl: Seeschifffahrt in Bremen. Das Schiff gestaltete Hafen und Stadt. Bremen: Hauschild 1989. 424 S.*

Das Schiff gestaltete Hafen und Stadt — das ist der Untertitel der umfassenden und materialreichen Monographie Karl Löbes über ein Element, das über Jahrhunderte hinweg das Schicksal Bremens wesentlich mitbestimmte.

Löbe gliedert sein Buch in zehn Kapitel: Eine Seefahrt-Tradition an der Weser? — Erste Schifffahrt auf der Weser — Der Seehafen entsteht — Bremen und die Hanse — Die Schifffahrt zwischen 1200 und 1500 — Hansestadt Bremen im nicht mehr hansischen Europa (1500—1750) — Die Schifffahrt zwischen 1500 und 1750 — Eine weite Welt tut sich auf (1750—1850) — Seehafen von Weltrang (1850—1914) — Schiff und Hafen in unserer Zeit (1920 bis heute).

Die Gliederung und die damit verbundenen Zäsuren erscheinen nicht immer schlüssig. Um 1500 von einem nun nicht mehr hansischen Europa — wenn es so etwas überhaupt gegeben hat — zu sprechen, erscheint ebenso fraglich wie die um 1750 gezogene zeitliche Begrenzung dieser Epoche. Die Ablösung vom spätmittelalterlichen Handel war ein Prozeß, der sich erst langsam im 16. Jahrhundert vollzog. Dem Aufkommen neuer Wirtschaftsformen, neuer Handelswege und damit neuer Märkte ging eine zunehmende Verselbständigung der werdenden europäischen Nationalstaaten seit der Mitte des 16. Jahrhunderts einher, die wirtschaftspolitisch gesehen den Merkantilismus zur Folge hatte, der als Wirtschaftslehre aber erst im 17. Jahrhundert umgesetzt wurde. Abgelöst wurde zumindest in Nordwesteuropa das System des hansischen Handels, der jedoch keineswegs, wie der Autor meint, Freihandel bedeutete, sondern bestenfalls monopolisierte Freiheit des Handels für die Mitglieder der Hanse in einem privilegierten und gegen Nicht-hansen abgeschlossenen Wirtschaftsraum war. Abgelöst wurde das System des Merkantilismus erst im ausgehenden 18. Jahrhundert, als Adam Smiths

Kritik an Schutzzöllen und Wirtschaftskriegen zu greifen begann. 1750 bedeutet hier, besonders auch für Bremen, kein erkennbarer Einschnitt, um so mehr als das Ausgreifen Bremens zum Welthandel erst 1783 einsetzte. Der Beginn der Französischen Revolution wird auch hier eher als Beginn einer auch wirtschaftlich neuen Epoche anzusetzen sein.

Löbes Buch besticht durch die Fülle seiner Informationen über Schifffahrt und Handel, die er immer wieder zu neuen Bildern verknüpft und damit eine breite Palette von Antworten auf viele Fragen bietet.

Zum Schluß eine Anmerkung. Wenn der Autor in seinem Schlußkapitel (S. 405) meint, die Ratmannen (d. h. die Mitglieder des Rats und später des Senats) seien im allgemeinen erfahrene, weltoffene Männer gewesen, „überwiegend Leute der Wirtschaft, die zur See gefahren waren und das Ausland kannten“, so unterstellt er etwas, was zwar auch heute immer wieder von der anderen Seite des Marktes angemahnt, so aber nie existiert hat. Die Mitglieder des Rats waren überwiegend Juristen, eben keine Kaufleute, und aus dieser Diskrepanz haben sich in den vergangenen Jahrhunderten immer wieder Auseinandersetzungen zwischen dem Rathaus und dem Schütting als dem Sitz der Elterleute der Kaufmannschaft ergeben. Daß hieraus trotzdem immer wieder Gemeinsamkeiten entstanden sind und ein Grundkonsens, für die Gesamtheit Bremens verantwortlich zu sein, ist ein Stück hansischer Tradition, aus der auch Löbes Liebe zur Seeschifffahrt und damit dieses Buch entstanden sind.

*Hartmut Müller*

*Kludas, Arnold: Die Seeschiffe des Norddeutschen Lloyd. 1857 bis 1919 (Bd. 1). Herford: Koehler 1991. 166 S.*

1857 wurde in Bremen der Norddeutsche Lloyd (NDL) gegründet. Diese Aktiengesellschaft schlug ein neues Kapitel in der bremischen Schifffahrtsgeschichte auf, denn nun begannen, gleichzeitig mit dem Übergang zur Dampfschifffahrt, in der bremischen Seeschifffahrt finanzkräftige Kapitalgesellschaften ihren Siegeszug und verdrängten die kleineren Kaufmannsreedereien, die die Ära der Segelschifffahrt so maßgeblich geprägt hatten. In kurzer Zeit stieg der NDL zum führenden Schifffahrtsunternehmen an der Weser empor. Der prestigeträchtige Nordatlantikdienst in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg (symbolisiert durch die legendären Vierschornsteiner und die Jagd nach dem „Blauen Band“) bildete gleichsam das Aushängeschild. Die umfangreiche NDL-Flotte aus Fracht- und Passagierschiffen verkehrte auch in die Karibik, Südamerika, Ostasien und Australien. Bis 1897 wurde auch eine Verbindung nach England betrieben, ehe diese an die neugegründete Dampfschifffahrtsgesellschaft „Argo“ überging. Daneben unterhielt der NDL mit kleineren Fahrzeugen einen regen Seebäderdienst, betätigte sich im Unterweser- und bis 1873 sogar im Oberweserverkehr, außerdem besaß er in Bremen und Bremerhaven eine stattliche Schlepperflotte. In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg stellte der Lloyd in Bremen eine Art „Imperium“ dar, das zum wichtigsten Wirtschaftsfaktor in der Hansestadt geworden war. Unternehmerpersönlichkeiten, wie z. B. der überaus selbstbewußt agierende

Gründervater des NDL, der „königliche Kaufmann“ H. H. Meier (1809 bis 1898), und der spätere Lloyd-Direktor Heinrich Wiegand (1855–1909), übten ihren Einfluß weit über das Schiffahrtsgeschäft hin aus, man denke nur an die vom NDL initiierten industriellen Neugründungen vor 1914 in Bremen, den sinnfälligerweise sogenannten „Wiegand-Industrien“ (Hansa-Lloyd, Atlas-Werke, Norddeutsche Hütte u. a.). Das 1907–1910 errichtete repräsentative Verwaltungsgebäude an der Papenstraße dokumentierte äußerlich die herausragende Stellung des NDL in Bremen.

Von dieser Pracht ist heute nicht mehr viel erhalten. 1970 fusionierte der NDL mit seinem langjährigen Konkurrenten, der 1847 gegründeten Hamburg-Amerika-Linie (Hapag) in Hamburg. Der Schwerpunkt des Schiffahrtsgeschäfts spielt sich heutzutage am Ballindamm in Hamburg ab, in Bremen geblieben ist neben einer Frachtabteilung vor allem die (See-)Touristikorganisation (das Passagierschiff MS „Europa“ führt den Heimathafen Bremen am Heck) im ehemaligen Passagegebäude des NDL an der Gustav-Deetjen-Allee. Last not least besitzt die Schlepperflotte von Hapag-Lloyd nach wie vor eine wichtige Bedeutung auf der Unterweser und Jade.

Die Geschichte des NDL ist in mehreren Monographien gewürdigt worden<sup>1</sup>. Indes bedürfen zahlreiche Teilbereiche der NDL-Geschichte einer genaueren Untersuchung und Darstellung. Der bremischen maritimen Historiographie bietet sich in dieser Hinsicht ein sehr lohnendes, noch weitgehend unbearbeitetes Tätigkeitsfeld. Verf. hat sich in seinem unlängst erschienenen fünfbändigen Werk über die deutsche Passagierschiffahrt zweifellos einige Meriten auf dem Gebiet der kritischen Durchleuchtung der Reedereipolitik des NDL erworben<sup>2</sup>. Im Vorwort zum vorliegenden Buch setzt er sich, in seinen Mutmaßungen vielleicht etwas über das Ziel hinausschießend (S. 5–6), mit Kritik aus Rezensionen über sein Werk auseinander, die ihm im Tenor eine unterschwellige Sympathie für Hamburg und die Hapag nachsagte. Es ist erfreulich zu sehen, wie sehr sich die deutsche maritime Literatur in den letzten zwanzig Jahren gewandelt hat: Von einer oft einseitig technischen, streckenweise Probleme umgehenden Berichterstattung hin zu kritischeren Fragestellungen und lebhafterer geistiger Auseinandersetzung.

Kludas hat mit seinem neuesten, reich illustrierten Buch eine nicht nur in Bremen schmerzhaft empfundene Lücke geschlossen und die Seeschiffe<sup>3</sup>

- 1 Paul Neubaur, *Der Norddeutsche Lloyd*, Leipzig 1907; Georg Bessell, *Norddeutscher Lloyd 1857–1957. Geschichte einer bremischen Reederei*, Bremen 1957; Hans Jürgen Witthöft, *Norddeutscher Lloyd*, Herford 1973. Die wichtigsten Fahrtgebiete von Hapag und Lloyd sind bereits aus der Sicht eines Managers des heutigen Unternehmens in historischen und aktuellen Bezügen dargestellt worden, s. Otto J. Seiler, *Ostasienfahrt. Linienschiffahrt der Hapag-Lloyd AG im Wandel der Zeiten*, Herford/Bonn 1988; ders., *Australienfahrt (mit identischem Untertitel)*, Herford/Bonn 1988; ders., *Nordamerikafahrt (mit identischem Untertitel)*, Herford/Bonn 1990.
- 2 Arnold Kludas, *Die Geschichte der deutschen Passagierschiffahrt*. Bd. 1–5, Hamburg 1986–1990 (Schriften des Deutschen Schiffahrtsmuseums, Bd. 18–22); Rezensionen im *Brem. Jb.*, Bd. 69, 1990, S. 344 ff., Bd. 70, 1991, S. 252 ff.
- 3 Aus einsehbaren Gründen hat sich der Verf. auf die Seeschiffe beschränkt. Die Berücksichtigung der zahlreichen Fluß- und Hafenfahrzeuge unterschiedlichster Ty-

des NDL mit ihren technischen und biographischen Daten ausführlich dargestellt, in Anwendung derselben Systematik wie bei vorangegangenen Arbeiten über Hamburger Großreedereien<sup>4</sup>. Das Erscheinen des vorliegenden Nachschlagewerkes ist um so begrüßenswerter, da die Schiffslisten bei Bessell (1957) und Witthöft (1973) eher summarischen Charakter tragen und heutigen Ansprüchen nicht mehr genügen können. Der erste Band stellt die Schiffe bis 1919 vor, der angekündigte zweite Band soll den anschließenden Zeitraum bis 1970 umfassen.

*Christian Ostersehle*

*Bretting, Agnes und Hartmut Bickelmann: Auswanderungsagenturen und Auswanderungsvereine im 19. und 20. Jahrhundert.* Stuttgart: Steiner 1991. 288 S. (Von Deutschland nach Amerika. Bd. 4.)

*Just, Michael, Agnes Bretting und Hartmut Bickelmann: Auswanderung und Schiffsinteressen — „Little Germanies“ in New York — Deutsch-amerikanische Gesellschaften.* Stuttgart: Steiner 1992. 241 S. (Von Deutschland nach Amerika, Bd. 5.)

Die fünf Teilstudien, die es hier anzuzeigen gilt, sind im Rahmen eines Forschungsprojektes des Arbeitsbereiches Überseegegeschichte im Historischen Seminar der Universität Hamburg unter der Leitung von Günter Moltmann in den Jahren 1978 bis 1981 entstanden. Daß sie erst ein Jahrzehnt später veröffentlicht wurden, ist zwar bedauerlich, doch der Güte und Bedeutung der Untersuchungen hat diese lange Spanne keinen Abbruch getan. Ausgangspunkt war die Überlegung, daß es dieselben Menschen waren, die aus Deutschland aus- und nach Amerika einwanderten. Dementsprechend betont Moltmann in seinem Vorwort, daß Migrationsforscher Aus- und Einwanderung als ganzheitlichen Vorgang ansehen müssen, daß Auswanderungsforschungen und Einwanderungsstudien zwei Komponenten ein- und desselben Prozesses sind. A. Bretting und H. Bickelmann befassen sich mit zwei Aspekten der deutschen Seite des transatlantischen Migrationsvorganges.

Werber und Agenten, die als Berater, Vermittler und Organisatoren im Binnenland auftraten, spielten eine wichtige Rolle im Auswanderungsprozeß. Solange der Staat jedoch nicht ihre Tätigkeit regulierte, war ihr Erscheinungsbild sehr uneinheitlich. Ihr Image litt unter den zahlreichen unseriösen Vertretern des Gewerbes. Staatliche Interventionen lenkten das Agenturwesen in kontrollierte, fester umrissene Bahnen und schützten die Auswanderungswilligen vor Übervorteilung. Mit dem Abebben der deutschen Auswanderungsbewegung gegen Ende des 19. Jahrhunderts und der Ablösung des Se-

pologie hätte den Rahmen der Darstellung gesprengt. Überdies soll 1993 im selben Verlag eine Monographie über die Schlepperflotte des NDL in der Buchreihe „Geschichte der Schlepsschifffahrt“ (Verf. Reinhard Schnake u. a.) erscheinen.

4 Arnold Kludas, *Die Schiffe der deutschen Afrika-Linien 1880–1945*, Oldenburg und Hamburg 1975; ders., *Die Schiffe der Hamburg-Süd 1871–1951*, Oldenburg und Hamburg 1976; ders. und Herbert Bischoff, *Die Schiffe der Hamburg-Amerika-Linie*. Bd. 1: 1847–1906, Bd. 2: 1907–1926, Bd. 3: 1927–1970, Herford 1979–1981.

gelschiffes durch das Dampfschiff als Transportmittel und mit der professionelleren Behandlung der Reisenden durch die Reedereien verloren die Agenturen zunehmend an Bedeutung. Hinzu kam, daß verbesserte Informationsmöglichkeiten der Ausreise den Charakter einer Reise ins völlig Ungewisse weitgehend nahmen. Bretting kommt zu dem Ergebnis, daß die Agenten keine eigenständige Kraft zwischen den Push- und Pull-Faktoren der Auswanderung waren und daß von ihnen weniger Auswanderungsbereitschaft stimuliert wurde, als von amtlichen Stellen gemeinhin angenommen wurde.

In den Jahren 1816/17, 1846—1849 und in der Weimarer Republik hatten die deutschen Auswanderungsvereine ihre drei markantesten Zeitabschnitte, in denen sie als private, nicht kommerziell ausgerichtete Organisationen ihre Aktivitäten auf die Leitung, Überwachung und Erleichterung der Auswanderung richteten. Da zu den drei Zeitpunkten vor allem mittellose Personen zur Auswanderung drängten, versuchten die Vereine, staatliche oder private Finanzquellen zu erschließen. Es waren soziale, wirtschaftliche, nationale und philanthropische Gründe, aus denen sich Angehörige des gebildeten Bürgertums in diesen Vereinen engagierten. Eingebettet zwischen Auswandererverkehr und Auswandererfürsorge, Aufgaben, die bald von anderen Organisationen übernommen wurden, konnten die Auswanderungsvereine, verbandsmäßig und geographisch zersplittert, mit teilweise utopischen Zielsetzungen nur in Übergangszeiten einen gewissen Einfluß gewinnen. Die Heterogenität der Programme und Tätigkeiten der Vereine sind nun von Bickelmann erstmals übergreifend und auf breiter Quellenbasis systematisch untersucht worden.

Justs Aufsatz über die Rolle der Schiffahrtsgesellschaften beim Transport von Auswanderern nach Nordamerika schlägt die Brücke von der deutschen Seite zu den beiden Beiträgen von Bretting und Bickelmann, in denen der amerikanische Schauplatz in den Vordergrund rückt. Seit der Gründung der Hapag und des Norddeutschen Lloyd übernahmen diese beiden Reedereien immer mehr Funktionen in der Abwicklung der Auswanderung vom Herkunftsort über die Einschiffung und Überfahrt. Gegen Ende des Jahrhunderts wurde ihre Monopolstellung durch die Übertragung staatlicher Aufgaben, wie z. B. Tauglichkeitsprüfung der Transitreisenden, noch verstärkt. Was die Bremer Verhältnisse angeht, so kann der Autor immer noch fast ausschließlich von Engelsings Arbeit aus dem Jahre 1961 zehren. Studien über deutsche Siedlungsgebiete in amerikanischen Großstädten liegen bisher nicht vor. A. Bretting macht in ihrer Arbeit einen ersten Versuch, der Wanderungsbewegung deutscher Siedler im Bereich des späteren Greater New York auf die Spur zu kommen. Sie beschreibt, wie sich „Little Germanies“ im 10., 17. und 19. Ward herausbildeten und wieder auflösten, wie dann in den Vororten Brooklyn, Queens und der Bronx neue deutsche Siedlungsviertel entstanden, die dann durch das Ausbleiben weiterer deutscher Einwanderer und durch das Nachdrängen anderer Nationalitäten ihre spezifische deutsche Ausprägung auch wieder verloren. Vor allem die Frage nach dem inneren Aufbau der deutschen Gemeinschaft könnte durch eine Auswertung des statistischen Materials und anderer Quellen zu genaueren Ergebnissen führen, als es der Autorin aus arbeitsökonomischen Gründen möglich war.

Die Stellung der Deutschen Gesellschaften in den USA im transatlantischen Wanderungsverkehr, ihre Zielsetzungen, Wirkungsmöglichkeiten, Existenzbedingungen und ihre Rückwirkungen auf diesen Verkehr bilden Schwerpunkte in Bickelmanns, die Bände abschließenden Beitrag. Dienten die frühen Vereinsgründungen vor allem Schutz und Unterstützung in der Übergangsphase zwischen Auswanderung aus Deutschland, Land- und Seereise und Niederlassung in den Vereinigten Staaten, so trat mit dem sprunghaften Anschwellen der deutschen Auswanderung in den 1840er Jahren immer stärker die Notwendigkeit der Einwanderungshilfe in das Zentrum der Vereinsaktivitäten. Die Lage der bereits Eingewanderten sollte verbessert werden. Zugleich wurden dadurch jedoch auch die Voraussetzungen künftiger Einwanderer verbessert. Indem sie die sozialen Infrastrukturen innerhalb der amerikanischen Gesellschaft für die deutsche Bevölkerungsgruppe ausbauten und Sparbanken, Krankenhäuser, Altenheime, Rechtsschutzvereine, Abendschulen oder Bürgerrechtskurse einrichteten, trugen sie jedoch zur Desintegration des Deutschtums bei. Einwanderungsfürsorge war somit ein nicht unwesentlich von den Selbsthilfeorganisationen mitfinanzierter wichtiger Schritt im Assimilationsprozeß.

Die fünf Abhandlungen belegen, daß sich ein außerordentlich fähiges Forscherteam zu einer ungemein ertragreichen Zusammenarbeit gefunden hat, dessen Leistung höchste Anerkennung und Beachtung verdient. Die deutsche Migrationsforschung dürfte noch lange, auch nach der sich abzeichnenden Emeritierung des spiritus rector, von diesem Forschungsprojekt profitieren.

Lars U. Scholl

IG Metall Bremen (Hrsg.). *Andersen, Arne und Uwe Kiupel: IG Metall in Bremen. Die ersten 100 Jahre. Mit einem Vorwort von Heinz Mein-king.* Bremen: Steintor 1991. 128 S.

Jubiläumsschriften sind ein diffiziles Genre und mutieren allzu häufig zu Festschriften auf Hochglanzpapier mit eindeutiger Dominanz des PR-Charakters. In ihnen werden vor allem Erfolgsmeldungen kolportiert und die (Organisations-)Entwicklung – ungeachtet der sich verändernden, in der Regel ausgeblendeten politischen Rahmenbedingungen – als permanente Aufwärtsbewegung mit gelegentlichen unerklärlichen Rückschlägen dargestellt. Dieser Gefahr der Schönfärberei der Entwicklung der eigenen 100 Jahre alt gewordenen Organisation sind die Verwaltungsstelle Bremen der IGM und die beiden Autoren des Jubiläumsbandes, Arne Andersen und Uwe Kiupel, nicht erlegen.

Die Arbeit umfaßt mit der historischen Entwicklung der Metallergewerkschaft in Bremen von 1891 bis 1991 (S. 7–65), Streiks (S. 67–90) und den Politikbereichen der IG Metall (S. 91–128) drei Abschnitte, die jeweils wieder chronologisch oder nach Sachgesichtspunkten strukturiert sind. Der Text wird noch weiter durch Unterkapitel differenziert. Doch wirkt diese – offenbar als quasi proletarische Lesehilfe gedachte – Feingliederung als aufgesetzt und in inhaltlicher Hinsicht nicht immer konsequent. Hat ein nicht

ganz kompetentes Lektorat versucht, den Text optisch aufzulockern? Übrigens: Was soll eigentlich ein Satz wie der folgende aussagen: „Die Lebenshaltungskosten kletterten erst 1928 und dann auch nur für zwei Jahre über den Vorkriegsstand“ (S. 21)?

Wenn die beiden Autoren im Vorwort anmerken, Historiker hätten bisher die Geschichte der Gewerkschaftsbewegung in Bremen links liegen lassen (S. 6), so trifft das in dieser Pauschalität nicht zu, liegt doch bereits seit 1969 die Arbeit von Gätsch über die Bremer Gewerkschaftsbewegung während der Weimarer Republik vor<sup>1</sup>, eine sicherlich nicht optimale, aber immerhin relevante Vorarbeit. Und die Dissertation von Andersen selbst<sup>2</sup> und die des Rezensenten<sup>3</sup> beschäftigen sich beide u.a. intensiv mit der kommunistischen Gewerkschaftspolitik in der Anfangs- bzw. Endphase der Weimarer Republik. Auch Herbert Schwarzwälder berücksichtigt in seiner Bremer Geschichte durchaus die Gewerkschaftsbewegung in den beiden letzten Bänden<sup>4</sup>.

Die beiden Autoren geben eine gut lesbare Einführung in die historischen Voraussetzungen und die politischen, wirtschaftlichen sowie gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der Entwicklung der Metaller-Gewerkschaft in Bremen. Doch bleibt m.E. die organisatorische Vor- und Frühgeschichte des DMV unterbelichtet, sie wird nur sehr marginal angetippt und nicht systematisch angegangen.

Die *Kollegen* Andersen und Kiupel als Verfasser des Textes haben die oral history ernst genommen, Interviews von Gewerkschaftsfunktionären sind durchweg sinnvoll in den Text eingebaut und stellen ein tragendes Element dar. Wie aber stellen sich die *Historiker* Andersen und Kiupel zu deren Stellenwert innerhalb der Veröffentlichung? Sind individuelle Erinnerungen von Arbeiterveteranen in der Lage, zu verallgemeinernde Aussagen über Phasen der Gewerkschaftsentwicklung zu treffen? Können sie Archivmaterial ersetzen? Welche Relevanz haben Aussagen wie die von Heinz Prott über das Betriebsklima auf der A.G. „Weser“ unter NS-Herrschaft, wenn der damalige Lehrling heute selbst vorsichtig von dem ihm damals überschaubaren Bereich (u.a. 40 Lehrlinge neben ihm) auf der Werft spricht. Die Bremer Großwerft aber hatte eine Belegschaft, die während des Krieges in die Tausende ging (mit maximal 17 000).

- 1 Helmut Gätsch: Die Freien Gewerkschaften in Bremen 1919–1933. (Bremer Veröffentlichungen zur Zeitgeschichte, Heft 4) Bremen 1969.
- 2 Arne Andersen: „Lieber im Feuer der Revolution sterben, als auf dem Misthaufen der Demokratie verrecken!“ Die KPD in Bremen von 1928–1933. Ein Beitrag zur Bremer Sozialgeschichte. München 1987, insbes. S. 230 ff., 260–284.
- 3 Peter Kuckuk: Bremer Linksradikale bzw. Kommunisten von der Militärrevolte im November 1918 bis zum Kapp-Putsch im März 1920. Ihre Politik in der Hansestadt und in den Richtungskämpfen innerhalb der KPD. Phil. Diss. Hamburg 1970, insbes. S. 87 ff., 132–135, 160–205, 310–352, 460–474, 505–513.
- 4 Herbert Schwarzwälder: Geschichte der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 2 (Bremen 1976), S. 294–306, 401 ff., 523 f., 528–538, und Bd. 3 (Bremen 1983), S. 358 ff., 378–384, 550–556.

Angesichts des seit Jahren in der Fachwissenschaft verhängten Verdikts gegenüber der „reinen“ Organisationsgeschichte, dem die Autoren u. a. durch die o. a. Einflechtung von Interview-Passagen gegenzusteuern suchen, hätte es m. E. nahegelegen, eine Einführung in die Entwicklung der Metallarbeiterberufe zu wagen. Konkret: Wie sah die berufliche Tätigkeit eines Formers aus, wie vollzog sich die Entwicklung dieses und anderer Metallberufe? Doch bleibt dieser wichtige inhaltliche Aspekt leider weitgehend unberücksichtigt. Das rächt sich in der Darstellung, denn was soll ein Nicht-Metaller oder selbst ein heutiger Kollege der IGM, und sei er noch so alt, mit der abstrakten Aussage: „Die Former gerieten seit den 90er Jahren immer stärker unter den Druck industrieller Fertigungsmethoden“ (S. 12) anfangen?

Aussagekräftig ist dagegen z. B. die Wiedergabe der zehn Gebote für Verbandsmitglieder, aus denen die Mentalität der Verbands-Oberen sehr eindeutig hervorgeht. Zudem werden dort die deutschen Sekundärtugenden wie Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Beitragsehrlichkeit und dgl. als Voraussetzungen eines Verbands- bzw. Organisationsfetischismus greifbar. Doch halten die Autoren sich bei dessen Kommentierung vorsichtig zurück.

Da die Publikation sich gewiß nicht als „unpolitisch“ oder „nur-historisch“ versteht, sondern auch die Gegenwart und Zukunftsperspektiven der Metall-Gewerkschaft thematisiert, hätte es m. E. nahegelegen, auf der Basis einer empirischen Umfrage unter der Bremer IGM-Mitgliedschaft auch deren Stellungnahmen, Einschätzungen, Erwartungen, Wünsche und vermutlich auch Frustrationen zu untersuchen. Daß dies nicht geschehen ist, erscheint mir insofern als konsequent, als mit der Einbeziehung der Veteranen des „Arbeitskreises Geschichte“ eben nicht einfache Mitglieder in die historische Aufarbeitung einbezogen worden sind, sondern ehemalige Funktionsinhaber, gemeinhin als Funktionäre bezeichnet. Denn wo anders wären sonst z. B. Gustav Böhrnsen, Willy Hundertmark, Karl-Heinz Jantzen, Heinz Kammer, Inge Lilienthal, Heinz Meinking und Arno Weinkauff einzuordnen? Insofern erfüllen die beiden Autoren genau die von Heinz Meinking, dem 1. Bevollmächtigten der IG Metall Bremen, in seinem Vorwort formulierte Zielsetzung: „Wir wollen Kolleginnen und Kollegen zu Wort kommen lassen, die über einen mehr oder weniger langen Zeitabstand unsere Gewerkschaft mitgeprägt haben“ (S. 5). Wo aber bleiben die Aussagen der „einfachen“ beitragsberechtigten Mitglieder ohne Funktionen?

Zugegeben: Auch nach 100 Jahren Metallarbeitergewerkschaft in Bremen sind deren Mitglieder sicherlich nicht mehrheitlich Akademiker, denen ein Anmerkungsapparat selbstverständlich wäre. Läßt sich über dessen Notwendigkeit ggf. noch streiten, so muß das doch nicht auch einen Verzicht auf jedes Literaturverzeichnis, das die benutzte und die weiterführende Literatur umfaßt, bedeuten. Es gibt durchaus eine nicht unerhebliche Anzahl von Veröffentlichungen zur Geschichte der Bremer Arbeiterbewegung (die die Autoren stillschweigend mit Nutzen für die Publikation ausgewertet haben), die für das Thema des rezensierten Buches relevant sind oder sich mit dessen Rahmenbedingungen beschäftigen.

Die Veröffentlichung weist — wie beim Steintor Verlag inzwischen schon gute Tradition — eine große Anzahl von Fotos auf, die neben vielem Bekannten auch manches Neue bringen.

PS. Auch (oder sogar: gerade) bei einer Publikation für Gewerkschaftsmitglieder sollten die Kommaregeln (besonders bei Relativsätzen) beachtet werden.  
*Peter Kuckuk*

*Wellblech und Windkanal. Arbeit und Geschäfte im Bremer Flugzeugbau von 1909 bis 1989.* Projektgruppe Betriebsgeschichte des Bremer Flugzeugbaus. Textredaktion *Dieter Pfliegensdörfer*. Bremen: Steintor 1989. 144 S.

Die Arbeitsgruppe Betriebsgeschichte des Bremer Flugzeugbaus setzte sich aus IG Metall-Kollegen der früheren Firma Messerschmitt-Bölkow-Blohm und dem wissenschaftlichen Mitarbeiter der Universität Bremen, Dieter Pfliegensdörfer, zusammen.

Wie die Autoren im Vorwort schreiben, hat ihre Publikation ein mehrfaches Anliegen verfolgt: Zum einen soll hier ein „Bild-Lesebuch“ für die „betriebsbezogene Arbeiterbildung“, zum anderen ein Stück Wirtschafts- und Sozialgeschichte „von unten“ vorgelegt werden, das manche Lücken in der deutschen Luftfahrtgeschichte zu schließen beabsichtigt.

Diesen doppelten Anspruch auf gedrängtem Raum einlösen zu wollen, ist kein kleines Unterfangen. In insgesamt acht Kapiteln werden die Frühgeschichte bremischer Aviatik 1909–1914, die Entstehung der Focke-Wulf-Werke während der Weimarer Zeit, deren Ausbau zu einem industriellen Großbetrieb während der nationalsozialistischen Aufrüstung, die Gründung der „Weserflug“ 1934 und die Expansion beider bremischen Flugzeugbaufirmen während des Zweiten Weltkrieges sowie Demontage, Neuaufbau und heutige Situation der inzwischen zu einem Gesamtbetrieb verschmolzenen Unternehmen behandelt.

Ein abschließendes Kapitel erörtert die Möglichkeiten einer Konversion der militärischen Industrie hin zu einer „Friedensproduktion“.

Die Vorkriegsphase ist außerordentlich materialreich bearbeitet und reich illustriert. In größerem Umfang werden bremische Archivalien herangezogen, der reichsübergreifende Aspekt ist in der Regel durch Sekundärliteratur gestützt und hier wiederum im wesentlichen durch Überblicksdarstellungen. Die detaillierte Schilderung der Zusammenhänge ist nicht immer übersichtlich strukturiert; der Leser jedoch, der sich der Mühe unterzieht, auch einmal hin und her zu blättern, wird mit einer Fülle von Informationen zur Geschichte der bremischen Luftfahrtindustrie vor 1945 belohnt, die sich an anderem Ort bisher nicht finden ließ. Ganz besonders informativ erscheinen die Passagen zu den Produktionsverfahren im manufakturmäßigen Flugzeugbau vor 1934 und zum großindustriellen Metallflugzeugbau nach dem Beginn der NS-Aufrüstung.

Eher unorganisch eingefügt sind einige Typenskizzen von Flugzeugen nebst Kurzbeschreibung ihrer technischen Besonderheiten, und nicht immer

fehlerfrei sind die Erläuterungen der zahlreichen Abbildungen — so zeigt das Foto auf S. 45 keine Focke-Wulf Condor, sondern das Dessauer Konkurrenzprodukt —, was sich bei einer Zweitaufgabe sicher leicht beheben läßt. Schwere wiegen die manchmal holzschnittartig vergrößernde Darstellung — z. B. des Konflikts Focke-Tank (S. 23 ff.) —, eher spekulative Äußerungen — z. B. Rolle Herbert L. W. Görings bei der Weserflug (S. 38), Entwurfsgeschichte der FW 190 (S. 66) u. a. m. — sowie die z. T. inhaltlich schwer zu akzeptierenden Ausführungen zum Verhältnis des nationalsozialistischen Reichsluftfahrtministeriums zu den Unternehmensleitungen der bremischen Flugzeugfabriken (S. 32–36 und 37 f.) und zum Verhältnis der deutschen Flugzeugbaubetriebe untereinander (Lizenzbau Ju W34, S. 34). An der einen oder anderen Stelle scheint in der Darstellung der Projektgruppe das theoretische Inventar des Konzepts vom staatsmonopolistischen Kapitalismus auf, mit dem sich der Rezensent nicht befreunden kann, insbesondere auch in der Schlußbemerkung (S. 132 ff.).

Zu den verwendeten Methoden der Darstellung gesellt sich ab S. 32 auch die Auswertung von Interviews und Memoiren von Zeitzeugen. Wenn dies aufgrund der außerordentlich schlechten Quellenlage für die Zeit nach 1933 — so sind etwa 90 % der Akten von Reichsluftfahrtministerium und Luftwaffe vernichtet — auch sinnvoll ist, so birgt ein solches Vorgehen doch Risiken, insbesondere, wenn — wie im Fall Fockes (S. 32 ff.) — spaltenlang der Darstellung eines Beteiligten direkt gefolgt wird. Auch die zahlreichen, äußerst anschaulichen Interviews früherer Mitarbeiter von Focke-Wulf und Weserflug sind nicht im Sinne der Oral-History-Forschung Spiegel von Bewußtseins- und Perzeptions-Struktur der Interviewten, sondern ersetzen, teilweise unkommentiert, die Auswertung und Interpretation schriftlicher Quellen. Dies mag für ein Lehrbuch für gewerkschaftliche Schulung durchaus hinreichen, greift aber für eine Arbeit mit auch wissenschaftlichem Anspruch (Vorwort der Projektgruppe, S. 7) zu kurz. Trotz dieser Einschränkungen sind es gerade die autobiographischen Zeugnisse, die dem Buch seine besondere Farbe geben. Besonders in dem schon genannten Abschnitt zur Produktionsgeschichte und in den äußerst informativen Passagen zur Bewußtseinsgeschichte der Flugzeugbauer im Nationalsozialismus haben sie eine starke illustrative Kraft.

Auf etwas kürzerem Raum ist die Nachkriegsgeschichte behandelt. Die Darstellung der Entwicklung bis 1980 ist materialreich, klar gegliedert und von hohem Informationswert; insbesondere die Geschichte der Belegschaftsvertretung verdient besondere Aufmerksamkeit. Die technologie- und unternehmensgeschichtlichen Aspekte sind dagegen schon von anderen Autoren aufgearbeitet, hier aber noch einmal anschaulich zusammengestellt.

Die Ausführungen der Projektgruppe zur heutigen industriepolitischen Situation sind eher dem Genre „Betriebsratsschulung“ zuzuordnen, jedoch wie das nachfolgende Kapitel über Konversionsperspektiven für jeden politisch Interessierten lesenswert.

Die „Projektgruppe Betriebsgeschichte“ hat mit „Wellblech und Windkanal“ — trotz der angeführten Mängel — ein äußerst lesenswertes Buch vorgelegt, das mit den meist technologiegeschichtlich orientierten, häufig

kritiklos-nostalgisierend vorgehenden Luftfahrtgeschichten üblichen Typs bricht und damit auch mit deren letztlich ahistorischer Vorgehensweise. Wenn sich auch aus der genannten doppelten Zielsetzung der Autoren einige Schwächen in Darstellung und Interpretation ergeben, so kann doch kaum in Abrede gestellt werden, daß „Wellblech und Windkanal“ eine verbindliche Lektüre für jeden an der bremischen Luftfahrtgeschichte Interessierten ist.

*Hartmut Pophanken*

*De Porre, Eugen und Peter Naujokat: 200 Jahre öffentliches Badewesen in Bremen. 50 Jahre Gesellschaft für öffentliche Bäder. Bremen: Steintor 1992. 190 S.*

Zweihundert Jahre öffentliches Badewesen auf rund 190 Seiten komprimiert darzustellen und dabei sowohl den Blick für Details nicht zu verlieren wie auch Hintergründe gesellschaftlicher Entwicklungen darzustellen, ist ein schwieriges Unterfangen. Eugen De Porre bewältigt dies im dominierenden Teil des Buches in einer lockeren, flüssig geschriebenen Erzählform, die Formulierungen der Zeit aufgreift und doch die kritische Distanz wahrt. Der Autor führt durch die Entwicklung des Badewesens, indem er immer wieder sehr kenntnisreich mit ihr in Verbindung stehende allgemeine Daten der bremischen Geschichte einfließen läßt, wie z. B. die Anlegung des Europahafens im Jahre 1888, die Währungsreform 1948 oder die Entwicklung der Wasserversorgung im 19. Jahrhundert, die erst ab 1873 den Bau geschlossener Badeanstalten zuließ. Diese vielfältigen Hinweise ziehen sich durch das Buch und machen es damit zu einer sehr lesenswerten Bremensie, die über die eigentliche Thematik hinausgeht und vielfältige Anregungen vermittelt.

Der gesellschaftliche Wandel dieser vergangenen 200 Jahre läßt sich an einzelnen Entwicklungslinien ablesen. Anstöße zu einer öffentlich kontrollierten Badekultur ergaben sich sowohl durch Unglücksfälle beim Baden wie durch Überlegungen zur Sittlichkeit. So war 1790 noch die Rede vom „die Sittlichkeit beleidigenden öffentlichen Baden“ innerhalb der Stadt (S. 10), und noch in der Weimarer Republik mußte getrennt nach Geschlechtern gebadet werden. Heute regt sich niemand ernsthaft darüber auf, wenn die Menschen nackt oder „oben ohne“ bzw. „top-less“, wie schon in den Siebziger Jahren, baden. Die Sicherheit vor Unglücksfällen ist demgegenüber bis heute bestimmend geblieben, wengleich vor allem durch den kostenlosen Schwimmunterricht in den Schulen heute die meisten Menschen schwimmen können und die Gefahren des Ertrinkens damit geringer geworden sind. Hygiene oder auch die gesundheitliche Bedeutung des Schwimmens spielte zunächst kaum eine Rolle. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde dagegen durch besondere Kohlezuweisungen der hohe Stellenwert der öffentlichen Bäder für die Hygiene und die gesundheitliche Bedeutung unterstrichen (S. 104). Auch nach dem Zweiten Weltkrieg standen diese Überlegungen zunächst im Vordergrund und führten zur raschen Wiedereröffnung der Freibäder, spielten dann aber mit dem fortschreitenden Wiederaufbau keine Rolle mehr. Immer breiteren Raum nahmen mit zunehmender Industrialisierung die Überlegungen ein, für die arbeitende Bevölkerung ausreichend Erholungsraum kosten-

günstig zur Verfügung zu stellen, 1907 führte dies auch zu der Forderung, das Frauenschwimmen zuzulassen (S. 26). Immer wieder stehen diesem Bemühen aber gegensätzliche Interessen vor allem aus Wirtschaft und Schifffahrt gegenüber. So muß z. B. die 1793 angelegte Badestelle unterhalb der Stadt zunächst wegen der neu gebauten Eisenbahnbrücke flußabwärts verlegt, dann wegen der Weserkorrektur 1889 ganz aufgegeben werden. Insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg wird die Gefahr durch die immer tiefer gehenden Schiffe und deren Sog bei der Fahrt wesenabwärts zu groß, so daß schließlich die Flußbäder am seetiefen Wasser schließen mußten. Allerdings konnte sich das letzte Flußbad am Schönebecker Sand noch bis 1966 halten.

Durchgehend durch die Entwicklung ist der Streit um die private oder öffentliche Organisation des Badewesens, der auch mehrfach in der Bürgerschaft ausgetragen wurde. Immer wieder wird darauf verwiesen, daß die Bewirtschaftung durch Vereine kostengünstiger sei als die öffentliche. Diese Überlegungen, fundiert mit einem speziellen Gutachten, führten schließlich auch zur Bildung der privatwirtschaftlich organisierten Gesellschaft für öffentliche Bäder 1942.

Mit abnehmender Bedeutung des Badens als Reinigungsakt und zunehmender Funktion als reines Freizeitvergnügen steigen die Anforderungen an die Schwimmbäder. So wird schon 1922 im Zusammenhang mit der Umgestaltung des Ohlenhofbades angemerkt, daß Baden und Schwimmen inzwischen „für die meisten mehr ein Sport und Vergnügen, als eine gesundheitliche Notwendigkeit“ sei und deshalb besondere staatliche Unterstützung nicht mehr benötigt werde. Insbesondere in den Fünfziger Jahren setzt sich diese Entwicklung mehr und mehr durch. So werden neue Bäder mit großen Parkanlagen errichtet (Schloßparkbad 1956), Wasserbeheizungsanlagen (ab 1968) oder Großrutschen eingebaut. Durch die Aufnahme von anderen Veranstaltungen in das Schwimmbad, wie Partys etc., wird deutlich, daß Schwimmen weit über den gesundheitlichen Aspekt hinaus Freizeitbetätigung geworden ist und das Angebot von seiten der Schwimmbäder hier immer weiter ausgebaut werden muß. Baden allein reicht nicht mehr, sondern es muß Entertainment dabei sein (S. 151). Auch diese Entwicklung hat aber bereits ihre frühen Vorläufer: So wurden schon in der Timmermannschen Badeanstalt in Woltmershausen um 1900 Schauschwimmen, Laternenfeste und musikalische Nachmittage unter Mitwirkung der Musikkapelle des Bremer Infanterie-Regimentes Nr. 75 abgehalten und zum festen Bestandteil der Freizeitgestaltung der umliegenden Ortschaften.

Der zweite Teil des Buches, der die Entwicklung der Hallenbäder seit 1949 nachzeichnet und insgesamt rund 20 Seiten umfaßt, gerät in manchen Teilen zu einem Eigenlob des Autors, des derzeitigen Geschäftsführers der GföB (z. B. S. 187). Naujokat verdeutlicht zwar auch den gesellschaftlichen Wandel, der sich in der zurückgehenden Benutzung der Reinigungs- und der medizinischen Bäder widerspiegelt und der zur Schließung einzelner Bäder führte, wie beim Ohlenhofbad 1985. Seine Darstellung orientiert sich aber überwiegend an Besucherzahlen und technischen sowie wirtschaftlichen Details, weniger an den sie begleitenden gesellschaftlichen Entwicklungen. So kritisiert der Autor die Bäderpolitik des Senats, insbesondere die Dezentralisierung, er

begründet diese aber nur mit dem politischen Willen des Senats und geht nicht ausreichend auf die veränderten Bedürfnisse der Benutzer ein. Den zunehmenden Stellenwert der arbeitsfreien Zeit und deren Okkupation und Vermarktung durch die Freizeitindustrie berücksichtigt er ebenfalls nur unzureichend.

Bedauerlich ist neben einigen ärgerlichen Fehlern (aus Friedrich Brettmann wird z. B. Friedrich Bettelmann [S. 16], aus 1953 wird 1923 [S. 145], unvollständige Sätze [S. 153]) vor allem die Tatsache, daß Quellenhinweise und Anmerkungen völlig fehlen. Gerade für die vielfältigen Querverweise bei De Porre wären sie wünschenswert und notwendig gewesen. Trotzdem ist dieser Band mit seinen 23 Schwarz-Weiß-Fotos aus der Geschichte der Frei- und Hallenbäder eine Bereicherung vor allem für sozialgeschichtlich Interessierte.

Günther Rohdenburg

*Ellerkamp, Marlene: Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht. Zu den sozialen Kosten der Industrialisierung: Bremer Textilarbeiterinnen 1870–1914.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. 343 S. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 95.); von der Universität Bremen im Wintersemester 1988/89 als Dissertation unter dem Titel „Textilarbeiterinnen im Kaiserreich. Krankheit, Lebensweise, soziale Sicherung und Protest in Bremen“ angenommen.

Die Textilindustrie im Bremer Raum ist sozialgeschichtlich in den letzten Jahren weitgehend aufgearbeitet worden. Die vorliegende Untersuchung behandelt allerdings mit den spezifischen Themenfeldern Krankheit, Arbeits- und Lebensbedingungen von Frauen im Kaiserreich am Beispiel Bremer Textilarbeiterinnen eine in der bisherigen Sozialgeschichtsschreibung wenig beachtete Fragestellung. Methodisch orientiert sich die Autorin an der Lehre der Sozialen Medizin, die schon Mitte des 19. Jh. mit Vertretern wie Virchow die gesellschaftlich-ökonomischen und sozialen Entstehungsbedingungen von Krankheit erkannte und diese mit empirischen Untersuchungen zu belegen versuchte.

Die Quellenlage erwies sich wie bei vielen sozialgeschichtlichen Studien mit frauenspezifischen Fragestellungen als schwierig. Auf Firmenarchive konnte leider nicht zurückgegriffen werden. Neben verschiedenartigen Archivalien staatlicher und städtischer Provenienz stützt sich die Arbeit im wesentlichen auf die betreffenden Jahresberichte der Gewerbeinspektion, auf die Jahrgänge der sozialdemokratischen „Bremer Bürgerzeitung“ sowie auf die Jahrgänge des Jahrbuchs und des Zentralorgans der Textilgewerkschaft „Der Textil-Arbeiter“. Die unternehmerische Seite kommt anhand von Firmenfestschriften und Geschäftsberichten zu Wort.

Im ersten Teil (Kap. 1–4) der Untersuchung versucht die Autorin die Morbiditätsverhältnisse von Textilarbeiterinnen vor dem Hintergrund der allgemeinen Arbeits- und Lebensbedingungen aufzuzeigen. Sie stützt sich dabei auf den erfaßbaren Fabrikalltag in acht Textilunternehmen des Bremer Raumes mit unterschiedlicher Betriebsgröße, in denen je nach Produktionszweig

50–70 % der Belegschaft Frauen waren. Dem Anspruch, geschlechtsspezifische krankheitsverursachende Faktoren in der Arbeits- und Lebenswelt der Arbeiterschaft im Kaiserreich am Beispiel der Bremer Textilindustrie zu ermitteln und damit zugleich die „Kosten“ der Industrialisierung deutlich zu machen, wird die Veröffentlichung nur bedingt gerecht. Das liegt zum einen an der Quellenlage, zum anderen aber auch an den aus den Quellen gewonnenen Daten: z. B. erfaßt die Krankenkassenstatistik Krankheit nur hinsichtlich erforderlicher kassenrechtlicher Leistungen. Da infolgedessen alle Fälle von Krankheit ohne Krankschreibung nicht in die Statistik mit einfließen, entsteht ein eingeschränktes Bild von Krankheit. Die Auswertung der Fabrik-kassenstatistik von drei Bremer Textilbetrieben ergab schließlich, daß die Krankendaten von Frauen im allgemeinen über denen der männlichen Kollegen lagen. Im nationalen Vergleich sah es allerdings anders aus: Alle deutschen Betriebskassen wiesen bezüglich des Krankenstandes für Männer die höheren Werte auf. Dieses Ergebnis widerlegt auch die Annahme der Autorin, daß die Doppelbelastung (Fabrik/Familie) der Frauen die wesentliche Ursache für die höhere Morbidität der Bremer Textilarbeiterinnen gewesen sein muß (S. 136), da hierunter ja alle verheirateten Arbeiterinnen und nicht nur die Bremer zu leiden hatten. Eine „spezifisch weibliche Belastungsstruktur“ in den Bremer Textilfabriken konnte als Erklärungsmodell des hohen Krankenstandes der Frauen auch nicht gefunden werden (S. 136). Somit bleibt dieser Aspekt der Untersuchung etwas unbefriedigend. Der Autorin ist es aber gelungen, anhand einer Analyse der Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiterinnen ein differenziertes Bild der weiblichen Belegschaft der Bremer Textilindustrie darzustellen, deren Lebensformen sich je nach Branche, Arbeitsverhältnis, Arbeitsplatz, Familienstand und Wohnverhältnisse zum Teil stark unterschieden.

Der zweite Teil der Arbeit (Kap. 5–6) ist ein Beitrag zur Sozialpolitik-Forschung. Im Mittelpunkt stehen Formen und Auswirkungen des staatlichen Arbeits- und Gesundheitsschutzes sowie der betrieblichen Wohlfahrtseinrichtungen. Die Autorin macht deutlich, daß die staatlichen und betrieblichen Maßnahmen Belange weiblicher Arbeitskräfte kaum berücksichtigten. Hinsichtlich der Leistungen der Krankenkassen waren Arbeiterinnen, da Versicherungsbeiträge und Leistungen sich nach der Lohnklasse des/der Versicherten richteten, und wegen ihres Status als Zuverdienende sogar doppelt benachteiligt. Die betrieblichen Sozialleistungen — besser Wohltätigkeiten, denn es bestand kein Rechtsanspruch — deckten verschiedene Lebensbereiche der Belegschaft wie Wohnung, Nahrungsmittelversorgung, Unterstützungsfonds für „Sonderfälle“, Krankheit und Tod ab. Spezifisch weibliche Bedürfnisse, zum Beispiel die Einrichtung von Säuglingsheimen und Kinderhorten, um die verheirateten Arbeiterinnen, die ja 30–40 % der Belegschaft ausmachten, zu entlasten, fanden dabei selten Beachtung.

Industrielle Frauenarbeit, insbes. Mutterschutz und Arbeitszeit, wurde von staatlicher Seite erstmalig in der Gewerbeordnung von 1891 umfassend geregelt. Absatz 1 des § 137 verbietet z. B. die Nacharbeit von Frauen. Damals stieß diese gesetzliche Maßnahme bei Unternehmern und auch in Teilen der Belegschaft auf Widerspruch. Diese, eine der ersten Frauenarbeitsschutzbe-

stimmungen, wurde jüngst vom Bundesverfassungsgericht mit der Begründung aufgehoben, daß das Verbot gegen die Gleichberechtigung von Mann und Frau verstößt („Weser-Kurier“ v. 28.1.1992).

Im letzten Teil der Arbeit (Kap. 7) behandelt die Autorin die Frage, inwieweit die Betroffenen selbst über gewerkschaftliches Engagement und Organisation den Weg der Selbsthilfe beschritten. Aber auch die Freien Gewerkschaften machten sich nicht gerade für die Belange der Frauen stark. Die große Fluktuation unter den Textilarbeiterinnen, ihr niedriger Qualifikationsgrad, aber auch das alte Rollenverständnis und die daherrührende Doppelbelastung vieler Frauen erschwerten die Mobilisierung und Organisation dieses für die Gewerkschaften „unattraktiven“ Personenkreises. So stellten die Frauen im Betrieb zwar die Mehrheit, im „Textilarbeiter-Verband“ blieben sie aber stets die Minderheit.

Die vorliegende Veröffentlichung, in der die bisherige regionale und überregionale Forschung eingearbeitet wurde, überzeugt durch Faktenreichtum sowie quellen- und methodenkritische Überlegungen, wie sie selten zu finden sind, wenn auch auf die zentrale Frage nach einem geschlechtsspezifischen Zusammenhang von Arbeits- und Lebensbedingungen und Krankheit keine schlüssige Antwort gefunden werden konnte.

Umfassende Quellen- und Literaturhinweise, ein ausführlicher, aber nicht anstrengender Anmerkungsapparat und zahlreiche, sorgfältig erarbeitete Tabellen ergänzen den Text. Man sollte auch bemerken, daß das Lesen des Buches Freude macht; insbesondere die nicht ermüdenden, treffend im Text plazierten Quellenauszüge vermitteln dem Leser ein anschauliches Bild von den Arbeits- und Lebensbedingungen der Bremer Textilarbeiterschaft in der Kaiserzeit.

*Karin Hackel-Stehr*

*Bremer Frauen von A bis Z. Ein biographisches Lexikon, hrsg. von Hannelore Cyrus, Elisabeth Hannover-Drück, Gisela Hildebrand, Christine Holzner-Rabe, Inge Jacob, Edith Laudowitz und Renate Meyer-Braun. Bremen: Verlag in der Sonnenstraße 1991. 512 S.*

Mehr als ein Dutzend Autorinnen hat zu dieser Sammlung neben den Herausgeberinnen beigesteuert, einige von ihnen sind bereits mehrmals mit Veröffentlichungen zu Themen der Frauenforschung hervorgetreten. Es werden Kurzbiographien von insgesamt 206 Frauen, in acht Sparten alphabetisch geordnet, geboten; dabei erweisen sich die einzelnen Texte als durchaus verschieden angelegt, was nicht nur auf unterschiedliche Darstellungs- und Aussageabsichten der Autorinnen zurückgeht. Zufälligkeiten der Quellenlage, vor allem aber Besonderheiten des Forschungsstands und der Forschungsfragen führen zu großen Disparitäten: Einzelne Personenkreise — die Lehrerinnen des Bremer Mädchenschulwesens z.B. — sind vorzüglich erforscht und belegt, während für andere Gruppen, z.B. die bildenden Künstlerinnen, in vielen Fällen nur Bruchstücke von Informationen vorliegen. Die Entschei-

dung, auch solche Fragmente aufzunehmen und mehr Fragen zu stellen, als zu beantworten, war sicher richtig, doch schränkt die Unvollständigkeit auch der biographischen Rahmendaten den Gebrauchswert des Buchs als Nachschlagewerk ein.

Ist ein einzel-biographisches Herangehen überhaupt darstellungs- und forschungsmethodisch zu diesen (und anderen) Fragenkomplexen noch angemessen? Sicher bietet es die Möglichkeit, auch Ansätze zu Nachrichten zu präsentieren und damit weiteres Fragen anzuregen. Doch zeigt die aufmerksame Lektüre, daß gerade im Bereich der künstlerischen, sozial-pflegerischen und politischen Tätigkeit, die hier im Vordergrund steht, Netzwerke von Personen, die sich gegenseitig unterstützten und weitgehend gemeinsam lebten und arbeiteten, das Bild bestimmen. Die Ordnung nach Einzelpersonen zerreißt daher Zusammenhänge und führt zu manchmal ermüdendem Mehrfach-Beschreiben. Dies geht so weit, daß Schwestern, die ihr Leben und ihre Arbeit gemeinsam organisiert haben, in nahezu gleichlautenden und aufgrund der Namensgleichheit direkt aufeinander folgenden Artikeln gewürdigt werden.

Auch den Herausgeberinnen war es wohl bewußt, daß das biographische Herangehen die Tendenz der schriftlichen Überlieferung bestärkt, die Mitglieder der bürgerlichen Oberschicht — weiblich oder männlich — begünstigt. Als Gegengewicht dagegen ist eine Sparte „Verschiedene Berufe“ eingerichtet worden. Hier findet sich eine Sammlung verschiedenster Personen wieder — wodurch gerade die noch wenig behandelten Bereiche der Bremer Frauenforschung deutlich werden.

Nur in dieser Rubrik finden sich Personen, deren Erwerbstätigkeit im gewerblichen Bereich — als Dienstmädchen, Hebamme, Kleinhändlerin, Werftbesitzerin — lag oder die als Ehefrauen, Schwestern oder Mütter die Berufsarbeit gemeinsam mit Ehemann, Brüdern oder Söhnen zum Erfolg führten. Daneben findet sich eine bunte Mischung von „legendären“, berüchtigt-berühmten, stadtbekannten und unbekanntem Frauen, die dieses Buch von einem Nachschlagewerk, das es nicht sein kann, doch noch in ein Lesebuch verwandelt.

*Bettina Schleier*

*Meyer-Braun, Renate (Hrsg.): Frauen ins Parlament! Porträts weiblicher Abgeordneter in der Bremischen Bürgerschaft. Bremen: Hauschild 1991. 317 S.*

Dieses Buch, das mit der Unterstützung des Vorstandes der Bremischen Bürgerschaft zustande kam, ist von den Autorinnen einer der von ihnen porträtierten Frauen gewidmet: Anna Stiegler, Sozialdemokratin, Bürgerschaftsabgeordnete von 1919—1933, wegen ihres Widerstandes gegen das Nazi-Regime im Zuchthaus und im Konzentrationslager, von 1945 bis zu ihrem Tode 1963 wieder Abgeordnete der Bürgerschaft.

Auf dem Umschlag des Buches ein altes Plakat der KPD aus dem Jahre 1923, das auch in Bremen geklebt worden ist: Die Agitatorin fordert die aus den Fabriken herausströmenden dunklen, grauen Massen zum Kampf auf.

Dies und das Glanzpapier lassen Schlimmes ahnen — eine Festschrift für die Frauen in der Bremischen Bürgerschaft, von rechts bis links, deutschnational oder kommunistisch, „Frauen, vereint, sind sie stark gegen die Männerherrschaft und für eine bessere Welt“. Doch diese Befürchtungen bewahrheiten sich — den zehn Autorinnen sei Dank — nicht. Die Porträts sind Ergebnisse von Prozessen einer sensiblen Annäherung, die je nach politischen Standorten mit größerer oder geringerer Sympathie geschieht, immer mit Respekt und in der Regel mit der notwendigen Distanz. Sie sind sorgfältig recherchiert, beruhen z. T. auf selber gemachten Interviews oder auf der Auswertung von vorliegenden. Die Protokolle der Bürgerschaft, die die Reden der Abgeordneten im Wortlaut enthalten, bildeten eine weitere wichtige Quelle. Fotos und Abbildungen von Dokumenten machen das Buch anschaulich. Beate Hoecker zeichnet knapp und präzise den mühsamen und schwierigen Weg von der Frauenstimmrechtsbewegung Ende des letzten Jahrhunderts in Deutschland bis zur immer noch unzureichenden Präsenz von Frauen in den heutigen Parlamenten unter besonderer Berücksichtigung der Situation in Bremen nach. Ein Verzeichnis aller weiblichen Abgeordneten in Bremen rundet den Band ab.

Bis April 1991 gab es in Bremen 121 weibliche Bürgerschaftsabgeordnete. Elf werden hier vorgestellt. Dies sind in alphabetischer Reihenfolge, so wie sie im Buch vorgestellt werden — in Klammern der Name der jeweiligen Autorin: Minna Bahnson, 1866–1947, DDP (Romina Schmitter); Gesine Becker, 1888–1968, KPD (Susanne Schunter-Kleemann); Hermine Bertold, 1896–1990, SPD (Renate Meyer-Braun); Elise Jensen, 1877–1924, SPD, Bremerhaven (Ulrike Windhövel); Clara Jungmittag, 1881–1961, SPD (Brigitte Bents-Rippel); Elisabeth Lürssen, 1880–1972, DVP (Elisabeth Hannover-Drück); Charlotte Niehaus, 1882–1975, SPD (Beater Hoecker); Mathilde Plate, 1878–1963, DnVP (Hannelore Cyrus); Käthe Popall, 1907–1984, KPD (Inge Buck); Verena Rodewald, 1866–1937 (Christina Holzner-Rabe) und Anna Stiegler, 1881–1963 (Renate Meyer-Braun).

Leider versäumt es die Herausgeberin, Renate Meyer-Braun, die Kriterien für die Auswahl dieser elf Frauen zu benennen. Doch beschreibt sie Gemeinsamkeiten, trotz unterschiedlicher Biographien und politischer Standorte. Bis auf eine Politikerin, nämlich Käthe Popall, sind alle am Ende des 19. Jahrhunderts geboren und gehörten so zu den Parlamentarierinnen der ersten Stunde. Die meisten von ihnen wurden sehr alt, ihre Lebensgeschichte umfaßt vier Generationen: Kaiserreich, Weimar, die Zeit des Nationalsozialismus, Nachkriegszeit und Bundesrepublik. Trotz aller politischen Unterschiede war das Hauptbetätigungsfeld aller elf Frauen die Sozial- oder Bildungspolitik, ein Feld, das sie sich zwar ausgesucht hatten, auf dem sie aber auch die geringste Konkurrenz für die Männer bedeuteten. Einig sind sich die Politikerinnen auch in ihrem Engagement für Frauen, ihr Frauenbild jedoch ist so unterschiedlich wie ihre Lebensgeschichten und ihre politische Sozialisation.

Während die Politikerinnen aus der Arbeiterbewegung durchweg keine weiterführenden Schulen besucht hatten, meist nicht einmal über eine spezifische Berufsausbildung verfügten — vier von den sieben waren Dienstmädchen gewesen, alle waren verheiratet und mußten Mann und Kinder ver-

sorgen —, hatten drei von den vier bürgerlichen Frauen eine höhere Schule und eine akademische Ausbildung absolviert und sich für ein Leben als unverheiratete Lehrerin entschieden.

Die Lebensgeschichten zweier Frauen, die eine dem rechten, konservativen Lager zugehörig, die andere Kommunistin, verdeutlichen die soziale, kulturelle und politische Verschiedenheit der Biographien:

Mathilde Plate, Historikerin, seit 1919 Direktorin an der ersten staatlichen höheren Mädchenschule „An der Kleinen Helle“. Der Vater war Lehrer in Walle. Mathilde Plate war deutschnational aus Überzeugung, sie lehnte die Weimarer Republik ab. Sie trat ein für die deutsche Ehre und die Monarchie. „Unverschuldeten Armen“ sollte geholfen werden, v. a. den Kriegsoptionen. Soziale Fürsorge des Staates war für sie an das Wohlverhalten der zu Versorgenden gebunden. Kompromißlos allerdings setzte sie sich für die Mädchenbildung ein — und für ihre Schule. Anders als viele andere Deutschnationale biederte sie sich nicht bei den Nationalsozialisten an, ihre konservative und protestantische Ethik bewahrte sie davor. Sie blieb jedoch Schulleiterin. 1949 kandidierte sie für den Bundestag auf der Liste der CDU. Sie unterlag und zog sich aus der Politik zurück. Hannelore Cyrus konnte für ihren Beitrag auf schriftliche Erinnerungen von Mathilde Plate, auf persönliche Briefe an Verwandte und schriftliche Schilderungen über sie zurückgreifen.

Gesine Becker verdingte sich als Dienstmädchen in ihrer Jugend. Sie heiratete einen Tischler und Stellmacher, das Paar hatte eine Tochter. 1920 wurde sie Abgeordnete der KPD. Das Parlament blieb ihr „fremdes Terrain“, eine Einrichtung des bürgerlichen Klassenstaates (S. 53). Dies war mehr als Ideologie, es war auch ihre persönliche Erfahrung. Wenn sie redete, so war das sofort „kommunistische Agitation“: Entrüstung, Zwischenrufe, Gelächter begleiteten ihre Ausführungen, die ihre eigene Unsicherheit, ihre Empörung deutlich widerspiegeln. Zum Skandal geriet die Haltung der konservativen Abgeordneten, als Gesine Becker 1927 von einem betrunkenen Polizeibeamten „sexuell belästigt“ wurde. Das Opfer, Gesine Becker, wurde zum Täter gemacht, ihre Immunität sollte aufgehoben werden, was die Bürgerschaft erst nach langen Debatten ablehnte. Gesine Becker nutzte das Parlament als öffentliche Bühne, so wie sie auf Versammlungen der KPD als Agitatorin aufzutreten gewohnt war. Eines ihrer Hauptanliegen war die Streichung des § 218. Eigenständiges Profil jenseits von Parteipolitik gewann sie offenbar nicht. Bemerkenswerterweise stellt die Porträtistin, Susanne Schunter-Kleemann, auch gar nicht die Frage nach dem Frauenbild von Gesine Becker. Im Jahr 1930 verliert sich ihre Spur. Sie soll umgezogen sein in das Gebiet der späteren DDR. Es gab keinen Nachlaß, keine Erinnerungen, keine Briefe, ihre früheren Lebensdaten sind lückenhaft, ihr Schicksal bleibt im dunkeln.

Zwischen Mathilde Plate und Gesine Becker lagen Welten. Wir wissen nicht, wie sich Mathilde Plate 1927 verhalten hat. Verteidigte sie ihre Geschlechtsgenossin gegen die Verleumdungen ihres Parteifreundes Castendyk? Dies ist eher unwahrscheinlich. Wieder einmal zeigt sich deutlich, daß Geschlecht immer auch eine soziale und kulturelle Kategorie ist. Die Polarität der Geschlechter ist in der Realität so dichotomisch nicht, die Bilder sind doppelbödig und brüchig. So mutet es doch seltsam an, wenn sogar in diesem

Band die Autorinnen betonen, daß diese bremischen Politikerinnen auch ihre „Ecken und Kanten“ gehabt hätten — etwas, was bei einer Männerbiographie eher als positives Charakteristikum gilt —, ja, daß sie sie gegen die Mythen, die vor allem ihre männlichen Kollegen im Nachhinein über sie verbreiteten, in Schutz nehmen (vgl. Renate Meyer-Braun zu Anna Stiegler, S. 239 ff.). Die andere Seite der Medaille ist das angestrengte Suchen bei den konservativen Frauen, inwieweit sie in allem mit ihrer Partei übereingestimmt hätten. Da lugt dann doch der, so scheint es, nicht ausrottbare Glaube an die Frauen als die bessere Hälfte der Menschheit hervor.

Eine Gemeinsamkeit aller Frauen hat die Rezensentin aber doch entdeckt: Die fehlende Larmoyanz. Und dies, obwohl in diesen Geschichten immer wieder durchscheint, wie sehr diese Politikerinnen mit Widerständigkeiten zu kämpfen hatten, die einen mehr, die anderen weniger. Sie hatten alle ein erfülltes Leben.

*Inge MarBolek*

*Meier-Hüsing, Peter: Religiöse Gemeinschaften in Bremen.* Ein Handbuch. Marburg: diagonal 1990. 300 S.

*Breitenfeldt, Martin: Bremens fromme Szene.* Gemeinden, Gemeinschaften, Dienstgruppen im evangelischen Raum. Eine Bestandsaufnahme im Auftrag der Bremischen Evangelischen Kirche. Bremen: Öffentlichkeitsamt der BEK, o.J. (1991). 146 S.

Die Erfassung der religiösen Gemeinschaften in Bremen nach dem Stande von 1989/90 durch Peter Meier-Hüsing und Martin Breitenfeldt vermittelt auch Informationen über die Geschichte von Kirchen und Freikirchen, Gemeinschaften, Logen und Dienstgruppen. Unter diesem Blickwinkel dürfen diese beiden Veröffentlichungen hier besprochen werden. Sie ergänzen sich zumeist: So findet man bei Meier-Hüsing unter dem Stichwort „Evangelisch-methodistische Kirche“ einen Hinweis auf den „Prediger Jacoby“, der seit 1849 in Bremen eine methodistische Gemeinde sammelte. Breitenfeldt nennt auch Vornamen und akademischen Grad: „Dr. Ludwig Jacoby“. Er gibt Auskunft über seine Herkunft: „deutschstämmiger Missionar der Episcopal Methodist Church USA“. Und sagt genaueres über seine Tätigkeit in Bremen: „Der Anfang der Evangelisch-methodistischen Kirche im nordwestdeutschen Raum liegt in einem evangelistischen Abendgottesdienst, den Jacoby im Dezember 1849 im Krameramtshaus hielt. Jacoby und weitere Mitarbeiter betreuten in der Folge deutsche Nordamerikauswanderer, vertrieben die Zeitung ‚Der Evangelist‘, machten Besuchsdienst, hielten Familiengottesdienste ab etc. Ungehindert von Bremer Behörden kam es zur Bildung von Gemeinden in und um Bremen (auch Delmenhorst, Bremerhaven). Es kam zu fruchtbaren Kontakten mit den erwecklichen Kreisen, die die Innere Mission trugen.“ Auch auf die 1989 vereinbarte Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft zwischen der Evangelisch-methodistischen Kirche und der Bremischen Evangelischen Kirche weist Breitenfeldt hin. Meier-Hüsing bezieht auch die Methodisten-Gemeinde in Bremerhaven mit ein, wenn er die Zahl der Kir-

chenmitglieder mit etwa 700 angibt. Breitenfeldt rechnet für die beiden Gemeinden in Bremen und Vegesack mit 420 Mitgliedern.

Trotz des bis Bremerhaven reichenden Horizonts des Handbuches von Meier-Hüsing vermißt man bei ihm in der Behandlung der Baptisten den Hinweis auf die Darstellungen der Geschichte der Baptistengemeinde in Bremerhaven (Margarete und Hermann Jelten: Eine Freikirche in der freiesten Stadt, 1982) und in der Region (Margarete Jelten: Unter Gottes Dachziegeln. Anfänge des Baptismus in Nordwestdeutschland, 1984). In dem zuletzt genannten Buch ist auch die Gemeindegründung in Bremen behandelt (S. 137 ff.).

Die Vielzahl kleiner und kleinster Gemeinschaften, die von Breitenfeldt im „evangelikalen“ Raum erfaßt wurde, ist in ihrer geschichtlichen oder kirchengeschichtlichen Bedeutung für Bremen noch kaum zu bewerten. Die über sie zusammengetragenen Informationen sind aber gewiß für eine künftige Urteilsbildung wertvoll.

In der Darstellung der Gemeinden der Bremischen Evangelischen Kirche unterscheiden sich Meier-Hüsing und Breitenfeldt durch Zielsetzung und Anlage ihrer Arbeiten. Breitenfeldt berücksichtigt nur die „evangelikalen“ Gemeinden, Meier-Hüsing hat alle Gemeinden erfaßt. Er nennt die stadtbremischen Gemeinden mit ihrem Namen (z. B. St. Pauli, Zion, St. Michaelis, St. Petri). Die Gemeinden der 1948 von der Hannoverschen Landeskirche übernommenen Randgebiete im Osten und Norden der Hansestadt müssen sich dagegen mit wenigen Ausnahmen mit der Ortsangabe begnügen („Lesum Kirche“, „Hemelingen Kirche“, schlicht „Lüssum“ oder „Bockhorn“ ohne Kirche).

Die religionswissenschaftlich orientierte Arbeit von Meier-Hüsing bezieht auch die Israelitische Gemeinde in Bremen, den Islam, die Baha'i-Religion und andere Gruppen mit ein. Dankbar darf man dafür sein, daß die Freimaurerei mit ihrer ehrwürdigen Tradition in der Hansestadt in der ganzen Vielfalt ihrer Logen nach dem Stand des Jahres 1990 erfaßt wurde. Es sind 14 Logen, davon je eine in Delmenhorst und in Ritterhude, mit 684 Mitgliedern. Allen Unzulänglichkeiten der beiden Veröffentlichungen zum Trotz darf der Dank für die hier gebotenen Informationen das letzte Wort behalten.

Gerhard Schmolze

*Reinhardt, Klaus: Eine Musiker-Jugend in Bremen. Die Wiederentdeckung des Komponisten Wilhelm Berger (1861–1911). Nach Dokumenten des Nachlasses und zeitgenössischen Quellen. Mit Chronik des Lebens und Schaffens, Abbildungen und Notenteil sowie einem literarischen Anhang. Bremen: Hauschild 1989. 144 S.*

Die „Bremische Biographie des neunzehnten Jahrhunderts“ (Bremen 1912) hat den Schriftsteller Wilhelm Berger (1833–1901) gewürdigt. Der Verfasser des Lebensabrisses, Hermann Tardel, verweist mit einem Satz auch auf dessen Sohn, den Komponisten Wilhelm Berger (1861–1911), „zuletzt Kapellmeister in Meiningen“ (S. 32). Die „Bremische Biographie 1912–1962“ konnte den Faden nicht wieder aufnehmen: Wilhelm Berger, der Jüngere, lag außerhalb des zeitlichen Rahmens, den sich die Herausgeber gesetzt hatten. So

darf man die Veröffentlichung von Klaus Reinhardt dankbar begrüßen. Sie gibt mit dem Abdruck der Novelle „Zukunftsmusik“ im Anhang (S. 121–144) von Wilhelm Berger, dem Älteren, zugleich einen Einblick in das literarische Schaffen des Vaters des Komponisten. Dieser war 1853 in die USA ausgewandert und hatte 1855 in Cincinnati eine deutsche Musikalienhandlung gegründet. 1857 trat er in die Firma eines Musikalienverlegers in Boston ein. Der Bürgerkrieg veranlaßte ihn 1862 zur Rückkehr nach Bremen. Die Familie lebt zunächst im Sommerhaus der Großmutter, Magdalene Berger, geb. Dörrbecker, in Schönebeck und siedelt dann 1863 in die Straße Außer der Schleifmühle nach Bremen über.

Hier wächst Wilhelm Berger, der Jüngere, in das Musikleben der Hansestadt hinein. Am 21. September 1878 gibt Wilhelm Berger sein erstes öffentliches Konzert im Künstlerverein in Bremen: das „junge Talent“ am Bechsteinflügel. Nach Werken von Bach, Weber, Bruch, Schumann und anderen Komponisten bilden zwei Lieder, ein „Fantasiestück“ für Violine und Pianoforte und zwei Klavierstücke von Wilhelm Berger, den Abschluß des Konzerts.

Studienjahre in Berlin schließen sich 1878 bis 1882 an. 1888 erhält Berger eine Stelle als Lehrer am Scharwenka-Konservatorium in Berlin, 1903 folgt er einem Ruf als Hofkapellmeister nach Meiningen. Klaus Reinhardt spricht schon 1878 von einem „Abschied“ Bergers von Bremen. Er blieb aber gleichwohl mit der Hansestadt lebenslang verbunden. Zum Beispiel dirigierte er 1900 die Uraufführung seiner Zweiten Symphonie im Künstlerverein. Seit dem Jahre 1985 bemühen sich Klaus Bernbacher und Günter Koller auf Initiative von Klaus Reinhardt um Wiederaufführungen von Werken Wilhelm Bergers. Das Echo auf diese „Wiederentdeckung“ eines heute vergessenen Komponisten hielt sich in Grenzen. Der schönste Ertrag dieser Bemühungen ist Reinhardts Schilderung der „Musiker-Jugend in Bremen“, die mit ihren Briefauszügen, zeitgenössischen Fotografien und Notenbeispielen ein farbiges Bild der vor allem von Johannes Brahms beherrschten musikalischen Szene im Bremen der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts vermittelt. Neben dem Nachlaß des Komponisten, der sich in der Deutschen Staatsbibliothek Berlin befindet, konnte Reinhardt auf Familienpapiere zurückgreifen.

*Gerhard Schmolze*

*Scheper, Burchard: Bremerhaven so wie es war. Düsseldorf: Droste 1991. 104 S.*

Als Teil einer lange etablierten und renommierten Reihe von Städtebüchern, in der inzwischen schon eine große Zahl deutscher Städte vertreten ist, ist jetzt auch der Band über Bremerhaven erschienen. Die Reihe möchte mehr präsentieren als die gängigen Bildbände; auch wenn das Bildgut überwiegt, so soll doch auch zusammenhängender Text zu Topographie und Geschichte der jeweiligen Stadt nicht zu kurz kommen. Der vorliegende Band fand im langjährigen Stadtarchivar Burchard Scheper einen Bearbeiter, den seine Kompetenz in die Lage versetzte, das vorgegebene Konzept auf hohem Niveau in die Tat umzusetzen. Neben eine überzeugende Bildauswahl tritt

ein Text, der nicht chronologisch vorgeht, sondern topographisch von Speckenbüttel im Norden bis Wulsdorf im Süden die Stadtgeschichte abschreitet. Das geht zwar gelegentlich nicht ohne Überschneidungen und Wiederholungen ab, ist aber im großen und ganzen gelungen. Die Akzente der Geschichte des heutigen Bremerhaven, das aus der bremischen Gründung von 1827, aber auch aus viel älteren Gemeinden wie Lehe, der hannoverschen Konkurrenz Geestemünde und Randdörfern ursprünglich bäuerlichen Zuschnitts zusammengewachsen ist, erhalten ihren gebührenden Platz; Hafenenwicklung und Auswanderung etwa, die kurzlebige schwedische Gründung der Karlsburg, der Fischereihafen, die NS-Zeit seien als Beispiele hervorgehoben, aber auch die kulturgeschichtlichen Aspekte, die Schulgeschichte und manches eher idyllische Detail werden lebendig erzählt. Darstellung und Bildmaterial reichen bis in die jüngste Vergangenheit. Alles in allem ein gelungenes Stadtporträt, das von der profunden Sachkenntnis des Verfassers profitiert.

*Reinhard Patemann*

*Grapenthin, Elke: Künstler und Künstlerinnen in Bremerhaven und Umgebung 1827–1990. Bremen: Hauschild 1991. 559 S.*

Nobel aufgemacht und mit einem Ausstattungsaufwand versehen, der jeder Kunstgeschichte einer Weltstadt zur Ehre gereicht hätte, präsentiert der Freundeskreis Paul Ernst Wilke e.V. in Bremerhaven das umfassend angelegte Werk über anderthalb Jahrhunderte Kunst und Künstler in Bremerhaven und Umgebung.

Mit großem Fleiß hat die Kunsthistorikerin Elke Grapenthin eine Fülle von Auskünften und verstreuten Hinweisen gesammelt und zu einer soliden Gesamtdarstellung verarbeitet. Daß die Veröffentlichung eine bereits beschränkte Zahl von 138 Namen umfaßt (das Archiv des Freundeskreises bewahrt das gesamte zur Vorbereitung des Buches zusammengetragene Material), soll angesichts der auf 559 Seiten vorgestellten Künstler und Künstlerinnen nicht vergessen werden.

Die Auswahlkriterien waren nicht engherzig gefaßt. Die Geburt in Bremerhaven, ein vorübergehender Aufenthalt dort oder ein Wohnort im Altkreis Wesermünde waren Grund genug für die Aufnahme und sicherlich kein schlechter. Der unausgesprochene, wenn auch deutlich erkennbare Maßstab einer „Jury“, die über die höheren Weihen einer Berücksichtigung im vorliegenden Werk entschieden hat, war künstlerische Qualität. Auch Keramiker und andere Kunsthandwerker, Bühnenbildner oder Gebrauchsgraphiker wurden den freien Künstlern an die Seite gestellt.

Vorangestellt sind den Künstlermonographien zwei historische Kapitel über die Darstellungen Bremerhavens in Malerei und Graphik. Ausführlich werden zunächst die bildmäßigen topographischen Ansichten (auch aus der Zeit vor 1827, also die von Lehe oder Geestemünde) kommentiert. Der Versuch, sich von der historisch-topographischen Darstellung des gleichen Themas bei Herbert und Inge Schwarzwälder (1977) abzusetzen, ist nur bedingt geglückt. Den Fundus der Graphiken nach Herstellungstechniken zu ordnen, erscheint willkürlich, und es muß dahingestellt bleiben, ob diese Strukturie-

H. Allmers, Marschenbuch, 1858, S. 123 u. 193), während sich die sächsische Bevölkerung auf dem Geestgebiet konzentrierte. Aus diesem Grund kommt 1336 auch die Bezeichnung Frisia et Hatheleria für den Bezirk vor. Auf der Geest hatte auch der edelfreie und ministeriale Adel seine Burgsitze (S. 37 ff.).

Wann der geistliche Aufsichtbezirk, dessen Archidiakon (zuweilen Propst genannt) zugleich Bremer Domherr und Vizedominus des Domkapitels war (S. 45), entstanden ist, ließ sich nicht klären. Hingegen gelang es der Verfasserin, die Route, die der Archidiakon zu den einzelnen Sendgerichtsorten nahm, anhand des Stader Copiars von 1420 zu rekonstruieren (S. 49 mit Karte III). Offengelassen wird auch, wie es eigentlich dazu kommt, daß die Herzöge von Sachsen in einem Gebiet, das sich durch eine lange Tradition erzbischöflich-bremischer Rechte auszeichnete (S. 35 f.), von 1219 an die Landeshoheit wahrnehmen. Am wahrscheinlichsten können diese Verhältnisse auf einen Ausgleich zwischen Welfen und Askaniern (1208/09), die beide in diesem Raum als Billungererben miteinander konkurrierten, zurückgeführt werden (Hucker, Otto IV., 1991, S. 241 ff.). Vor Ort, das wird deutlich herausgearbeitet, war eher der politische Einfluß des Adels, der Herren von Bederkesa, von Flögeln, von Elmlohe, von der Lieth und Lappe (nicht „von Lappe“) bestimmend. Die „von Altluneberg“ freilich (die sich stets nur von Luneberg nennen und auch nicht seit 965 nachweisbar sind, S. 38) gelangen wie andere, hier nicht berücksichtigte Familien erst später von ihrer Stammburg aus (südlich der Geeste) durch Erbschaft in den Besitz eines Anteils an Bederkesa (Hucker/Trüper, Die Herren von Bederkesa, 1989, S. 14). In der Frage der Ursprünge der Kirchspielorganisation kann die ältere Auffassung bestätigt werden, daß in Altenwalde und Debstedt die ältesten Kirchen standen, doch weist das besondere Sendrecht für Wursten auf Rühringer (Missions-?)Einflüsse hin.

Die Autorin befaßt sich auch mit den beiden einzigen Klöstern im Bezirk, Neuenwalde und Lehe (S. 57 f., 90, 119, 121 u. 125). Das 1219 in Midlum gegründete und über eine Station in Altenwalde an seinen jetzigen Standort verlegte Frauenkloster Neuenwalde war als Inhaber der Präsentationsrechte in Holßel, Spieka und Midlum wichtig. Ob jedoch die Konkurrenz zu Midlum zum raschen Ortswechsel der Leher Dominikanerinnen nach Blankenburg (b. Oldenburg) geführt hat, muß bezweifelt werden (S. 119). Eher dürfte der Widerstand der „vorstädtischen“ Bevölkerung Lehes gegen die Mendikanten, wie er sich auch anderweitig beobachten läßt, den Anstoß gegeben haben (dazu jetzt Hucker/Trüper, S. 18–21).

Wertvoll ist das Buch wegen seines Hauptteils mit Artikeln zu den einzelnen Kirchen, die auch die o.g. fünf Kirchorte außerhalb der Landschaft Hatheleria umfassen (S. 86–144). Sie bieten die Fakten der lokalen Kirchengeschichte vor der Reformation und tragen zudem die nachweisbaren Namen der Pfarrer zusammen. In der Auflistung nach dem Stader Copiar können außerdem die einzelnen Kirchen aller bremischen Archidiakonate und Obödienzen – soweit im Copiar verzeichnet – mit Patrozinien und Präsentationsberechtigten nachgesehen werden (S. 151 ff.).

Leider haften der Gestaltung des Buches etliche Druck- und Flüchtigkeitsfehler an, die nicht immer eindeutig zu Lasten des Druckers gehen: So liegt Rastede nicht bei Beverstedt (Karte S. 147/II), Blankenburg nicht bei Lehe (S. 57); von den Origines Guelficae gibt es nicht etwa zwei verschiedene Ausgaben, und Mushards zweiter Titel ist in Wahrheit nur der Abdruck seines ersten Werkes mit verändertem Titel (S. 225). Die angebliche zweite Auflage der Mittelalterlichen Kirchen- und Altarpatrozinien Niedersachsens von H.-W. Krumwiede entpuppt sich als Ergänzungsband des 1960 erschienenen Buches (S. 149 u. 229).

Willkommen sind die Listen der Archidiakone von Hadeln und der Pfarrer und Vikare in diesem Sprengel (S. 67–83). Die Karten gestatten einen raschen Zugriff auf die erarbeiteten Kenntnisse etwa über die Titelheiligen der Kirchen und die Entstehung der einzelnen Kirchen im Sprengel Hadeln-Wursten. Die Register erleichtern das Auffinden der Namen und Begriffe.

*Bernd Ulrich Hucker*

*Zur Hilfe verbunden. 550 Jahre St. Antonii-Brüderschaft zu Stade 1439–1989.* Stade 1989. (Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv Stade, Bd. 11.) 164 S.

Die historische Identität eines Gemeinwesens schöpft nicht nur aus der schriftlichen Überlieferung oder den materiellen Quellen in Form von Bauwerken und Museumsgut, zumal in der Öffentlichkeit wirken ebenso Vereine, die sich der Traditionspflege verschrieben haben. Eine bruchlose, bis in das Mittelalter zurückreichende Kontinuität können aber nur wenige aufweisen. So ist das 550jährige Bestehen der St. Antonii-Brüderschaft zu Stade ein bemerkenswertes Ereignis, das durch den vorzustellenden Aufsatzband gewürdigt wird. Vorweg muß angemerkt werden, daß die Beiträge unterschiedlicher Qualität sind und man speziell in Teil A. und B. ein wenig den gemeinsamen Nenner vermißt, Aspekte zum historischen Umfeld der Gründungsphase der Brüderschaft beizutragen. — Teil A. Das 15. Jahrhundert: *H.-E. Dannenberg* (S. 7–14) bietet, kurz kommentiert, Eckdaten aus der Reichs- und Regionalgeschichte im 15. Jh., die den Einstieg in die Gründungszeit der Brüderschaft vielleicht erleichtern. Mit der Reformsynode der norddeutschen Benediktiner 1437 (Klöster der Bremer und Magdeburger Kirchenprovinz und der exemten Diözese Kammin) in Stade, deren treibenden Kräfte — besonders Erzbischof Balduin von Wenden und Heinrich Toke — und Wirkungen beschäftigt sich *H.-J. Schulze* (S. 15–25). Er hebt die Rolle Stades als Konzilsort und erzbischöfliche Residenz für die rechtselfischen Interessen hervor. *J. Bohmbach* (S. 26–30) nennt in chronologischer Reihenfolge für das 15. Jh. Formen von Einigungen und Bündnissen aus dem Stader Urkundenbuch — dabei spannt er den Bogen von politischen Bündnissen (Hanse, Landfriedens- und Schutzbünde) über karitative Brüderschaften (Kaland) bis hin zu Erhebungen (Knochenhaueraufbruch 1409; Aufruf von Geistlichen in Stade 1440). — Teil B. Brüderschaften im norddeutschen Raum: *A. Eckardts* Beitrag (S. 31–54) gibt einen facettenreichen Einblick in die Welt der Antoniusboten, die allerdings mit der Antonii-Brüderschaft in Stade in keiner (!)

Verbindung stehen. Die Antoniter — Ordensgründung im späten 11. Jh., Hauptsitz Vienne — bauten in West- und Südeuropa ein flächendeckendes Netz von Sammelstützpunkten (Präzeptoreien) und angeschlossenen Bezirken (Balleien) auf. Auch im Erzstift Bremen sollten — von der Generalpräzeptorei Grünberg (Hessen) aus — seit Erzbischof Burchards Zeiten (1327—1344) möglichst viele Gläubige mittels Spenden in die Spitalbrüderschaft aufgenommen werden — ein Ablaß von 40 Tagen wurde in Aussicht gestellt. Das Bremer Bruderschaftsbuch, vor 1502 angelegt (Staatsarchiv Bremen, 2-ad T.1.b.), nennt 35 Stationen/Orte mit Spendern — insgesamt 1600—1700 Haushaltsvorstände (!) —, die bis 1525 regelmäßig angelaufen wurden. In einem Überblick über spätmittelalterliche „Gilden und Bruderschaften in Lüneburg“ (S. 55—72) arbeitet *U. Reinhardt* Grundstrukturen und Beweggründe des städtischen Brüderschaftswesens (Hilfe für Mitglieder in Not, Kranken- und Armenversorgung, Begräbniskostenübernahme, Messelesen, gemeinsames Mahl) heraus, das bis in unser Jh. Spuren hinterließ. — Teil C. Die St. Antonii-Brüderschaft: *J. Bohmbach* (S. 73—97) schildert die Geschichte der Brüderschaft bis in die Gegenwart. 1439 zur Ehre Gottes, der hl. Ärzte Cosmas und Damian und des hl. Antonius gestiftet, machte es sich die St. Tönnies-Broderschup zur Aufgabe, „rechverdige Hausarme“ zu unterstützen und — falls nötig mit Übernahme der Kosten des Leichenmahls — zu Grabe zu geleiten; auch die Brüder selbst sollten zu Grabe geleitet werden. Von Beginn an speisen sich die Einnahmen vornehmlich aus angelegtem Kapital — aus Renten- und Immobilieneinkünften, bald auch Pachten auf dem Lande. Die gute Dokumentation, spätestens seit der Anlage des Goldenen Buches (1562?), spiegelt das Engagement der Brüderschaft: Zuwendungen an die Armen, die zahlreichen Orte der Almosenausgabe, seit ca. 1600 Unterstützung von Studenten — und die Ausrichtung von Brüderschaftsmahlen. Die Stader Armenordnung von 1613 bedingt durch das Verbot privater Almosenverteilung in Naturalien eine Umstrukturierung der Armenfürsorge: Von nun an wird die Stadtarmenrechnung mit 350 Mark Lübisch bezuschußt — Geldleistungen an Arme gibt es aber weiterhin; die Unterstützung von Scholaren und Studenten nimmt allmählich zu, und von 1627 an gehen direkt Gelder an die Schule. Nach Rückschlägen während des Dreißigjährigen Krieges bessert sich die Lage in der Schwedenzeit: Regierungsangehörige werden in die Brüderschaft aufgenommen — seit Heinrich Horn (Beitritt 1672) auch alle Generalgouverneure. Ernste Spannungen zum Magistrat der Stadt bauen sich 1782 auf, als dieser auf die inzwischen regelmäßigen Zahlungen der Brüderschaft an die Schule einen Rechtsanspruch erhebt — die Bruderschaft lehnt dies ab. Nach gerichtlichen Auseinandersetzungen, bei denen der Rat den kürzeren zieht, wird erst 1839 wieder die Aufnahme von Magistratsmitgliedern ins Auge gefaßt. Im Dritten Reich droht die Auflösung der Brüderschaft, doch u. a. der Verweis auf das in derselben Tradition stehende und auch von Nationalsozialisten geschätzte Bremer Schaffermahl gab offenbar ein zugkräftiges Argument für den Erhalt ab. Die erste Nachkriegshauptversammlung 1948 nimmt die Tradition wieder auf, Studenten zu unterstützen, weiter werden Schulen Konzert- oder Theaterabonnements zur Verfügung gestellt. Nach *H. Wittram* (S. 98—109) nahm in Stade die Bedeutung der Brüderschaften zur

Reformationszeit zu, während sie andernorts an Einfluß verloren oder ganz eingingen. Hier konnte der soziale Frieden gewahrt werden, weil sich der Rat — etwa durch die Einrichtung eines Armenhauses im Johanniskloster 1563 —, besonders aber die Bruderschaften und andere freie Gemeinschaften nachhaltig der Betreuung der Armen zuwendeten. Bemerkenswert ist der Tatbestand, daß trotz der Reformation sowohl evangelische als auch katholische Geistliche und Theologen der Bruderschaft angehörten. Dieses Zusammenwirken im Sinne der guten Sache endete erst mit dem Dreißigjährigen Krieg, als die lutherische Orthodoxie Oberhand gewann. *K. Piller* (S. 110 bis 123) bringt eine, erklärtermaßen mehr oder minder zufällige Auswahl von Darstellungen des hl. Antonius in Dichtung, bildender Kunst und Musik bis in die jüngste Zeit — sowohl des oberägyptischen Eremiten und Vater des Mönchtums (251—356), offenbar der Namenspatron der Bruderschaft, als auch des Franziskaners von Padua (1195—1231). Der Beitrag vermag es, ein wenig Licht auf die Wirkungsgeschichte der Antoniuslegenden — und damit auch das Verhältnis von Patron und Bruderschaft — zu werfen. *H. Speyer* (S. 124—132) beschreibt den bis heute bei den Stiftungsfesten genutzten, kunsthistorisch bedeutenden Silberschatz der Bruderschaft. Die Mitgliederstruktur und deren sozialhistorisch bezeichnenden Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte werden von *J. Bohmbach* (S. 133—151; bis 1954) und *H. Speyer* (S. 152—154; von 1954 bis 1989) anhand je einer abgedruckten Mitgliederliste nach dem Goldenen Buch vorgestellt. Den Band beschließt ein alphabetischer Index aller Mitglieder der Bruderschaft mit Verweisen auf die Einträge im Goldenen Buch (S. 155—164). *Andreas Hedwig*

*Eichberg, Henning: Festung, Zentralmacht und Sozialgeometrie. Kriegsingénieurwesen des 17. Jahrhunderts in den Herzogtümern Bremen und Verden. Köln/Wien: Böhlau 1989. 657 S.*

Das Buch geht konzeptionell auf die Zeit um 1970 zurück und war als zweiter Band zu Eichbergs Dissertation „Militär und Technik. Schwedenfestungen des 17. Jahrhunderts in den Herzogtümern Bremen und Verden“ aus dem Jahre 1970, erschienen 1976 (vgl. die Besprechung in: *Brem. Jb.* 54, 1976, S. 345), gedacht. Von der Endfassung im Jahre 1981 hat es bis zur Drucklegung noch einmal acht Jahre gedauert. So mißlich diese Tatsache an sich ist, zwingt sie doch den Rezensenten, den ersten Teil noch einmal zu lesen, so sehr profitiert das Werk von dem inzwischen wesentlich veränderten Interpretationszusammenhang und dokumentiert den Weg des Autors zu einer anderen Technikgeschichte, wie es in der Vorbemerkung heißt. Es ist der Weg von einer technizistischen, heute als zu eng empfundenen, internen Technikgeschichte, die lange Zeit als eine Geschichte des technischen Fortschritts angesehen wurde, zu einer externen Technikgeschichte, die u. a. auch gesellschaftliche und ökologische Zusammenhänge herausarbeitet und somit zu einer distanzierten Geschichte der technischen Veränderung wird. Vom Verfasser nicht weiter diskutiert, aber gleichwohl intendiert, stellt sich die Frage, wieweit die Perspektivenveränderung wissenschaftsgeschichtlich ein Fortschritt ist. Gerade in diesem Punkt leistet die Arbeit Beachtliches.

Nachdem im ersten Teil die kleineren Festungen, die Hauptfestung Stade sowie die einzelnen Bauarbeiten der Militäringenieure untersucht worden waren, fährt Eichberg nun mit einer Darstellung der Materialien und Werkzeuge der Artillerie und Fortifikationen (Kap. A), mit einer Analyse des Personals der Technischen Stäbe (Kap. B), mit Status, Ausbildung und Qualifikationsproblemen der militärisch-technischen Truppen (Kap. C) fort und beleuchtet das Verhältnis von Festung, Stadt und Krone (Kap. D) sowie die Wehrverfassung und das Kriegsbild (Kap. E). Durch den strukturellen Vergleich der Ordnung der Sachen und der Ordnung der Menschen vermag der Autor den technologischen Prozeß als Teil des sozialen Prozesses zu erfassen. Die Militärtechnik entwickelt sich mit dem Prinzip Herrschaft des neuzeitlichen Zentralstaates. Sie stellt sich als eine veränderliche Größe dar, von der neue Ordnungen der Sozialdisziplinierung ausgehen, auf die aber gleichzeitig gesellschaftliche Verhaltensweisen und staatliche Sozialdisziplinierung zurückwirken. Die jeweiligen technischen „Rationalitäten“ relativieren sich, wenn sie im Zusammenhang von Rationalität und Zentralmachtorientierung gesehen werden. Anhand der Militärtechniker und des Kriegsingenieurwesens entwirft Eichberg ein neues Bild der frühneuzeitlichen Gesellschaft mit zahlreichen richtungweisenden, über seinen Untersuchungszeitraum hinausführenden Einsichten über den Zusammenhang von Technik und Herrschaft, an die zukünftige Forschungen anknüpfen werden. Das Fortifikationswesen des 17. Jahrhunderts erweist sich als Teil einer Konfiguration der Körper, des Raumes und der Zeit. Es werden dadurch Einblicke eröffnet, die auch unseren heutigen Alltag in einem anderen Licht erscheinen lassen, wie von Eichberg im Schlußteil angerissen. Die lange Entstehungsdauer des Buches hat sich somit nicht als Nachteil erwiesen.

Lars U. Scholl

*Mütter, Bernd: Agrarmodernisierung als Lebenserfahrung.* Friedrich Oetken (1850–1922), ein vergessener Pionier der oldenburgischen Landwirtschaft. Oldenburg: Holzberg 1990. 192 S. (Oldenburger Studien, Bd. 33.)

In der Geschichtsschreibung der letzten beiden Jahrzehnte ist die Biographie unter dem Einfluß des sozial- und strukturgeschichtlichen Forschungsansatzes in Verruf gekommen. „Männern (und Frauen), die Geschichte machen“, wurden überpersönliche Strukturen bei der Ermittlung und Darstellung der historischen „Wahrheit“ entgegengesetzt. In ihrer jeweiligen Einseitigkeit sind beide Ansätze fragwürdig. Mit der vorliegenden Arbeit versucht Mütter eine Verbindung zwischen ihnen herzustellen. Er will „das verwirrende Ineinander und Miteinander von lebensgeschichtlichen und strukturellen Faktoren, die Überlappung von anonymer Struktur- und persönlicher Erfahrungsgeschichte . . . in der oldenburgischen Agrarmodernisierung“ verdeutlichen (S. 15). Der gewählte Titel der Studie unterstreicht dieses Erkenntnisinteresse wesentlich deutlicher als der ursprünglich geplante, der noch nicht den Haupttitel, sondern nur den jetzigen Untertitel („Friedrich Oetken . . .“; vgl. GWU 39 [1988, 11], S. 668, Anm. 9) enthielt.

Oetken, ein „Pionier der oldenburgischen Landwirtschaft“, dennoch nur ein „Mann im zweiten Glied“ (S. 176), hat neben seinen zahlreichen Publikationen (vgl. Schriftenverzeichnis, S. 178 ff.) umfangreiche persönliche Aufzeichnungen hinterlassen, welche Mütter zugänglich gemacht und von diesem erstmals ausgewertet wurden. Und diesem Umstand verdankt die Studie in erster Linie ihre Existenz.

Der Lebensweg Oetkens, eines Bauernjungen und Hoferben aus Linswege, war durchaus erstaunlich, verband sich hier doch Provinzialität mit einer gewissen Weltläufigkeit (vgl. z. B. die Amerikareise von 1877 bis 1879), die den Horizont eines damaligen Ammerländers sprengte. Aus der intensiven Auseinandersetzung mit der rationellen amerikanischen Landwirtschaft bezog Oetken starke Impulse für die Agrarmodernisierung in seinem Heimatland. Seine Hauptbetätigung lag – neben einem kurzen „Gastspiel“ als Politiker im oldenburgischen Landtag (1884–1887) – in der Verbandsarbeit, zunächst als Vorsitzender des Landwirtschaftlichen Vereins Ammerland, dann – hauptamtlich und einflußreicher – als Generalsekretär der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft und der Landwirtschaftskammer (1895–1905). Die Gründung dieser Kammer im Jahre 1900 ging ganz wesentlich auf Oetkens Initiative zurück. Gestützt auf eine günstige konjunkturelle Entwicklung, gewann die Agrarmodernisierung in Oldenburg mit Hilfe dieser Institution eine erstaunliche Schubkraft, die bis zum Kriegsausbruch 1914 anhielt. Kennzeichen hierfür waren u. a. die „Spitzenstellung der oldenburgischen Viehzucht“, die effiziente Ödlandkultivierung sowie der Ausbau des Genossenschafts- und Vereinswesens (vgl. S. 157 ff.). Trotz dieser Erfolge zog sich Oetken vorzeitig (1905) ins Privatleben zurück, eine Entscheidung, die als Ausdruck des persönlichen Scheiterns zu werten ist. Unter dem Einfluß der harten Arbeit und ständiger Konflikte mit dem Kammerpräsidenten Funch-Loy (persönliche Antipathie, aber auch unterschiedliche sachliche Positionen) hatten sich bei Oetken Krankheitssymptome in einem derartigen Ausmaß gesteigert, daß er nicht einmal mehr ehrenamtliche Funktionen ausüben zu können glaubte. Er wurde so „von einem Mitgestalter der oldenburgischen Agrarmodernisierung“ zu deren Beobachter (S. 148).

All dies wird in der Arbeit kompetent und gut lesbar dargestellt. Der Verfasser gerät dabei nicht in die Gefahr, die Wertungen Oetkens in dessen Aufzeichnungen zu verabsolutieren, sondern hält durchaus Distanz, wenn er etwa auf die Grenzen der Persönlichkeit und auch auf die – bisweilen ins Larmoyante übergehende – Sensibilität Oetkens verweist (S. 138, 142). Hervorzuheben sind auch die klare, übersichtliche Gliederung sowie die problemorientierte Vorgehensweise der Arbeit. Ob allerdings die gewählte Darstellungsform, (überaus) lange Zitate aus den Aufzeichnungen und Publikationen Oetkens in den Text einzubeziehen, besonders glücklich ist, mag fraglich sein. Hier hätte die Intention des Verfassers, die bisher nicht publizierten Quellen dem Leser nahezubringen, besser durch einen Quellenanhang verwirklicht werden können. Dadurch wäre der Darstellungsteil dann auch schlanker ausgefallen.

Das mindert aber das Gewicht der Arbeit nicht. Oetken, der sich wiederholt über die fehlende Anerkennung seiner Leistungen beklagte, erfährt mit

dieser Studie eine nachträgliche Würdigung. Vor allem aber ist in der Arbeit Müitters der gelungene Versuch zu sehen, „Persönlichkeit und Struktur“ in ihrem Spannungs- und Wechselverhältnis zu begreifen und zu analysieren. Daß dies am Beispiel der Landwirtschaftsgeschichte Oldenburgs um die Jahrhundertwende geschieht, bedeutet für die dortige Regionalgeschichtsforschung zweifellos einen Gewinn. Klaus Schaap

*Oltmann, Joachim: Wieder in die Gänge kommen. Die Gemeinde Stuhr in der Nachkriegsgeschichte 1945–1950.* Hrsg. von der Gemeinde Stuhr. Fischerhude: Atelier im Bauernhaus 1990. 231 S.

Es ist durchaus nicht gewöhnlich, daß ein politisches Gremium die Aufarbeitung einer jüngeren Ortsgeschichte beschließt und die Veröffentlichung der Ergebnisse veranlaßt. Daß es geschieht und daß ein solcher Beschluß durchaus vorzeigbare Ergebnisse zur Folge haben kann, zeigt die Veröffentlichung von Joachim Oltmann über die jüngere Geschichte der ehemaligen Ortsteile der heutigen Gemeinde Stuhr während der Jahre 1945 bis 1950.

Die heutige Gemeinde Stuhr ist 1974 im Zuge der niedersächsischen Gebiets- und Verwaltungsreform aus den bis dahin selbständigen Gemeinden Stuhr, Brinkum, Seckenhausen, Heiligenrode, Groß Mackenstedt und Fahrenhorst vereinigt worden. Und hier lag für den Autor eine der besonderen methodischen Schwierigkeiten, unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Ortsstrukturen zu einer Gesamtbeschreibung der Nachkriegsgeschichte des heutigen Gesamtgemeindegebietes zu kommen. Daß dies dem Autor gelungen ist, sei vorweggeschickt.

Seine Arbeit hat er thematisch und damit gemeindeübergreifend gegliedert. Ausgehend von der Situation bei Kriegsende, stellt er zunächst die Gemeinden in ihrer sozialen und politischen Entwicklung, statistisch aufbereitet, vor. Es folgt ein Überblick über die Tätigkeit der politischen Gemeinderäte und damit über die Fülle der damals zu bewältigenden Alltagsaufgaben beim Wiederaufbau, wobei den Vertriebenen und Flüchtlingen und ihrer Integration in die eingesessene Bevölkerung ein eigenes Kapitel gewidmet wird. Es schließt sich die Schilderung der Probleme des alltäglichen Kampfs ums Überleben an; Lebensmittelversorgung, Schwarzer Markt, Kohlenklau sind nur einige Stichworte, die für ähnliches stehen. Der Ausbau des Schulwesens und die kulturellen und soziokulturellen Aktivitäten der örtlichen Vereine nehmen einen breiten Raum ein. Das enge Miteinander der Bevölkerung mit all ihren Problemen schildert der Verfasser ausführlich und spannend in der Funktion des Schiedsmanns, einer vorgerichtlichen Instanz, vor der alle Formen nachbarlicher Konflikte wie Verleumdung, üble Nachrede, Lärmbelästigung, Schlägereien, Beschimpfungen u.a.m. zu schlichten versucht wurde.

Die Arbeit endet zusammenfassend und ausblickend mit einer Untersuchung zum Wandel des Milieus in Gemeinden, die 1950 auf dem Weg vom bäuerlichen Dorf zur Großstadtrandgemeinde bereits ein gutes Stück Weg zurückgelegt hatten.

Oltmanns Untersuchung der Stuhrer Nachkriegsgeschichte ist breit und sorgfältig recherchiert, sowohl durch umfassende Quellenstudien wie auch intensive Nachfrage in der Bevölkerung. Ergänzt wird sie durch zeitgenössische Fotos und Dokumente, so daß auch das Auge nicht zu kurz kommt.

Was hier vorliegt, ist die gut zu lesende politische und soziale Alltagsgeschichte einer niedersächsischen Gemeinde am Rande Bremens, wie man sie sich für andere Gemeinden nur wünschen kann. *Hartmut Müller*

*Borger-Keweloh, Nicola und Hans-Walter Keweloh: Flößerei im Weserraum. Leben und Arbeiten in einem alten Gewerbe. Bremen: Hauschild 1991. 180 S.*

Das 900jährige Jubiläum der Stadt Achim gab Anlaß zu einer Ausstellung über die Arbeit der Flößer und zugleich für die vorliegende Veröffentlichung, die die Kenntnisse über die Flößerei im Weserraum zusammenfaßt und erweitert.

Während der Beginn der Flößerei auf der Weser und ihren Nebenflüssen naturgemäß nicht sicher anzugeben ist, ist das Ende bekannt: 1964 schwamm das letzte kommerzielle Floß wesenabwärts. Bis in die 50er Jahre gab es an der Weser den Flößer als Beruf, und so waren Gespräche mit ehemaligen Flößern wichtige Quellen für die Autoren.

Ausgehend von dem Holzbedarf in den Städten, besonders in Bremen, werden die Trift und die Langholzflößerei, hier besonders der Floßbau, dargestellt, dann die Wasserwege und ihre natürlichen Hindernisse für die Flößerei, ebenso die künstlichen Schranken durch Zölle und Sonderrechte der Städte. Beruf und Tagewerk der Flößer stehen im Mittelpunkt des Buches, es folgen Kapitel über die auf Flößen transportierten Waren und das „Flößen als Zeitvertreib“.

Die grundlegende Arbeit von Jürgen Delfs (*Die Flößerei im Stromgebiet der Weser, 1952*) wird durch die Ergebnisse der Aufarbeitung neuerer Literatur, eigener Archivstudien der Autoren und Befragungen wesentlich ergänzt. Berechnungen über die verflößten Holzmengen kommen etwas zu kurz (einige Angaben dazu im Kapitel „Flöße als Hindernisse“). Den größten Umfang erreichte die Flößerei wohl in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts. Danach ging sie rapide zurück, nicht nur wegen der zunehmenden Bedeutung konkurrierender Verkehrsträger, sondern auch wegen des Ausbaus der Holzverarbeitenden Industrie in der Nähe der Waldgebiete. Vor allem die Kanalisierung der Fulda und Mittelweser war es anscheinend, die die Flößerei schließlich zum Erliegen brachte. Die Bedeutung des Stapelrechts für die Flößerei bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts wird zu Recht herausgestellt, die Kenntnis ließe sich durch eine Spezialuntersuchung des Bremer Stapels wohl erweitern. Daß der Stadt Minden 1111 ein *Ius praeternavigandi* verliehen sei (S. 82), ist ein Irrtum, auch sind im Privileg von 1247 für Hannoversch Münden Holz und Flöße nicht ausdrücklich erwähnt (S. 24, 81). Die anscheinend älteste Erwähnung von Flößen bei Bremen (1288) bezieht sich übrigens auf die Wümme, auf der später die Flößerei keine Rolle mehr spielte.

Die Arbeit der Weserflößer, vor allem in unserem Jahrhundert, wird von den Autoren besonders eindrucksvoll vor Augen geführt. Hervorzuheben sind auch die zahlreichen Fotos und Abbildungen. Das Buch, allgemein verständlich geschrieben, wendet sich an ein breites Publikum, beigegeben sind erfreulicherweise eine umfangreiche Bibliographie und Quellennachweise.

*Adolf E. Hofmeister*

*Gihl, Manfred und Harry Braun: Feuerwehr im Hafen. Die Geschichte der Hamburger Feuerlöschboote. Hamburg: Kabel 1991. 175 S. (Schriften des Deutschen Schiffahrtsmuseums, Bd. 28.)*

Feuerlöschboote sind sowohl von der maritimen als auch von der brandschutztechnischen Literatur bisher als Randthema abgehandelt worden, denn die städtischen Berufsfeuerwehren (von den Freiwilligen Feuerwehren auf dem Lande ganz zu schweigen) sind bis heute primär landgebundene Organisationen geblieben. Feuerlöschboote üben in den Hafenstädten bei der Feuerbekämpfung an wasserseitigen Objekten meist eine unterstützende Funktion für die Löschzüge an Land aus<sup>1</sup>. Diese eingeschränkte, letztlich aber im Einzelfall unentbehrliche Funktion, vor allem aber ihre interessante Entwicklungsgeschichte an der Schnittstelle zwischen Schiffs- und Brandschutztechnik, rechtfertigen das jüngst geweckte Interesse der einschlägigen Fachliteratur an den Feuerlöschbooten.

Ein erstes deutschsprachiges Buch, das vor zehn Jahren erschien, ließ, trotz des dargebotenen Materialreichtums, zahlreiche Wünsche offen<sup>2</sup>. Im Gegensatz dazu überzeugten solide Publikationen aus den USA und Frankreich<sup>3</sup>. Allein vor diesem Hintergrund ist es sehr zu begrüßen, daß in Deutschland jetzt eine gleichwertige Arbeit diesen ausländischen Veröffentlichungen an die Seite gestellt werden kann.

Beide Autoren sind bei der Berufsfeuerwehr Hamburg beschäftigt und schon deshalb mit Feuerlöschbooten vertraut. Branddirektor Manfred Gihl hat sich als Verfasser einschlägiger Publikationen über die Feuerwehrgeräte-technik einen Namen gemacht, außerdem erschien bereits vor einigen Jahren ein richtungweisender Artikel über die Löschboote aus seiner Feder<sup>4</sup>. Hauptbrandmeister Harry Braun besitzt eine umfangreiche Foto- und Dokumentensammlung über die Hamburger Hafenschiffahrt.

Die Verfasser sind sehr gründlich der Entwicklung der Hamburger Feuerlöschboote nachgegangen. Deren Ursprünge liegen noch in vorindustrieller

1 Über die Verhältnisse in Bremen s. den Aufsatz des Rezensenten: Bremens schwimmende Feuerwehr, in: Brem. Jb., Bd. 69, 1990, S. 89 ff.

2 Klaus P. Hecker, Feuerlöschboote, Hanau 1982.

3 Paul Ditzel, Fireboats. A Complete History of the Development of Fireboats in America, New Albany/Indiana 1989; Philippe Cart-Tanneur, Marins du Feu, Paris 1989.

4 Manfred Gihl, Feuerlöschboote in Deutschland und Europa. Eine Betrachtung des Bestandes aus schiffbautechnischer und feuerwehrtechnischer Sicht, in: Brandschutz/Dt. Feuerwehr-Zeitung 7/1974, S. 186 ff., und 8/1974, S. 223 ff.

Zeit (im 18. Jahrhundert), als man manuell betriebene Spritzen (Handdruck-spritzen) in kleine Boote einbaute. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts führten in Deutschland die Industrialisierung, aber auch der gesellschaftspolitische Trend zur Gründung von Berufsfeuerwehren in größeren Städten sowie von freiwilligen Verbänden in kleineren Ortschaften<sup>5</sup>. Auch Hamburg stellte 1872, übrigens zwei Jahre später als Bremen, eine Berufswehr auf. Um den Brandschutz in dem seit etwa 1860 im stetigen Ausbau befindlichen Hamburger Hafen zu gewährleisten, wurden bereits seit 1871 auf den zahlreichen Hafendampffähren (1892 auch auf einem Eisbrecher/Tonnenleger des Hamburger Staates) Spritzen auf Kosten der Feuerwehr installiert. Auf diese Weise sparte man den Bau und den Unterhalt eigener Löschboote. Während Bremen 1895/96 zwei Spritzendampfer anschaffte, bei denen es sich um die ersten modernen Feuerlöschboote in Deutschland handelte, reichte in Hamburg die preiswertere Lösung mit den Fährdampfern aus, da sie wegen des weitverzweigten Liniennetzes weithin präsent und somit schnell im Alarmfall abrufbar und zur Stelle waren. 1913 beschaffte die Hamburger Feuerwehr ihre ersten beiden Motorfeuerlöschboote, deren Technik jedoch zeitbedingt noch nicht ausgereift war. Zehn Jahre später mußten die Bremer mit ihrem motorgetriebenen Feuerlöschboot „Ditt“ übrigens ganz ähnliche Erfahrungen machen. In Hamburg folgten in der Zwischenkriegszeit weitere Fahrzeuge, darunter die „Feuerwehr IV“ (1930), die heutzutage als „Walter Hävernick“ zur Flotte schwimmender Oldtimer des Museumshafens Övelgönne gehört. Jetzt besitzt die Berufsfeuerwehr in Hamburg sechs moderne Feuerlöschboote, die, in zwei Größenklassen standardisiert, zwischen 1975 und 1985 erbaut wurden und in dem unübersehbar erscheinenden Gewirr des Hamburger Hafens für den Brandschutz sorgen.

Die Autoren dokumentieren eingehend die technische Entwicklung, fallen aber nicht der einseitigen Faszination durch das Gerät zum Opfer. Die Nachrichtenübermittlung sowie andere wesentliche Einsatzkriterien kommen auch zum Zug. Von sechs exemplarischen Löschaktionen wird gesondert berichtet, darunter über das Großfeuer an Bord des bei Blohm & Voss in der Ausrüstung befindlichen Luxusliners „Europa“ des Norddeutschen Lloyd (26.3.1929, S. 55–62). Ein Seitenblick gilt den Löschbooten in den 1937 durch das Groß-Hamburg-Gesetz eingemeindeten Nachbarorten Altona und Harburg. Lokalgeschichtlich amüsant ist die Tatsache, daß man in Altona um 1892 nicht etwa die Hamburger nach ihren Erfahrungen mit ihrer schwimmenden Feuerwehr befragte, dafür aber den eigenen Branddirektor zum Studium der dortigen Schiffsspritzen nach Kopenhagen entsandte (S. 68). Ein weiteres Sonderkapitel ist den Ambulanzbooten gewidmet, die zwischen

5 Die moderne brandschutzhistorische Forschung widmet sich nicht allein eher herkömmlichen technikhistorischen Fragestellungen, sondern berücksichtigt auch gesellschafts- und verwaltungshistorische Bezüge, so z.B. Thomas Wolf, Kleine Geschichte des Brandschutzes und der Feuerwehr in Deutschland, in: ders., Führer durch das Deutsche Feuerwehr-Museum, Fulda, Fulda 1990, S. 8 ff.; ders., Der Brandschutz in Deutschland im Blick historischer Entwicklungen bis zur Gründung der Freiwilligen Feuerwehren, in: Deutsches Feuerwehr-Museum, Mitteilungsblatt 1. 1990, S. 6 ff.

rung dem kunstgeschichtlichen Ansatz des Gesamtwerks angemessen ist; die Chance jedenfalls, an Hand einer konsequent historischen Reihung der Ansichten zum Beispiel die sich verändernden Sehweisen und motivischen Präferenzen, die sich entwickelnden künstlerischen Voraussetzungen und wechselnden Verwendungszusammenhänge dieser Darstellungen zu verfolgen, hätte noch deutlicher genutzt werden können. Auch im dritten Kapitel, der zusammenfassenden Darstellung von „Bremerhaven in Gemälden auswärtiger Künstler“, die hier nun nach Bildthemen geordnet sind, lassen sich an Hand des Abbildungsmaterials Wandlungen in Motivwahl und Bildersprache ablesen, die im Text freilich kaum thematisiert werden. Den Hauptteil des Buches nimmt die Reihe monographischer Artikel über die in und um Bremerhaven tätigen Künstler und Künstlerinnen ein. In der Abfolge ihrer Geburtsdaten, beginnend mit Hermann Allmers und J. J. Bucksath, dem ersten in Bremerhaven geborenen Jungen, reihen sich die Lebensbeschreibungen aneinander bis hin zur Generation der spätestens 1957 Geborenen. In diese ausführlichen Biographien (die Fülle der mitgeteilten Lebensumstände verrät die Intensität der Recherchen und Befragungen) sind Beschreibungen der künstlerischen Werdegänge eingearbeitet. Die zeit- und kunstgeschichtlichen Hintergründe werden aufgezeigt und die stilistischen Merkmale treffend charakterisiert. Jeweils mehrere, vorzüglich gedruckte Farbabbildungen illustrieren jede Biographie. Trotz spürbarer Anteilnahme an Leben und Werk der Dargestellten enthält sich die Autorin fast jeder Wertung.

Nach einem Schlußwort auf S. 479 geht es dann mit den alphabetisch geordneten Kurzbiographien noch mal fast von vorne los: die 90 bereits abgehandelten Biographien werden stichwortartig rekapituliert und um 48 Artikel erweitert.

Glücklicherweise hilft ein gutes Register, die verstreuten, in der Vielgliedrigkeit des umfangreichen Werkes leicht zu übersehenden Informationen aufzufinden. Ein sauberer Anmerkungsapparat zeugt von Fleiß und Gründlichkeit der Autorin. Die Leistung der Autorin und des herausgebenden Vereins verdient besondere Anerkennung.

*Alfred Löhr*

*Hucker, Bernd Ulrich: Kaiser Otto IV. Hannover 1990 (MGH Schriften, Bd. 34). XC, 760 S.*

Der Leser des voluminösen Werkes mit dem bescheiden-unbescheidenen Titel: „Kaiser Otto IV.“, der eine moderne Herrscherbiographie im hochmittelalterlichen Interessengeflecht europäischer Politik und Wirtschaft erwartet, die endlich die einzige ältere Gesamtdarstellung von Eduard Winkelmann von 1873/78 im Rahmen der Jahrbücher der Deutschen Geschichte ersetzt, wird in seiner Hoffnung enttäuscht. Vielmehr zerfällt Huckers Darstellung in eine Vielzahl mehr oder minder wichtiger Einzelstudien, die u. a. der Hausmachtspolitik des Welfen, der Stellung Braunschweigs als seiner „Hauptstadt“, dem Weltkaisertum Ottos IV., seiner imperialen Stellung, schließlich dem Niedergang sowie den personellen und materiellen Grundlagen seiner Herrschaft und — von besonderem Interesse — der imperialen Symbolik und den

Herrschaftszeichen gewidmet sind. Dieser letzte Teil wird mit einer Analyse zu den Grabdenkmälern des Kaisers und seiner (zweiten) Frau Maria sowie der Eltern Ottos, Heinrich d. Löwen und der Mathilde von England, beendet. Hucker kann mit Hinweis auf eine Notiz in der exakt datierbaren *Historia regum* Arnolds von Lübeck die Fertigstellung des berühmten Doppelgrabmals des Löwen und seiner Gattin im Braunschweiger Dom (St. Cyriakus) auf die Jahre 1209/10 festlegen. Ein umfangreicher Anhang mit Beilagen und Abbildungen beschließt das Buch. Aus diesen sind die testamentarischen Verfügungen des Welfen und eine Proskriptionsliste von 1209 als wichtig hervorzuheben.

Dieter Hägermann

*Weiberg, Elke: Das Niederkirchenwesen in der Erzdiözese Bremen im Mittelalter, insbesondere im Archidiakonat Hadeln und Wursten. Stade 1990. 252 S. und 10 Karten (Einzelschriften des Stader Geschichts- und Heimatvereins. Bd. 30. — Sonderveröffentlichungen des Heimatbundes der Männer vom Morgenstern. Bd. 20.)*

In dieser nunmehr gedruckt vorliegenden, noch von Hans Patze angeregten Göttinger Dissertation von 1988 wird ein wichtiges Desiderat aufgearbeitet, denn seit den veralteten Studien des Lilienthaler Drostens und späteren Lüneburger (Titular-)Abtes Wilhelm von Hodenberg (Die Diözese Bremen und deren Gaue in Sachsen und Friesland, 1858) ist die Organisation der Pfarrkirchen im Erzbistum Bremen nicht mehr bearbeitet worden. Die Verfasserin hat sich durch ihre Materialsuche in den Staatsarchiven Stade, Bremen, Hannover, Oldenburg, Aurich, Hamburg und im Kreisarchiv Otterndorf, aber selbst in den einschlägigen Registern des Vatikanischen Archivs verdient gemacht. Vor allem die Erschließung von Quellen aus der Kurie gibt der Arbeit einen hohen Stellenwert in der Erforschung der Verhältnisse des ehemaligen Erzbistums Bremen, zumal die heimatgeschichtliche Literatur, soweit sie sich mit der Kirchengeschichte befaßte (E. und H. Rüter, B. E. Siebs), viele Fragen, insbesondere der Entstehung der Kirchenorganisation, offenlassen mußte. Das nach allen Seiten hin gründlich aufgearbeitete Beispiel eines Archidiakonats, das den überwiegenden Teil der Untersuchung ausmacht, erlaubt es nunmehr, die Verhältnisse in den übrigen Sprengeln des Erzstifts Bremen analog zu betrachten (vgl. S. 14–30 und Karte S. 147 I/II). Das gewählte Beispiel machte im Mittelalter das Gebiet der gleichnamigen Marschlandschaften sowie die dazwischenliegenden Geeststriche von Bederkesa und der Hohen Lieth aus, ein in der Forschung vernachlässigter Teil des Erzstifts. Es handelt sich um das alte Haduloha, das ältere, größere Hadeln, das sich im Elb-Weser-Winkel von der Geeste bis zur Oste erstreckte. Die kirchliche Einteilung wich insofern von der alten Landschaft ab, als später die Kirchspiele Bramel und Geestendorf im Vieland südlich der Geeste dazugehörten und als auch die auf altem Hadeler Boden liegenden Kirchspiele Ihlienworth, Süderleda und Osterbruch ursprünglich zur Obödienz Lamstedt zählten (S. 45 u. 174).

Die Marschen des alten Hadeln waren mit Ausnahme des engeren Landes Hadeln und des vieländischen Kirchspiels Bramel friesisch besiedelt (vgl.

1929 und 1985 der Feuerwehr unterstanden. Ein Abriß über die allgemeine Feuerlöschboot-Entwicklung sowie reichhaltiges statistisches Material runden dieses gelungene und informative Buch ab.

Zwei kritische Einwände zum Schluß: Einen sehr „provisorischen“ Eindruck macht das reichhaltige und bibliographisch korrekte, aber völlig unsystematisch geordnete Literaturverzeichnis (S. 170–172). Die Buch- und Zeitschriftenliteratur zerfällt willkürlich in zwei Teile („Quellen“ und „Literatur“). Die in breitem Umfang herangezogenen Akten des Staatsarchivs Hamburg finden sich nicht in einem eigenen Quellenverzeichnis, sondern ausschließlich in den Anmerkungen am Schluß eines jeden Kapitels. Dort stößt man auch auf Literatur, die im Verzeichnis am Schluß (wie auch umgekehrt) fehlt. Mit wenig Mühe hätte dort Ordnung geschaffen werden können. Außerdem fiel auf: Bei aller Freude über die reichhaltige Quellenlage, hätte man die Überschneidung fast identischer Farb- und Schwarzweißmotive vielleicht besser vermieden (vgl. S. 108 oben, 109 unten, 126 oben, 138, 139, 140 mit den entsprechenden Farbtafeln im Mittelteil des Buches, S. 88 ff.).

Alles in allem bleibt jedoch ein positives Fazit bestehen: Das vorliegende Buch wird noch lange als Standardwerk über die Hamburger Feuerlöschboote seine Bedeutung besitzen.

*Christian Ostersehlte*

#### *Jahrbuch der Wittheit zu Bremen*

Aus: Bd. 32, 1991 (Der Bremer Bürgerpark. 125 Jahre).

Dieter Hennebo, Der Bürgerpark, ein Gartenkunstwerk von nationaler Bedeutung, S. 10–19. — Günter Reinsch, Von der Bürgerweide zum Bürgerpark — Die Entstehungsgeschichte des Bremer Bürgerparks, S. 20–79. — Friedrich Prüser, Die Gründerväter des Bürgerparks, S. 80–89. — Günter Reinsch, Wilhelm Benque — Der Gestalter des Bürgerparks, S. 90–93. — Harry Schwarzwälder, Bauten, Brücken, Pavillons, Bänke, Denkmäler, Brunnen und Freiplastiken im Bürgerpark, S. 94–175. — Günter Reinsch, Die Meierei — Von der Milchwirtschaft zum Parkrestaurant, S. 176–191.

#### *Hospitium Ecclesiae. Forschungen zur Bremischen Kirchengeschichte*

Aus: Bd. 18, 1991.

Reinhart Staats, Der Geist der nordeuropäischen Mission von Willehad bis Adam von Bremen, S. 7–31. — Dieter Hägermann, Erzbischof Ansgar — Lehrer und Hirte, Visionär und Glaubensbote, S. 33–56. — Gerhard Schmolze und P. Benedikt Busch, Vom Dienst der Heiligen in Bremen. Heiligenverehrung im neunten, zehnten und elften Jahrhundert und das Schicksal dieses Erbes in der Zeit nach der Reformation, S. 57–107. — Ortwin Rudloff (Hrsg.), Der Briefwechsel des Rates der Stadt Soest mit dem Bremer Rat und den Bremer Predigern Jakob Propst und Johannes Zelst. April bis Juni 1532, S. 109 bis 116. — Ortwin Rudloff, Johann Timanns Sermon „Von christlicher Freiheit und Menschengeboten“ (1533) und der „Unterricht der Visitatoren“ (1528), S. 117–123. — Ortwin Rudloff (Hrsg.), Johann Timann: Van Christli-

ker Fryheynt unde Mynschen Gebaden. Eyn Sermon tho Bremen geprediget 1533, S. 125–141. — Ortwin Rudloff, Bibliographie der gedruckten Schriften des Bremer Reformators Johann Timann von Amsterdam, S. 143–154. — Gustav A. Krieg, Text — Predigt — Gesellschaft. Ein Kapitel bremische Predigtgeschichte, S. 155–178.

*Beiträge zur Sozialgeschichte Bremens*

Aus: H. 13, 1992 („Denazification“. Zur Entnazifizierung in Bremen).

Friedrich Buschmann, Dienstlicher Bericht über die Entnazifizierung in Bremen. Bearbeitung Andreas Röpcke, S. 10–38. — Walther Richter, Dr. Alexander Lifschütz, Senator für politische Befreiung in Bremen (27.11.1947 bis 31.12.1949) [Nachdruck aus den Veröffentlichungen der Hanseatischen Rechtsanwaltskammer Bremen, Bd. 1, 1990, S. 39–53. — Alexander Lifschütz, Bericht des Senators für politische Befreiung zum Abschluß der Arbeiten seines Amtes, erstattet in der Senatssitzung vom 23. Dezember 1949, S. 54–63. — Joseph F. Napoli, Die Entnazifizierung vom Standpunkt eines Amerikaners. Bearbeitung Andreas Röpcke, S. 64–78. — Dietrich Crüsemann, Die Bremische Evangelische Kirche nach dem Zweiten Weltkrieg im Spiegel amerikanischer Akten (1945–1948), S. 82–106.

Aus: H. 14, [1991] (Von Land zu Land. Aus der Geschichte Bremischer Seefahrt).

Ulrich Welke, Von der Kunst der Seefahrt zu Handel und Schifffahrt, S. 11–75. — Heide Gerstenberger, „In Betreff des Schiffsdienstes“, S. 76–120. — Jochen Schönwald, Die Sager-Werft. Hölzerne Frachtsegler aus Vegesack 1814–1869, S. 125–164. — Uwe Kiupel, Arbeit, die krank macht, S. 165–191.

*Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte*

Aus: Bd. 77, 1991.

Franklin Kopitsch, Matthias Claudius, der „Wandsbecker Bothe“, S. 23–35. — Olaf Brodacki, Hamburg und der Persische Golf. Ein Kapitel wilhelminisch-deutscher Wirtschaftsgeschichte, S. 37–76. — Friedrich Hammer, Kirche in politischen Ausnahmesituationen. Erlebnisse eines Pfarrers in Hamburg und Altona 1930–1956, S. 77–100. — Rainer Hering, Vom Umgang mit theologischen Außenseitern im 20. Jahrhundert, S. 101–122. — Helmut Stubbe-da Luz, Britische Besatzung und beginnende deutsche Parteipolitik in Hamburg 1945/1946, S. 123–181.

*Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde*

Aus: Bd. 70, 1990.

Wilhelm Koppe, Der Lübecker Kaufmann Bertram (van) Heydebu zwischen Livland, Soest und Schleswig, S. 9–26. — Hildegund Hölzel, „. . . pro salute anime mee . . . ordino testamentum meum . . .“ Studien zur Lübecker Kirchengeschichte im 14. Jahrhundert, S. 27–59. — Wolfgang Erdmann, Zur ge-

planten „Sanierung“ des Lübecker Gertrudenspitals (Gasthaus des Heiligen-Geist-Hospitals), Große Gröpelgrube 8, S. 61–69. — Katharina Schaal, Schiffbruch in der Rechtsprechung des Lübecker Rats im Spätmittelalter, S. 71 bis 101. — Ewald M. Vetter, Zum 500. Todestag Bischof Krummedicks 1489–1989, S. 103–128. — Hildegard Vogeler, Szenen aus dem Leben des hl. Franziskus aus Assisi. Ein Wandbild in St. Katharinen zu Lübeck, S. 129–151. — Elisabeth Harder-Gersdorff, „Datt harte brendt my tho der wahre“: Beitrag eines hansischen Sprachführers (1607) zu „Zivilität“ der Umgangsformen zwischen Russen und Deutschen zu Beginn der Neuzeit, S. 153–173. — Björn R. Kommer, Steuer in Lübeck im Jahr 1840, S. 175–191. — Alken Bruns, Antipathien, Animositäten. Lübeck und Thomas Mann vor dem „Friedensschluß“, S. 193–206. — Björn R. Kommer, Das Buddenbrookhaus in der Mengstraße zu Lübeck, S. 207–222.

#### *Stader Jahrbuch*

Aus: Bd. 80, 1990.

Christian Kammann, Christoph von Issendorff (1529–1586) als Bauherr. Studie zur stiftbremischen Adelskultur der Renaissance, S. 7–46 [besonders Christopferuskirche in Oese und Herrenhaus Poggemühlen]. — Stefan Knoll, Die Pest in Stade 1712 und ihre Opfer, S. 47–67. — Jürgen Bohmbach, Inflation, Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit. Stade in der Weimarer Republik, S. 68–87. — Hartmut Lohmann, Gleichschaltung und Verfolgung. Die Anfangsphase nach der nationalsozialistischen Machtübernahme im Landkreis Stade, S. 88–104. — Daniela Münkler, Nationalsozialistische Agrarpolitik und die Bauern im Landkreis Stade, S. 105–123. — Claudius B. N. Schmidt, Heinrich Hellweges Konzeption einer niedersächsischen Landespartei nach 1945, S. 124–132.

#### *Oldenburger Jahrbuch*

Aus: Bd. 91, 1991.

Michael Kusch, Statius Fabrucius (1591–1651). Eine biographische Studie zu seinem 400. Geburtstag, S. 1–39. — Josef Möller, Gelehrtschicksale zu Beginn der französischen Okkupation in Oldenburg (1811), S. 41–59. — Josef Zürlik, Die Auseinandersetzungen um die Rechtswirksamkeit der Konvention von Oliva vom 5. Januar 1830, S. 61–93. — Jörg Michael Henneberg, Georg und Therese von der Vring. Zur Rezeption des Expressionismus in Oldenburg, S. 95–115. — Egbert Koolman und Rainer Lübbecke, Oldenburgische Bibliographie 1990, S. 269–302.

#### *Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte*

Aus: Bd. 63, 1991.

Zum Thema „Ständische Repräsentationen in niedersächsischen Territorien in der frühen Neuzeit“: Ernst Schubert, Steuer, Streit und Stände. Die Ausbildung ständischer Repräsentation in niedersächsischen Territorien des 16. Jahrhunderts, S. 1–58 [das Erzstift Bremen wird nicht behandelt]. — Chri-

stof Römer, die braunschweigischen Landstände im Zeitalter der Aufklärung bis 1789, S. 59–71. — Bernd Kappelhoff, Die ostfriesischen Landstände und die Stadt Emden. Probleme der landständischen Einbindung einer quasiautonomeren Stadtrepublik, S. 73–86. — Walter Deeters, Der Kampf um die landständische Verfassung Ostfrieslands 1815–1846, S. 87–106.

Weitere Aufsätze: Tobias Ulbrich, Die Anfänge des Bistums Bardowick/Verden, S. 107–137 [„Eine Gründung des Bistums Bardowick/Verden in Bardowick ist mangels Beweisgründen nicht zu widerlegen, aber sehr unwahrscheinlich.“]. — Rolf Köhn, Die Stedinger in der mittelalterlichen Geschichtsschreibung, S. 139–202 [„die Annalen und Chroniken (geben) auf zentrale Fragen zur Erforschung dieses Bauernaufstandes keine oder nur eine unzureichende Antwort“]. — Käthe Mittelhäußer, Die Flecken in Niedersachsen zwischen Dorf und Stadt, S. 203–249. — Gerd van den Heuvel, Rezeption und Auswirkungen der Französischen Revolution in Niedersachsen 1789–1799, S. 283–301.

Kleine Beiträge: Renate Oldermann-Meier, Ein Holzspan inmitten einer historischen Akte. Wurde das Stift Bassum im 16. Jahrhundert [1582] gewaltsam besetzt?, S. 327–335. — Klaus-Jörg Siegfried, Aurich im Nationalsozialismus. Überlegungen zur Erforschung lokaler NS-Herrschaft, S. 345–356.

#### *Hansische Geschichtsblätter*

Aus: Jg. 109, 1991.

Erik Lönnroth: Der Kampf um die Seeherrschaft in Nordeuropa um 1300, S. 1–12. — Bernd-Ulrich Hergemöller: Der Revaler Kirchenstreit (1424–1428), S. 13–41. — Friedrich Bernward Fahlbusch: Osnabrück, seine „Beistädte“ und die Theorie vom hansischen Unterquartier, S. 43–63. — Bert Looper: Hansebewußtsein in den Ijsselstädten, S. 65–81.

#### *Deutsches Schifffahrtsarchiv*

Aus: Bd. 14, 1991.

Ursula Feldkamp, Von „deutschen Indianern“, „häßlichen Negerschnuten“ und einem „fixen Aesculap“. Das Tagebuch der Geschwister Schreiber von 1852 an Bord des Auswandererseglers GOETHE, S. 9–68 [berichtet auch über den Aufenthalt in Bremen und die Fahrt nach Bremerhaven; die Überfahrt nach Baltimore ist aus der Sicht von Kajütpassagieren beschrieben; Modell des Vollschiffs „Goethe“ der Reederei D. H. Wätjen & Co. im Focke-Museum]. — Heinz Burmester, Petroleumsegler, S. 79–98 [Transport von Kistenpetroleum u. a. durch Rickmers-Segler]. — Harald Hückstädt, „Reiset nach dem Norden“. Zur Geschichte der Fährverbindung Warnemünde — Gedser [2. Teil: Bis 1945], S. 99–132. — Arnold Kludas, „Bremen“ und „Europa“. Kritisches zu einer „kritischen Studie“, S. 133–138 [zum Aufsatz von Georg Bertram, „Bremen“ und „Europa“, in: Schiff und Zeit 33, 1991]. — Hans-Joachim Rook, Der erste deutsche Doppelschrauben-Schnelldampfer „Augusta Victoria“. Hintergründe der Auftragserteilung an die Stettiner Vulcan-Werft, S. 139–156 [Intervention des späteren Kaisers Wilhelm II. 1887 zugunsten

der Stettiner Werft vor dem Hintergrund der Konkurrenz zwischen Hapag und Norddeutschem Lloyd]. — Lutz Krützfeldt, Literaturbericht zur Geschichte des modernen deutschen Seeschiffbaus bis 1945, S. 157—198 [zu Bremen und Bremerhaven besonders S. 177—184]. — Johannes-Hendrik Sonntag, Der Emdener Walfang im 18. Jahrhundert (1766—1799), Teil II, S. 223—256.

#### WEITERE NEUERSCHEINUNGEN ZUR BREMISCHEN GESCHICHTE UND LANDESKUNDE\* :

- Arster erzählen ihre Geschichte(n)*. In Arsten war alles ganz anders. Hrsg. vom Arbeitskreis Arster Geschichte(n). Bremen: Selbstverlag 1991. 408 S.
- Beutin, Wolfgang: Der Wanderer im Wind: Über die dicken und die dünnen Perioden im Leben des Bauamtmanns Heinrich Beelzow, eines gebürtigen Mecklenburgers, nachmals in Bremen ansässig geworden*. Roman. Hamburg: Bormann-von Bockel 1991. 312 S.
- Carl Büttner 1892—1992*. 100 Jahre in Bremen. Text: *Helgard Köhne*. Bremen: Reederei Carl Büttner 1992. 117 S.
- Damsch-Wiehager, Renate: Fritz Overbeck*. Worpswede: Worpsweder Verlag 1991. 159 S.
- Friese, Marianne: Frauenarbeit und soziale Reproduktion: Eine Strukturuntersuchung zur Herausbildung des weiblichen Proletariats im Übergangsprozeß zur bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft — dargestellt an der Region Bremen*. Bremen: Universität 1991. 503 S. (Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts „Arbeit und Bildung“. Bd. 20.)
- Galperin, Peter: Bemerkungen zur 125jährigen Geschichte des Roten Kreuzes in der Freien Hansestadt Bremen 1866—1991*. Bremen: Döll 1990. 92 S.
- Gildemeister, Otto: Allerhand Nörgeleien*. Essays. Berlin: Rütten & Loening 1991. 464 S.
- Paul Goosmann*. Erinnerungen eines Bremer Reformpädagogen. Aufzeichnung und Dokumentation von *Jürgen Burger*. Fischerhude: Atelier im Bauerhaus (1991). 144 S.
- Gutmann, Hermann und Jochen Mönch: Der Bremer Bürgerpark*. Bremen: Döll 1990. Nicht pag.
- Hannover-Drück, Elisabeth: Die Ausübung des Frauenwahlrechts in Bremen 1918—1930*. Bremen: Staatsarchiv 1991. 243 S. (Kleine Schriften des Staatsarchivs Bremen. H. 20.)
- Hoerder, Dirk und Diethelm Knauf (Hrsg.): Aufbruch in die Fremde*. Europäische Auswanderung nach Übersee. Bremen: Temmen 1992. 208 S.
- Jenseits von Roland und Schütting*. Aus der Arbeit Bremer Geschichtsruppen. Bremen: Donat 1992. 96 S.

\* Die hier angezeigten Titel mögen als Anregung nützlich sein. Vollständigkeit im Sinne einer Bibliographie wird nicht angestrebt.

- Jorek, Brigitte und Thomas Klink: Von hier aus ging es nach Übersee. Die Geschichte des Auswanderer-Verschiffungslagers Lesum (1950–1962).* Bremen: Arbeiter-Samariter-Bund, Ortsverband Bremen-Nord 1990. 46, XIV S.
- Junghans, Gudrun: Obervieland. Zur Geschichte eines Bremer Stadtteils.* Bremen: Temmen 1991. 111 S.
- Kloke, Wilhelm: Geschichte der Bremer Freimaurer-Logen.* Bremen: Selbstverlag 1991. 80 S.
- Kurze, Peter und Susanne Schönholz: Die Geschichte der Lloyd Motoren Werke und der Autos LP 300 bis zur Arabella.* Bremen: Bogenschütz-Verlag 1992. 104 S.
- Mansolf, Andreas und Wilhelm Esmann: Bremer Straßenbahnen 1892–1992. 100 Jahre elektrischer Linienbetrieb.* Zaltbommel: Europäische Bibliothek 1992. Nicht pag.
- Merkel, Carl Otto: Das Iken'sche Vorwerk in Rockwinkel.* Bremen: Privatdruck 1991. 73 S. u. Anh. (Stammtafeln der Familie Iken)
- Meyer, Günter und Ulf Fiedler: Die Sparkasse und die Ortschaft Blumenthal. 125 Jahre Partnerschaft.* Bremen: Hauschild 1991. 183 S.
- Museumsführer Niedersachsen und Bremen.* Im Auftrag des Museumsverbandes für Niedersachsen und Bremen e. V. bearb. von *Hans Lochmann*. 5. Aufl. Bremen: Hauschild 1991. 492 S.
- Nathan Chytraeus. 1543–1598. Ein Humanist in Rostock und Bremen. Quellen und Studien.* Hrsg. von *Thomas Elsmann* u.a. Bremen: Temmen 1991. 136 S.
- Rauer, Friedrich: Unsere Geschäftsstellen und Filialen.* Hrsg. von der Sparkasse in Bremen. Bremen: Sparkasse 1991. 219 S.
- Rübsam, Rolf: Die Brombergers. Schicksal einer Künstlerfamilie.* Bremen: Donat 1992. 165 S.
- Schmidt, Georg: Harte und wilde Zeiten. Bilder aus den 50er und 60er Jahren in Bremen.* Bremen: Döll 1991. Nicht pag.
- Schmidt, Karl Edmund: Begegnungen mit Menschen. Meisterbilder aus 5 Jahrzehnten.* Hrsg. v. *Melitta Thomas* und *Manfred Berger*. Bremen: Döll 1991. Nicht pag.
- Schmitter, Romina: Der lange Weg zur Gleichberechtigung der Frauen in Bremen.* Bremen: Staatsarchiv 1991. 357 S. (Kleine Schriften des Staatsarchivs Bremen. H. 19.)
- Schwerdtfeger, Hartmut, Thomas von Habern und Hermann-J. Pölking-Eiken: Bremen/Bremerhaven Container Story. Die Erfolgsgeschichte einer Kiste, die den Hafen veränderte. Ein Ausblick auf den Bremerhavener Container Terminal 2000.* Hrsg. v. der Bremer Lagerhaus-Gesellschaft. Bremen: Steintor 1991. 128 S.
- Vietor, Wilhelm: Unter der Speckflagge. Anekdoten aus einer bremischen Familie.* Neue Aufl. Oldenburg: Holzberg 1991. 98 S.
- Weichberger, Konrad: Gesammelte Schriften in Einzelausgaben.* Hrsg. von *Jan Osmers*. Bremen — Stint — Literatur. Bd. 5: Schriften zu Eichendorff. 1991. 164 S.

# HISTORISCHE GESELLSCHAFT BREMEN

## 128. Jahresbericht (1991)

### *Mitgliederversammlung*

Am 12. März 1991 traf sich eine große Besucherzahl von Mitgliedern zur vorgeschriebenen Hauptversammlung im Domkapitelsaal, die mit einem Kurzvortrag unseres Vorstandsmitgliedes Herrn Dr. Karl Heinz Brandt eingeleitet wurde. Als langjähriger Landesarchäologe berichtete er über „Archäologische Mittelalterforschung in Bremen“, die er seit 1954 als Stadtkernforschung trotz vieler Behinderungen betrieben hat — zu einer Zeit, als vor dem großen Aufbau der Innenstadt bessere Forschungs- und Grabungsergebnisse möglich gewesen wären. Starker Beifall der Anwesenden dankte für diesen sehr nachdenklich stimmenden Dia-Vortrag, der im nächsten Band des Bremischen Jahrbuchs erscheint.

Nach dem Gedenken an die 1990 verstorbenen Mitglieder wurden die Jahresberichte erstattet.

### *Vorstand*

Abgelaufen war die Amtszeit von Herrn Dr. Hartmut Müller. Da keine anderen Vorschläge vorlagen, stimmte die Versammlung geschlossen der Wiederwahl zu. Damit bleibt die bisherige Geschäftsverteilung: Vorsitz: Eugen De Porre; stellv. Vorsitz: Prof. Dr. Dieter Hägermann; Schatzmeister: Günter Kayser; stellv. Schatzmeister: Dr. Manfred Schröder; Schriftführer: Dr. Regina Bruss; stellv. Schriftführer: Dr. Engelbert Klugkist; Beisitzer: Dr. Karl Heinz Brandt, Dr. Peter Hahn, Dr. Adolf E. Hofmeister, Dr. Wilhelm Lührs und Dr. Hartmut Müller.

### *Mitgliederbewegung*

Im Berichtsjahr schieden 37 durchweg langjährige Mitglieder aus, davon elf durch Tod, elf aus Alters- oder Gesundheitsgründen. Satzungsgemäß mußten zwei Mitglieder wegen Beitragsrückständen ausgeschlossen werden.

Andererseits können 55 Neuaufnahmen verzeichnet werden, so daß sich zum Jahresende ein Stand von 952 Mitgliedern ergeben hat.

### *Ehrungen*

Geehrt wurde auf der Hauptversammlung das dienstälteste Vorstandsmitglied, Herr Dr. Engelbert Klugkist, für 25jährige ehrenamtliche sehr aktive Mitarbeit. Starker Beifall der Anwesenden dankte ihm für sein Engagement. Eine Kasette mit bremischen Stadt- und Kirchensiegeln wurde dem Jubilar überreicht.

Am 24. Mai 1991 vollendete Eugen De Porre sein 75. Lebensjahr. Aus diesem Anlaß fand ein Empfang im Foyer des Staatsarchivs statt, zu dem zahlreiche Mitglieder, Freunde und ehemalige Kollegen erschienen. Die Herren Dr. Engelbert Klugkist, Prof. Dr. Dieter Hägermann und Prof. Dr. Heinrich Schmidt würdigten die vieljährige Arbeit des Vorsitzers und gratulierten ihm im Namen der Historischen Gesellschaft und der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen. Mit einem Essen, das der Vorstand im Club zu Bremen ausrichtete, klang die Feier aus.

Am 5. September 1991 führte die Gesellschaft in Verbindung mit anderen wissenschaftlichen Vereinigungen anlässlich des 80. Geburtstages ihres Ehrenmitgliedes und

ehemaligen stellvertretenden Vorsitzers, Herrn Dr. Karl H. Schwebel, eine gut besuchte Feierstunde im Haus Schütting durch. Herr Pastor Dr. Ortwin Rudloff dankte ihm in seiner Laudatio für zahlreiche Veröffentlichungen zur bremischen und hansischen Geschichte und seine stete und verantwortungsbewußte Mitarbeit in mehreren wissenschaftlichen Gesellschaften. Die Teilnehmer der Veranstaltung bewiesen mit langem Applaus dem Jubilar ihren Dank. Ein Vortrag von Herrn Dr. Andreas Röpcke, Staatsarchiv Bremen, beendete diese Feierstunde (s. Vorträge und o. S. 43–80).

Das Bremische Jahrbuch, Band 70, 1991, wurde Eugen De Porre und Karl H. Schwebel gewidmet.

### *Veröffentlichungen*

Im Herbst 1991 erschien Band 70 des Bremischen Jahrbuchs unter der verantwortlichen Redaktion von Herrn Dr. Wilhelm Lührs, der nun schon seit 1975 die Zeitschrift betreut, das heißt ab Band 53. Ihm ist an dieser Stelle zu danken für die Verdienste um das Jahrbuch.

### *Vorträge*

Wie in den vergangenen Jahren konnte auch 1991 eine beachtliche Zahl an Vorträgen angeboten werden, die von unseren Mitgliedern und Gästen gut besucht worden sind. Teils in eigener Regie, teils in langjährig bewährter Zusammenarbeit mit befreundeten bremischen Vereinigungen wurden folgende Veranstaltungen durchgeführt:

1. Wilhelm Tacke, Bremen:  
Die katholische Kirchengemeinde in Bremen nach der Reformation (10. Januar 1991);
2. Dipl.-Ing. Wilhelm Klocke, Bremen:  
Geschichte der Bremer Freimaurer-Logen (22. Januar 1991);
3. Prof. Gerhard Müller-Menckens, Bremen:  
Über die Erneuerung historischer Bauwerke im Weser-Elbe-Raum (5. Februar 1991);
4. Dr. Hans-Christoph Hoffmann, Bremen:  
Der schöpferische Umgang mit dem Denkmal in den fünfziger Jahren — 50 Jahre Denkmalschutz — (21. Februar 1991);
5. Prof. Dr. Fridolf Kudlien, Kiel:  
Antike Heilgötter und christliche Heil-Heilige — Zum typologischen Hintergrund der Heiligen Kosmas und Damian (5. März 1991);
6. Prof. Dr. Joachim Reichstein, Schleswig:  
Mensch und Umwelt auf Sylt — Archäologie einer Insel (21. März 1991);
7. Dr. Gert Rupprecht, Mainz:  
Römische Landhäuser im Naheraum, besonders die Villen in Bad Kreuznach und Boos (Rheinland-Pfalz) (11. April 1991);
8. Dr. Andreas Röpcke, Bremen:  
Geld und Gewissen — Zur Ablaßverkündung in Bremen im Spätmittelalter (5. September 1991, Feierstunde für Dr. Karl H. Schwebel);
9. Wolfgang J. Türk, M. A., Münster:  
Der Makart des Nordens — Zur Rolle des vergessenen Bremer Malerfürsten Arthur Fitger (1840–1909) (9. Oktober 1991);
10. Eugen De Porre, Bremen:  
Das „Haus Seefahrt“ in Bremen war und ist mehr als die alljährliche Schaffermahlzeit (10. Oktober 1991);
11. Prof. Dr. Dr. Horst Fuhrmann, München:  
Der schnöde Gewinn — Über das Zinsverbot im Mittelalter (12. November 1991);

12. Dr. Wolfgang Schlüter, Osnabrück:  
Zwischen Moor und Wiehengebirge; Römerfunde bei Kalkriese — der Ort der Varusschlacht? (14. November 1991);
13. Prof. Dr. Lieselotte Kötzsche, Berlin:  
Christliches Kaiserbild — kaiserliches Christusbild. Antike Repräsentationsformen in der frühchristlichen Kunst (26. November 1991).

#### *Studienfahrten*

Auf elf vom Inhalt und von den Fahrtzielen her sehr unterschiedlichen Exkursionen wurden im Berichtsjahr 566 Mitglieder betreut, wobei nicht einmal alle Teilnahmewünsche erfüllt werden konnten.

Drei Fahrten, von Dr. Christian Ostersehlte initiiert und geleitet, galten der Weser und den damit verbundenen bremischen Interessen:

1. Mit dem Tonnenleger „Bruno Illing“ wurde eine Bereisungsfahrt der Außenweser von Bremerhaven bis in Höhe des alten Leuchtturms „Roter Sand“ durchgeführt. Die Teilnehmer gewannen dabei Einblicke in die Tagesarbeit des Wasser- und Schifffahrtamtes zur Sicherung des Großschifffahrtsweges (18. April 1991).
2. Unter dem Motto „Bremen und die Weserkorrektion“ wurde mit einem Schiff der Schreiber-Reederei die Ausbaustrecke Bremen—Brake bereist, dort die Staatswerft der Wasserbauverwaltung und das Schifffahrtsmuseum besucht (11. Juli 1991).
3. Die Schlepsschifffahrt auf Unter- und Außenweser und in den Häfen war das Thema einer weiteren Exkursion nach Bremerhaven. Das Deutsche Schifffahrtsmuseum mit seiner Spezialabteilung, die im Museumshafen liegenden Schlepper und die noch eingesetzten Schlepper der URAG in Bremerhaven dienten zur Vertiefung dieses speziellen Schifffahrtsthemas (10. August 1991).
4. Unter Leitung von Dr. Adolf E. Hofmeister wurde die Studienfahrt „Auf den Spuren der Bischöfe von Verden“ vom September 1990 wiederholt. Ziele waren der Immunitätsbereich des Domes in Verden, der Dom selbst, die Stiftskirche St. Andreas, die alte Gutskapelle in Stellichte, die St.-Johannes-Kirche in Visselhövede und der Standort der einstigen verdischen Burg in Rotenburg (27. April 1991).

Zwei archäologische Fahrten standen unter der Leitung von Dr. Karl Heinz Brandt:

5. Nördlich der Elbe zwischen Lauenburg und Sachsenwald wurden erwandert und vorgestellt u. a. der Vorgeschichtspfad in Ohe-Sachsenwaldau, Grabhügel bei Friedrichsruh und Grünhof, Ringwall Ertheneburg am Hochufer der Elbe u. v. a. (1. Juli 1991).
6. Die andere Exkursion führte zum Pestruper Gräberfeld, den Steingräbern bei Kleinenkneten, zur Visbeker Braut, Engelmansbäke u. v. a. (31. August 1991).

Für die nachstehenden Fahrten war der Vorsitzende verantwortlich:

7. Eine Drei-Tage-Exkursion führte in den Einzugsbereich der ehemaligen Hansestadt Soest, die auch Standort war. Der zweite Tag galt der zwölfckigen Kapelle Drüggelge an der Möhnesee-Talsperre, der Bergstadt Arnsberg, Meschede mit der 1928 gegründeten Abtei Königsmünster und der ehemaligen Deutschordens-Kommende Mühlheim. Waldliesborn, die Fachwerkstadt Wiedenbrück und die Klosterkirche Marienfeld waren die Etappen bei der Rückreise (5.—7. Juli 1991).
8. Der alten Bischofsstadt Münster galt diese Studienfahrt, vorgestellt während zwei ausgiebiger Rundgänge. Am Sonntag wurden die beiden Wasserburgen Rüschaus und Hülshoff besucht, die Wohnsitze der Annette von Droste-Hülshoff. Havixbeck, Haus Stapel und das eindrucksvolle Tecklenburg rundeten die Exkursion ab (24.—25. August 1991).

9. Eine sechstägige Studienfahrt galt dem Ostharz. Vom Standort Wernigerode aus konnten auf Tagesexkursionen u. a. besichtigt werden die romanischen Stiftskirchen in Drübeck, Hamersleben, Quedlinburg und Gernrode; der Halberstädter Dom sowie die fast 1000jährige Burg in Zilly. Gut geführte Rundgänge erschlossen die alten Fachwerkstädte Wernigerode, Quedlinburg, Stolberg, Nordhausen, Harzgerode und Goslar. Die Tagesfahrten zeigten aber auch die landschaftlichen Schönheiten des Ostharzes, beispielsweise im Raum Schierke-Elend, der Roßtrappe bei Thale und während einer einstündigen Kleinbahnfahrt zwischen Sternhaus und Harzgerode (8.—13. September 1991).
10. Die letzte Exkursion 1991 galt dem Deichschutz Bremens. Am Betriebshof des Deichverbandes am rechten Weserufer führte der Geschäftsführer Herr Ernst-August Burhop in die spezifischen Aufgaben ein und leitete die anschließende Fahrt über den Wümmedeich nach Wasserhorst bis zur Moorlosen Kirche in Mittelsbüren. Er brachte die Notwendigkeiten der Siele und Schöpfwerke, der Deichbauten und Wasserführungen zum Schutze unserer Stadt den Teilnehmern ebenso nahe wie Herr Hans-Dieter Bücken (Leiter des Wasserwirtschaftsamtes) die Aufgaben seines Amtes und die Funktion des Lesum-Sperrwerkes (28. September 1991).
11. Den „Spuren der Hanse im Ostseeraum“ folgten 110 Mitglieder in Gemeinschaft mit befreundeten Vereinigungen aus Soest an Bord von MS „Odessa“, das dafür gechartert werden konnte. Von Bremerhaven führte diese Reise zuerst zur Insel Gotland, deren Hauptstadt Visby einer der zentralen Stützpunkte des hansischen Handels gewesen ist. Stadt und Insel wurden in mehrstündigen Exkursionen vorgestellt. Nächste Ziele waren die Hansestädte Riga und Reval (Tallinn), für die jeweils ein Tag zur Verfügung stand. Deutlich sichtbar waren noch die Zeichen der Gewalt, die Anfang 1991 die Unabhängigkeitsbestrebungen in Lettland und Estland unterbinden wollten. Die ganze Pracht der einstigen Hauptstadt des zaristischen Rußland zeigten St. Petersburg (szl. noch Leningrad) und die Zarenschlösser in Peterhof mit ihren ausgedehnten Parkanlagen. Sehr eindrucksvoll stellte sich Finnlands Hauptstadt Helsinki dar. — Nach eintägiger Seereise wurde Gdynia erreicht, der Seehafen von Danzig. Eine mehrstündige Führung durch die alte Hansestadt gab auch Zeugnis von der Wiederaufbauleistung in dieser vom Krieg zerstörten Stadt. Ein Orgelkonzert in der Zisterzienserkirche in Oliva beendete für die meisten diesen Tag, während andere noch die Gelegenheit zum Besuch der Marienburg des Deutschen Ritterordens nutzten. Am nächsten Vormittag wurde der Ausscheidungshafen Kiel erreicht. Es war eine erlebnisreiche Seereise (25. Juli—3. August 1991).

Alles in allem konnten die Studienfahrten 1991 ein breites Spektrum der unterschiedlichen Interessen unserer Mitglieder abdecken. Die starke Beteiligung ist wohl der Beweis für den richtigen Weg.

#### *Sonstiges*

Das zwanglose Treffen zum „Klönabend“ am 3. Dezember 1991 im Logenhaus erhielt seinen besonderen Reiz durch Herrn Adolf Dierking, der in sehr amüsanten Form von seiner Jugendzeit im mecklenburgischen Ludwigslust (das im Vorjahre bei zwei Exkursionen besucht worden war) erzählte. Lebhafter Beifall dankte ihm für diesen Bericht. Geklönt wurde über das abgelaufene Jahr und die Planungen für 1992. Die dazu gemachten Vorschläge sollen nach Möglichkeit auch verwirklicht werden.

## Rechnungsbericht für das Jahr 1991

### Vermögensübersicht per 31. Dezember 1991

#### A k t i v a

Kasse .....	DM	44,45
Bankhaus Neelmeyer AG, Konto 303 .....	DM	18 456,44
Bankhaus Neelmeyer AG, Konto 8540 .....	DM	221,28
Bankhaus Neelmeyer AG, Konto 1008540 .....	DM	162,82
Die Sparkasse in Bremen .....	DM	1 126,21
Wertpapiere .....	DM	40 280,50
Forderungen (Mitgliedsbeiträge 1991) .....	DM	916,—
Sonstige Forderungen .....	DM	460,—
Sonderveröffentlichungen:		
(„1200 Jahre Mission“) .....	DM	2 658,08
(„Rolande“) .....	DM	12,60
Rechnungsabgrenzung, Rückstellung .....	DM	13,73
		<u>DM 64 352,11</u>

#### P a s s i v a

Kapitalkonto 1.1.1991 .....	DM	49 545,53	
Gewinn .....	DM	3 143,58	DM 52 689,11
Rechnungsabgrenzung (Mitgl.-Beiträge 1991) .	DM	7 915,—	
Rechnungsabgrenzung, Rückstellung .....	DM	3 748,—	
		<u>DM 64 352,11</u>	

### Einnahmen- und Ausgabenrechnung für das Jahr 1991

#### A u s g a b e n

Personalkosten .....	DM	11 584,31
Raumkosten .....	DM	360,—
Beiträge .....	DM	250,—
Versicherungen .....	DM	152,40
Fernsprechgebühren .....	DM	642,20
Porti .....	DM	3 077,85
Büromaterial .....	DM	1 661,80
Aufwendungen für Vorträge .....	DM	2 357,66
Aufwendungen für Jahrbuch Band 70 .....	DM	11 685,02
Sonstige Kosten .....	DM	1 968,49
Überschuß .....	DM	3 143,58
		<u>DM 36 883,31</u>

#### E i n n a h m e n

Mitgliedsbeiträge .....	DM	19 800,—
Spenden .....	DM	13 430,65
Zinserträge .....	DM	2 680,66
Wertberichtigung auf Wertpapiere .....	DM	972,—
		<u>DM 36 883,31</u>

gez.: Günter Kayser  
Schatzmeister

Geprüft und für richtig befunden:

gez.: Heinz-H. Eggers

gez.: Burkhard Ostersehlte

Rechnungsprüfer



# HISTORISCHE GESELLSCHAFT BREMEN

## Mitgliederverzeichnis

(Stand: August 1992)

### V o r s t a n d

*Vorsitzer:*

De Porre, Eugen, Tilsiter Str. 15, 2805 Stuhr 2 ∞

*Stellv. Vorsitzter:*

Hägermann, Prof. Dr. Dieter, Hermann-Frese-Str. 26, 2800 Bremen 33

*Schatzmeister:*

Kayser, Günter, Mackensenweg 8, 2800 Bremen 33

*Stellv. Schatzmeister:*

Schröder, Dr. Manfred, Friedrich-Mißler-Str. 17, 2800 Bremen 1

*Schriftführer:*

Bruss, Dr. Regina, Gerhard-Hellmers-Weg 5, 2800 Bremen 33

*Stellv. Schriftführer:*

Klugkist, Dr. Engelbert, Bismarckstr. 268, 2800 Bremen 1 ∞

*Beisitzer:*

Brandt, Dr. Karl Heinz, Bergstr. 46, 2804 Lilienthal ∞

Hahn, Dr. Peter, Georg-Gröning-Str. 82 a, 2800 Bremen 1 ∞

Hofmeister, Dr. Adolf E., Sachsenstr. 12, 2810 Verden

Lührs, Dr. Wilhelm, Contrescarpe 53, 2800 Bremen 1

Müller, Dr. Hartmut, Neuer Weg 57, 2805 Stuhr 2

### E h r e n m i t g l i e d e r

Lampe, Hanna, Schaumburger Str. 35, 2800 Bremen 1

Landwehr, Dr. Helmut, Gustav-Brandes-Weg 11, 2800 Bremen 33

Schwebel, Dr. Karl H., Weißenburger Str. 23, 2800 Bremen 1

∞ Dieses Zeichen kennzeichnet jeweils die Mitgliedschaft von Ehepaaren.

## Mitglieder

- Joh. Achelis & Söhne GmbH & Co., Stavendamm 22, 2800 Bremen 1  
Ahlborn, Reginald, Verdunstr. 31, 2800 Bremen 1 ∞  
Ahlbory, Ingrid, Parkallee 161, 2800 Bremen 1  
Ahrberg, Gustav, Bocholter Str. 27, 2800 Bremen 41  
Ahrens, Friedrich, Erlenweg 7, 2805 Stuhr 1  
Ahrens, Prof. Dr. Gerhard, Theresienstieg 1, 2000 Hamburg 76  
Ahrens, Dr. Heinrich, Sielwall 60, 2800 Bremen 1  
Ahrens, H. Robert, Depkenstr. 34, 2800 Bremen 1  
Ahrens, Irene, Sielwall 60, 2800 Bremen 1  
Akkermann, Verena, Richard-Dehmel-Str. 39, 2800 Bremen 1  
Albers, Kurt-Hellmuth, Großbeerenstr. 50, 2800 Bremen 1 ∞  
Albert, Prof. Thomas, Rotbuchenweg 17, 2800 Bremen 33  
Albert, Ulrich, Pajekenweg 4, 2800 Bremen 33  
Albrecht, Ingrid, Benquestr. 25, 2800 Bremen 1  
Alex, Willy, Sielwall 78, 2800 Bremen 1 ∞  
Allerheiligen, Heinz, Auf dem Esch 9, 2863 Ritterhude ∞  
Allmers, Ruth, Im Heisterbusch 17, 2820 Bremen 77  
Allmers, Sabine, H.-H.-Meier-Allee 51, 2800 Bremen 1  
Ambronn, Heinz, Eislebener Str. 73, 2800 Bremen 41 ∞  
Andreas, Berndt, August-Bebel-Allee 84, 2800 Bremen 41 ∞  
Andrick, Ingeborg, Thedinghauser Str. 22, 2800 Bremen 1  
Arendt, Hilde, Barbarossastr. 15, 2800 Bremen 41  
Aretz-Caesar, Christa, Ostertorsteinweg 13/14, 2800 Bremen 1  
Aring, Meta, Marcusallee 39, 2800 Bremen 1  
Arnold, Dr. Volker, Gleimstr. 8, 2800 Bremen 1  
Asendorf, Kurt, Schulstr. 16, 2819 Thedinghausen  
Asschenfeldt, Jürgen, Fedelhören 62, 2800 Bremen 1 ∞  
Aufbaugemeinschaft Bremen, Sögestr. 45, 2800 Bremen 1  
Ax, Arno, Witzlebenstr. 221, 2800 Bremen 41 ∞
- Bach, Elisabeth, Truper Eichenhof 20, 2804 Lilienthal  
Bachmann, Dr. Elfriede, Altes Kreishaus, 2140 Bremervörde  
Bachmann, Hans Hartmut, Schwachhauser Heerstr. 270, 2800 Bremen 1  
Baetcke, Inge, Hackfeldstr. 18, 2800 Bremen 1  
Bahnon, Dr. Karsten, Franziusstr. 2, 2800 Bremen 1  
Ballerstädt, Dr. Ernst, Marcusallee 39, 2800 Bremen 33  
Bannas, Elfriede, Scharrelmannstr. 6, 2800 Bremen 1  
Banse, Horst, Katrepeler Landstr. 6, 2800 Bremen 33 ∞  
Barfuß, Dr. Karl Marten, Keplerstr. 25, 2800 Bremen 1  
Barkhausen, Dr. Walter, Wiethasestr. 14, 5000 Köln-Braunsfeld  
Bartels, Dr. Ernst-Hermann, Kurfürstenallee 30 a, 2800 Bremen 1  
Bartels-Schudeisky, Margarete, Kirchbachstr. 123, 2800 Bremen 1  
Bartkowiak, Jürgen, Lahnstr. 35, 2800 Bremen 1

Bass, Dr. Hans-Heinrich, Waiblinger Weg 23, 2800 Bremen 1  
 Bassinger, Dr. Heinz, H.-H.-Meier-Allee 68, 2800 Bremen 1  
 Bauchwitz, Fritz A., Kurt-Schumacher-Allee 1 D, 2800 Bremen 41 ∞  
 Bauer, Dr. Rolf, Albrecht-Roth-Str. 6, 2820 Bremen 70 ∞  
 Baumann, Dr. Gisella, Basdahler Str. 12, 2800 Bremen 21  
 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Schönfeldstr. 5, 8000 München 22  
 Becker, Heinz H., Klugkiststr. 8, 2800 Bremen 1  
 Becker, Holger, Vehrels 14, 2800 Bremen 66  
 Behr, Marcelle von, Wilde Rodung 35, 2820 Bremen 70  
 Behre, Helene, Emmaberg 5 a, 2820 Bremen 77  
 Behrens, Heinz, Senator-Horn-Str. 23, 2800 Bremen 1 ∞  
 Behrens, Karl-Peter H., Paracelsusweg 13, 5860 Iserlohn  
 Behrens, Dr. Rolf, Wollaher Str. 26, 2863 Ritterhude  
 Behrens-Talla, Klaus, Am Heiddamm 29, 2800 Bremen 33  
 Beisser, Rolf E., Graf-Moltke-Str. 63, 2800 Bremen 1  
 Bellmer, Karl-Heinz, Marcusallee 39, 2800 Bremen 33  
 Bellstedt, Dr. Paul, Slevogtstr. 36, 2800 Bremen 1 ∞  
 Benndorf, Dr. Heinz, Schwachhauser Heerstr. 349 a, 2800 Bremen 1 ∞  
 Benoit, Elsa, Dietrich-Bonhoeffer-Str. 56, 2800 Bremen 41  
 Berg, Charlotte, Teerhof 23, 2800 Bremen 1  
 Bickelmann, Dr. Hartmut, Gartenstr. 7, 2400 Lübeck  
 Biebusch, Dr. Werner, Flämische Str. 149, 2800 Bremen 66  
 Biefang, Dr. Federico, Freudenbergstr. 4, 2800 Bremen 1 ∞  
 Bischoff, Arno, Amtmannsweg 5, 2833 Harpstedt  
 Bischoff, Holger, Emil-Trinkler-Str. 36, 2800 Bremen 1 ∞  
 Bischoff, Johanna, Baeckerstr. 50, 2730 Zeven  
 Blühm, Dr. Elger, Fitgerstr. 1, 2800 Bremen 1 ∞  
 Blum, Else, Arsterdamm 166, 2800 Bremen 61  
 Blum, Hildegard, Georg-Gröning-Str. 27 a, 2800 Bremen 1  
 Böhme, Harro R., Rickmersstr. 11, 2800 Bremen 33 ∞  
 Böving, Lotte, Clausthaler Str. 26, 2800 Bremen 1  
 Bohlmann, Hildegard, Borchshöher Str. 69, 2820 Bremen 70  
 Bollmann, Gerda, Schumannstr. 10, 2800 Bremen 1  
 Bonk, Helmut, Auf dem Esch 7, 2863 Ritterhude  
 Bonorden, Dr. Wolfgang, Staustr. 6, 2800 Bremen 61 ∞  
 Borgmann, Luise, Wilhelm-Liebknecht-Str. 2, 2800 Bremen 41  
 Borrmann, Gertrud, Innsbrucker Str. 49, 2800 Bremen 1  
 Bosse, Erna, Kulenkampffallee 103, 2800 Bremen 1  
 Bosse, Herta, Carl-Friedrich-Gauss-Str. 35, 2800 Bremen 33  
 Bosse, Johann Christian, Benbeckenstr. 14, 2820 Bremen 77 ∞  
 Bothe, Uta, Am Lohhof 17, 2863 Ritterhude  
 Botterbrodt, Karla, Probststr. 4, 2800 Bremen 1  
 Boutemard, Prof. Dr. Bernhard Suin de, Kappstr. 29, 6145 Lindenfels/Odenwald 1  
 Braatz, Gernot, Hamburger Str. 252, 2800 Bremen 1  
 Brand, Ingeborg, Im Wiesengrund 1, 2800 Bremen 41  
 Branding, Dr. Ursula, Im Deichkamp 34, 2800 Bremen 33  
 Braun, Hans-Jürgen, Paschenburgstr. 17, 2800 Bremen 1

Breitenfeldt, Dorothea, Gustav-Pauli-Platz 11, 2800 Bremen 1  
 Bremer, Ingeborg, Bardowickstr. 144, 2800 Bremen 41  
 Bremer, Johann, Philipp-Reis-Str. 20, 2800 Bremen 33 ∞  
 Bremer Vorortbahnen GmbH, Langenstr. 12, 2800 Bremen 1  
 Bresemann, Manfred, Gustav-Pauli-Platz 18, 2800 Bremen 1 ∞  
 Breuer, Erich, Hermannsburg 154, 2800 Bremen 66  
 Brickenstein, Gerhard, Saarbrückener Str. 46, 2800 Bremen 1 ∞  
 Brilmayer, Erika, Kirchweg 114, 2800 Bremen 1  
 Brüggemann, Klaus, Clausewitzstr. 32, 2800 Bremen 1  
 Bruhn, Elly, Rita-Bardenheuer-Str. 2, 2800 Bremen 1  
 Bruse, Dr. Klaus, Obernstr. 55, 2807 Achim  
 Bühlmeier, Heinrich, Am Rosenmoor 19, 2860 Osterholz-Scharmbeck 3 ∞  
 Bührmann, Elfriede, Hollerallee 43, 2800 Bremen 1  
 Büssenschütt, Wolfgang, Altenwall 28, 2800 Bremen 1 ∞  
 Büttelmann, Dr. Heinz, Im Dorfe 1 a, 2820 Bremen 70 ∞  
 Bugiel, Hanneliese, Orleansstr. 65 A, 2800 Bremen 1  
 Burmeister, Dorothea, Parkallee 135, 2800 Bremen 1  
 Burmeister, Karl Hans, Gewerbegebiet West, 2805 Stuhr 3  
 Busch, Cornelia, Theodor-Billroth-Str. 49, 2800 Bremen 61  
 Busch, Prof. Dr. Günter, Kurfürstenallee 92, 2800 Bremen 1  
 Buschmann, Ilse, An der Gete 105 d, 2800 Bremen 1  
  
 Carlsson, Dr. Otto C., Katrepeler Landstr. 24, 2800 Bremen 33 ∞  
 Castringius, Dr. Arnold, Rütenhöfe 3, 2800 Bremen 33  
 Cate, Hanni ten, Schulstr. 71, 2980 Norden  
 Christiansen, Helga, Barrienweg 15, 2800 Bremen 10  
 Clajus, Heinz, Heymelstr. 14, 2800 Bremen 1 ∞  
 Claxton-Vatthauer, Carol, Humboldtstr. 47, 2800 Bremen 1  
 Coldewey, H. J., Rennstieg 33, 2800 Bremen 1 ∞  
 Conrades, Elfriede, Slevogtstr. 28, 2800 Bremen 1  
 Cordes, Emma, Contrescarpe 29, 2800 Bremen 1  
 Coutelle, Karl-Günter, Wörther Str. 45, 2800 Bremen 1 ∞  
 Crome, Berndt, Greizer Str. 10, 2800 Bremen 41 ∞  
 Cyrus, Dr. Hannelore, Norderländer Str. 90, 2805 Stuhr 2  
  
 Dabrowski, Heinz, Meyerstr. 74, 2800 Bremen 1  
 Dachmann, Ilse, Reddersenstr. 42, 2800 Bremen 33  
 Dahlmann, Hildegard, Hauptmann-Böse-Weg 23, 2800 Bremen 1  
 Decker, Irma, Sielwall 64, 2800 Bremen 1  
 Deetjen, Yvonne, Im Moor 11, 2800 Bremen 33  
 Degenhardt, Prof. Johannes, Rockwinkeler Heerstr. 86, 2800 Bremen 33 ∞  
 Dehlwes, Wilhelm, Warfer Landstr. 72, 2800 Bremen 33  
 Dehlwisch, Helga, Am Hulsberg 70 A, 2800 Bremen 1  
 Delhougne, Anne, Ahornweg 2d, 2804 Lilienthal  
 Delitzsch, Dr. Winfried, Büchnerstr. 4, 2800 Bremen 61  
 Dette, Dr. Christoph, Mathildenstr. 5, 2800 Bremen 1  
 Dewitz-Krebs, Ursula von, Brucknerstr. 15, 2800 Bremen 33

Diedrichs, Hans, Julius-Leber-Str. 13, 2800 Bremen 41 ∞  
 Dierking, Adolf, Erlenstr. 56, 2800 Bremen 1 ∞  
 Die Sparkasse in Bremen, Am Brill 1—3, 2800 Bremen 1  
 Dietrich, Hans Rainer, Sonnenstr. 16, 2800 Bremen 1  
 Dinné, Olaf, Rutenstr. 24, 2800 Bremen 1  
 Dirks, Anneliese, Eislebener Str. 25, 2800 Bremen 41  
 Dittmar, Dr. Erich, Georg-Gröning-Str. 149, 2800 Bremen 1 ∞  
 Döll, Jürgen, Oberneulander Landstr. 185, 2800 Bremen 33  
 Dräger, Michael, Leher Heerstr. 119, 2800 Bremen 33  
 Dreyer, Alfred, Verdunstr. 11, 2800 Bremen 1  
 Driessen, Franz Leopold, Hollerallee 91, 2800 Bremen 1 ∞  
 Droste, Anneliese, Hastedter Heerstr. 118, 2800 Bremen 1  
 Dubbels, Wilhelm, Barbarossastr. 8, 2800 Bremen 41 ∞  
 Dubbers-Albrecht, Dr. Yvonne, Im Holze 11, 2800 Bremen 33  
 Duncker, Gerhard, Am Jürgens Holz 30, 2800 Bremen 33 ∞  
 Dunkhase, Insa, Rüdeshheimer Str. 23, 2800 Bremen 1  
 Duwe, Dr. Horst, Emil-Trinkler-Str. 18 a, 2800 Bremen 1

Ebbighausen, Heinz, Depkenstr. 22, 2800 Bremen 1 ∞  
 Ebeling, Renate, Prangenstr. 17, 2800 Bremen 1  
 Ebeling, Ruth, Eisenacher Str. 14, 2800 Bremen 1  
 Eden, Magdalena, Hockenstr. 82, 2820 Bremen 77  
 Eggers, Heinz-Hermann, Thomas-Mann-Str. 56, 2800 Bremen 1 ∞  
 Ehlers, Marianne, Hohentorsheerstr. 37, 2800 Bremen 1  
 Ehrenhöfer, Udo, Michael-Bach-Str. 2, 5407 Boppard  
 Eimen, Magdalena, Johann-Lange-Str. 5, 2820 Bremen 70  
 Eitmann, Dr. Heiner, Georg-Gröning-Str. 29, 2800 Bremen 1 ∞  
 Ellebrecht, Karsten, Südstr. 2, 2820 Bremen 70  
 Elmshausen, Konrad, Wörther Str. 60, 2800 Bremen 1  
 Elsmann, Dr. Thomas, Heinstr. 25, 2800 Bremen 1  
 Elsner, Heinrich, Neanderstr. 7, 2800 Bremen 1 ∞  
 Entholt, Dr. Reinhard, Großbeerenstr. 83, 2800 Bremen 1  
 Epple, Jean Marie, Witwe-Bolte-Weg 69, 2800 Bremen 41 ∞  
 Erben, Dietmar, Außer der Schleifmühle 76, 2800 Bremen 1  
 Erhardt, Ilse, Elsasser Str. 33, 2800 Bremen 1  
 Erling, Hans Paul, Gut Hohekamp, 2820 Bremen 70  
 Ernst, Dr. Wolfgang, Wätjenstr. 40, 2800 Bremen 1  
 Eschert, Irmgard, Meyerstr. 191, 2800 Bremen 1  
 Evangelische St.-Georgs-Gemeinde, Kirchhuchtinger Landstr. 24, 2800 Bremen 66

Faber, Erwin, Ritter-Raschen-Str. 39, 2800 Bremen 1  
 Fabian, Annemarie, Wörther Str. 34, 2800 Bremen 1  
 Fabian, Dr. Peter, Richard-Dehmel-Str. 11, 2800 Bremen 1 ∞  
 Falldorf, Klaus Peter, Am Bahnhof St. Magnus 7, 2820 Bremen 70  
 Fehsenfeld, Johann, Gabriel-Seidl-Str. 2, 2800 Bremen 1  
 Felgendreher, Elisabeth C., Großbeerenstr. 27, 2800 Bremen 1  
 Fiebelkorn, Rosmarie, Albersstr. 1B, 2800 Bremen 1

Fischer, Elfriede, Elisabethstr. 110, 2800 Bremen 1  
 Fischer, Dr. Gert, August-Bebel-Allee 118, 2800 Bremen 41  
 Fischer, Lieselott, Parkallee 111, 2800 Bremen 1  
 Fisseler, Elfriede, Leher Heerstr. 69, 2800 Bremen 33  
 Fleder, Anny, H.-H.-Meier-Allee 53, 2800 Bremen 1  
 Fliedner, Margarete, Hollerallee 69, 2800 Bremen 1  
 Fohring, Adolf, Aschen 113, 2840 Diepholz 2  
 Franke, Dina, Graf-Moltke-Str. 56, 2800 Bremen 1  
 Franke, Dr. Walter, Bürgermeister a.D., Auf den Hornstücken 22, 2800 Bremen 33 ∞  
 Freitag, Herbert, Parkstr. 39, 2800 Bremen 1  
 Frick, Dr. Constantin, Goebenstr. 22, 2800 Bremen 1  
 Fricke, Emmy, Rita-Bardenheuer-Str. 25, 2800 Bremen 1  
 Fricke, Rudolf Chr., Am Barkhof 20, 2800 Bremen 1 ∞  
 Friedrich, Boy, Estedeich 82, 2101 Hamburg 96 - Cranz  
 Fritzsche, Gisela, Suhrfeldstr. 63, 2800 Bremen 1  
 Frömmling, Ursula, Prager Str. 11, 2800 Bremen 1  
 Fuhrmann, Prof. Dr. Roderich, Fedelhören 40, 2800 Bremen 1 ∞  
 Funk, Dorothea, An der Gete 98, 2800 Bremen 1  
 Furmans, Gerda, Delbrückstr. 11a, 2800 Bremen 1

Gätjen, Dr. Klaus, Bischofsnadel 6, 2800 Bremen 1  
 Geerken, Uschi, Leipziger Str. 47, 2800 Bremen 1  
 Geis, Irmgard, Richard-Strauss-Platz 2, 2800 Bremen 1  
 Geiss, Prof. Dr. Imanuel, Mommsenstr. 46, 2800 Bremen 1  
 Genzmer, Hans Joachim, Fritz-Gansberg-Str. 17, 2800 Bremen 1  
 Gerhard, Peter F. J., Rembrandtstr. 19, 2800 Bremen 1 ∞  
 Gerhold, Karlheinz, Mohnblumenweg 15, 2807 Achim 2  
 Gerloff, Ernst, Hinter dem Meer 18, 2800 Bremen 21  
 Germanisches National-Museum, Postfach 829, 8500 Nürnberg 2  
 Gesamthochschule Siegen, Adolf-Reichwein-Str., 5900 Siegen 21  
 Gesamtverein der Deutschen Geschichts- u. Altertumsvereine, Krummbogen 28c,  
 3550 Marburg

Gieseke, Helmut, Schwachhauser Heerstr. 361 d, 2800 Bremen 1 ∞  
 Glaeske, Dr. Günter, Menkestr. 30, 2820 Bremen 70  
 Glassl, Frank, Schubertstr. 35, 2800 Bremen 1 ∞  
 Glienicke, Astrid, Buntentorsteinweg 1–3, 2800 Bremen 1  
 Goecke, Dr. Margrit, Straßburger Str. 25, 2800 Bremen 1  
 Gölz, Mathilde, Bei den drei Pfählen 73, 2800 Bremen 1  
 Görges, Ruth, Emmastr. 217, 2800 Bremen 1  
 Gorecki, Peter, Bultenweg 15, 2800 Bremen 44 ∞  
 Gottschalk, Jasper-Wilm, Goethestr. 21, 2860 Osterholz-Scharmbeck  
 Gramatzki, Rolf, Hermannsburg 177, 2800 Bremen 66  
 Grapatin, Erwin, Mühlental 20, 2820 Bremen 77  
 Grashoff, Hella, Friedrich-Mißler-Str. 10, 2800 Bremen 1  
 Griesbach, Inge, Wachmannstr. 47, 2800 Bremen 1  
 Grob, Conrad, Traberstr. 2, 2800 Bremen 41 ∞  
 Gröning, Ingeborg v., Schwachhauser Ring 105, 2800 Bremen 1

Grundherr, Dr. Barbara von, Richard-Dehmel-Str. 18, 2800 Bremen 1  
 Guhl, Dr. Peter, Arnold-Böcklin-Str. 2, 2800 Bremen 1  
 Guter, Josef, Prager Str. 31, 2800 Bremen 1 ∞  
 Gutmann, Hermann, Luisental 21, 2800 Bremen 33  
 Gwinner, Jürgen, Verdener Str. 58, 2800 Bremen 1 ∞  
  
 Haake, Ursula, Parkstr. 44, 2800 Bremen 1  
 Hägermann, Erich, Grambker Heerstr. 116, 2820 Bremen 77 ∞  
 Haering, Dipl.-Ing. Eberhard, Ehmckstr. 52, 2800 Bremen 33  
 Häseker, Volkmar, Thölstedter Weg 13, 2805 Stuhr 2  
 Hahndorf, Irmgard, Violenstr. 22, 2800 Bremen 1  
 Haltermann, Johann, Görlitzer Str. 12, 2800 Bremen 21  
 Hamann, Ralph-Michael, Grünestr. 7, 2805 Stuhr 4  
 Hanack, Gerda, Meinkenstr. 1, 2800 Bremen 1  
 Handelskammer Bremen, Haus Schütting, Am Markt 13, 2800 Bremen 1  
 Hannemann, Volker, Theodor-Storm-Str. 20, 2803 Weyhe  
 Hansischer Geschichtsverein, Mühlendamm 1–3, 2400 Lübeck  
 Hantelmann, Anna Maria, Friedrich-Mißler-Str. 36, 2800 Bremen 1  
 Hardegen, Reinhard, Kapitän-König-Weg 16–18, 2800 Bremen 33  
 Harjes, Niclaas, Turnerstr. 18, 2820 Bremen 71  
 Hartmann, Heinz, Busestr. 6, 2800 Bremen 1 ∞  
 Hasenkamp, Dr. Holger, Heinrich-Heine-Str. 41, 2800 Bremen 1 ∞  
 Hatke, Ilse, Brokstr. 39, 2800 Bremen 1  
 Hauer, Charlotte, Ellhornstr. 8, 2800 Bremen 1  
 Haupt, Prof. Heinz-Gerhard, Via Dei Roccadini 9, 50016 San Domenico,  
 Di Fiesole (FI)/Italien  
 H. M. Hauschild GmbH, Rigaer Str. 3, 2800 Bremen 15  
 Hauschildt, Ursula, Buess-Str. 1, 2807 Achim  
 Hedwig, Andreas, Bennigsenstr. 19, 2800 Bremen 1  
 Heiderhoff, Lilli, Osterdeich 147, 2800 Bremen 1  
 Heine, Leonore, Verdener Str. 67, 2800 Bremen 1  
 Heinicke, Ruth, Kulenkampffallee 153, 2800 Bremen 1  
 Heinrich, Almuth, Bürgermeister-Schoene-Str. 12, 2800 Bremen 1  
 Heinrich, Detlef, Clausthaler Str. 20, 2800 Bremen 1 ∞  
 Heitmann, Ilsabey, Kirchbachstr. 291 A, 2800 Bremen 1  
 Helbig, Dr. Rudolf, Hermannsburg 196, 2800 Bremen 66 ∞  
 Held, Hildegard, Kirchbachstr. 212 b, 2800 Bremen 1  
 Helling, Dr. Wilfried, CH-6911 Carabietta  
 Helmken, Senator a. D. Ludwig, Via Monescia 18, CH-6612 Ascona-Ti  
 Helriegel, Alma, Friedrich-Mißler-Str. 19, 2800 Bremen 1  
 Hennig, Margot, Achterdiek 72 b, 2800 Bremen 33  
 Henschen, Peter, Rockwinkeler Landstr. 23 b, 2800 Bremen 33  
 Henze, Ingeborg, Kurt-Schumacher-Allee 71, 2800 Bremen 41  
 Herkströter, Ursula, Kirchweg 152, 2800 Bremen 1  
 Herlyn, Dr. Sunke, Händelstr. 3, 2800 Bremen 1  
 Herms, Hans-Georg, Danziger Str. 3 k, 2804 Lilienthal  
 Herzer, Dr. Herbert, Parkallee 53, 2800 Bremen 1

Hess, Edith, Wachmannstr. 33, 2800 Bremen 1  
Heuer, Karl Peter, Schaffenrathstr. 23, 2800 Bremen 1  
Heuer, Magda, Schaffenrathstr. 23, 2800 Bremen 1  
Heumann, Heinz, Burgdammer Str. 29, 2820 Bremen 77 ∞  
Hilgenstock, Friedrich, Bürgermeister-Spitta-Allee 8 e, 2800 Bremen 41 ∞  
Hirdes, Alice, Suhrfeldstr. 131, 2800 Bremen 1  
Hirsch-Hoffmann, Dr. Hans-Uwe, Freiligrathstr. 12, 2800 Bremen 1 ∞  
Hirsch-Hoffmann, Dr. Ruth, Carl-Schurz-Str. 5, 2800 Bremen 1  
Hobelmann, Thilo, Senator-Horn-Str. 8, 2800 Bremen 1  
Höckendorf, Klaus, Kantstr. 20, 2800 Bremen 1  
Höhns, Siegfried, Lausanner Str. 65, 2800 Bremen 44 ∞  
Höltge, Hans Dieter, Balgebrückstr. 8, 2800 Bremen 1 ∞  
Höppner, Heinzjochen, Klugkiststr. 15, 2800 Bremen 1 ∞  
Hoffmann, Dr. Hans-Christoph, Goebenstr. 8, 2800 Bremen 1  
Hoffmann, Helmuth, Oslebshäuser Heerstr. 35, 2800 Bremen 21  
Hoffmann, Dr. Zvonimir, Tilsiter Str. 11, 2805 Stuhr 2  
Hoffmeister, Margit, Straßburger Str. 45, 2800 Bremen 1  
Hofmann, Karl-Heinz, Hegemannstr. 30, 2800 Bremen 1  
Hofmann, Marischa, Elsasser Str. 19, 2800 Bremen 1  
Holbein, Renate, Konsul-Cassel-Str. 9, 2800 Bremen 33  
Holl, Prof. Dr. Karl, Beethovenstr. 25, 2800 Bremen 1  
Hollen, Marianne von, Am Neuen Markt 8/9, 2800 Bremen 1  
Holzberg, Ralf Julius, Utbremer Ring 134, 2800 Bremen 1  
Hoppe, Dr. Helmut R., Georg-Gröning-Str. 87, 2800 Bremen 1 ∞  
Hucker, Henry, Im Deichkamp 45, 2800 Bremen 33 ∞  
Hühne, Anita, H.-H.-Meier-Allee 51, 2800 Bremen 1  
Hüsener, Gerd, Schönhausenstr. 1, 2800 Bremen 1  
Hütte, Dr. Ursula, Am Rivenkamp 8, 2820 Bremen 70  
Hußmann, Anneliese, Rembertistr. 3, 2800 Bremen 1

Idelberger, Elfriede, Händelstr. 15, 2800 Bremen 1  
Ilfrich, Christa, Hartwigstr. 61, 2800 Bremen 1  
Illmann, Anke, Straßburger Str. 67, 2800 Bremen 1  
Imholze, Erika, Emmastr. 195, 2800 Bremen 1  
Institut für Historische Landesforschung der Universität Göttingen,  
Nikolausberger Weg 9 c, 3400 Göttingen  
Isermeyer, Dr. Hermann, Lüneburger Str. 9, 2800 Bremen 1 ∞

Jacob, Waldo, Auf der Hohwisch 30, 2800 Bremen 1 ∞  
Jänisch, Otto, Hans-am-Ende-Weg 15, 2800 Bremen 33  
Jambor, Franz, Hamburger Str. 159, 2800 Bremen 1  
Jannowitz, Gabriele, Schafgegend 26, 2820 Bremen 70  
Jansen, Dr. Hans G., Hamburger Str. 97, 2800 Bremen 1  
Janßen, Dr. Ingeburg, Ostertorsteinweg 66, 2800 Bremen 1  
Jensen, Arno, An der Kämenade 23 a, 2800 Bremen 44 ∞  
Jensen, Gerda, Gustav-Heinemann-Str. 2, 2800 Bremen 1  
Junge, Thomas, Rockwinkeler Heerstr. 66, 2800 Bremen 33

Kaemena, Annemarie, Am Rüten 110, 2800 Bremen 33  
 Kamphausen, Margret, Nordstr. 380, 2800 Bremen 1  
 Kapels, Ingrid, Kirchweg 154, 2800 Bremen 1  
 Karbe, Karl Wilh., Beckedorfer Str. 32, 2820 Bremen 70 ∞  
 Kastendiek, Dr. Hermann, Wilhelmstr. 1, 2808 Syke  
 Kastens, Anneliese, Roßbachstr. 61, 2800 Bremen 1  
 Kaufmann, Ilse-Dore, Feldstr. 154, 2800 Bremen 1  
 Kaufmann, Richard, Altmannstr. 13, 2800 Bremen 1  
 Keil, Gertrud, Oberneulander Heerstr. 44 A, 2800 Bremen 33  
 Keller, Helga, Contrescarpe 117, 2800 Bremen 1  
 Kepka, Heinke Barbara, Orleansstr. 65, 2800 Bremen 1  
 Kessels, Maria, Kölner Str. 29, 2800 Bremen 41  
 Kiebeler, Horst R., Bleicherstr. 51, 2800 Bremen 1  
 Kirchner, Erna, Eisenacher Str. 15 A, 2807 Achim  
 Kissling, Gustav, Deliusweg 30, 2800 Bremen 33  
 Kittner, Georg-Karl, Siedlung 24, 6483 Bad Soden-Salmünster  
 Kläner, Willi, Landgutweg 1 B, 2800 Bremen 33 ∞  
 Klees, Eckhard, Schumannstr. 13, 2800 Bremen 1 ∞  
 Klehmet, Brunhilde, Am Jürgens Holz 28, 2800 Bremen 33  
 Klein, Evelin, Brandtstr. 69, 2800 Bremen 1  
 Klenk, Hans Jürgen, Im Waldpark 11, 2875 Ganderkesee 2 ∞  
 Klink, Dr. Lieselotte, Friedrich-Mißler-Str. 49, 2800 Bremen 1  
 Klocke, Dipl.-Ing. Wilhelm, Busestr. 42, 2800 Bremen 1  
 Kloevekorn, Jürgen, Amselweg 2, 2805 Stuhr 4  
 Kloft, Prof. Dr. Hans, Wernigeroder Str. 36, 2800 Bremen 1  
 Klohs, Irmgard, Hildesheimer Str. 13, 2800 Bremen 1  
 Klützke, Rosemarie, Emmastr. 209, 2800 Bremen 1  
 Knechtel, Detlef, Goldberge, 2879 Dötlingen  
 Knepper, Irene, An der Gete 105 d, 2800 Bremen 1  
 Knevelkamp, Wolfram, Donaust. 1, 2805 Stuhr 1  
 Knorr, Lieselotte, Albrecht-Dürer-Str. 8 B, 2800 Bremen 1  
 Knübel, Dora, Hamburger Str. 303, 2800 Bremen 1  
 Knübel, Dr. Ralf, Heinrich-Heine-Str. 71, 2800 Bremen 1  
 Koch, Dr. Diether, Lüderitzstr. 21, 2800 Bremen 1  
 Koch, Dr. Gottfried, Kirchweg 202, 2800 Bremen 1  
 Koch, Herta, Hauptmann-Böse-Weg 35, 2800 Bremen 1  
 Koch, Inge, Innsbrucker Str. 18, 2800 Bremen 1  
 Koch, Jose, Saarlauterner Str. 14, 2800 Bremen 1  
 Koch, Magdalene, Hauptmann-Böse-Weg 31, 2800 Bremen 1  
 Kochmann, Dr. Ingrid, Hans-am-Ende-Weg 4 a, 2862 Worpswede  
 Körper, Elfriede, Ingelheimer Str. 34, 2800 Bremen 1  
 Kohlrausch, Dietmar, Hoftohorn 20, 2730 Zeven  
 Kohlrausch, Julie C., Richard-Strauss-Platz 15, 2800 Bremen 1  
 Koke, Karlheinz, Horner Str. 71, 2800 Bremen 1  
 Koschnick, Bürgermeister a. D. Hans, Rudolstädter Weg 9, 2800 Bremen 1 ∞  
 Kraas, Magdalene, Ramdohrstr. 43, 2800 Bremen 1  
 Kränzlin, Heide, Mühlental 21, 2820 Bremen 77

Krages, Louis, Beim Industriehafen 123, 2800 Bremen 1  
 Kramer, Ingo, Rutenstr. 28, 2800 Bremen 1  
 Kranz, Peter, Braut-Eichen 6, 2820 Bremen 70 ∞  
 Krecklow, Ursula, Falkenstr. 52, 2800 Bremen 1  
 Kregel, Dr. Irene, Heinrich-Heine-Str. 42, 2800 Bremen 1  
 Kreisarchiv Otterndorf, 2178 Otterndorf  
 Krenz, Erwin, Franklinstr. 19, 2800 Bremen 33  
 Kreye, Georg, Elsasser Str. 99, 2800 Bremen 1  
 Krietsch, Heinrich, Adelenstr. 12, 2800 Bremen 1 ∞  
 Kruse, Herta, Neustadtscontrescarpe 112, 2800 Bremen 1  
 Kuckuk, Dr. Peter, Uenzen 70, 2814 Süstedt  
 Kückelmann, Hans Walter, Franklinstr. 52, 2800 Bremen 33 ∞  
 Küster, Hanna, Am Wall 183, 2800 Bremen 1  
 Kuhlenkamp, Fritz, Heinstr. 76, 2800 Bremen 1 ∞  
 Kunst, Arnold, Georg-Gröning-Str. 127 a, 2800 Bremen 1  
 Kupplich, Günther, Hemmstr. 343, 2800 Bremen 1 ∞  
 Kurtzahn, Frithjof, Angelser Str. 14, 2803 Weyhe-Leeste ∞

Laaser, Hiltraut, Posthauser Str. 15, 2800 Bremen 44  
 Lahusen, Nils, Rockwinkeler Heerstr. 107, 2800 Bremen 33 ∞  
 Lambertz, Ingeborg, Stuhler Str. 10, 2800 Bremen 1  
 Lamotte, Hans Henry, Brauteichen 27, 2820 Bremen 70  
 Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte (Focke-Museum),  
 Schwachhauser Heerstr. 240, 2800 Bremen 1  
 Lantow, Elisabeth, Bozener Str. 9, 2800 Bremen 1  
 Lappenberg, Kurt, Kölner Str. 51, 2800 Bremen 41 ∞  
 Latussek, Manfred, Ziegeleiweg 4, 5000 Köln 90  
 Lauffer, Burkhard, Paul-Schürholz-Str. 6, 4350 Recklinghausen  
 Lauth, Angelika, Uhlandstr. 48, 2800 Bremen 1  
 Lauth, Hermann, Brahmsstr. 21, 2800 Bremen 1 ∞  
 Leffers, Gebr., Faulenstr. 54, 2800 Bremen 1  
 Lemcke, Hermann, Malerstr. 37 b, 2800 Bremen 1 ∞  
 Lennert, Andreas, Waiblinger Weg 1, 2800 Bremen 1  
 Lentz, Hella, Erichshofer Str. 84–86, 2803 Weyhe  
 Leuthold, Prof. Dieter, Carl-Linde-Str. 14, 2800 Bremen 33  
 Leuthold, Martha, Eislebener Str. 15, 2800 Bremen 41  
 Lieder, Elisabeth, Kornstr. 129, 2800 Bremen 1  
 Löbe, Dr. Karl, Arnold-Böcklin-Str. 18, 2800 Bremen 1  
 Löhr, Dr. Alfred, Altenburger Str. 16, 2800 Bremen 1  
 Logemann, Dipl.-Ing. Heinz, Richard-Wagner-Str. 23, 2800 Bremen 1  
 Lohmann, Ilse, Wandelstr. 3 a, 2805 Stuhr 1  
 Lohmeyer, Dr. Fritz, Großgörschenstr. 17, 2800 Bremen 1 ∞  
 Ludwig, Prof. Dr. Karl-Heinz, Parkallee 203 c, 2800 Bremen 1  
 Lübben, Karin, Contrescarpe 117 a, 2800 Bremen 1  
 Lüers, Henning, Postfach 10 35 11, 2800 Bremen 1  
 Lühring, Heinrich, Ferdinand-Lassalle-Str. 16, 2800 Bremen 41 ∞  
 Lütjen, Gertrud, Busestr. 96, 2800 Bremen 1

Lutz, Dr. Frank, Sven-Hedin-Str. 13, 2800 Bremen 1  
 Lutz, Dr. Ing. Ralph, Bürgermeister-Spitta-Allee 31, 2800 Bremen 41  
  
 Maack, Jürgen, Nürnberger Str. 50, 2803 Weyhe  
 Mahlert, Dr. Karl, Kapitän-König-Weg 14, 2800 Bremen 33  
 Mahnken, Klaus Peter, Twistringer Str. 4, 2800 Bremen 1  
 Mahrenholz, Karl, Sven-Hedin-Str. 12, 2800 Bremen 1 ∞  
 Manske, Dr. Hans-Joachim, Lothringer Str. 15, 2800 Bremen 1 ∞  
 Marschalck, Dr. Peter, Auf dem Bohnenkamp 79, 2800 Bremen 1  
 Martens, Ilse, Fasanenstr. 36, 2807 Achim  
 Marx, Dr. Ulrich, Georg-Gröning-Str. 31, 2800 Bremen 1  
 Maschke, Michael, Kirchstr. 13, 2982 Norderney  
 Massmann, Horst, Matterhornstr. 17, 2800 Bremen 41 ∞  
 Mattfeldt, Margrit, Peter-Henlein-Str. 37, 2800 Bremen 33  
 Matzner, Rudolf, Im Heisterbusch 53, 2820 Bremen 77 ∞  
 Meentzen, Christa, Riensberger Str. 69, 2800 Bremen 1  
 Mehrtens, Günter, Wanfrieder Str. 18, 2800 Bremen 1  
 Meier, Lieselotte, Fedelhöfen 103, 2800 Bremen 1  
 Meier-Kothe, Lina, Contrescarpe 109, 2800 Bremen 1  
 Meletzki, Marliese, Heinrich-Gefken-Str. 1A, 2800 Bremen 33  
 Melzig, Dr. Werner, Schwarzenbergstr. 18, 2800 Bremen 1 ∞  
 Menke, Dr. Friedrich, Könenkampstr. 28, 2800 Bremen 1 ∞  
 Merkel, Carl Otto, Rosental 17, 2800 Bremen 33  
 Mews, Hans-Georg, Vorkampsweg 183, 2800 Bremen 33  
 Mey, Wilma, Wätjenstr. 98, 2800 Bremen 1  
 Meyer, Elisabeth, Ellhornstr. 8, 2800 Bremen 1  
 Meyer, Dr. Enno, Marienburger Str. 13, 2806 Oyten ∞  
 Meyer, Dr. Hans Hermann, Oberneulander Landstr. 62, 2800 Bremen 33  
 Meyer, Hermann, Fellendsweg 21, 2800 Bremen 61 ∞  
 Meyer, Herta, Graf-Haeseler-Str. 27, 2800 Bremen 1  
 Meyer, Dr. Horst, Warfer Landstr. 11 a, 2800 Bremen 1 ∞  
 Meyer, Dipl.-Ing. Kurt, Lindheimer Str. 28 a, 2800 Bremen 44 ∞  
 Meyer, Maria, Nernststr. 4, 2800 Bremen 33  
 Meyer, Willi, Am Angelser Feld 1, 2803 Weyhe-Leeste  
 Meyer, Wilma, Weserstr. 56, 2820 Bremen 70  
 Meyer-Braun, Dr. Renate, Sonnenstr. 14, 2800 Bremen 1  
 Meyer-Claussen, Renate, Heinrich-Heine-Str. 54, 2800 Bremen 1  
 Meyer-Piening, Alfred, Grüner Weg 14, 2822 Schwanewede 1 ∞  
 Meyer-Staufenbiel, Marga, Celler Str. 30, 2800 Bremen 1  
 Michaelsen, Gerda, Colmarer Str. 37, 2800 Bremen 1  
 Michaelsen, Dr. Luise, Colmarer Str. 37, 2800 Bremen 1  
 W. B. Michaelsen & Co., Langenstr. 68, 2800 Bremen 1  
 Miesner, Annemarie, Heinrich-Gefken-Str. 1 A, 2800 Bremen 33  
 Minding, Gertrud v., Elsasser Str. 158, 2800 Bremen 1  
 Möller, Käthe, Auf dem Kamp 59 II, 2800 Bremen 1  
 Möller, Margret, Emmastr. 284, 2800 Bremen 1  
 Mönch, Prof. Ronald, Holbeinstr. 20, 2800 Bremen 1

Mohr, Ruth, Kulenkampffallee 189, 2800 Bremen 1  
 Momper, Walter, Bürgermeister a.D., Fichtestr. 15, 1000 Berlin 61  
 Monje, Dagmar, Menninghausen 16, 2831 Sudwalde  
 Müller, Heide, Am Querkamp 51, 2800 Bremen 33  
 Müller, H. Joachim, Jawlenskystr. 10, 2900 Oldenburg ∞  
 Müller, Kurt, Mozartstr. 37, 2864 Ritterhude ∞  
 Müller, Rena, Fährgrund 13, 2820 Bremen 70  
 Müller, Dipl.-Ing. Rudolf, Eekenhöge 18, 2800 Bremen 33  
 Müller-Arnecke, Fritz, Orleansstr. 47, 2800 Bremen 1  
 Müller-Heyne, Dr. Ursula, Colmarer Str. 37 A, 2800 Bremen 1  
 Müller-Menckens, Prof. Gerhard, Lortzingstr. 30, 2800 Bremen 1  
 Müller-Nielsen, Rolf, Beethovenstr. 18, 2800 Bremen 1 ∞  
 Murken, Hans-Hinrich, Bergiusstr. 99, 2800 Bremen 33

Naber, Conrad, Warfer Landstr. 54, 2800 Bremen 33 ∞  
 Nagel, Andreas, Ehmckstr. 52, 2800 Bremen 33  
 Nagel, Annemarie, Auf dem Bohnenkamp 110, 2800 Bremen 1  
 Nahrman, Alfred, Baltrumer Str. 36, 2800 Bremen 1  
 Nennecke, Heinrich, Arensburgstr. 12, 2800 Bremen 1 ∞  
 Neubarth, Georg, Bardowickstr. 126, 2800 Bremen 41 ∞  
 Neumann, Dr. Frank, Achimer Str. 7, 2800 Bremen 1  
 Neuse, Galerie, Contrescarpe 14, 2800 Bremen 1  
 Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv, Am Archiv 1, 3000 Hannover-W.  
 Niedersächsisches Staatsarchiv, Damm 43, 2900 Oldenburg  
 Niedersächsisches Staatsarchiv Stade, Am Sand 4, 2160 Stade  
 Edgar Niemann & Co., Duisburger Str. 2, 2800 Bremen 1  
 Niesert, Prof. Dr. Wolfgang, Arnold-Böcklin-Str. 15, 2800 Bremen 1  
 Nölke, Heide, Scharnhorststr. 192, 2800 Bremen 1  
 Nonnenkamp, Wilfried, Im Eichbäumle 65, 7500 Karlsruhe 1  
 Nordbruch, Emmi, Straßburger Str. 67, 2800 Bremen 1  
 Nordhaus, Rainer, Obernkirchener Str. 14, 2800 Bremen 1 ∞  
 Nordrhein-Westfälisches Staatsarchiv, Bohlweg 2, 4400 Münster  
 Norzel, Walter, Auf dem Hohen Ufer 65 a, 2820 Bremen 70  
 Nossent, Karl, Paul-Singer-Str. 1, 2800 Bremen 41 ∞

Ocker, Prof. Claus, Parkallee 109, 2800 Bremen 1  
 Oetken, Eveline, Freudenbergstr. 11, 2800 Bremen 1  
 Oetting, Egon, Julius-Leber-Str. 51, 2800 Bremen 41 ∞  
 Offermann, Hans, Freiherr-v-Stein-Str. 5, 2800 Bremen 1 ∞  
 Olk, Lothar, Auf dem Beginenlande 40, 2800 Bremen 61 ∞  
 Olk-Koopmann, Brigitte, Georg-Gröning-Str. 62, 2800 Bremen 1  
 Opper, Dieter, Georg-Gröning-Str. 46, 2800 Bremen 1  
 Ordemann, Elisabeth, Seiffertstr. 95, 2800 Bremen 33  
 Ortenburger, Margarethe, Kurfürstenallee 86 A, 2800 Bremen 1  
 Orthey, Dr. Heinz-Georg, Franklinstr. 107, 2800 Bremen 33 ∞  
 Osmers, Hermann, Barg up 1, 2820 Bremen 77  
 Osmers, Jan, Mathildenstr. 92, 2800 Bremen 1

Ostersehlte, Burkhart, Depkenstr. 42, 2800 Bremen 1 ∞  
Ostersehlte, Dr. Christian, Tettenbornstr. 4 a, 2800 Bremen 1  
Otten, Dr. Albert, Georg-Gröning-Str. 88 c, 2800 Bremen 1 ∞  
Overhoff, Dr. Gerda, An der Gete 38, 2800 Bremen 1

Paape, Hans Jürgen, Georg-Gröning-Str. 29 a, 2800 Bremen 1  
Palkies, Dieter, Freiligrathstr. 29, 2800 Bremen 1  
Patemann, Dr. Reinhard, Franz-Liszt-Str. 15, 2800 Bremen 1  
Paulus, Hans Joachim, Brokmerländer Str. 6, 2800 Bremen 66 ∞  
Pawlik, Dr. Peter-Michael, Kapitän-Dallmann-Str. 8, 2820 Bremen 71  
Pempelforth, Herta, Jürgen-Chr.-Findorff-Str. 9, 2804 Lilienthal  
Perseke, Lieselotte, Schwachhauser Ring 105, 2800 Bremen 1  
Pesch, Ulrich, Scheidemannstr. 23, 4500 Osnabrück  
Peters, Dr. Dirk J., Löningstr. 5, 2850 Bremerhaven  
Peters, Herbert, Donandtstr. 52, 2800 Bremen 1 ∞  
Petersen, Uwe, Lange Str. 12 A, 6370 Oberursel ∞  
Petschenik, Wolfgang, Besselstr. 45, 2800 Bremen 1  
Pfadt, Dipl.-Ing. Julius W., Kuhstr. 18, 2820 Bremen 70 ∞  
Pfeifer, Karl, Lothringer Str. 7 A, 2800 Bremen 1 ∞  
Philippson, Helmut, Elsasser Str. 62, 2800 Bremen 1 ∞  
Pickmann, Felix, Carl-Schurz-Str. 36, 2800 Bremen 1  
Piehl, Erika, Marcusallee 39, 2800 Bremen 33  
Pieken, Heinz, An den Fuhren 13, 2801 Quelkhorn  
Pistorius, Leonore, Utbremer Ring 164, 2800 Bremen 1  
Plate, Rosemarie, Klaus-Groth-Str. 67, 2800 Bremen 1  
Plate, Volker, Wulwesstr. 4, 2800 Bremen 1 ∞  
Platz, Marlott, Paul-Singer-Str. 66, 2800 Bremen 41  
Plenge, Dipl.-Volksw. Erich, Lindenstr. 13, 2838 Sulingen  
Ploegert, Susanne, Manteuffelstr. 11, 2800 Bremen 1  
Plugge, Margarete, Apfelallee 15 b, 2800 Bremen 33  
Podzuweit, Anneliese, Poelzigstr. 36, 2800 Bremen 1  
Pommerening, Renate, Berliner Str. 21, 2808 Syke  
Poppe, Hans, Stiftungsweg 8, 2800 Bremen 41  
Poppendieck, Dorothee, Brahmsstr. 21, 2800 Bremen 1  
Postels, Anne, Ulrichsstr. 1, 2800 Bremen 1  
Pott, Karin, Achimer Str. 36, 2800 Bremen 1  
Preuß, Ursula, An der Gete 98, 2800 Bremen 1  
Probst, Karl Dietrich, Riensberger Str. 98, 2800 Bremen 1  
Prüser, Dr. Jürgen, Schmöllner Weg 6, 2800 Bremen 41  
Pundsack, Margarethe, Parkallee 2, 2800 Bremen 1  
Puszkar, Charlotte, An der Gete 105 c, 2800 Bremen 1  
Putze, Walter, Drontheimer Str. 3, 2800 Bremen 77 ∞  
Puvogel, Bettina, Rütenhöfe 10, 2800 Bremen 33  
Puvogel, Liselotte, Schwachhauser Heerstr. 285, 2800 Bremen 1

Rabstein, Dr. Klaus, Bürgermeister-Spitta-Allee 9, 2800 Bremen 41  
 Rathmann, Dr. Herwig, August-Bebel-Allee 254, 2800 Bremen 41 ∞  
 Raub, Gustava, Parkallee 201, 2800 Bremen 1  
 Rauschan, Almuth, Voltastr. 7, 2800 Bremen 33  
 Reible, Rainer, Nedderland 30, 2800 Bremen 33 ∞  
 Reick, Inge, Clausthaler Str. 20, 2800 Bremen 1  
 Reidemeister & Ulrichs, Auf der Muggenburg 7, 2800 Bremen 1  
 Reimers, Antje, St.-Pauli-Deich 26, 2800 Bremen 1  
 Rein, Else, Lüneburger Str. 11, 2800 Bremen 1  
 Reinecke, Dr. Karl, Mühlenfeldstr. 62 a, 2800 Bremen 33  
 Reinsch, Günter, An der Flachsbeeke 6, 2878 Wildeshausen  
 Renn, Jürgen, St.-Sebastian-Str. 14, 4590 Cloppenburg  
 Reps, Bernd, Zur Feldmark 1 A, 2056 Glinde ∞  
 Rethemeier, Elisabeth, Pellwormer Str. 32, 2800 Bremen 66  
 Rethemeier, Horst, Pellwormer Str. 32, 2800 Bremen 66  
 Rethfeld, Henning, Taklerstr. 38, 2820 Bremen 71  
 Rex, Herta, H.-H.-Meier-Allee 66, 2800 Bremen 1  
 Rex, Roselotte v., Saarlauterner Str. 1, 2800 Bremen 1  
 Rex-Gröning, Heinz v., Fegersbergstr. 1, 2863 Ritterhude  
 Richter, Helga, Emmastr. 13, 2800 Bremen 1  
 Richter, Dr. Dr. Walther, Mackensenweg 4, 2800 Bremen 33  
 Riedel, Heinz, Konsul-Mosle-Weg 4, 2800 Bremen 33 ∞  
 Ringleb, Edith, Buchenhof 5, 2820 Bremen 70  
 Ritter, August, Zu den drei Birken 2, 2863 Ritterhude 2 ∞  
 Rodenberg, Heide, Basdahler Str. 10, 2800 Bremen 21  
 Röhl, Helmut, Hudemühler Str. 9, 2800 Bremen 41 ∞  
 A. G. Röhrs & Co., Zum Allerhafen 8, 2800 Bremen 44  
 Römer, Dr. Christof, Fasanenstr. 67, 3300 Braunschweig  
 Röpcke, Dr. Andreas, Rembrandtstr. 9, 2800 Bremen 1 ∞  
 Röpke, Annelore, Neckarstr. 4, 2800 Bremen 1  
 Roessel, Ursula, Am Hulsberg 70 A, 2800 Bremen 1  
 Röttgers, Heinrich, Melchersstr. 3, 2800 Bremen 1  
 Rohdenburg, Dr. Günther, Saarbrückener Str. 34, 2800 Bremen 1  
 Rohdenburg, Jürgen, Dobbheide 106, 2820 Bremen 70  
 Rolfs, Ahlert, Emmastr. 39, 2800 Bremen 1 ∞  
 Ronning, Agnes, Händelstr. 10, 2800 Bremen 1  
 Ropers, Egon-Fred, Heinrich-Heine-Str. 5, 2800 Bremen 1  
 Ropers, W. Michael, Theaterpassage, 5300 Bonn-Bad Godesberg  
 Roselius, Jobst, Sophienstr. 54–58, 2800 Bremen 1  
 Rosenhagen, Dr. Carsten, Lortzingstr. 10, 2800 Bremen 1  
 Rothe, Dr. Hans W., Devekamp 9, 2800 Bremen 33  
 Rothe, Ruth, Wetzelsstr. 21, 7570 Baden-Baden  
 Rudloff, Hanna, Wilseder-Berg-Str. 7, 2800 Bremen 41  
 Rudloff, Dr. Ortwin, Sandstr. 10, 2800 Bremen 1  
 Rudolph, Wolf-Dieter, Upper Seebargen 38, 2804 Lilienthal-Seebergen  
 Rübens, Dr. Georg, Am Dobben 53 b, 2800 Bremen 1  
 Rückel, Hans, Gauss-Str. 16, 2804 Lilienthal

Heintr. Ruppel & Sohn, Friedrich-Karl-Str. 21, 2800 Bremen 1  
 Rumohr, Markus, August-Bebel-Allee 230, 2800 Bremen 41 ∞  
 Rust, Günther, Ingelheimer Str. 27, 2800 Bremen 1 ∞  
 Rust, Hartmut, Am Bürsteler Feldschlatt 13, 2805 Stuhr 1  
 Rust, Heinz, Leuchtenburger Str. 24, 2822 Schwanewede  
 Rutkowski, Max, Ahornweg 7, 2831 Affinghausen  
  
 Sachtleben, Volker, Sylviast. 10, 4300 Essen 1  
 Salander, Hans, Carl-Goerdeler-Str. 63, 2800 Bremen 41  
 Saleh, Dr. Dorothee, Stader Str. 42, 2806 Oyten  
 Sanders, Hans-Günter, Kornstr. 31, 2800 Bremen 1  
 Schaa, Sigrid, Im Graftwinkel 37, 2805 Stuhr 4  
 Schabacker, Elsa, Hartwigstr. 57, 2800 Bremen 1  
 Schäfer, Sigrid, Contrescarpe 117, 2800 Bremen 1  
 Schatkowski, Hans, Fockengrund 8, 2820 Bremen 77  
 Schelb, Magdalene, Großenstr. 15, 2800 Bremen 1  
 Schellhorn, Heinz, Konsul-Cassel-Str. 10, 2800 Bremen 33 ∞  
 Schepp, Hans, Schorf 32 B, 2800 Bremen 33  
 Scherer, Michael, Waller Ring 107 A, 2800 Bremen 1  
 Schierholz, Christa, Hastedter Heerstr. 99, 2800 Bremen 1  
 Schierholz, Louis, An der Kämenade 19, 2800 Bremen 44 ∞  
 Schildknecht, Karl-Heinz, Brahmsstr. 4, 2800 Bremen 1  
 Schimmler, Kurt, Waller Ring 107 a, 2800 Bremen 1  
 Schleff, Anita, Christernstr. 27, 2800 Bremen 44  
 Schleuning, Dr. Horst, Am Querkamp 26, 2800 Bremen 33 ∞  
 Schlottke, Hartmut, Bassener Dorfstr. 20, 2806 Oyten  
 Schlüter, Tilla, Brixener Str. 3, 2800 Bremen 1  
 Schmidt, Dr. Bodo, Rütenhöfe 9, 2800 Bremen 33 ∞  
 Schmidt, Jörn, Mittelstr. 14, 2800 Bremen 1  
 Schmidt-Auffurt, Waltraut, Schumannstr. 5, 2800 Bremen 1  
 Schmidt-Rosenow, Gertrud, Mittelstr. 14, 2800 Bremen 1  
 Schmitz, Gerda, Freudenbergstr. 13, 2800 Bremen 1  
 Schmolz, Walter, Koringstr. 5 a, 2820 Bremen 70  
 Schnakenberg, Günter, Mühlenstr. 17, 2807 Achim ∞  
 Schnatmeyer, Helga, Weserstr. 83, 2820 Bremen 70  
 Schnelle, Albert, Ernst-Abbe-Str. 25, 2800 Bremen 33  
 Scholl, Margot, Brucknerstr. 1 C, 2800 Bremen 33  
 Schrader, Thomas, Richard-Strauß-Platz 4, 2800 Bremen 1  
 Schriefer, Svend, Kurfürstenallee 36, 2800 Bremen 1  
 Schröder, Dr. Gerald, Graf-Moltke-Str. 46, 2800 Bremen 1  
 Schroeter, Bodo, Schmalenbecker Str. 3 d, 2801 Grasberg  
 Schubert, Peter, Katzbachstr. 15, 2800 Bremen 1  
 Schütz, Michael, Freudenthalstr. 5, 2160 Stade  
 Schulte-Langforth, Else, Otto-Gildemeister-Str. 6, 2800 Bremen 1  
 Schulz, Gerhard, Delmestr. 2, 2803 Weyhe  
 Schulz, Hermine, Neuenstr. 6, 2805 Stuhr 1  
 Schulz, Willi, Innsbrucker Str. 8 a, 2800 Bremen 1 ∞

Schulze-Smidt, Rainer, Freiligrathstr. 36, 2800 Bremen 1  
 Schumacher, Dipl.-Ing. Friedrich, Oberneulander Landstr. 132, 2800 Bremen 33  
 Schwarz, Dr. Klaus, Maastrichter Str. 32, 2800 Bremen 66  
 Schwarzwälder, Harry, Sottrumer Str. 19, 2800 Bremen 21  
 Schwarzwälder, Prof. Dr. Herbert, Torgauer Str. 7, 2800 Bremen 1  
 Schweigmann, Ilse, Gottfried-Menken-Str. 25, 2800 Bremen 1  
 Schweingruber, Karl-Heinz, Ostlandstr. 37, 2820 Bremen 71  
 „Securitas“ Bremer Allgemeine Versicherungs-AG.,  
     Am Wall 153, 2800 Bremen 1  
 Seebacher, Wendelin, Johann-Friedrich-Walte-Str. 4, 2800 Bremen 33 ∞  
 Segeberg, Edith, Parkstr. 39, 2800 Bremen 1  
 Segnitz, Hermann, Amtmann-Schroeter-Str. 34, 2804 Lilienthal  
 Seibert, Petra S., Emmastr. 305 a, 2800 Bremen 1  
 Selk, Dr. Henning, Eiffestr. 596, 2000 Hamburg 26  
 Selka, Klaus, Johann-Hinrich-Voß-Str. 2, 2800 Bremen 33 ∞  
 Sellger, Gisela, Flämische Str. 11, 2800 Bremen 66  
 Sennhenn, Dr. Ernst, Kohlhöckerstr. 52, 2800 Bremen 1  
 Sest, Dr. Jürgen, Devekamp 12, 2800 Bremen 33  
 Seydel, Gerda, Hartwigstr. 44, 2800 Bremen 1  
 Siburg, Günter, August-Bebel-Allee 252, 2800 Bremen 41  
 Sieg, Christiane, Visselhöveder Str. 10, 2800 Bremen 41  
 Siemel, Josefine, Herbststr. 86, 2800 Bremen 1  
 Simon, Dr. Petra, Harthausen Str. 10 c, 8000 München 9  
 Skelly, Edith, Emil-Trinkler-Str. 2 a, 2800 Bremen 1  
 Sommer, Richard, Bürgermeister-Spitta-Allee 36 c, 2800 Bremen 41  
 Specht, Martin, Freudenbergstr. 5, 2800 Bremen 1  
 Spengler, Luise, Uhlandstr. 12 a, 2800 Bremen 1  
 Walter Sporleder GmbH & Co., Bürgermeister-Smidt-Str. 35, 2800 Bremen 1  
 Spreckelsen, Dr. Heinrich von, Contrescarpe 29, 2800 Bremen 1  
 Staatsarchiv Hamburg, ABC-Str. 19 a, 2000 Hamburg 36  
 Stadtarchiv Diepholz, Rathausmarkt 1,  
     2840 Diepholz  
 Stadtländer, Wilfried, Simon-Hermann-Post-Weg 20, 2800 Bremen 33  
 Stahlknecht, Dipl.-Ing. Detmar Fr., Gut Hodenberg, 2800 Bremen 33  
 Stahmer, Kurt, Windmühlenstr. 5, 2820 Bremen 70  
 Starck, Ilse, Kulenkampffallee 132, 2800 Bremen 1  
 Steffens, Altraut, Altmannstr. 28, 2800 Bremen 1  
 Stein, Marianne, Wulfsbergstr. 34, 2800 Bremen 41  
 Stein, Dr. Walter, Steinstr. 11, 2800 Bremen 1  
 Steinmeyer, Friedrich, Große Führen 35, 2816 Kirchlinteln  
 Steinwald, Sigrid, Moselallee 1, 2805 Stuhr 2  
 Stille, Dr. Hans, Schwachhauser Ring 100 a, 2800 Bremen 1 ∞  
 Stockfisch, Johanna, Friedrich-Garves-Str. 1, 2800 Bremen 1  
 Stoll, Erna, Lehnstedter Str. 2, 2800 Bremen 1  
 Strube, Dr. Friedrich, Gravelottestr. 77, 2800 Bremen 1  
 Sültsmann, Burkhard, Hauptmann-Böse-Weg 6, 2800 Bremen 1  
 Sywottek, Dr. Arnold, Busestr. 41, 2800 Bremen 1 ∞

Tacke, Wilhelm, Lüder-von-Bentheim-Str. 7, 2800 Bremen 1  
 Tellmann, Dr. Karl Arend, Schirwindter Str. 8, 2800 Bremen 41  
 Templin, Ulla, Tettenbornstr. 4 a, 2800 Bremen 1  
 Termin-Setzerei GmbH, Gerhard Brandtner, Am Hulsberg 94, 2800 Bremen 1  
 Teschner, Frida, Am Burger See 26, 2820 Bremen 77  
 Tessmer, Dr. Fritz H., Hinrich-Wilhelm-Kopf-Platz 1, 3000 Hannover  
 Thaden, Dr. Günther, Voltastr. 148, 2800 Bremen 33 ∞  
 Theuerkauff, Johannes, Kattenescher Weg 47 a, 2800 Bremen 61 ∞  
 Thewes, Jürgen, Alte Heerstr. 61, 2800 Bremen 66 ∞  
 Thiede, Irmgard, J.-Chr.-Findorff-Str. 28, 2804 Lilienthal  
 Thiel, Reinhold, Karl-Marx-Str. 42, 2800 Bremen 61  
 Thieme, Karl, Georgstr. 99, 2850 Bremerhaven-Geestemünde  
 Thies, Erika, Schwachhauser Heerstr. 177 a, 2800 Bremen 1  
 Thies, Heinz, Unterm Deich 4, 2856 Sandstedt-Rechtenfleth  
 Thönes, Klaus, Egenhausen Nr. 6, 2831 Neuenkirchen  
 Tholen, Dr. Axel, Stäudlenweg 79, 7900 Ulm  
 Thyselius, Skuldfrid Magdalena, Curiestr. 74, 2800 Bremen 33  
 Tiemann, Oscar, Herrlichkeit 6, 2800 Bremen 1  
 Tilgner, Daniel, Griesstr. 86, 2000 Hamburg 26  
 Timm, Anita, Ellhornstr. 24, 2800 Bremen 1  
 Tobeck, J. Wolfgang, Fritz-Haber-Str. 41, 2800 Bremen 33  
 Traupe, Hildegard, Friedhofstr. 33, 2800 Bremen 1  
 Treder, Ernst, Uhthoffstr. 24, 2820 Bremen 70  
 Trüper, Prof. Dr. Hans G., Am Draitschbusch 19, 5300 Bonn 2  
 Turner, Dietrich, Delmenhorster Str. 123, 2805 Stuhr 2 ∞  
  
 Uhde, Reinhard, Bürgermeister-Reuter-Str. 34, 2800 Bremen 41  
 Uhlenwinkel, Jürgen, Kirchstr. 38, 2803 Weyhe-Leeste ∞  
 Ulrich, Dr. Peter, Bürgermeister-Smidt-Str. 45 a, 2850 Bremerhaven  
 Ulrich, Dr. Rolf, Friedrich-Mißler-Str. 7, 2800 Bremen 1 ∞  
 Uslar-Gleichen, Heimart Freiherr v., Benbeckenstr. 13, 2820 Bremen 77  
  
 Vehlber, Hans, Emmastr. 201, 2800 Bremen 1 ∞  
 Ventzke, Dr. Heinz, Klugkiststr. 2 h, 2800 Bremen 1 ∞  
 Verkehrsverein der Freien Hansestadt Bremen e.V., Bahnhofsplatz 29, 2800 Bremen 1  
 Vogel, Horst, Damaschkeweg 13, 2874 Lemwerder  
 Voigt, Curt, An der Kämenade 13, 2800 Bremen 44 ∞  
 Voigt, Erika, Wuppertaler Str. 5, 2800 Bremen 41  
 Voigt, Karl Heinz, Königsallee 70 a, 1000 Berlin 33 ∞  
 Volger, Manfred, Schönebecker Kirchweg 67 A, 2820 Bremen 70  
 Vollmer, Renate, Wasserhorst 12, 2820 Bremen 77  
 Voogd, Dr. Käthe, Neustadtscontrescarpe 154, 2800 Bremen 1  
  
 Wachtendorf, Klaus, Am Wasser 10, 2820 Bremen 70  
 Wätjen, Hans, Fedelhören 62, 2800 Bremen 1  
 Wagener, Ernst, Rockwinkeler Heerstr. 21, 2800 Bremen 33 ∞  
 Wagner, Bernd, Achimer Str. 60, 2800 Bremen 1

Wahl, Wolf-Dieter, Steinstr. 9, 2800 Bremen 1 ∞  
 Wallraf, Dr. Karl-Heinz, Schifferstr. 21, 2800 Bremen 1  
 Walte, Deodat, Rockwinkeler Heerstr. 126, 2800 Bremen 33 ∞  
 Walte, Gerda, Rosental 3 c, 2800 Bremen 33  
 Walter, Rolf, Ronzelenstr. 85, 2800 Bremen 33 ∞  
 Wanjek, Peter, Am Kosenberg 51, 4010 Hilden ∞  
 Warneke, Peter, Georg-Gröning-Str. 127 b, 2800 Bremen 1  
 Warskulat, Gertrud, Ludwig-Roselius-Allee 196, 2800 Bremen 41  
 Wedel, Reinhard, Schwachhauser Heerstr. 247, 2800 Bremen 1  
 Wedermann, Gisela, Leher Heerstr. 97, 2800 Bremen 33  
 Wefer, Günter, Arensburgstr. 51, 2800 Bremen 1 ∞  
 Wegmann, Dr. Else, Hegelstr. 2, 2800 Bremen 1  
 Wehrmann, Curd, Bismarckstr. 262, 2800 Bremen 1 ∞  
 Weiche, Ingelore, Reinthalerstr. 21, 2800 Bremen 1  
 Weibezahn, Dr. Roland, Feldstr. 23, 2807 Achim ∞  
 Wellmann, Elisabeth, Wachmannstr. 164 A, 2800 Bremen 1  
 Wendel, Inga, Schwedenstr. 5, 2800 Bremen 61  
 Wennemann, Gertrud, Theodor-Körner-Str. 5, 2800 Bremen 1  
 Wessel, Ilse, Ellhornstr. 6, 2800 Bremen 1  
 Wessels, Dr. Manfred, Zum Sportplatz 6, 2805 Stuhr 3 ∞  
 Weth, Fritz Hasso von der, Fliederweg 14, 2815 Langwedel-Daverden  
 Wichern, Günter, Georg-Gröning-Str. 161, 2800 Bremen 1  
 Wichert, Bernhard, Fasanenweg 11 a, 2805 Stuhr 3 ∞  
 Wiechmann, Heinz, Lindenweg 10 B, 2800 Bremen 33 ∞  
 Wiedemann, Dr. Hans, Richard-Wagner-Str. 24 I, 2800 Bremen 1 ∞  
 Wilckens, Dr. Friedrich, Nietzschesstr. 61, 5300 Bonn - Bad Godesberg  
 Wilkens, Peter, Agnes-Bernauer-Platz 6, 8000 München 21  
 Willefür, Ursula, Schweizer Str. 18, 2800 Bremen 1  
 Windler, Anneliese, Osterholzer Dorfstr. 59, 2800 Bremen 44  
 Windler, Ernst, Charlottenburger Str. 11, 2800 Bremen 1 ∞  
 Winkel, Harry, Oslebshauser Heerstr. 30, 2800 Bremen 21  
 Winkelmann, Lotte, Richard-Wagner-Str. 11/13, 2800 Bremen 1  
 Winterhoff, Christoph Heinrich, Hohenkampsweg 39, 2800 Bremen 33 ∞  
 Wippich, Helmut, Gerhart-Hauptmann-Str. 17, 2800 Bremen 1 ∞  
 Wissmann, Sylvelin, Bulthauptstr. 14, 2800 Bremen 1  
 Wittheit zu Bremen, Tiefer 5, 2800 Bremen 1  
 Wittstock, Dr. Jürgen, Frankfurter Str. 39, 3550 Marburg  
 Wohltmann, Carsten H., Parkallee 155, 2800 Bremen 1  
 Wohner-Mäurer, Ulrich, Böblinger Weg 21, 2800 Bremen 1 ∞  
 Carl H. Wolters GmbH & Co., Bremer Str. 48, 2805 Stuhr 1  
 Woytowitsch, Dr. Eugen, Am Herzogenkamp 8, 2800 Bremen 33  
 Wurzler, Gerhard, Salamancastr. 75, 8700 Würzburg  
 Wyl, Dr. Hans-Erich de, Amtmann-Schroeter-Str. 12, 2804 Lilienthal  
  
 Ziessow, Dr. Karl-Heinz, Bremer Str. 31, 2872 Hude 1  
 Zimmer, Ursel, Wollaher Str. 32, 2863 Ritterhude-Platjenwerbe  
 Zwijas, Renate, Kurfürstenallee 66, 2800 Bremen 1

## **Anschriften der Autoren und Rezensenten**

- Horst Banse*, Katrepeler Landstraße 6, 2800 Bremen 33  
*Dr. Karl Heinz Brandt*, Bergstraße 46, 2804 Lilienthal  
*Dr. Thomas Elsmann*, Heinstraße 25, 2800 Bremen 1  
*Dr. Karin Hackel-Stehr*, Straßburger Straße 42, 2800 Bremen 1  
*Prof. Dr. Dieter Hägermann*, Hermann-Frese-Straße 26, 2800 Bremen 33  
*Dr. Peter Hahn*, Georg-Gröning-Straße 82 a, 2800 Bremen 1  
*Dr. Andreas Hedwig*, Bennigsenstraße 19, 2800 Bremen 1  
*Dr. Hans-Christoph Hoffmann*, Goebenstraße 8, 2800 Bremen 1  
*Dr. Adolf E. Hofmeister*, Sachsenstraße 12, 2810 Verden  
*Prof. Dr. Bernd Ulrich Hucker*, Fliederweg 6, 2848 Vechta  
*Dr. Diether Koch*, Lüderitzstraße 21, 2800 Bremen 1  
*Prof. Dr. Peter Kuckuk*, Uenzen 70, 2814 Süstedt  
*Dr. Alfred Löhr*, Altenburger Straße 16, 2800 Bremen 1  
*Dr. Wilhelm Lührs*, Contrescarpe 53, 2800 Bremen 1  
*Dr. Inge MarBolek*, Walldammstraße 6, 2800 Bremen 1  
*Christiane Matzen M. A.*, Heimhuder Straße 21, 2000 Hamburg 13  
*Dr. Hartmut Müller*, Neuer Weg 57, 2805 Stuhr 2  
*Dr. Christian Ostersehlte*, Tettenbornstraße 4 a, 2800 Bremen 1  
*Dr. Reinhard Patemann*, Franz-Liszt-Straße 15, 2800 Bremen 1  
*Hartmut Pophanken*, Richard-Wagner-Straße 19, 2800 Bremen 1  
*Eugen De Porre*, Tilsiter Straße 15, 2805 Stuhr 2  
*Bernt Roder*, Turmstraße 35 a, 1000 Berlin 30  
*Dr. Hartmut Roder*, Neustadtscontrescarpe 156, 2800 Bremen 1  
*Dr. Andreas Röpcke*, Rembrandtstraße 9, 2800 Bremen 1  
*Dr. Günther Rohdenburg*, Saarbrückener Straße 34, 2800 Bremen 1  
*Dr. Klaus Schaap*, Watertucht 37, 2900 Oldenburg  
*Dr. Bettina Schleier*, Salvador-Allende-Straße 3, 2800 Bremen 1  
*Gerhard Schmolze*, Alter Schulhof 3, 2820 Bremen 77  
*Dr. Lars U. Scholl*, Hohewurth 7, 2854 Loxstedt  
*Prof. Dr. Herbert Schwarzwälder*, Torgauer Straße 7, 2800 Bremen 1





